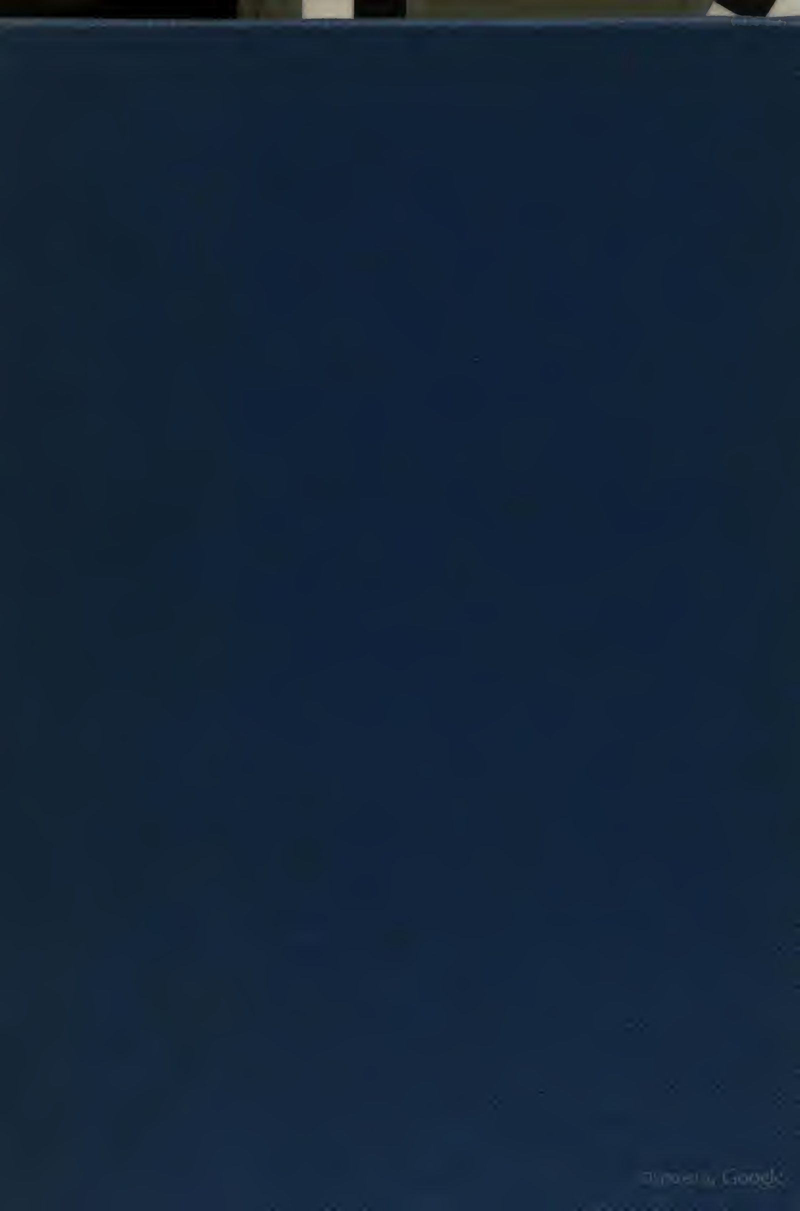
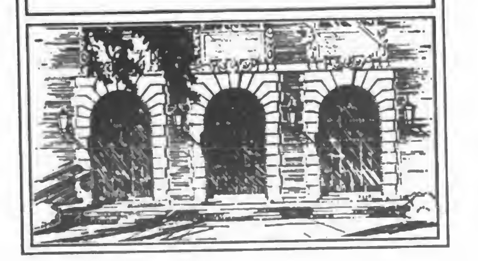






GESCHLECHT
GESELLSCHAFT

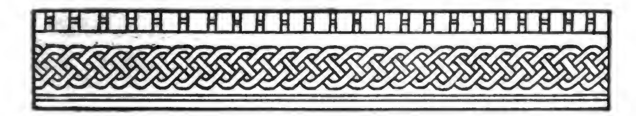
HERAUSGEGEBEN
IN VERBINDUNG MIT NAMHAFTEN FACHLEUTEN
VON KARL VANSELOW

ZWEITER BAND



VERLAG DER SCHÖNHEIT
BERLIN :: LEIPZIG :: WIEN
1907.

Gedruckt in der Steglitzer Werkstatt, Steglitz, Birkbuschstraße.

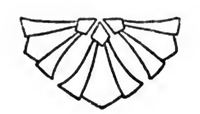


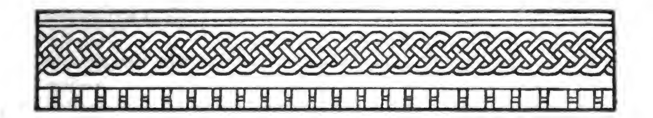
INHALTS-VERZEICHNIS.

I. SACHREGISTER.

II. TEXTÜBERSCHRIFTEN.

III. ABBILDUNGEN





GESCHLECHTSLEBEN UND LIEBE

Von Dr. med. FERD. STEINGIESSER.

Ursprünglich, als das Geschlechtsleben der Menschen auf seiner primitivsten Stufe stand, bildete die Liebe einzig und allein eine physische Notwendigkeit, deren Befriedigung in gleicher Weise geschah, wie dies noch jetzt bei den Tieren und einzelnen wilden Völkerschaften vor sich geht. Die Liebe von damals war noch keine Leidenschaft, sondern ein Bedürfnis, ein Gesetz, dem die ganze Menschheit unterworfen war. „Der vorgeschichtliche Mensch hatte in der Tat kaum Zeit zum Lieben. Er musste kämpfen, furchtbar kämpfen, um leben zu können. Wenn er seinen Hunger mit dem Fleisch der auf der Jagd erbeuteten Tiere gestillt hatte, fühlte er sich von dem Drange nach geschlechtlicher Verbindung belebt, warf den Pelz, der seinen haarigen Körper bedeckte, auf die Seite und stürzte, vor Lust heulend, auf sein Weib, das vor Furcht und Schrecken zitternd auf ihn wartete." (G. Saint-Yves, la littérature amoureuse). Der geschlechtliche Akt entzog sich nicht der Öffentlichkeit und Mann und Weib gingen nackt, ohne das Schamgefühl zu verletzen, „Schamgefühl", soweit man bei diesen Völkern von einem solchen reden kann. Denn nichts war zu allen Zeiten wandelbarer als der Begriff jenes Wortes. Noch heutzutage besteht ein solcher Unterschied in der Ausdehnung dieses Gefühles, daß man ganze Bände schreiben müßte, um nur einen Begriff davon zu erhalten.

Einige Autoren leiten das Wort: pudor von putere = stinken ab, wonach es also den Anschein haben könnte, als ob das Schamgefühl zunächst beim Weibe entstanden sei und sich auf die Verdeckung der übelriechenden Ausdünstungen des zersetzten Vaginalschleims bezogen hätte (Lombroso, der Verbrecher), doch erscheint diese Ableitung mehr als zweifelhaft. Nur soviel steht fest, daß noch heutzutage Völkerschaften existieren, bei denen ein Schamgefühl in unserem Sinne überhaupt

nicht vorhanden ist. Um nur einige auffallende Beispiele zu erwähnen: Bei den Matutas tragen die Weiber eine Schürze, welche jedoch die Geschlechtsteile unbedeckt läßt; ebenso die Männer auf den Neu-Hebriden. Die Eskimos entblößen sich vollständig in ihren Hütten, worin sie dicht zusammengedrängt sitzen. Die Einwohner Zentral-Australiens zeigen keine Spur von Scham beim Ablegen der kleinen Gegenstände, die zu ihrer konventionellen Toilette gehören. Im nördlichen Queensland tragen die Männer nur bei festlichen oder anderen öffentlichen Gelegenheiten aus Muscheln oder Opossumleder verfertigte Gegenstände, welche die Geschlechtsteile verhüllen sollen. Wieder andere verbergen ihr Glied mit der größten Sorgfalt, jedoch geschieht dies mehr aus Furcht denn aus Anstandsgefühl. So glauben die Einwohner der Neu-Hebriden, daß der Anblick des unverhüllten Gliedes jedem, selbst einem anderen Manne höchst gefährlich werden kann. Daher wickeln sich die Männer in in diesen Gegenden viele Ellen Kaliko oder anderen Stoff um ihr Glied, bis dasselbe zu einem Bündel von zwei Fuß Länge und entsprechendem Durchmesser vergrößert ist, welches sie dann vermittels eines Gürtels nach oben gerichtet tragen und dessen Spitze gewöhnlich mit blühenden Gräsern verziert wird. Die Hoden bleiben dabei unbedeckt. Sonst gibt es bei ihnen keine Kleidung. — Die Maori, die sich ihres kühlen Klimas wegen reichlich bekleiden, finden nichts dabei, wenn ein Mädchen sich, um zu schwimmen, vor Zuschauern seiner Kleider entledigt, und auch die Männer ziehen sich zur Arbeit oder zum Fechten ganz nackend aus. — In Indien ergeben sich aus der starken Bewertung des sexuellen Momentes für unser Gefühl recht sonderliche Erscheinungen, die nur durch die Naivität, mit der solche Obscönitäten auftreten, für uns begreiflich werden. So wird während des Soma-Opfers, das zwei Tage dauert, von einem Paar öffentlich der Koitus ausgeführt, so legt sich bei dem Roßopfer die Hauptgemahlin des Königs, sobald das Tier verendet ist, dessen Penis in den Schoß (zur Erzielung von Fruchtbarkeit); dieselbe empörende Pflicht hatte die erste Gemahlin des Königs auch bei dem Menschenopfer. Bei einzelnen Stämmen muß sich der Bräutigam nackt ausziehen, bevor die Hochzeitsfeier beginnt. Vielfach wird gerade die Nacktheit als

Mittel angesehen, um böse Götter zu verscheuchen oder gute Götter anzulocken. Bei vielen Stämmen ist der fleischliche Verkehr während des Gottesdienstes ein notwendiger Bestandteil desselben; unfruchtbare Frauen, die Kinder wünschen, treten nackend in die Sonne, blicken zu ihr auf und erflehen ihre Hilfe zur Beseitigung der Unfruchtbarkeit; und ebenso wie hier zur Heilung der Sterilität spielt die Nacktheit eine große Rolle bei den Hochzeitsgebräuchen, um Regen zu erzielen, allzu reichlichen Regen aufhören zu lassen, Cholera zu verscheuchen, Hungersnot zu lindern, erkrankte Haustiere zu retten, kurz zur Verscheuchung von Dämonen, von denen man annimmt, daß sie bei dem Anblick von Nuditäten entsetzt fliehen, namentlich wenn zu diesem „abergläubischen' Exhibitionismus“ noch eine abstoßende Häßlichkeit hinzukommt. Der Begriff des Obscönen war den Indern vollkommen fremd. „Bei einem Volke von solch lebhafter Phantasie, wie die Indier“, sagt William Jones, „ist es zu natürlich, daß alles Form und Leben erhält. Bemerkenswert ist es, bis zu welchem Grade ihre Einbildung vom sexuellen Leben durchsetzt ist. Keinem der indischen Gesetzgeber ist es allem Anscheine nach je in den Sinn gekommen, daß irgend etwas Natürliches obszön sein könnte, eine Eigentümlichkeit, die sich in all ihren Schriften findet, die jedoch nicht als Beweis ihrer Sittenlosigkeit angesehen werden darf.“ Also auch hier finden wir die Anschauung: Naturalia non sunt turpia.

„In Azimba-Land“ (Zentral-Afrika) schreibt H. Crawford-Agnus, der viele Jahre in Afrika verlebt hat, „habe ich die Erfahrung gemacht: Je nackter ein Volk geht, je schamloser unb obszöner für unseren Geschmack ihre Sitten und Gebräuche sind, desto moralischer und strenger sind sie in sexueller Beziehung.“ Er gibt im weiteren eine Schilderung der Einweihungszermonien, die beobachtet werden, wenn ein Mädchen das Alter der Pubertät erreicht; die Mädchen werden hier unter festlichem Gepränge mit Singen und Tanzen in alle Geheimnisse der Ehe eingeweiht. „Die ganze Sache wird als etwas natürliches betrachtet, nicht als etwas, dessen man sich schämen und das man verstecken muß, und da es so offen und frei behandelt, keinerlei Geheimnis daraus gemacht wird, so kommt es, daß

die Frauen dieses Stammes sehr tugendhaft sind. Sie wissen von früh auf alles, was zu wissen ist, und sehen keinen Grund ein, etwas so Natürliches geheim zu halten. (Zeitschrift für Eth. 1898.) Bemerkenswert ist ferner die Antwort, welche ein Negerhäuptling auf eine Frage Herbert Ward's zur Erklärung der Nacktheit gab: „Das Verbergen gäbe nur der Neugier Nahrung" (Journal. Anthrop. Inst. 1895), ganz entsprechend der Ansicht, welche Westermark in seinem an anthropologischen Tatsachen reichen Werke: „the history of human marriage" ausspricht: „Es ist nicht das Gefühl der Scham, welches die Bedeckung veranlaßt hat, sondern die Bedeckung hat das Gefühl der Scham hervorgerufen." In diesem Urzustande ist das Weib natürlich Gemeingut der Männer, temporäre Beute des Mächtigsten, Stärksten. Dieser strebt nach den schönsten Individuen des anderen Geschlechts und übt somit instinktiv eine Art geschlechtlicher Zuchtwahl aus. — Die Indianer in Kalifornien haben kein Wort für den Begriff: „Ehe".

In Australien dürfen die Mädchen im erreichten Alter von zehn Jahren geschlechtlich mit Männern verkehren und werden dazu bei gewissen Festlichkeiten sogar aufgefordert. — Auf den Andamanen gehören die Weiber allen Männern des Stammes, und wenn sie einen derselben abweisen wollten, so würden sie sich hiermit eines großen Verbrechens schuldig machen. — Schon Herodot erzählt, daß die Weiber der Gindaner in Afrika an den Beinen so viel lederne Zierate trugen, wie die Zahl der Männer sich belief, mit denen sie geschlechtlich verkehrt hatten. Auch die Ägypterinnen sollen ähnliche Zierate getragen haben, wie Sextus Empiricus berichtet; je mehr eine solche Andenken besaß, desto mehr wurde sie geschätzt. Noch jetzt tragen die Weiber in Tibet um den Hals die Ringe ihrer Liebhaber; umsonst werden diese Ringe aber nie geschenkt. Je mehr Ringe ein Weib besitzt, desto glänzender wird seine Hochzeit gefeiert. Während man im alten Indien auf die Jungfräulichkeit großen Wert legte, ist es bei den einzelnen Stämmen der indischen Völker unserer Zeit verschieden. Sehr frei ist z. B. das Liebesleben in Laos und ebenso gering die Wertschätzung der Jungfräulichkeit. Bei den Bataks auf Sumatra sind die jungen Mädchen geschlechtlich völlig frei und überlassen sich der größten Zügellosigkeit.

Darum sagt man dort sehr drastisch von der Frau, die vor ihrer Verheiratung nur wenig Liebesverhältnisse gehabt hat: „Sie ist kein leckerer Kuchen, auf dem sich eine Fliege niederläßt.“ Aber die Frau, die ihrem Verlobten untreu wird oder verheiratet Ehebruch treibt, büßt diese Missetat mit dem Leben. (Wilken.) — Auf Ambon und den Uliasers wird die Befriedigung des Sexualtriebes vor der Hochzeit „nicht an Ketten gelegt“. Eine freie Lebensweise schadet den Mädchen keineswegs; der Sinnengenuß ist so selbstverständlich als Essen und Trinken, und es gilt vielmehr für eine Schande, wenn ein Mädchen wenig oder keinen Anbeter hat. Van Hoëvell sagt: Alles löst sich hier in ein blindes Befriedigen des Geschlechtstriebes auf; und wie es eine Ungereimtheit sein würde, von Prostitution im Tierreiche zu sprechen, so auch hier. Von Kindheit an gewöhnt, die größte Unsittlichkeit, sei es von Vater oder Mutter, sei es von Brüdern oder Schwestern und um sich her zu sehen, und dadurch überreizt überläßt sich das junge Mädchen, wenn es kaum der Schulzucht entwachsen und reif geworden ist, schon seiner Neigung zur sinnlichen Lust und wirft sich dem ersten besten Jünglinge in die Arme, der ihm gefällt, um dem Triebe zu genügen. Jede Tagesstunde, jeder Ort, jede Gelegenheit ist dem Mädchen willkommen, dies Ziel zu erreichen, während der junge Mann stolz darauf ist und sich bemüht, so viele Liebschaften anzuknüpfen, als nur möglich ist. Aber auch das Mädchen wird, wenn der Reiz der Neuheit vorüber ist, bald seines Liebhabers müde und ihm um eines anderen willen untreu, der im Augenblicke mehr Anziehendes für sie hat, ganz wie die Laune es ihr eingibt; und so gehört dort eine reine Magd zu den größten Seltenheiten; sie ist „eene witte raaf“. Auch auf vielen anderen indischen Inseln ist der Verkehr zwischen den Geschlechtern frei und unbehindert. Auf Halmahera nimmt man es den Töchtern durchaus nicht übel, wenn sie einem Burschen, der ihnen besonders gefällt, erlauben, eine Nacht in ihrer Kammer zuzubringen. Man findet nichts Unsittliches dabei. Wenn bei einem solchen Verkehr — mamane genannt — keine weiteren Folgen entstehen, nimmt niemand Notiz davon; und auf die Jungfernschaft legt der Alfure keinen Wert bei der Eheschließung. — Auf Savu herrscht nach Riedel „a very licencious

sexual intercourse"; die Männer ziehen Frauen bei der Verheiratung vor, die ihre Jungfernschaft schon verloren haben. Es ist deshalb für Fremde nicht schwer, bei einem Besuche der Insel mit einem unberührten Mädchen „for a trifling dowry" zu koitieren. — Der Dayak findet die Forderung der Jungfernschaft für eine Frau einfach lächerlich, und im Gebiete des Pana- und Bilastromes wird es für ein Mädchen als wenig ehrenvoll angesehen, wenn nur wenig junge Männer seine Gunst suchen: Keuschheit ist hier keine Tugend und nur selten tritt ein Mädchen als Jungfrau in die Ehe. Von Sipirok meldet Wilken, daß man die Zügellosigkeit der jungen Mädchen vor der Ehe dort sozusagen als ihre Pflicht betrachtet.

Alle diese angeführten Beispiele beweisen dem Leser auf das Deutlichste, daß unsere Begriffe von Schamgefühl und Moral doch höchst wandelbare Dinge von jeher gewesen sind und auch in Zukunft wohl bleiben werden, Eintagsfliegen, deren ephemeres Dasein auch durch die strengsten Strafgesetze nicht gefestigt werden kann. Wir sind in allem dem Wechsel unterworfen, das Heute gilt nicht für das Morgen, nichts Beständiges gibt es auf der Erde. Und selbst in unserem Zeitalter gibt es in sogenannten zivilisierten Ländern noch zahlreiche Völker, deren Sitten und Gebräuche unser Schamgefühl auf das Gröblichste verletzen! So erzählt Dr. Matignon im Arch. d'Anthropol. Criminelle 1898: „Die Schönheit der Chinesin liegt zum großen Teil in ihren Füßen. „Ein nicht verunstalteter Fuß ist eine Schande," sagt ein chinesischer Dichter. „Für den Gatten ist der Fuß interessanter als das Gesicht; nur er darf den Fuß seiner Frau unbekleidet sehen. Eine Chinesin ist ebenso ängstlich bestrebt, ihre Füße nicht sehen zu lassen, wie eine Europäerin es streng vermeidet, ihre Brüste zu enthüllen. Ich habe öfters Chinesinnen behandelt, die an ihren geradezu lächerlich kleinen Füßen infolge der zu festen Bandagierung Wunden oder Abschürfungen hatten. Sie zeigten sich dabei prüde wie kleine Schulmädchen, erröteten, drehten sich nach der Wand beim Auflösen der Schuhbänder und wickelten dann den Fuß in ein Tuch, das nichts frei ließ als die verwundete Stelle. Schamgefühl ist Sache der Konvention; bei den Chinesinnen erstreckt es sich vorzugsweise auf den Fuß, ist jedenfalls anderen Gesetzen unterworfen wie bei uns.

Und in Japan, diesem hoch zivilisierten Lande, sind die Badeplätze der Frauen vollständig offen, wie Mitfort in seinen „Erzählungen aus Alt-Japan 1871" mitteilt. Das Kopfwaschen wurde sogar von Männern besorgt, und die Engländer, die in die Nähe kamen, wurden nicht fortgeschickt, ja die Badenden zeigten bei ihrem Kommen nicht die mindeste Prüderie. Oft gingen die Mädchen nach dem Bade ganz ungeniert nackt nach Hause, wobei sie ihr Haar, wie zur unschuldigen Bewunderung auffordernd, ausbreiteten. Das dauerte so lange, bis unsere Landsleute durch Gelächter und gemeine Späße sie ängstlich und scheu machten, so daß sie sich vor etwaigen Angriffen zu verstecken anfingen. So breitet sich die Korruption aus, und das Heidentum wird durch den Kontakt mit uns dunkler! — Im Gespräch mit einem Herrn aus Japan bemerkte ich, daß wir es für unanständig hielten, wenn beide Geschlechter ihre Bäder und Waschungen gemeinsam vornähmen. Er zuckte nur die Achseln und antwortete: „Ach, die westlichen Leute haben solch geile Gedanken!" — Andere Reisende erzählen von Nationaltänzen, wobei sie Gelegenheit hatten, die große Schönheit der nackten Japanerinnen zu bewundern, oder von Brunnen, denen ganz besondere Heilkräfte zugesprochen werden und in denen Männer und Frauen zusammen ihre nackten Körper dem Einfluss des heilkräftigen Wassers aussetzen. Übrigens hat sich die Sitte des gemeinschaftlichen Badens selbst in Europa trotz aller Verbote mindestens noch bis an das Ende des 18. Jahrhunderts erhalten, und dieser Umstand sowohl als auch die Tatsache, daß man in Deutschland erst im 16. Jahrhundert anfing, Hemden zu tragen, berechtigen zu dem Schlusse, daß deutsche Völker bis zum 16. Jahrhundert daran gewöhnt waren, das Nackte täglich vor Augen zu sehen. „Jeder zog sich beim Zubettegehen vollständig aus, und in den Dampfbädern war eine Bedeckung nicht nötig. Die Tänze der Landleute sowohl wie der Städter zeichneten sich durch hohe Luftsprünge aus. Es war ein Hauptvergnügen für den Tänzer, wenn er seine Tänzerin recht hoch emporschnellen konnte, so daß ihre Röcke aufflogen. („Cancan" bei den Franzosen.) Daß das weibliche Schamgefühl in dieser Beziehung sehr unbekümmert war, wissen wir aus zahllosen Berichten aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Man darf hierbei nicht vergessen,

daß die Frauen im Mittelalter keine Unterwäsche trugen und daß selbst im 17. Jahrhundert das Tragen von Beinkleidern bei Italienerinnen als seltsam betrachtet wurde. Das Verschwinden der Bäder und das Tragen von Unterwäsche hat einen mächtigen Einfluß auf die Erweckung des Schamgefühls ausgeübt, das unterliegt wohl keinem Zweifel. (Rudeck, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.)

Daß die Griechen sowohl wie die Römer in der Verherrlichung des Nackten sehr weit gingen, setze ich als als bekannt voraus. Alle auf uns gekommenen Werke jener Zeit enthalten Einstimmiges darüber. In Sparta, in Athen, in Thessalien, auf Chios, in Rom war man an die „göttliche Nacktheit" gewöhnt, so daß Plato sagen konnte: Wenn ein Mann es komisch findet, daß Frauen unbekleidet Gymnastik treiben, als ein Mittel, vollendete Formen zu zeigen, so ist sein Spott nur eine „unreife Frucht am Baume der Weisheit". Weniger bekannt dürfte die Tatsache sein, die von zahlreichen griechischen Autoren berichtet wird, daß es häufig vorgekommen sein soll, wie die Eheleute ihre Ehe im Beisein vieler Zuschauer vollzogen. Auch für die Bewohner des Kaukasus, die Ausier in Afrika und für die Inder hatte der Anblick des Beischlafes nichts Anstößiges, sie übten ganz wie die Tiere den Koitus unbekümmert in fremder Gegenwart aus, wie Herodot erzählte. Auf Thahiti sah Cook einen erwachsenen Eingeborenen öffentlich den Beischlaf üben mit einem elfjährigen Mädchen, welchem die Königin besondere Anweisungen darüber erteilte. (Lombroso, der Verbrecher.) Bekannt ist ferner, daß die jungen Chinesinnen bis zu ihrer Verheiratung geschlechtlichen Umgang mit Männern pflegen, ohne daß der Ehemann darin etwas Anstößiges erblickt. Wir finden die Sitte schon im Altertume, aber hier waren es hauptsächlich die Priester, welche sich dieses wirksamen Hebels bedienten, um das Volk in Unterwürfigkeit zu halten. Der Zweck heiligte auch damals schon die Mittel, und so benutzten in den frühesten Zeiten bereits die Priester geschickt die mächtigen, auf den Organismus wirkenden Regungen des Geschlechtstriebes, um einerseits für sich die günstigsten Bedingungen zur Ausübung geschlechtlicher Ausschweifungen zu schaffen, andererseits aber auch dem Volke die glückliche Befriedigung des geschlechtlichen Zusammenlebens, des höchsten,

oft einzigen Genusses des Wilden wie des Armen (den es manchmal das mangelnde Abendessen vergessen lassen muß) zu gewährleisten. Ursprünglich ein rein symbolischer Akt, bei welchem der unverdorbene Jüngling eine körperlich und geistig reine Jungfrau aus der Hand des Priesters empfing, die Geliebte dann wonnetrunken auf den mit duftenden Blüten geschmückten Torus niederzog, und so, seiner selbst fast unbewusst, zum Schöpfer eines Wesens wurde, in dem beide sich verjüngt sahen, zeitigte dieser Venuskultus schon bald die entsetzlichsten Auswüchse, kam als Mylittadienst nach Babylon, als sabäischer Kultus nach Mesopotamien und als Astartekultus zu den Phöniziern und den übrigen Küstenländern. Schon Herodot konnte berichten, daß zu Babylon die Töchter des Landes gezwungen einmal im Leben zugunsten der Göttin für Geld sich einem fremden Mann preisgeben mußten, dann allerdings um so sittiger in ihre Wohnung zurückkehrten, und „weder Versprechungen noch Geschenke, so gross sie auch sein mochten, führten sie jemals wieder in die Arme eines Fremden.“ Doch dauerte dieses verhältnismäßig noch sittliche Verhältnis nur kurze Zeit. Bald wurde die scheußliche Unsitte allgemein verbreitet, daß die Töchter des Landes, namentlich die der ärmeren Bevölkerung, sich auf diese Weise eine Morgengabe verdienten, nachdem sie den Priestern von ihrem Verdienste ihren Obulus entrichtet hatten. Nicht allein, daß die Priester die Entjungferung selbst vornahmen oder mittels eines dazu bestimmten Götzenbildes (Priapus oder Lingam) vornehmen ließen, auch die Fremden mußten für die Benutzung der Tempeldienerinnen ihren Anteil der Göttin entrichten.

Die Vornehmen des Landes schickten dann später an Stelle ihrer Töchter Sklavinnen, welche neben dem Tempeldienst auch noch mit ihrem Körper Gewerbe trieben, die sogenannten Hierodulen, Dienerinnen der Göttin, die durch Ausübung des geschlechtlichen Verkehrs der Venus ihre Opfer darbrachten. Daß die Geschäfte der „heiligen Prostitution“ auch damals schon sehr einträglich waren, geht daraus hervor, daß z. B. die Kosten für die Errichtung der Pyramide von Cheops zum großen Teile durch den Ertrag der Prostitution der Königstöchter bestritten wurden. An anderer Stelle erzählt Herodot, daß eben diese Königstöchter auf eigene Rechnung eine Pyramide bauten, indem sie ihre Buhlen einen Stein für jede Umarmung herbeischaffen ließen.

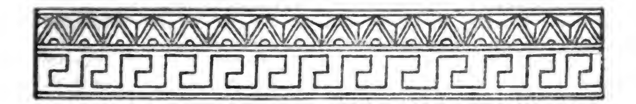
Auf der Insel Cypern verkauften sich die Mädchen den Fremden am Seeufer, und das eingenommene Geld wurde in eine gemeinsame Kasse niedergelegt, aus welcher die Mädchen ihre Mitgift erhielten. Und auch diese Sitte galt als eine heilige, indem die Mädchen in Cypern, der Sage zufolge, dazu gezwungen worden wären durch die Göttin, welche die Widerwilligen in Stein verwandelte. (Dufour, Histoire de la prostitution).

In Lydien waren die heiligen Dirnen so zahlreich und wohlhabend, daß sie zur Errichtung des Mausoleums von Halyattes mehr beitrugen, als die Künstler und Kaufleute zusammengenommen. So traten die Elemente der geschlechtlichen Ausschweifung immer mehr hervor und drängten den ursprünglichen Kultus allmählich zurück. Wie überhaupt mit der steigenden Aufklärung das Ansehen der Götter schwand, so verlor auch die Venus bald ihren alten Charakter als Göttin der Zeugung und sank herab zur Schützerin der Wollust. Ihre Tempel dienten nur noch als Sammelplätze der sinnlichen Lust, die Weihgeschenke wurden zu Schutzgeldern für die freie Gelegenheit, der Wollust zu fröhnen, sie sanken zum Hurenzins herab, wie die Tempel zu Bordellen. Daher werden wir uns auch vergebens nach einer Bezeichnung für das Bordell in Asien umsehen, man hatte dort die Sache, und hat sie in den indischen Tempeln noch jetzt, ohne daß man des Namens bedurfte, und der Staat brauchte kein Institut zu schaffen, das sich ohne sein Zutun längst unter dem Deckmantel der Religion herausgebildet hatte. Selbst bei den Juden, welche zwar häufig, aber immer nur vorübergehend dem fremden Kultus anhingen, scheint es niemals Bordelle im eigentlichen Sinne des Wortes gegeben zu haben, worauf auch die Worte Kadessa, was gleichzeitig Heilige und Hure, und Kadeschud, was Sakristei und Bordell bedeutet, hinweisen, wie Lombroso hervorhebt.

Auch jetzt noch neigt sich in Italien die Buhlerin vor dem Bilde ihrer Madonna, ehe sie sich preisgibt, und spricht zu ihr: Madonna mi ajuta! oder Madonna mi perdonna!, indem sie einen Schleier über deren Bild zieht, und nennt dies Cristianita!!

(Fortsetzung folgt.)





DIE ÜBERSCHÄTZUNG DER JUNGFERNSCHAFT.

Ein Beitrag zur modernen Frauenfrage.

Von Frau Dr. H. PAUL.

Selten hat ein Mensch, der aus tiefem Schlafe erwacht, sofort sein volles Bewußtsein . . . selten vermag er sofort mit ganzen Sinnen etwas zu erfassen.

Er blickt um sich, erstaunt, fragend . . . und erst nach und nach kommt er zum Bewußtsein seines Ich.

Und das Weib, das aus jahrhundertlangem Schlafe erwacht ist, das Weib öffnet langsam die schlaftrunkenen Augen. Die Zunge, noch gelähmt vom langen, langen Schweigen, vermag nur verworrene Laute zu stammeln. Die aber, die des Weibes Erwachen beobachten, lachen darüber und finden es ergötzlich.

Sie vergessen aber, daß das Weib vielleicht im langen Schlafe Kraft gesammelt hat, unbändige Kraft, und daß aus dem Stammeln glühende Rede werden wird.

Aber vorläufig lallt es noch. Wie ein Kind greift es mit beiden Händen nach Dingen, die es noch gar nicht brauchen kann, und die es vielleicht später überhaupt nicht mehr will. Es begehrt mit ungestümem Drängen darnach und verschmäht das, was ihm weit nötiger wäre und was man ihm vielleicht geben würde.

Denn — und das ist der Fehler in der ganzen Frauenbewegung, das ruft den Spott und die Entrüstung hervor — die Frauen haben beim Ende angefangen.

Sie beanspruchen eine äußerliche Machtstellung, ohne jetzt schon dazu befähigt zu sein, sie auszufüllen . . . sie arbeiten angestrengt an ihrer äußeren Position, ohne selbst innerlich fertig zu sein.

Das Verlangen der heutigen Frau richtet sich vornehmlich auf konkrete Dinge, die sie füglich noch lange entbehren könnte, das rein Menschliche kommt für sie erst in zweiter Linie in Betracht, wenn überhaupt.

Und was das Schlimmste ist, die Frau kümmert sich um Dinge, die heute noch allein den Mann, höchstens aber Mann und Frau angehen, die Mißstände in ihrer eigenen Weiblichkeit vom rein menschlichen Standpunkte aus lassen sie ziemlich gleichgültig.

Die heutige Frau ist ehrgeizig und ihr Ehrgeiz geht dahin, die äußere Stellung des Mannes in der Welt zu teilen. Sie heischt gewisse bürgerliche und staatliche Rechte, die der Mann besitzt. Sie vergißt aber, daß dem Manne diese Rechte aus seiner inneren Freiheit heraus erwachsen, und diese innere Freiheit fehlt der Frau, die äußere Freiheit verlangt, vollständig.

Die Frauenbewegung, die ganze Emanzipation ist, so wie sie sich heute darstellt, für den Beobachter, der nüchtern und unbefangen zusieht, wirklich nur „ein komisch Ding."

Und die wenigen, wenigen Frauen, die wirklich innerlich frei sind, die schwingen sich auf eine einsame Höhe, und kümmern sich nicht mehr um die Schwestern, die noch im Staube ringen.

Vielleicht weil sie, die mit vieler Mühe und schweren Kämpfen die hohe Stufe ihrer inneren Vollkommenheit erklommen haben, wissen, wie wenig Entgegenkommen sie bei ihren Geschlechtsgenossinnen zu erwarten haben.

Dieser enge Anschauungskreis wird bleiben, solange nicht die Frau die hohe Mauer, die man um ihre Weiblichkeit gezogen, niedergerissen hat.

Und diese hohe Mauer ist ihr engbegrenztes, abhängiges Geschlechtsleben.

Das Alpha und das Omega, der Brennpunkt im Leben der beiden Geschlechter, die Achse, um die sich alles dreht, ist schließlich der Geschlechtssinn, dem doch alles, was da lebt und atmet, sein Dasein verdankt.

Und im Geschlechtsleben nimmt eigentlich die Frau die höhere Stellung ein. Sie ist die Trägerin des keimenden Lebens, sie ist die Hervorbringerin, die Beschützerin . . . sie ist diejenige, die für die Fortbestehung des Menschengeschlechtes leidet und sogar dafür stirbt.

Die Natur hat der Frau die höchste Machtstellung und die größte Aufgabe zuerteilt.

Auf welch unsinnige, ja grausame Art aber wird es ihr erschwert und zum Teil unmöglich gemacht, diese zu erfüllen.

Herrschsucht und Eitelkeit, vielleicht auch längst veraltete Sitten haben es verstanden, dem gebärensfreudigen Weibe seine Aufgabe zu vergällen und sie ihm gar überhaupt zu entziehen.

Die Hauptfessel, die man dem Weibe anlegt, ist die ganz unnatürliche Überschätzung ihrer Jungfernschaft.

Das sog. Jungfernhäutchen (Hymen) soll nichts weiter sein, als ein Schutz für das unverständige Kind, für das zu junge Geschöpf. Mit dem Eintreten der Pubertät ist es vollständig überflüssig geworden, denn das gleichzeitig erwachte Weiblichkeitsgefühl läßt das Weib instinktmäßig seine Geschlechtsteile schützen.

Und diese von der gütigen Natur so weise gegebene Schutzhaut ist für die Frau eine Marter geworden.

Davon hängt das Glück so mancher Ehe ab, der bürgerliche Ruf des Mädchens und seine weibliche Ehre.

Es ist eine absolut unberechtigte Forderung der männlichen Eitelkeit, die den Gedanken nicht ertragen kann, daß das erwählte Mädchen vor ihm etwa schon einen andern Mann geliebt hat, während er fast immer schon eine ganze Anzahl von Liebschaften hinter sich hat, diesen Beweis der Jungfräulichkeit vom Weibe zu fordern. Und diese Eitelkeit, die sich wie immer, auch hier mit einer Äußerlichkeit begnügt, wird darum auch sehr, sehr oft betrogen.

Jungfräulichkeit und Unschuld werden immer in Verbindung gebracht.

Wo aber hört die Unschuld auf?

Die Männer verstehen zumeist unter einem unschuldigen Mädchen ein unwissendes Mädchen. Was aber sind Jungfräulichkeit und Unschuld wert, wenn sie nur der Unwissenheit entspringen?

Es gibt Mädchen, die nur als Säugling wirklich unschuldig waren . . . die später alle Freuden der Liebe genießen, die es aber mit der abgefeimtesten Raffiniertheit verstehen, sich jenen physischen Beweis ihrer Unschuld zu erhalten. Und der einstige Ehemann freut sich der Tugend seiner Braut und schwört auf ihre Unschuld, denn sie hat ja im Brautbette Blut vergossen.

Es gibt Mädchen, die sich schon als Kinder prostituiert haben durch Onanie und Gedankenausschweifung. Die Reinheit ihrer Seele ist längst verloren gegangen, nichts ist ihnen mehr unbekannt . . . aber . . . das Hymen haben sie sich erhalten . . . für den zukünftigen Mann!! Nun soll mal einer kommen und ihre Unschuld anzweifeln, mit diesem untrüglichen Beweis!

Und wenn ein anderes Mädchen, das sich in seiner Kindheit die völlige Reinheit bewahrt und nun mit heißer, ungestüm sich hervordrängender Weiblichkeit und erwachten Sinnen sich einem Manne in Liebe oder auch nur in Leidenschaft hingegeben hat . . . dann stehen alle und schreien: „Seht die Entehrte!“ Und nicht zum wenigsten das prostituierte Mädchen mit dem Hymen. Das schreit am lautesten und wirft die größten Steine. Die „Entehrte“ aber ist ein gesundes Weib mit gesunden Sinnen, das einem natürlichen Drange folgt und diese natürliche Befriedigung der Onanie oder den perversen Aufregungen der Demi-vierge vorzog. Dieses Weib ist geächtet. Kein Mann will es zur Ehe haben . . . aber die Demi-vierge und die Onanistin, die nimmt er! Sie haben ja noch den physischen Beweis!

O ihr törichten, eitlen Männer, welche Zustände hat eure unsinnige Eitelkeit geschaffen! Ihr zwingt ja die Mädchen dazu, euch auf jede Art zu betrügen, denn wie könnt ihr verlangen von einem Weibe mit gesunden Sinnen, daß es wartet, bis ihr euch herablaßt, es heimzuführen! Und wie oft muß es überhaupt vergebens warten!

Ist denn die Reinheit einer weiblichen Seele mit einem Coitus begraben?

Ein Geschlechtsakt ohne Liebe ausgeführt ist nichts weiter, wie irgend eine andere Berührung des Körpers. Ein inniger Kuß ist viel, viel mehr. Selbst ein Händedruck kann schwerwiegender sein.

Die seelische Reinheit liegt weder in der Unwissenheit noch in der körperlichen Unschuld . . . die Reinheit liegt in der absoluten Natürlichkeit! Die Natürlichkeit ist Tugend! Wenn sich bei einem Weibe der Geschlechtstrieb mächtig regt, und sie gibt sich einem geliebten Manne hin, das Weib ist

tugendhaft. Die Onanistin aber, die sich selbst befriedigt, und die Demi-vierge, die ihre Sinne im Schlamme der Unnatur badet — die sind nicht tugendhaft und wenn sie hundertmal im Besitze ihres Jungfernhäutchens sind.

Und noch ein weiteres Moment, das die eitle Überschätzung der Jungfernschaft unberechtigt, ja verdammenswert erscheinen läßt. Die Wissenschaft lehrt, daß die Jungfräulichkeit, ganz anatomisch genommen, verschiedene Formen hat, und daß sie zuweilen bei Frauen fehlt, die nie mit einem Manne in Berührung gekommen sind. Und selbst wenn das Häutchen vorhanden ist, wie leicht kann ein Stoß, ein Fall, ein heftiger Sprung ohne Verschulden das so leicht verletzliche Häutchen zerstören, das für so viele Männer das einzig sichere Zeichen von Unschuld und Tugend ist.

Wie viel häusliches Unglück, wie viel Vorurteil und Mißtrauen kann auf diese Weise entstehen, denn selbst gebildete Männer sind hierin oft sehr unwissend.

Wohl ist die Jungfräulichkeit, wenn sie mit wirklicher Herzensunschuld gepaart ist, ein herrliches Gut. Aber die übertriebene Schätzung eines winzigen Häutchens ist für ehrliche Frauen eine Geißel geworden und für raffinierte eine Prüfung im Lügen und Betrügen.

Die gesunde Frau, die vielleicht ihren Sinnen nachgegeben hat, wird es dem Manne, der sie zur Ehe begehrt, frei als Mensch zum Menschen sagen. Sie braucht nicht zu erröten, denn sie hat nur von ihrem Menschenrechte Gebrauch gemacht, und der verständige Mann wird sie darum nicht weniger schätzen. Die raffinierte Frau aber, weit entfernt, die Regung ihrer Sinne zu unterdrücken (was auch in gewissen Jahren in einem gesunden Organismus fast eine Unmöglichkeit wäre) wird sie auf jede sonstige Art zu befriedigen suchen, und tritt dem Manne dann als „unberührte reine Jungfrau“ entgegen. Und er ist stolz auf das Juwel, das er besitzt, und das ihn verspottet ob seiner Torheit und seiner Unwissenheit, die annimmt, daß ein weibliches Wesen in einem Alter von vielleicht 25 bis 26 Jahren noch gänzlich verschont geblieben ist von jedem Regen der Sinne. Und wäre es wirklich einmal der Fall,

bekäme er eine solche Frau, dann hätte er ein ganz unnatürlich empfindendes Weib sich errungen.

Was aber wird aus jenen armen Geschöpfen, die vielleicht heiße Liebessehnsucht empfinden, aber zu stolz und zu rein sind, sie durch Selbstbefriedigung zu stillen? Oder die vielleicht von einem Manne begehrt werden, die aber, um ihre „Ehre" zu wahren, lieber verschmachten? Denn nicht immer ermöglichen die sozialen Verhältnisse eine Ehe. Solch ein armes Mädchen geht seelisch zugrunde. Denn wie der Körper stirbt, wenn ihm Speise und Trank fehlt, so wird die Seele getötet durch Mangel an Liebe. Ein Ausgleich der Geschlechter muß sein. Das ist eine physische und psychische Notwendigkeit.

Diese armen stolzen Mädchen gehen einher mit großen, einsamen Augen, gequält von oft uneingestandenem Verlangen. Denn die weibliche Schamhaftigkeit, die sie einhüllt, und die mit ihren unnatürlichen Konsequenzen bis zu einem gewissen Grade meist nur das Produkt einer verkehrten Erziehung ist, diese Schamhaftigkeit ist oft noch größer, als das Verlangen.

Was haben diese Armen verbrochen, daß sie ausgeschlossen sind vom Genusse der Liebe, weil man ihnen eingeprägt hat, sich ihre „Ehre", d. h. ihre Jungfernschaft zu erhalten? Sie tun es, sie befolgen das Gebot , . . und was ernten sie? Spott und Hohn, und schließlich den Schimpfnamen: Alte Jungfer!

Man verlangt von ihnen, daß sie sich ihre Unschuld bewahren, trotz aller Gefahren, die sie umgeben.

Wie kann man sich aber schützen, wenn man die Gefahr nicht kennt, sie nicht kennen darf? Wenn man nicht auf sie aufmerksam gemacht wird? Und die Bedingung für die Unschuld ist ja gerade, daß man die Gefahren nicht wissen soll, sie nicht mal ahnen darf, sonst ist ja keine Unschuld vorhanden!

O inkonsequente, haltlose, unmoralische Moral, Schandfleck im Menschengeschlechte! Sie macht den armen Mädchen ein Verbrechen daraus, wenn sie ihren natürlichen Trieben folgen, und bespöttelt sie als alte Jungfer, wenn sie es nicht getan haben!

Ich möchte hier außerdem nicht untersuchen, wie viele Mädchen eine Ehe ohne Liebe eingehen, was vom moralischen

Standpunkte doch auch zu verwerfen ist, nur weil sie den Spottnamen „Alte Jungfer“ fürchten!

Die Männer beanspruchen für sich volle Freiheit in ihrem Geschlechtsleben, und dem Weibe verwehren sie, Mensch zu sein.

Die Jungfernschaft ist das Gängelband, an dem der Mann das Weib hält.

Es ist die Fessel, mit der er Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit unterbindet.

Denn mit ihrer rohen Überschätzung züchtet er Lüge und Unnatur, die leider nur zu oft an seinen eigenen Kindern gerächt wird.

Diese abhängige Stellung, in der die Frau sich geschlechtlich dem Manne gegenüber befindet, ist die Ursache ihrer Inferiorität überhaupt.

IST DIE „FREIE EHE“ IM GEGENSATZ ZU DER GESETZLICHEN EIN VORTEIL FÜR DIE FRAU ODER NICHT?

Wenn hier von einer freien Ehe gesprochen werden soll, so scheint es notwendig, zunächst den Begriff „freie Ehe“ genauer zu definieren.

Es handelt sich um das gemeinsame Zusammenleben zweier Menschen, die sich unter denselben äußeren Bedingungen vereinigt haben, wie sie eine übliche, gesetzliche Ehe mit sich bringt, aber unter Wegfall oder schärfer gesagt, Außerachtlassung und Nichterfüllung der gesetzlichen Bestimmungen. Also ein absichtlich gewünschtes Konkubinat.

Die freie Betätigung der Liebe ohne äußeren Zwang und ohne gegenseitige gesetzliche Verpflichtungen, auf der höchsten Stufe idealer Lebensauffassung aufgebaut und durch absolute Achtung vor der gegenseitigen Individualität gestützt, das ist doch zweifellos der sehnlichste Wunsch aller ernsten und ethisch hochstehenden Naturen. Das sogenannte „Verhältnis“ kann dabei doch eigentlich nur als ein Surrogat angesehen

werden, da es ja in keiner Weise ein dauerndes, innigeres Zusammenschließen ermöglicht und ein wärmeres Interesse am Wohl des anderen im allgemeinen ausschließt.

Man versuche es nun einmal, sich in folgenden Fall praktisch hineinzudenken.

Ein junges Mädchen, das theoretisch genau über alle einschlägigen Ehegesetze aufgeklärt ist — und solcher Mädchen gibt es heute durch die tief eingreifende Frauenbewegung und ihre unzweideutige Belehrung auf allen Gebieten außerordentlich viele — möchte heiraten. Sie ist sich klar über den verzweifelten „Ehebruchsparagraphen“, über die ganze ungerechtfertigte Bevormundung, die eine legitime Ehe mit sich bringt, wodurch es z. B. der Frau unmöglich gemacht ist, irgend eine gesetzliche Handlung ohne Einwilligung ihres Ehemannes zu vollziehen, oder über ein eingebrachtes Vermögen selbständig zu verfügen — über alle Schwierigkeiten einer eventuellen Ehescheidung usw. usw. Dinge, die heute fast jeder gebildeten Frau bekannt sind und wohl kaum noch weiter erörtert zu werden brauchen.

Sie hofft daher durch Eingehung einer „freien Ehe“ diejenige notwendige Freiheit zu erlangen, die erforderlich ist, um ihre Individualität zur vollen Entwicklung zu bringen, vollkommen freie Beziehungen zwischen sich und ihrem zukünftigen Gatten zu ermöglichen und ein durchaus koordiniertes Verhältnis herbeizuführen.

Wenn sie also den Mann gefunden hat, dem sie ihr „Ich“ freudig und vertrauensvoll hingeben möchte, weil sie ihn liebt, wird sie es äußerlich zunächst wie ihre Mitschwestern machen. Sie wird sich ein behagliches Heim gründen wollen und eines Tages mit dem Erwählten ihres Herzens da hineinziehen und — — glücklich sein?! Wohlgemerkt ohne vorheriges Standesamt!

Welche Konsequenzen wird dieser Schritt nun nach sich ziehen? Es ist klar, daß Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, Schwager und Schwägerinnen, Onkel und Tanten den Stab über sie brechen werden, die Gesellschaft sie verurteilen und die öffentliche Meinung sie nicht schonen wird. Aber auch rein äußerlich wird sie auf kaum zu überwindende Hindernisse stoßen. Wie soll sie als gebildete Frau ihr illegitimes

Zusammenleben mit ihrem „Gatten“ schon bei der polizeilichen Anmeldung rechtfertigen? Gilt sie als seine „Wirtschafterin“ oder ist er ihr „eingemieteter Herr“? Wie und unter welchem Namen führt der Mann „seine Frau“ bei Bekannten ein und wie wird eventl. später den Kindern das Fräulein Mutter erklärt? — Wo bleibt da die ersehnte Koordination?! —

Als Vorkämpferin für die Befreiung der Frau würde sie, wenn auch schweren Herzens, dies alles auf sich nehmen, um den Fall als solchen für ihr Geschlecht im allgemeinen nutzbar zu machen, — aber — und hier scheint wiederum die ganze tiefe Tragik von der unumstößlichen Abhängigkeit der Frau vom Manne gebieterisch ihr Recht zu fordern! — Gut gehen die Dinge für die Frau nur solange, als der Boden vornehmer Lebensauffassung und gegenseitiger Achtung und Liebe nicht ins Wanken gerät; sobald aber Konflikte irgend welcher Art in solch freie Beziehungen eintreten, wird die Frau stets die Benachteiligte sein. Wenn sie nicht eigenes Vermögen besitzt, wird sie mit ihren Kindern, sofern sie nicht einen einbringlichen, unabhängigen Beruf ausüben kann, stets vom Manne abhängig sein, der in einer „freien Ehe“ die Unterhaltungskosten freiwillig übernahm, während er in einer staatlichen Ehe dazu verpflichtet ist. Bei einer Trennung der „freien Ehe“ ist ferner der Mann nicht verpflichtet, seine getrennte Frau zu unterhalten, während bei einer „gesetzlich“ getrennten Ehe der Mann der Frau einen Pflichtteil aussetzen und auch die Kinder standesgemäß unterhalten muß. Die Frau oder das „Fräulein Mutter“ bleibt also einfach mit ihren außerehelichen Kindern zurück, über die sie allerdings dann mehr Freiheit der Verfügung hat, als in der gesetzlichen Ehe, erhält aber nur eine im Vergleich zu ehelichen Kindern minimale Unterstützung für diese, verliert das Erbrecht für sie und muß auf alle übrigen Vorteile verzichten, die ja jedem zur Genüge bekannt sind, der ein Elternhaus hatte, falls nicht durch Adoptions-, Legitimations- und Erbschaftsverträge andere Grundlagen geschaffen werden.

Eine Frau, die den Mut hatte, eine illegitime Ehe einzugehen, scheint in der Tat zunächst frei; aber ist sie es innerlich auch, oder ist nicht ihr Traum von einem koordinierten,

gleichberechtigten Verhältnis zu ihrem Manne ein Phantom, eine traurige Enttäuschung, die sie eines Tages machen muß, wenn Konflikte kommen? Wird sie nicht unausgesetzt bestrebt sein müssen, ängstlich jede Meinungsverschiedenheit zu unterdrücken, alle persönlichen Wünsche zum Schweigen zu bringen und so ihre Individualität verkümmern sehen und eigentlich nur Sklavin ihres Mannes sein, da sie stets fürchten muß, einen Bruch heraufzubeschwören, der sie schutzlos macht und sie und ihre Kinder einer ungewissen Zukunft überliefert? — —

Anders und vielleicht etwas freier liegen die Verhältnisse, wenn die Frau, wie bereits früher erwähnt, eigenes Vermögen hat oder einen sie gut unterhaltenden Beruf, und last not least, wenn sie sich keine Kinder wünscht. Aber welches „wohlgeratene Weib“ begehrt nicht ein Kind von dem Manne, den sie liebt? — und wenn man einem großen Philosophen Glauben schenken darf, wäre ihr der Mann dabei ja nur Mittel zum Zweck!

Übrigens darf eine klardenkende und reife Frau nicht vergessen, daß auch die Polizei eine solch „freie Ehe“ zu trennen das Recht hat, sobald irgend jemand im Hause oder in der Berufstätigkeit des Mannes oder in der Schule usw. daran Anstoß nimmt.

Ein Mann aber, der einem Mädchen, das nicht aufgeklärt genug ist, das Ansinnen stellt, mit ihm eine „freie Ehe“ einzugehen, ist entweder selbst nicht genügend über die einschlägigen Gesetze orientiert, oder er ist ein bodenloser Egoist, der das alte System von der krassen Ausnutzung der Frau noch mit neuen Schnörkeln verzieren möchte. Er sichert sich durch eine „freie Ehe“ jede Freiheit, während die Frau nichts gewinnt, sondern nur noch alles verliert, was sie bereits besaß.

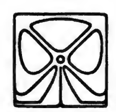
Daß ein großer Teil der Arbeiterfamilien im Osten und Norden Berlins in freier Ehe lebt und daß diese Ehen auch polizeilich nicht beanstandet werden, liegt einerseits darin, daß sie vorgeben, keine Mittel zu besitzen, um Formalitäten erfüllen zu können, und außerdem bei polizeilicher Trennung die Kinderversorgung bedenkliche Schwierigkeiten machen würde. Überdies setzt die Frau der unteren Klassen beim Konkubinat gar nichts aufs Spiel, da sie weder gesellschaftlich noch pekuniär verlieren kann.

Die kühle Objektivität daher, die gebildete und aufgeklärte Frauen heute häufig an den Tag legen, wenn sie heiraten wollen, und damit gewiß oft den Mann verletzen, der sich ihnen nähert, hat ihren Grund in der Tat nicht in kalter Berechnung oder spitzfindiger Theorie, sondern in der stark entwickelten Individualität der modernen Frau, die sie weder in einer gesetzlichen noch in einer freien Ehe, trotz der Liebe zum Manne, vollkommen opfern kann noch will.

Es ist daher ein trauriges und schmerzliches Zeichen unserer Zeit, daß gerade die Besten unter den Frauen oft unverheiratet bleiben und zwar zum Schaden des kommenden Geschlechts, obwohl sie nichts sehnlicher wünschen, als dem Manne eine liebende Gattin und den Kindern eine treue Mutter zu werden. Gibt es wohl einen erschütternderen Konflikt, als den zwischen den sehnsüchtigen Wünschen des Herzens und den Ansprüchen der Individualität, den solche Frauen allein auskämpfen müssen? Allein! denn wie hoffnungslos klein ist die Zahl der Männer, die der Frau in diesem Kampfe kameradschaftlich beistehen und ihn erleichtern helfen! Welch hohes Ziel schwebt der modernen Frau vor: Kameradin des Mannes zu sein, ohne ihre Persönlichkeit verlieren zu müssen!

Sollte es da nicht doch möglich sein, trotz der Einengung, welche die staatliche Ehe beiden Geschlechtern auferlegt, ersprießliche Beziehungen zwischen Mann und Frau herzustellen, wenn beide Teile, anstatt sich gegenseitig zu monopolisieren, sich die größtmöglichste Freiheit zugestehen würden? Das bedingt allerdings, daß der Mann endlich seinen alten, schroffen Herrenstandpunkt der Frau gegenüber aufgibt und in ihr den freien, gleichberechtigten Menschen sieht!

HEDWIG VON KNOBLOCH.



VERFRÜHTES LIEBESLEBEN.

Von MARGARETE PICK.

Wohl selten ist das stille, vornehme Braunschweig soviel in aller Mund gewesen, als jetzt durch die Thronfolgefrage und im Vorjahre durch den Fall Brunke, des Banklehrlings, der die zwei Schwestern Haars auf ihren Wunsch erschoß. Noch kein Jahr ist darüber vergangen und schon haben wir die zweite Auflage desselben Schauspiels; in Kassel hat im Anfang des August ein neunzehnjähriger angehender Kaufmann seine sechzehnjährige Geliebte auf deren ausdrücklichen Wunsch erschossen. Auch hier, genau wie bei Brunke, die Voraussetzung des Mädchens, daß der Geliebte sich nach ihr erschießen wird; hier wie dort zog der Mörder nach vollbrachtem Mord vor, sein eigenes Leben zu behalten.

Lieber ein verpfuschtes Dasein als gar keins! Diese ganz natürliche Lebensbejahung findet sich beim reifen Manne wie beim unreifen Jüngling; nur bei den Frauen finden wir sie nicht. Immer sind die Frauen aller Jahrgänge geneigt in schwierigen Lebensphasen entweder ihre Gefühle durchzusetzen oder das Leben fortzuwerfen. Hysterisch nannte man das früher und nennt es oberflächlich auch noch heute so, doch ganz mit Unrecht. Diese kategorische Hingabe — entweder oder — ist der letzte Ausfluß eines übertrieben kultivierten Gefühlslebens, es ist die Stärke des typisch Weiblichen, nicht eine krankhafte Schwäche. Mit Recht nannte der Anwalt des Kasseler jugendlichen Mörders die Getötete ein charakterfestes Mädchen, das einem unreifen Menschen gegenüber stand. Damit hat der Anwalt freilich nur seinen Klienten schützen wollen, aber eine Wahrheit lag doch in der Bezeichnung charakterfest, verfolgt man gefühlsmäßig den Gang der Liebelei.

Sichkennenlernen, poussieren, vom Triebleben zu sexuellem Verkehr hinreißen lassen, heiraten — oder sterben: so schaut es in den Köpfen vieler junger Mädchen aus. — Wie das Gemälde eines Variété-Schnellmalers, mit Kohle eine Zeichnung entworfen, skizziert, flüchtig vollendet, mit einem Lappen wieder ausgewischt: es war nicht für die Dauer berechnet, so der Mann, der junge Mann. Eine Gleichheit bei beiden Geschlechtern: man überlegt nicht, man handelt. Und es ist danach.

Zwei große Erziehungsfehler sind die Ursachen solcher Handlungen. Erstens fehlen bei Lehrlingen wie Lehrmädchen (und besonders bei den letzteren) die Zwangsfortbildungsschulen, die in ausreichender und interessanter Weise durch ihre Lehrmethode die Gedanken der jungen Leute zu fesseln verstehen und sie auf verfrühte Liebesgedanken überhaupt nicht kommen lassen. Dann fehlt in der Erziehung durch die Eltern das wichtige Prinzip, ihre Kinder, wenn sie sie unter fremde Leute schicken, rechtzeitig auf den Ernst und die Pflichten des Lebens im Rahmen ihres fortschreitenden Verstandes aufmerksam zu machen. Die meisten Eltern lassen die Schule als ausreichend für die Erziehung gelten und die Tochter oder der Sohn, die in Stellung sind, gelten als erwachsen. Bis dann solche Fälle wie in Braunschweig und Kassel daran erinnern, daß tatsächlich an eine Reife vor 21 oder 22 Jahren bei beiden Geschlechtern nicht im entferntesten zu denken ist. Körperliche Reife steht eben mit geistiger in sehr losem Zusammenhang, die erste befördert die zweite, aber sie bringt sie nicht zu gleicher Zeit mit. (Das sollten die bedenken, die da Gegner der Forderung sind, daß das Schutzalter der Mädchen auf achtzehn Jahre hinaufgeschraubt wird.)

Und nun ganz speziell die Mädchen bedürfen einer Anleitung zu ernster Lebensbetrachtung. Was auf Jahrhunderte zurück an ihnen gesündigt wurde, indem man sie zum Objekt männlichen Liebesspiels erzog, es muß so eindringlich als möglich bei jenen besonders gut gemacht werden, die soziale Umstände zwingen, das Elternhaus zu verlassen und einem Berufe nachzugehen. Das Weib ist doch nun einmal im Liebesleben der leidende Teil und so gilt es für sie mehr als für den Mann, darin einen Lebensabschnitt zu sehen, der gar nicht voll genug geprüft und gewertet werden kann.

Das Gefühl hat der Vernunft unterstellt zu werden: dieser Satz sollte jeder ins Leben hinausgehenden Frau in die Seele geschrieben werden mit Lettern von unvergänglicher Dauer. Auch das vierzehnjährige Ding ist mit inbegriffen, weil auch ihm ein Ziel schon zu geben ist, für das es sich bei jeder Handlung fragen soll, ob sie zur Erreichung des Zieles vernunftgemäß ist oder nicht. Freilich darf dieses Ziel nicht die

Sucht nach dem Manne sein, wie so viele Mütter es noch als einzig erstrebenswert hinstellen und dabei vergessen, daß die Heiratsaussichten erstens sehr ungewisse sind, und daß in der Hauptsache damit ein sexuelles Triebleben, halb unbewußt, entsteht, für das eine legitime Befriedigung noch nicht zu erreichen ist und in Anbetracht der Jugend der Mädchen auch gar nicht gewünscht werden kann. Wohin das illegitime „sichausleben“ aber hinführt, das zeigen die Statistik unehelicher Geburten mit den oft traurigen Folgen, die Prostitution und die Morde aus mißverstandenem Liebesleid. Um all dies zu verhüten, muß vom Elternhause Erkenntnis mitgegeben werden, die Mädchen müssen wissen, wie schwerwiegend eine Liebelei ihr Leben belasten kann und nach der Reife des jungen Geistes richtet sich der Zeitpunkt der Aufklärung und der Warnung. Ein sechzehnjähriges Mädchen, das von ihrem Geliebten verlangt, daß er sie zur Mutter mache, damit sein Vater sie nicht mehr trennen könne, ist fast naiv zu nennen, denn seelisch und weltlich ist sie es sicher und nur körperlich war sie reif. Auf solche Jugend ist noch zu wirken, wenn man statt mit Verbot und Strafe mit Vernunft und ein wenig Diplomatie handelt. Hätte man den jungen Leuten die Genehmigung zur Ehe gegeben unter der Bedingung, sich eine Spanne Zeit von einander fern zu halten, vielleicht ein Jahr, es hätte am Ende nicht so lange gedauert und der gemeinsame Liebesdrang war erloschen oder der Verstand zu anderen Schlüssen gekommen. Denn das Leben hat tagtäglich neue Reize, die uns alle lehren, alte Werte in neue umzubilden und Dinge fortzuwerfen, über die wir geistig hinausgekommen sind.

Die erschossene Sechzehnjährige war ein gefühlsstarkes und charakterfestes Mädchen. Mit Suggestivkraft wirkte sie auf den schwächlichen Geliebten, so lange sie lebte, mit Entschlossenheit ging sie in den vermeintlich gemeinsamen Tod. Sie hätte, stand ihr rechtzeitig jemand zur Seite, der ihr überwiegendes Gefühlsleben regulierte, einmal eine tüchtige Frau werden können, energisch und zielbewußt. Ihr junges Leben ging an dem Problem zu Grunde, das noch für viele Eltern ungelöst ist, der sexuellen Erziehung ihrer Töchter. Je einfacher das Elternhaus, je notwendiger für die Töchter die eigene

Existenz, desto wichtiger ist die aufklärende Erziehung nicht nur im sexuellen, sondern auch im populär-volkswirtschaftlichen Sinne, der den jungen Mädchen zeigt, wie sie sich geschäftlich zu bilden haben, um eine gut bezahlte Stellung zu erlangen und wie sie sich dem Manne gegenüber im Wert zu halten haben, um vielleicht einmal zu einer Ehe zu kommen. Wer wissend ist, stürzt sich nicht in die Gefahren eines verfrühten Liebeslebens, oder er geht über die Grenzen der Zweckmäßigkeit nicht hinaus.

Das trifft natürlich ebenso die jungen Leute männlichen Geschlechts. Auch ihnen mangelt oft die sittliche Grenzbestimmung in ihrer gärenden Reife, weil des Erziehers Psychologie nicht ausreicht, sie zu lenken. Aber sie bringen ererbt die Gewohnheit mit, das Leben früher oder später doch zu beherrschen und ihr Gefühl wird immer vor dem Verstand die Segel streichen, weil ihre Väter es so geübt haben. Der Verstand aber bejaht das Leben und der Selbstmörder männlichen Geschlechts hat ihn im entscheidenden Moment verloren, im Gegensatz zu der gefühlsmäßig handelnden Frau.



ZUR BEKÄMPFUNG DER ÖFFENTLICHEN UNSITTLICHKEIT

äußert sich ein katholischer Pfarrer in den Münchener N. Nachrichten:

Wie ich in den „M. N. N.“ gelesen habe, hat der Verein zur Bekämpfung der Unsittlichkeit in München eine Versammlung abgehalten. Gestatten Sie auch einem Priester, daß er seiner Meinung darüber Ausdruck gibt. Zweck und Wille dieser Sittlichkeitskongresse mag ja gut sein, aber eine 30jährige Erfahrung in der Seelsorge und besonders im Beichtstuhle gibt dem katholischen Priester das Recht, seine Überzeugung auszusprechen und vor allem das Anrecht auf Glaubwürdigkeit. Wie so oft, hört man auch bei den Sittlichkeitskongressen das Lob auf die gute alte Zeit, wo noch Glaube und Sitte im Volke heimisch war. Ob's aber richtig ist, ist eine andere Frage, die ich verneinen muß. Als junger Priester

habe ich von eben so vielen und eben so schweren Sünden hören müssen wie als alter Mann. Die Sittlichkeit im Volke ist nicht größer, aber auch nicht geringer geworden. Ganz natürlich, denn die Menschen bleiben immer dieselben Menschen mit denselben Naturtrieben, gerade so wie die Menschen immer essen und trinken werden. Aber gerade so wie sich die sozialen Verhältnisse beim Verdienste und bei der Beschaffung der Nahrungsmittel verschlechtert haben, sind auch die Bedingungen für die Befriedigung der sexuellen Bedürfnisse andere geworden. Ich erwähne nur den großen Unterschied zwischen einst und jetzt in den Kosten der Ernährung einer Familie für den gemeinen Mann, der vom Tagelohn leben muß. Veränderte soziale Lebensbedingungen und ihre natürlichen Folgen lassen aber deshalb keinen Schluß ziehen auf den Niedergang der Sittlichkeit des Volkes. Es ist daher unrichtig, wenn in den Versammlungen der Sittenrichter behauptet wird, das ganze Volk stehe in sittlicher Beziehung vor dem Abgrunde.

Bei einer so scharfen Anklage des deutschen Volkes ist es schon der Mühe wert, dieselbe auf ihre Wahrheit zu prüfen. Darum müssen wir vor allem fragen: Was ist denn eigentlich die Unsittlichkeit? Und da gehen gleich die Ansichten weit auseinander. Die Klosterfrau bindet sich eine Binde um die Stirne, weil es nach dem Heiligen, der ihren Orden gestiftet hat, unsittlich ist, die nackte Stirne zu zeigen. Alles Nackte ist unsittlich in den Augen der Asketen. Darum verhüllt sich sogar die häßlichste Nonne mit einem undurchsichtigen Schleier, wenn sie mit einem Mann spricht, mag dieser Mann auch nur ein Ministrantenbub oder der Beichtvater sein. Warum? Nicht etwa deshalb, weil sie keinen Mann sehen darf, denn sie sieht durch ihren Schleier alles, sondern weil es unsittlich wäre, wenn ein Mann einen Teil ihres nackten Gesichts sehen würde. Und doch wird derselbe Priester, der daheim nicht einmal das Gesicht einer Nonne sehen darf, wenn er als Missionar in die Kolonien kommen würde, dort eine Schürze bei den Negerinnen für die Sittlichkeit als genügend finden.

Wo ist also die Grenze zwischen Sittlichkeit und Unsittlichkeit? Oder ist alles auch unsittlich, was „Sünde“ ist? Nach dem Moralbuch des heiligen Liguori, das für uns Beichtväter

als Richtschnur dient, kann schon der Anblick eines nackten Fußes eine Todsünde sein und bringt jeder Kuß (auch auf die Wange) den Menschen in die Hölle. Da hätten die Hüter der Sittlichkeit ja die schönste Gelegenheit, für ihr Ideal sich zu begeistern, indem sie alle nackten Füße bekleiden!

Doch ist der Hauptirrtum aller Sittlichkeitsvereine der, daß behauptet wird, die Unsittlichkeit gehe von den Städten aus und verpeste noch das Land. Die Herren tun, als ob auf dem Lande noch das reinste Paradies der Unschuld wäre. Ich will unser Landvolk durchaus nicht unsittlich nennen, aber auf Grund meiner vieljährigen Erfahrung kann ich sagen, daß ich in sexueller Hinsicht keinen Unterschied kenne zwischen Stadt und Land. Es leben ja überall Menschen. Würden diese Herren, die in den gottlosen Städten so viel Unsittlichkeit finden, nur ein Jahr auf dem Lande Beichte hören müssen, sie würden sich gründlich bekehren. Man wird vielleicht einwenden, ich hätte die Zustände in nur einer einzigen Gemeinde kennen gelernt und dürfe deshalb nicht auf die Allgemeinheit schließen. Darauf kann ich nur antworten, daß ich bis heute mehr als hundert Gemeinden kennen gelernt und zwar aus den verschiedensten Gegenden, im Gebirge sowie im Flachlande, auf armem Boden und reichen Äckern. Aber überall die gleichen Sitten und Unsitten. Es sind eben überall die gleichen Menschen, wenn auch oft auf dem Lande die besseren Christen als in der Stadt.

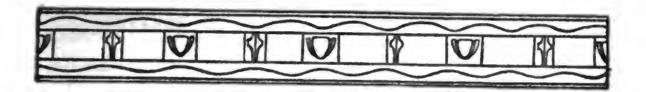
Auf den Sittlichkeitskongressen hat man aber auch gleich das Heilmittel gegen die Unsittlichkeit entdeckt: die Religion! Nun, an dieser Medizin fehlt es bei uns auf dem Lande nicht, wir Priester geben sie mit dem größten Löffel ein, und das Volk hat auch wirklich viel Religion. Die Sittenrichter würden sich erbauen, wenn sie sehen, wie die Leute am Sonntag zur Kirche eilen, wie sie sich zum Beichtstuhl drängen, wie laut sie bei den Prozessionen beten, wie gerne sie wallfahrten gehen, wie einstimmig sie den vom Pfarrer bestimmten Kandidaten wählen. Und wenn sie erst am Samstag abend von Haus zu Haus gehen könnten und überall die Leute knieend den Rosenkranz beten hörten, so müßten sie sagen: da kann man sehen die Macht der Religion, dieses Volk müssen wir behüten und

beschützen vor dem ekelhaften Schmutze der Stadt. Was die Sittenrichter aber für Augen machen würden, wenn dann schnell der Rosenkranz auf den Nagel gehängt und die Stube leer wird? Wenn sie den Knechten nachfolgen würden auf dem Wege zu den Kammerfenstern und — durch die Fenster und Türen hinein? Und wenn sie dann die Bäuerin fragen würden: Wo sind denn die Mägde hingekommen? so müßte diese sagen: „Mein Gott, die Leute wollen alle in die Stadt, weil sie dort mehr verdienen, als wir zahlen können. Ich muß froh sein, wenn ich eine brave Dirn hab. Und das wissen die Dienstboten, daß wir auf sie anstehen, darum bedingt sich auch die Dirn gleich mit dem Lohn aus, daß auch ihr Liebhaber ohne Anstand zu ihr kommen darf. Da kann man halt nichts machen." Und wenn sie aufrichtig ist, so wird sie auch sagen: „Hab's ja ich auch so gemacht, wie ich jung war, und so ist es schon Brauch gewesen zu Großmutters Zeiten." Die Samstagnacht nach dem Rosenkranz gehört der Liebe. Dafür aber versäumt niemand am Sonntage die Frühmesse und erholt sich dann im Wirtshaus. So ist es trotz Papst, Pfarrer, Kaplan und Missionen. So ist es, obwohl in diese Dörfer kein „Simplizissimus" und keine „Jugend" sich verirrt; so war es, lange bevor diese „unsittlichen" Blätter gedruckt wurden; so ist es, obwohl man keine Nudidäten sehen kann, als höchstens die Engel auf den Altären.

Das dürfte wohl genug sein, um die Herren der Sittlichkeitsvereine auf ein wirksames Feld ihrer Tätigkeit zu verweisen. Wenn aber nicht, dann führe ich sie in die Gesellschaft der ländlichen Unschuld und lasse sie die Gesänge lauschen, in denen jedes fünfte Wort „das M . . ." heißt. Und daran werden sie gewiß genug haben und auf den Anblick einer Rauferei „ums M . . ." gerne verzichten. Wenn aber dies „ländlich sittlich" ist, so ist dasselbe in der Stadt nicht „städtisch unsittlich."

Die Religion allein tut es nicht, Hand in Hand mit der Religion muß recht vieles gehen, was „rein weltlich und menschlich ist."





DER ERPRESSER.

Von O. USINGER.

Auch unter den Verbrechern gibt es Unterschiede und Abstufungen, die von der betreffenden Kategorie streng gewahrt werden. So wird beispielsweise aus einem Taschendiebe niemals ein Einbrecher und umgekehrt. Dieses Spezialistentum wird sogar noch weiter ausgebildet, indem auch innerhalb einer Kategorie der einzelne Verbrecher eine bestimmte Spezies darstellt. So wird ein Geldschrank-Erbrecher niemals ein Taschendieb etc. Nur durch dieses Spezialistentum wurde es möglich, daß sich innerhalb einer Kategorie so hervorragende Virtuosen ausbilden konnten. Die schmutzigste Verbrecher-Kategorie bilden neben den Zuhältern sicher die Erpresser, die in neuester Zeit sehr viel die Öffentlichkeit beschäftigen. Auch unter ihnen gibt es ein Spezialistentum, das wir des Näheren untersuchen wollen. In das friedlichste Familienleben drängt sich das entartete Individuum und zerstört roh und planmäßig das Leben eines einzelnen, der in den meisten Fällen unschuldig ist. Dabei ist der Eklat, den die meisten Menschen fürchten, leider ein gutes Präservativ-Mittel gegen Anzeige und somit auch Strafe. Die Art des Arbeitens der Erpresser, — denn fast stets sind es zwei, — mag nun charakterisiert werden.

Die gefährlichste Spezies bilden diejenigen, welche auf die Veranlagung der Homosexuellen spekulieren. In der letzten Zeit haben mehrfach solche Fälle die Öffentlichkeit beschäftigt. Wehe dem, der diesen Vampyren in die Hände fällt. Er ist ihnen wehrlos preisgegeben. Abfindungen gibt es nicht, denn immer wieder tritt dieses Gesindel mit Forderungen und Drohungen an das Opfer heran, bis dieses physisch und psychisch zusammenbricht und nicht selten im Selbstmord den einzigen Rettungsweg sieht.

Wenn auch hier im gewissen Sinne immer noch eine Basis vorhanden ist, die jene Individuen für ihre Erpressungen benutzen können, so machen es die meisten einfacher. Ihr

Tun ist nämlich gemeingefährlicher. Sie haben schließlich nicht immer Gelegenheit, mit Homosexuellen zusammen zu kommen und machen es dann folgendermaßen: Abends spät und in der Nacht treiben sie sich in der Nähe der Bedürfnisanstalten umher. Kommt dann ein eleganter Herr an diesen Ort und ist er vielleicht schon etwas angeduselt, so folgt ihm das Individuum. Man hört einen erregten Wortwechsel:

„Mein Herr, das werden Sie bereuen, mir solche Anträge zu machen. Ich werde sofort einen Schutzmann holen!"

So hört man die Stimme des Erpressers. In demselben Moment erscheint der Komplize des Erpressers. Der nichts ahnende und sich nichts bewußte Fremde ist starr . . Währenddem sagt der Erpresser zu seinem Genossen:

„Denken Sie sich, was mir soeben passiert ist. Der Herr hier macht mir unsittliche Anträge. Ich bin im höchsten beleidigt. Wollen Sie bitte einen Schutzmann holen? Ich will den Herrn solange festhalten!"

Jetzt wird der Fremde blaß. Der Komplize, der natürlich so tut, als ob er seinen Genossen nicht kennt, sagt zu diesem:

„Jawohl, mein Herr! Ich habe, während ich rein kam, auch etwas gehört und bin mit Vergnügen bereit, Ihr Zeuge zu sein, denn solche Elemente müssen unschädlich gemacht werden!"

Jetzt kriegt es der Fremde wirklich mit der Angst. Mag er wissen, daß er Erpressern in die Hände gefallen ist, oder mag er ein einfältiger Provinzler sein, der keine Ahnung von den Machenschaften jener hat. Genug, er hat nur das eine Gefühl, daß er um jeden Preis mit den beiden Leuten fertig werden muß. Er weiß, daß, selbst wenn seine Unschuld festgestellt wird, er doch in eine schmutzige Affäre verwickelt war, und da bleibt stets etwas hängen. Auf dieses Gefühl spekulieren die Erpresser besonders. Der Herr fängt dann an zu bitten und zu betteln, und die Geschichte wird schließlich durch ein paar Braune oder Blaue ausgeglichen, — die jene natürlich durchaus nicht für sich, sondern für irgend eine milde Stiftung haben wollen.

Ich sagte eben ausgeglichen. Tatsächlich ist damit die Geschichte nicht glatt gemacht. Sie verfolgen den Fremden

und kundschaften seine Adresse aus. Und von dem Moment an, wo die Erpresser das erste Geld bekommen, hat der Mann keine ruhige Stunde mehr. Unablässig wird er verfolgt und ausgesogen. Und das alles aus törichter Furcht vor einem Skandal, zu dem es in den meisten Fällen nicht einmal käme, da sich die sauberen Herren bald aus dem Staube machen würden, denn jede Berührung mit der Behörde würde ihren Plan zu Schanden machen und ihre Personalakten mit ihren Vorstrafen würden ein übriges tun.

Eine beliebte Art der Erpressung übt der Zuhälter aus. Seine Marmite muß sich als anständige Dame gerieren. Beide bewohnen ein Hotel. Die Dame wird sich etwas herausfordernd kleiden, aber trotzdem so dezent wie möglich sein. Sie wird bald die Bekanntschaft von Herren machen. Sie sucht sich dann den reichsten, der auch verheiratet sein muß, aus und wird diesem Anvancen machen, ohne gerade sehr entgegenkommend zu sein. Es wird ihm dann ein leichtes sein, jenen in ihre Netze zu locken. Natürlich ist sie verheiratet. Ihr Zuhälter übernimmt die Rolle des Mannes. Einem Rendezvous ist sie scheinbar schwer zugänglich, da ihr Gatte angeblich sehr eifersüchtig ist. Schließlich und nach langem Zögern und weil sie doch so wahnsinnig verliebt sei, stimmt sie endlich zu. Im Moment des Tète-à-tète tritt der fingierte Gatte auf den Plan, macht einen fürchterlichen Skandal und droht mit Rache für seine geschändete Ehre und mit Anzeige. Natürlich kriegt es der andere mächtig mit der Angst und ist im tiefsten froh, wenn er diese „Ehrengeschichte“ schließlich mit einer mehr oder weniger großen Summe aus der Welt schaffen kann. Solche Erpressungen werden selbstverständlich nur von allerfeinsten — wenigstens was äußeren Schliff anbetrifft — Zuhältern und dito Weibern ausgeführt, denn sie setzen Umstand und Geld voraus, tragen nachher aber auch um so mehr ein.

Vierzehn und fünfzehnjährige Mädchen, die sich früh entwickelt haben, über einen üppigen Körper verfügen und infolgedessen den Eindruck eines hohen Alters hervorzurufen imstande sind, werden von Verbrecherfamilien zu Erpressungszwecken benutzt. Sie werden von den Eltern gut gekleidet und dann angehalten, mit Männern, — natürlich reicheren und wenn es

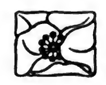
geht auch etwas älteren, — Verkehr zu suchen. Da an diesen Mädchen nichts mehr zu verderben ist, so gelingt es ihnen leicht, daß jemand auf ihre Reize hereinfällt. Nach ganz kurzer Zeit taucht dann mit einem Male der Vater auf. Er ist im äußersten empört, erklärt dem Erstaunten, seine Tochter sei noch keine sechzehn Jahre alt, und er würde den, der so seine Tochter und seine Familie schändete, unverzüglich dem Staatsanwalt übergeben und er wisse ja wohl, was das heiße. Natürlich weiß der andere das und er bekommt eine heilige Angst und er wird auch ganz besonders leicht zu fassen sein in materieller Beziehung. Wenn er nur die Sache wieder ins Lot kriegen kann, und mit schwerem Herzen wird sich der Vater schließlich mit einer größeren Abfindungsumme befriedigen lassen. — Nicht immer sind solche Mädchen wirklich unter sechzehn Jahre alt, aber das macht nichts aus, wenn sie nur jugendlich aussehen und außerdem, in der Rage läßt sich niemand den Geburtsschein zeigen. Das wissen die Erpresser ganz genau. Ja es kommt sogar oft vor, daß es nicht einmal der Vater des Mädchens ist, der die Erpressung ausübt, sondern es ist oft nur irgend ein Kerl, der mit dem Mädchen auf Kippe, das heißt um die Hälfte arbeitet.

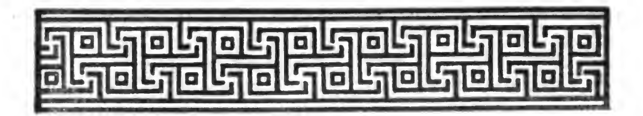
Sodann sind es noch die vielen Winkeldetekteien, die oft nur von Erpressungen leben und vor denen nicht genug gewarnt werden kann. Solche Institute werden in den meisten Fällen von Vorbestraften geleitet, auch selbst, wenn sie den stolzen Titel Polizeiinspektor oder Kommissar a. D. führen. Dann sind es eben oft Polizeibeamte, die bestraft und entlassen sind. Es mag erzählt werden, wie diese Leute arbeiten. Ein Mann erscheint in der Detektei und will Material zur Ehescheidung haben. Seine Frau, glaubt er, hintergeht ihn, es fehlt nur der Beweis. Nun wird ein Tageshonorar vereinbart, welches schon eine gute Lebensweise ermöglicht, außerdem ein Fixum für das Material. Und dann geht es los. Kein Mittel wird geschont, um Material zu bekommen. Hat man es glücklich, dann geht der Detektiv damit — — zur Frau oder bestellt sie zu sich. Unter dem Mantel der Verschwiegenheit erzählt er ihr, was ihr Mann plane, und verweist auf sein Material. Die Frau knickt zusammen. Und dann dreht der Mann den Spieß,

indem er sich bereit erklärt, gegen eine entsprechende Vergütung das Material zu vernichten. Hocherfreut geht die Frau darauf ein. Der Detektiv steckt sein Geld ein und geht. Noch an demselben Tage legt er für den Mann sein Mandat nieder. Zwei Tage darauf erscheint jedoch bei dem Mann ein anderer Detektiv und bietet das Material an, das jener gern kauft. Der zweite Winkeldetektiv war ein Genosse des ersten und beide teilen sich den Raub, während bei der Ehescheidungsklage die Frau die Dumme ist und auch nicht gegen den Detektiv vorgehen kann, da er sich ja äußerlich als Gentleman gezeigt hat.

Schließlich sei noch ein Fall erwähnt, der neben Erpressung aber auch noch einen Schwindlertrick enthält. Jemand legt einen echten Ring mit unechten, aber tadellos imitierten Steinen, die ja oft Kenner nicht unterscheiden können, auf die Straße. Dann wartet er, bis jemand den Ring aufhebt. Diesem folgt er. Geht jener aufs Fundbureau, so holt er sich etwas später den Ring ab. Tut der Finder dies aber nicht, und das wird meistens der Fall sein, so folgt ihm der Erpresser ins Haus. Dort sagt er, daß er von dem Funde wisse und droht mit Anzeige wegen Fundunterschlagung. Schließlich läßt er sich den Ring zeigen (was der andere auch meist tut), hält ihn für äußerst wertvoll und verlangt dann eine entsprechende Summe als Schweigegeld oder Anteil am Finderlohn. Zu spät sieht der Betreffende ein, daß er beschwindelt worden ist, denn meistens hat der Gauner auch noch den gestempelten, echten Ring mit einem extra angefertigten wertlosen Talmiring vertauscht und zwar so geschickt, daß es nicht bemerkt worden ist.

Auf Schritt und Tritt ist das Erpressertum zu fürchten und zu treffen. Hundert und Tausend Variationen gibt es und immer ist das Opfer dem Erpresser fast wehrlos preisgegeben.





ORIENTALISCHE PROSTITUTION.

Von OU EST IL.

Eine sozial-politische Beleuchtung der orientalischen Prostitution zu geben, liegt mir fern — dazu würden ein und mehrere Bücher gehören, und ich müßte über Quellen und Studien verfügen, die mir fehlen. — Ich will, einfach von einem einzigen Standpunkte aus, von dem, was das „gefallene Weib“ ist — und wie es behandelt wird — einen kleinen Vergleich aufzustellen suchen zwischen Occident und Orient.

* * *

Ich lasse das Prostitutionsviertel Alexandriens, Kairos und Calcuttas und die anderen, Europäern bekannten und von Europäern betretbaren verrufenen Orte des Ostens vorläufig aus — und bitte mir im tartaro-turcomano-mongolischen Oriente in eines jener Häuser zu folgen, die dem Christen verschlossen sind.

Hier findet man die echte orientalische Prostitution, das, was Odaliske*), Bajadere und Ghaisa von alters her war und wovon die Liebe auf der Straße in den erwähnten Höllen nur ein schwacher Abglanz ist. Regel ist ja das hier folgende nicht, doch mag es hundert Abweichungen geben, so ist doch der Grundgedanke dabei derselbe.

Der Orientale betritt das Prostitutionshaus nicht im mindesten mit der Absicht, sich anzutrinken oder sonst Radau zu schlagen, und der Begriff fehlt ihm, daß er dabei etwas Verbotenes oder Unsittliches tue; er betritt diesen Ort, weil er seine freie Zeit mit einem Weib verbringen will, welches ihm für ein paar Stunden die Illusion eines eigenen Heims geben und ihn dabei mit Tanz, Sang und Gedichten, zum Schluß mit ihrem Körper, erfreuen soll.

---

*) Ich brauche hier Odaliske bewußt falsch — in dem Sinne, den der Europäer zumeist diesem Wort unterlegt.

Europa schließt daraus sofort, daß dem Orientalen so und so viel Prozent des europäischen Schamgefühls fehlen — richtiger zu sagen wäre: Dem Reinen ist alles rein und die Wahrheit liegt, wie so oft, in der Mitte. In dieser Auffassung liegt eben ein kapitaler Unterschied gegen Europa.

Der zweite liegt in folgendem: man zahlt beim Eintritt; man bezahlt das Haus, nicht das Weib, und sobald die Eintrittsgebühr beglichen ist, erinnert nichts — nicht das geringste mehr an — Geld. Der Orientale ist in diesen Häusern chez soi — wie in seinem Harem. Er kann tun und lassen, was er will — gehen oder bleiben, so lange und so viel es ihm beliebt — aber dafür behandelt er auch alle Insassen als Hausgenossen und Freunde — ja, fast möchte ich sagen als Familie.

Das heißt gar nicht, daß er seine Frau mit einer Prostituierten verwechselt und die erstere etwa als letztere behandelt, aber er behandelt die Prostituierte dafür fast wie seine Frau. Diese Nuance ist entscheidend. Kein rohes, kein ausgelassenes Wort, keine Gemeinheit, keine Obscönität im orientalischen Bordell — weder von den Gästen noch von den Mädchen. Man ist eben nicht da, um verstellt „Unkeuschheit" zu treiben, oder im Gegenteil mit dieser groß zu tun — man ist da, weil man sonst nichts besseres zu tun hat — und der Rest findet sich sozusagen ohne daß man recht weiß wie.

Welcher Unterschied gegen Europa!

Gesang! Gedichte! ja! in denen von Liebe und Körperreizen die Rede ist. — Obscönitäten — Trivialitäten — nie!

Die orientalischen Sprachen sind fast alle blumen- und phrasenreich. Europäische Ohren brauchen sogar langjährige Gewohnheit, um sich an manche Redewendungen zu gewöhnen und um dies oder jenes nicht läppisch zu finden. Aber von da zu den Zoten, die bei uns an solchen Orten Brauch sind, ist es ein Abgrund!

Was ich Gedichte nannte, ist oft nichts anderes als Geschichten aus 1001 Nacht und dergleichen, von denen jede gut abgerichtete Odaliske einen Haufen auswendig kann, wie ihre ostasiatischen Schwestern, die Bajadere und die Ghaisa. Das Unglück dabei ist nur, daß, wenn so ein holdes Mägdelein auf Bagdads Khalifenglanzzeit gerät, sie nimmer aufhören will,

und es verflucht spät zum Schlafengehen wird, um so mehr als „pressiert“ scheinen hier geradezu eine Grobheit scheinen würde.

* * *

So ein Gedicht (stets endlos, denn der Orientale hat immer Zeit) würde in Prosa ohne jeden Anspruch auf Philologie wie wortgetreue Übersetzung und mehr denn frei nach Mirza Schaffi etwa lauten:

Es war einmal ein Mann und dieser hieß Ali. — Er war so schön wie Du, Effendi, Herr, Gebieter und Geliebter, mein innig geliebter Gatte einer Nacht! unterbricht sich die Odaliske herzig . . .

Und es war einmal eine Prinzessin und sie hieß Halima!

„War sie so schön wie Du?“ fragt man, um galant zu sein.

Sie war schön, schön, schön — so schön, wie ich sein möchte, um Deiner würdig zu sein!

Den Rest der Beschreibung der Prinzessin Halim (30 bis 45 Minuten) schenke ich meinen Lesern. Sie hatte Augen wie eine Gazelle und Zähne wie ein Elefant, pardon einen Busen aus Elfenbein etc.

Daß Ali Halima und Halima Ali liebte, haben meine Leser so wie so schon erraten, aber die Geschichte wird böse, denn der Khalif liebt auch Halima und der Khalif ist mächtig — er ist so zu sagen allmächtig!

„Er hatte alle Macht über das Land — alle Macht, die Du über mich hast, Effendi, Du, der Du heute mein Khalif bist!“

Der Khalif will von Halima und Ali nichts wissen, d. h. von letzterem. Kommt ein Schuft dazu mit Namen Soliman, der beim Khalifen eine Art Oberstabel — oder Oberstallmeister ist.

„Khalif!“ sagt Soliman „laß mich machen — versprich Ali die Hand Halimas, aber unter der Bedingung, daß er zu Pferd ein Hindernis nimmt, das ich bereiten werde. Laß mich machen! Halima wird Dein sein!“

Soliman nämlich weiß, daß Halima den Khalifen haßt, und er hofft, daß, wenn sie seine Sklavin wird — sie dem Khalifen mit ihm — Soliman — Hörner aufsetzen werde, denn auch er liebt Halima.

Man sieht, die Geschichte kompliziert sich.

Ali nimmt die Bedingung an — denn er kann nichts anderes tun, aber er weiß, daß sie ihm das Leben kosten wird.

Einen Abend lang weint Halima in seinen Armen, sie schwört ihm Liebe und Treue — und Halima ist so treu, Effendi, wie ich diese Nacht Dir treu sein werde.

Halima lüftet ihren Schleier, läßt ihn ihr Antlitz sehen, das schön ist wie ein Vollmond aus Rosen und Lilien oder dergleichen — und küßt ihm die Hand.

Der Tag ist gekommen — alles Volk umringt einen ungeheueren Platz und in der Mitte steht das Hindernis — ein Scheiterhaufen, größer als die Aja Sophia in Stambul, zu dem Soliman in der Nacht eigenhändig alles Holz des Libanons zusammengetragen hat. Der Scheiterhaufen brennt lichterloh, und große Gräben umgeben ihn obendrein. Ali kommt auf seinem besten Renner zum Rendez-vous.

Auf der Straße steht ein zerlumpter Bettler — und dieser hält an einem Strickhalfter eine Schindmähre mit einer zerfetzten Kotze als Sattel.

„Ali — nimm dieses Pferd — Allah hat Dein Gebet erhört — noch heute wirst Du Khalif sein, und noch heute wird Halima vor Dir ihren Gürtel lösen.“

Ali sitzt auf — und schnallt sich hölzerne Sporen an, die ihm der Bettler überreicht.

Er kommt mit seinem Gaul, der ein Confortabelkrampen ist, wenn es damals schon Einspänner in Bagdad gab, auf den großen Platz.

Er grüßt den Khalifen in seiner Loge — und galoppiert.

Er humpelt, denn sein Renner ist krumm auf allen vier Füßen.

Alles lacht, alles spottet, alles glaubt, daß Ali vernichtet wird, die Prinzessin Halima, tief verschleiert auf einer Tribüne, weint, der Khalif reibt sich die Hände, und Soliman schleckt sich die zehn Finger. Zum zweiten Mal humpelt Ali an der Prinzessin vorüber, zum zweiten Mal grüßt er sie und nun steckt er seinem Krampen die hölzernen Sporen . . .

Der Gaul galoppiert nicht mehr — er rast — er fliegt — gerade aufs Hindernis. Atemlos starrt das Volk, starrt der Khalif, starren Soliman und Halima! Ali ist vor dem Graben!

Der Gaul setzt an — verschwindet in den Flammen, erscheint einen Augenblick hoch oben in den Lüften zwischen den Rauchwolken — nimmt wieder Boden und . . . humpelt weiter wie er es zu Anfang tat.

Hurra! Hurra! brüllt das Volk.

Und der Khalif ist toll geworden:

„Was mein Untertan tat — kann ich — der Khalif — auch", — schreit er.

„Man bringe mir mein edelstes Schlachtroß aus meinem Stalle!" heult er.

Man bringt zwei, die edelsten Renner des edelsten Blutes.

Der Khalif sitzt auf und Soliman muß dasselbe tun.

Der Khalif ist ein Held und der beste Reiter (nach Ali versteht sich).

Er spornt sein Tier mit seinen goldenen Sporen bis aufs Blut — er läßt es aus — es galoppiert. Hinter ihm Soliman.

Die Funken sprühen unter den Hufen der beiden edlen Hengste. Lautlos still ist es geworden, das Volk starrt.

Beide Reiter sind vor dem Graben — sie setzen an, sie verschwinden in den Flammen .... Hoch schlagen die Flammen auf — und nichts mehr —

Allah hat das gewollt, schreit das Volk, es lebe Ali unser Khalif.

Am Abend sitzt Ali in lauter Gold und Seide gekleidet auf einem Thron aus Gold und Elfenbein. Er klatscht in die Hände. —

Die Tür öffnet sich und Halima erscheint — sie ist in einen weißen Schleier gehüllt, der ganz ihre Gestalt verdeckt. Dreimal kniet sie nieder — bis vor den Thron. Ali steht auf — er hebt und umarmt sie. Er nimmt ihr den Schleier ab — er sieht ihr offenes Haar — er sieht ihre Arme, bloß bis zu ihren Schultern — und ihre kleinen bloßen Füße. Halima trägt ein Hemd aus weißer Seide und einen silbernen Gürtel.

Er löst den Gürtel — und öffnet ihr Hemd auf ihren Achseln — sie legt die Hände vor ihr Gesicht — aber sie wehrt sich nicht.

Halima steht vor ihm ganz nackt — und er setzt sich, um sie mit den Augen zu verschlingen. Dann ruft er sie und sie

kniet nieder. „Und“ — die Odaliske hat dasselbe getan — „tue mit uns alles, Effendi, was Du glaubst, daß Ali mit Halima getan!“

Das Resultat ist nicht übel — aber es hat zwei Stunden gedauert oder mindestens 1½.

Alte Kümmeltürken — d. h. Orientalen vieux jeux — begeistern sich an diesen oft noch kindischeren, nie aber frivoleren Erzählungen. Es ist bekannt, daß der Morgenländer allgemein gerne erzählen hört. Es gibt solche Geschichten dutzendweise, hunderte, tausende — die im Rahmen des Gesagten für jede Situation, jeden Besucher — und jeden Geschmack passen. (An anderen Orten hört man allerdings auch Geschichten, bei denen ein Kürassierwachtmeister erröten würde.) Jungtürken (ich meine nicht diese türkische politische Sekte, sondern die zahlreichen europäisch geschulten und gebildeten Orientalen) ergötzen sich dabei — wenn nicht am Inhalte — so doch an den Zwischenfragen und Randbemerkungen und an der oft sehr herzigen Augen- und Arm-Mimik wie an der Stimme der erzählenden Odaliske.

* * *

Mit Ali und Halima bin ich meiner Geschichte voraus gehumpelt. Beim Eintritt in ein solches Haus entrichtet der Gast in die Hände einer zumeist schwarzen Pförtnerin die Taxe, die nach dem Orte und der Güte des Hauses natürlich stark variiert, und nun hört er nicht mehr von Geld reden — es gibt kein Strumpfbandelgeld etc., das direkt eine Beleidigung wäre; doch kann man als Stammgast harmlose Geschenke bringen, als Süßigkeiten und hunderterlei anderes, das sich zu kleinen cadeaux eignet, die freudig angenommen sind.

Diese Prostitution ist vielleicht in der Praxis direkt Sklaverei — aber im patriarchalischen Sinne, die Odalisken gehören und fühlen sich zum Hause. — Es gibt hier keine Zuhälter en titre, wie in Europa, die verschwinden, wenn Gäste kommen.

Die Pförtnerin oder eine andere geleitet den Gast bis zur Tür des . . . Harems. In den guten Häusern führt dieser Weg über ein Badezimmer, in dem gewöhnlich eine kleine nackte Negerin bedient — und dann ist es überhaupt Sitte, soweit man kann im Sonntags- bezw. Feiertags-Staat zu erscheinen.

Die Hausfrau — eine ältere oder jüngere Person — die zumeist selbst Odaliske war — sitzt reichgekleidet zwischen ihren Pensionärinnen am Boden auf einem Wust von Teppichen und Polstern.

Man plaudert — scherzt — raucht — trinkt Kaffee — spielt Würfel um die . . . Ehre oder dergleichen. Die Zahl der Mädchen wechselt natürlich mit dem Hause, fünf, zehn, zwanzig, fünfzig und mehr, im Alter (nach dem Lande verschieden in den Extremen) durchschnittlich von 12—24 Jahren. Meist gibt es nur weiße (weiß-gelbliche) und braune (importiert aus Arabien und Indien), Negerinnen figurieren so ziemlich nur als Dienerinnen. Die Odalisken tragen allerlei Nationalkostüme, doch wäre die Regel, d. h. das Häufigste: offenes Haar (meist schwarz und braun, selten blondlich), bloßer Oberkörper und ein seidenes Lendentuch in allen Regenbogenfarben — das sie rockartig von den Hüften bis zur Wade bedeckt. Natürlich sind alle barfuß, besitzen aber für Gänge über den Hof und Korridore Pantoffeln aus rotem Leder oder aus farbigem Plüsch. In den niederen Klassen des Volkes hat die Orientalin gewisser Länder die schauderhafte Gewohnheit, sich Hand- und Fußnägel rot zu färben. — In diesen Häusern sind Hände und Füße tadellos soigniert (keine Hautverdickungen, Hühneraugen etc. zu finden.)

Mädchen, deren Brüste nicht völlig tadellos sind, tragen ein durchsichtiges, ärmelloses oder flügelbeärmeltes Hemd.

In seltenen Häusern sind die Odalisken völlig nackt. Um einen (den gewöhnlichsten) Durchschnitt zu nehmen, betreten wir ein Haus mit drei Dutzend weißen und einem halben Dutzend braunen, halb nackten Odalisken von 12—18 Jahren mit in Gold, Silber oder Seide gestickten, mehr oder minder funkelnden Lendentüchern in allen denkbaren Farben von weiß, silber, über rosa, lila, blaß-blau, blaß-grün, zum dunkelblau, grün, rot, gold, schwarz!

Der Eindruck — rein vom ästhetischen Standpunkte — ist wirklich schön und wohltuend nach den gemeinen und obscönen Dekolletagen der europäischen Prostitution.

Tritt ein Gast ein, so fährt alles auf. Die Hausfrau, völlig bekleidet, gestickt und vergoldet, eilt ihm entgegen, die

Odalisken eilen zu einer Wand, stellen sich nebeneinander der Reihe nach auf, senken die Köpfe und bedecken sich das Gesicht mit den Händen. Es ist nicht Scham, denn sie gucken neugierig lächelnd durch die Finger, aber sie grüßen sich nicht. Der Gast hat Platz genommen, die Hausfrau sitzt ihm vis-à-vis und zwei zwölfjährige splitternackte Negerinnen mit je einem farbigen Seidentüchel auf ihrem respektiven Krauskopf und mit einer Korallen-, Perlmutter- oder Bernsteinschnur um den Hals, servieren geschickt Kaffee, Zigaretten oder sonst etwas.

Eine Weile später steht der Gast auf, der bis jetzt mit der Hausfrau übers Wetter getratscht und nicht ein einziges Mal zu den Odalisken geschaut hat, und nähert sich der lautlosen Gardekompagnie-Front.

Er grüßt — korrekt — etwas kalt, vielleicht — da der Mann im Orient auf sein Prestige hält — etwas hochmütig!

Alle Odalisken erwidern stumm auf einmal den Gruß, d. h. sie beugen den Oberkörper weit nach vorne, bis der Rücken ihrer weit nach vorne gestreckten rechten Hand fast den Teppich berührt. Sie erheben den Leib, führen die flache Hand zum Munde und dann zur Stirne — und bedecken sich wieder mit beiden Händen das Antlitz.

„Ich nehme den Staub von Deinen Füßen, küsse ihn, und streue ihn auf mein Haupt."

Der Gast nähert sich dem Flügelmanne — dieser d. h. diese zieht nun rasch die Hände vom Gesicht weg — und kreuzt die Arme auf dem Rücken.

Der Kopf bleibt gesenkt — bis er ihr Kinn nimmt.

Er streichelt ihr das Haupt — läßt wie zerstreut ihr Haar durch seine Finger gleiten, geht über zu ihren Wangen — nimmt das Kinn, richtet ihr den Kopf auf — öffnet ihr die Lippen, um ihr Gebiß zu sehen — nähert seinen Kopf ihrem Munde, läßt sich anhauchen, um sich von ihrem reinen Atem zu überzeugen, fährt ihr mit der Hand über die Achseln, um die Weiche ihrer Haut zu prüfen, drückt je einmal mit dem Handrücken gegen ihre Brüste und fährt endlich mit der Hand über ihren Oberarm.

Nun hebt das Mädchen ihre Arme über den Kopf und biegt diesen etwas nach rückwärts. Sie zeigt, daß nicht der

leiseste Flaum in ihren Achselhöhlen sichtbar ist. Dann kreuzt sie wieder die Arme auf dem Rücken.

„Sie ist noch Jungfrau für Dich (d. h. Du kennst sie noch nicht)," sagt die Hausfrau, die bis jetzt hinter dem Gast stand und nun vorkommt, um dem Mädchen das Lendentuch abzunehmen. „Ich empfehle diesen Körper, den ich Deinen Blicken enthülle, Deiner Wahl."

Die Odaliske bedeckt nun wieder ihr Gesicht und senkt den Kopf — er betrachtet sie nackt — doch gibt es keine weitere Betastung.

Scham ist dies nicht — außer wenn das Mädchen dies das erste Mal durchmacht — dafür ist der Anstand und der Respekt echt. Beides ersetzt in einem öffentlichen Hause vollkommen Scham, ja, es gibt eine Illusion, die dieser sehr nahe kommt.

Das erste Mädchen bleibt nun — regungslos — nackt und der Gast geht zur zweiten über, diese z. B. kennt er.

„Gegrüßet seist Du, Myriam, Allah sei mit Dir, wie geht es Dir, seit ich Dich das letzte Mal sah?"

„Danke, Effendi — ich bin stolz, daß Du Dich der Stunde, wo ich Deiner Lust gedient, erinnerst — es geht mir gut — und wie geht es Dir" . . . usw.

„Ich entblöße, sagt die Hausfrau, einen Leib, den Du wohl kennst, betrachte ihn von neuem, vielleicht mag er ein neues Mal Deine Begierde erwecken" usw. — bis zur letzten. Alle sind nun nackt.

Der Gast nimmt nun wieder Platz. Auf einen Wink der Hausfrau machen die Odalisken links (oder rechts) um — und betreten im Gänsemarsch vor ihm einen großen Kreis. Der Gang ist langsam, der Körper ruht etwas länger auf jedem Fuß (jeder Fußspitze) als bei einem gewöhnlichen Spazierengehen. Die Bewegungen haben eine vage Ähnlichkeit mit jenen des Schlittschuh-Bogenlaufens — der Oberleib folgt nach rechts und links, beugt sich etwas nach vorne und weit nach hinten. Die Arme über den Kopf gebogen, runden sich und folgen ebenfalls den Windungen des Körpers. Das ganze ist graziös und läßt besser als alles andere jedes Detail der Formen erkennen. Mehrere Male drehen sich die Odalisken alle auf einmal auf den Fußspitzen um ihre Achse und schreiten dann

wieder weiter. Sie schreiten nach vorne und nach rückwärts, sie drehen und winden den Oberleib, stehend, sie gehen, sie laufen und sie vollführen das Ganze, um einen Reitschulausdruck zu gebrauchen, „auf der linken“ und „auf der rechten Hand“ — mit „Touren wechseln! Umkehrt wechseln! Kurz links kehrt Euch!“, „Aus der Reitschule!“ etc., denn das ganze hat ein Ende, auf einen Wink des Gastes, der währenddem 5, 6 oder mehr Mädchen gewählt hat.

Diese bezeichnet er der Hausfrau, jedesmal sobald die Betreffende bei ihrem Kreislauf gerade vor ihn gekommen ist — und einzeln treten die Gewählten aus, um abseits eine kniende Kompagniefront zu bilden. — Alle haben nun den „Kreis der Demut“ *) verlassen und stellen sich wieder zur Wand — an der sie gestanden, bis auf die Auserwählten.

Die beiden kleinen Negerinnen, die während des Tanzes, in der Mitte des Kreises sitzend, getrommelt haben, um den Takt zu geben, schleppen eine gepolsterte Bank herbei und stellen diese vor einen Spiegel.

Gerufen von der Hausfrau, kommen die Auserwählten nun einzeln zu einer Stichwahl.

Das Mädchen streckt sich flach auf dem Rücken auf die Bank aus und läßt, als sei es gekreuzigt, die Arme zu beiden Seiten, mit nach aufwärts gedrehten Handflächen, zu Boden fallen.

Die Hausfrau zeigt dem Gaste die Füße des Mädchens, zieht ihr einzeln die Zehen auseinander, und er fährt ihr einmal mit der Hand von den Knien an ab- und aufwärts.

Aber nichts — nicht das Leiseste dabei ist roh, gemein oder obscön.

Nun neben der Bank stehend, die Arme auf dieselbe gestützt, beugt er sich etwas über das Mädchen. Sie sieht gerade mit offenen Augen zu ihm auf, dann schließt sie diese, und endlich dreht sie den Kopf einmal nach links und rechts. So sieht er ihr Gesicht — in allen Stellungen, in denen er es später in ihrer Umarmung sehen wird.

---

*) Weil mit Demut die Sklavin sich den wählenden Blicken preisgeben soll.

Das Mädchen dreht sich um ihre Achse, d. h. legt sich auf ihre Vorderseite, und wieder dreht sie den Kopf einmal flach auf jede Seite.

Endlich erhebt sich die Odaliske in ihre Knie und stützt ihren nach vorn gebogenen Oberkörper auf ihre ausgestreckten Arme. Er hat sich aufgerichtet, fährt mit der Hand über ihre Waden, schenkt einen Blick ihren immer rosigen Sohlen und fährt endlich mit den Händen unter ihren Achseln durch, um voll ihre Brust zu nehmen.

In demselben Augenblick dreht sie den Kopf, den sie bis jetzt gesenkt hatte, und reicht ihm ihre Lippen zum Kusse.

Nun ist sie endgültig erwählt. Alles bisher, außer dem beginnenden Glühen seiner Augen und vielleicht bis auf seine obige letzte Bewegung, hat sich so (ich möchte sagen kalt) korrekt abgewickelt, daß man dabei den Endzweck alles dessen vergessen könnte.

Das erwählte Mädchen kniet wieder nieder, wo es war.

Nimmt er ihre Brust nicht, so kehrt sie zu denen zurück, die mit ihren Händen ihr Gesicht bedeckend an der Wand stehen.

So folgt die Zweite, die Dritte usw. zur Stichwahl.

Von diesen bleiben vier endgültig Erwählte übrig, was aber nicht heißt, daß man sich nicht in der Regel mit einer begnügen kann. —

Man wählt jedoch selten mehr als vier. Warum?

Der Koran gestattet vier legitime Frauen, mit dieser Zahl will man der Prostituierten zeigen, daß man sie achtet wie ein legitimes Weib, — eine Form, nichts weiter! — aber mit tiefem Fond!

Allerdings kann man auch alle wählen, d. h. gegen so und so viel das Haus eine Nacht für sich allein sperren lassen. — Dann wird eine Orgie daraus — aber eine Orgie (vergleiche später) von tadellosem Anstande. Der Gast nimmt wieder Platz, die kleinen Negerinnen entfernen die „Bank der Ergebung“ *) und nun kommen die vier Auserwählten (die oft eine einzige sind), knien nieder und küssen den untersten Rand des Teppichs, der ihres Gebieters Sitzgelegenheit bedeckt, dann küssen sie

*) Ergeben in ihr bevorstehendes Schicksal.

ihm die Hand und reichen ihm zum Schlusse zu demselben Zwecke ihre Lippen.

Nun kleiden sich alle anwesenden Mädchen an, d. h. hüllen sich in ihre respektiven Lendentücher, — im Orient hat man immer lange Zeit . . . zu allem.

Wären mehrere sich untereinander unbekannte Gäste anwesend, so findet die Stichwahl (auf der Bank) für jeden Gast allein in einem anderen Raume statt. Die erste Wahl dagegen vollzieht sich im gemeinsamen Salon nach dem Rechte der Erstgeburt, d. h. nach der Reihenfolge des Ankommens.

Die vier erwählten Mädchen sind nun Sklavinnen dessen, der sie erkoren, die anderen sind ihm gegenüber frei — das bedeutet, daß die vier erstgenannten sich zu je zwei rechts und links neben ihm am Boden niederlassen und sich nebenbei mit Kaffee-Einschenken, die Tasse halten, Zigaretten anzünden, Kühlung fächeln usw. nützlich machen müssen. Nebenbei dürfen sie ihn ungefragt nicht ansprechen. Im Gegenteil ist es ein besonderes Zeichen der Huld, wenn er sie in die Konversation zieht, was immer nach einer viertel oder halben Stunde geschieht. Die männliche Würde verbietet dies gleich zu tun, ja, der Mann würde sich in den Augen dieser „Sklavinnen“ selbst lächerlich machen.

Dafür aber sprechen ihn die Zurückgestoßenen sofort an. Diese sitzen im Kreise mit der Hausfrau (vis à vis) um ihn herum und trinken wie er Kaffee etc., was die vier vorläufig auch nicht tun, bis der Gast sie dazu auffordert. — All dies ist übrigens einfach politesse!

„Herr!“ sagt eine der „Freien“, „gewiß bist Du viel gereist, erzähle uns etwas — wir bitten dich darum — von dem was Du gesehen hast.“

Es gibt Geschichten, mit denen man immer Glück hat, z. B. mit einer Beschreibung des Selamliks (Freitagsgebetes S. M. des Sultans) in Stambul. Die Mädchen haben das tausendmal gehört, aber es interessiert sie immer. Man sagt also, daß man weiland Gochsi Osman Pascha sah, daß dieser im Wagen des Padischah sitzt, und daß dieser Wagen von zwei Lippizanern gezogen wird oder wurde, die ein Geschenk des Kaisers von Österreich sind. Besser ist es sogar, aus diesen

Lippizanern Trakehner zu machen, denn obzwar diese Mädchen zum Teil Reitervölkern entstammen, sind ihre hyppologischen Kenntnisse über europäische Gestüte nicht groß genug, um den Schwindel zu entdecken — dafür aber kennen sie Wilhelm II. besser als Franz Joseph. Sofort erfährt man — se non è vero è ben trovato — daß der deutsche Kronprinz bei seinem Aufenthalt in Konstantinopel die schönste Circassenjungfrau geliebt und alle anwesenden Circassinnen glauben sogar, diese als Kind in ihrem Kaukasusdorf gekannt zu haben.

Die Liebe des Sohnes des alemángoli sultans ist so etwas wie ein Band zwischen Deutschland und dem Islam.

Ja, der deutsche Padischah liebt uns, sagt eine mit dankbarer Überzeugung! — Auch von Europa kann man erzählen.

„Warst Du in Paris?“ fragt eine andere. „Ist Paris wirklich viel viel größer als Panssa?“

„Paris ist wenigstens dreimal so groß wie Tiflis,“ antwortet ihr ein anderes Mädchen, eine kleine Tartarin.

Natürlich erregt auch eine Beschreibung der Adelsberger Grotte, oder was immer sonst, Staunen!

„Gibt es in Deinem Lande so viel Schnee wie bei uns, Herr!“ fragt eine neue.

„Wo bist Du her?“

„Vom Don! Ich bin Kosakenkind.“

„Bist Du Christin?“

„Ja,“ antwortet sie und bekreuzigt sich zum Beweis nach griechischem Ritus.

„O, unsere Schwester,“ unterbricht eine Odaliske aus Samarkand, „glaubt an Gott wie wir, nur hat er auch einen Sohn und eine Mutter.“

„Das macht nichts,“ sagt das Mädchen vom Don, „wir sind vom selben Blut, wir und die Tartaren“.

„Hier und da habt ihr Euch aber schon geprügelt!“ sagt der Gast.

„Brüder schlagen sich oft,“ antworten gleichzeitig die Kosakin und ein Tartarenmädchen aus Kasan, „aber unsere Männer hassen sich nicht darum, ein Mann muß hier und da wild sein, sonst ist es kein Mann.“

„Herr," sagt eine neue, nachdem der Gast erzählt hat, daß es in Wien einen Prater und bei Kairo Pyramiden gibt, „Du hast so viel gesehen, ärgerst Du Dich nicht, wenn ich Dir etwas zeige, was nach alledem keinen Wert für Dich haben kann — aber ich kann Dir nichts anderes bieten!"

„Zeige es mir — ich bin neugierig!"

„Danke!"

Sie springt auf und verschwindet, von einer anderen, die ihr dabei behilflich sein wird, gefolgt.

Eine Minute später kommen beide wieder; die Helfende stellt ein Dutzend kleine Holzpflöcke zu Boden und aus diesen steht je ein etwa 15 cm spitzer Stahlstift in die Höhe.

Die andere hat drei Brillenschlangen um ihren Hals und ihre Arme gewunden. (Natürlich sind die Giftdrüsen ausgebrannt.)

Sie grüßt nun den Gast, legt mit einem Ruck ihr Lendentuch ab und tanzt nackt zwischen den Stiften, die das gefährlichste dabei sind. Der Tanz, zu dem alle anderen Freien den Takt schlagen, erinnert mit etwas Phantasie an einen gyozscsárdás.

Die Schlangen dabei haben keinen anderen Zweck, als ihr zu erlauben, sich und im speziellen ihre Arme graziös zu winden. Nach beendetem Tanze küßt sie dem Gast die Hand.

„Was Du mir gezeigt, hat meinen Augen so wohl getan wie alles, was sie sonst betrachtet haben, und weil Du selbst Deiner Kunst würdig bist, will ich Dich morgen, wenn ich wiederkomme, im Bett mit meinen Armen umschlingen, wie es Deine Schlangen tun."

Sie küßt erfreut nochmals seine Hand, springt auf, trägt ihre Bestien und ihre Stifte weg, kommt wieder, nimmt ihr Lendentuch und setzt sich nieder.

Man muß Wort halten. Kommt man morgen wieder, so eilt sie, sobald der Gast sich niedergelassen, ihm entgegen, entkleidet sich, küßt den unteren Rand seines Fauteuils und bietet ihm ihre Lippen.

Die Wahl entfällt.

Schlechtes Beispiel verdirbt gute Sitten! Das ist bekannt.

Eine Zweite produziert sich, gleichfalls nackt, im Jonglieren von drei Billard-Kugeln. Sie ist graziös und nackt, sonst würde sie bei Ronacher nicht viel Aufsehen erregen.

Eine Dritte nun, im selben Kostüm vor dem Gaste stehend, sagt ein Gedicht auf. Diesmal ist es ein Gedicht und gruselig dazu.

Ein liebliches Kind schöpft Wasser aus einer Quelle — und sieh da, ein Wolf kommt daher.

Es handelt sich da um ein durch schlechte Aussprache erzeugtes Wortspiel. Wolf, Kurde = Kurd, Kürd.*)

Natürlich ist der Rest zu erraten, der grimmige Wolf ist ein noch grimmigerer Kurde. Die ersten Strophen lassen einen Zweifel.

Er wirft sich auf sie — er wirft sie nieder — er fletscht die Zähne, denn er ist toll vor Hunger — er beißt . . . etc.

Dann, wie der Wolf Kurde geworden, reißt er ihr das Hemd vom Leibe, schnallt ihr die Arme auf den Rücken usw.

Die Sache ist gruselig, klar, aber nicht im mindesten gemein oder zotenhaft.

Wie weit ist man da — von Europa — und von den heulenden, schreienden Gästen und Freuden (!) mädchen. (Welche Ironie dies Wort.)

„Auf der grünen Wiese, hab ich sie gefragt"

Um wieviel geistreicher, mindestens witziger, ist die Geschichte vom Wolf, um wie vieles erhabener.

Die kleine Aufsagerin ist keine Sarah Bernhard, aber ihre Pantomime ist herzig, sie mimiert graziös, wie sie das Hemd verliert, das sie nicht an hat, sie mimiert gut ihre Scham, Angst und Verzweiflung — endlich, bevor die Sache obscön werden könnte — fällt sie in Ohnmacht.

(Schluß folgt.)

*) K. in Wolf = Kurd spricht sich etwa Qu Quurd aus, K. in Kürd = Kurde ist reines K. Unterschied, der sich in Lateinschrift nicht wiedergeben läßt.

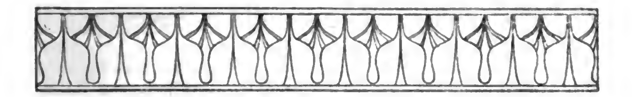
GESCHLECHT UND GESELLSCHAFT

ZWEITER BAND ▭ ZWEITES HEFT



ARISTOTELES UND PHYLLIS. Schweizerisches Glasgemälde aus dem Jahre 1572. Im Besitz von Prof. I. R. Rahn in Zürich

(Zu dem Aufsatz „Aristoteles als Masochist“, Seite 65)



ÜBER GESCHLECHTLICHE ENTHALTSAMKEIT.

Es ist eine Tatsache, daß die Zahl derjenigen Männer nicht sehr erheblich ist, welche bis in das reife Mannesalter jeden geschlechtlichen Verkehr meiden und dabei auch Selbstüberwindung genug besitzen, um auf eine ungewöhnliche Befriedigung ihrer geschlechtlichen Bedürfnisse zu verzichten. Manche neuere Gewährsmänner äußern sich über das Vorkommen vollständiger Enthaltsamkeit noch pessimistischer. Gyurkovechky erachtet dieselbe für so selten, »daß es sich darüber gar nicht zu sprechen lohnt«, die sogenannten Keuschen hält er »mit sehr geringen Ausnahmen« für Onanisten. Löwenfeld, aus dessen Buch »Sexualleben und Nervenleiden«, Wiesbaden, Bergmann 1903, die folgenden Ausführungen entnommen sind, teilt gleich Fürbringer und Eulenburg diesen Pessimismus nicht, gibt aber zu, daß die Befriedigung, welche uns die nicht allzugroße Seltenheit vollkommener Enthaltsamkeit bereiten könnte, durch einen Umstand einigermaßen beeinträchtigt wird. Schon Lallemand sprach sich dahin aus, daß diejenigen, welche in Handlungen und in Gedanken dem Ideale der Keuschheit am meisten sich nähern, deshalb keineswegs als Muster sittlicher Vollkommenheit zu erachten sind. »Eine solche vollkommene Tugend liegt nicht in der menschlichen Natur oder, um genauer zu sprechen, es ist dies überhaupt keine Tugend; denn in allen diesen Fällen fand kein heftiger Kampf, kein dauerndes Ringen statt; wenn sich etwas dergleichen zeigte, so war die Versuchung so schwach, daß man sich eines Sieges gar nicht hätte rühmen können. Wenn es so leicht ist, sich so lange gut aufzuführen, so ist dies stets ein schlimmes Zeichen für die männliche Potenz«.

Lallemand mag die Bedeutung fester Grundsätze und eines energischen Willens für die Beherrschung der sinnlichen Triebe zu gering eingeschätzt haben. Indes erklären auch Gyurkovechky und Fürbringer, daß die Enthaltsamen recht häufig von Hause aus mit einem ungewöhnlich

geringen geschlechtlichen Vermögen ausgestattet sind und daß »hier gerne aus der Schwäche eine Tugend gemacht wird«. Denn für den gesunden, geschlechtlich normal veranlagten, in der Vollkraft des Lebens stehenden Mann macht einerseits die Stärke des Naturtriebes, andererseits die fast überall sich bietende Gelegenheit zum Geschlechtsverkehr den Kampf gegen das eigene Fleisch zu einer keineswegs leichten Aufgabe, deren folgerichtige Durchführung abgesehen von hygienischer Regelung der Lebensweise noch besondere geistige Hilfsmittel erheischt. Solche bilden in erster Linie religiöse Beweggründe, in zweiter hygienische Rücksichten (Furcht vor Ansteckung), während rein sittliche oder ästhetische Bedenken weit seltener den Ausschlag geben.

Man könnte, um den Einfluß der Enthaltsamkeit bei einer größeren Gruppe von Personen festzustellen, zunächst die Gesundheitsverhältnisse des katholischen Klerus in Betracht ziehen. Diese würden für eine nachteilige Einwirkung der Enthaltsamkeit auf das Nervensystem im großen und ganzen jedenfalls nicht sprechen. Nervöse Erkrankungen, besonders die Neurasthenie, sind nach Löwenfeld beim katholischen Klerus nicht häufig anzutreffen und namentlich die Landgeistlichen erfreuen sich zumeist sehr rüstiger Nerven. Die Ausnahmestellung, welche der katholische Klerus einnimmt, gestattet nicht, das, was bezüglich des Einflusses der geschlechtlichen Enthaltsamkeit bei demselben beobachtet wird, ohne weiteres auf andere Kreise zu übertragen. Der katholische Geistliche wird zumeist schon in früher Jugend für seinen künftigen Beruf ausersehen und dementsprechend werden seine Erziehung und sein Verkehr in einer Weise geleitet, welche der Unterdrückung geschlechtlicher Regungen möglichst förderlich ist. Dieses Moment fehlt bei der großen Mehrzahl der in anderen Berufen tätigen und für solche sich vorbereitenden Männer. Das Weib bildet hier nicht körperlich und seelisch das absolute Noli me tangere; Erziehung, Verkehr, Lektüre, Beschäftigung bilden keinen Damm gegen die natürliche Entwicklung des Geschlechtstriebes; ja man kann nicht leugnen, daß manche Einrichtungen und Erzeugnisse unseres modernen Kulturlebens, deren Einwirkungen sich ein gebildeter junger Mann kaum

entziehen kann — Bälle, Theater, Romanliteratur, Kunstwerke u. s. w. — entschieden geeignet sind, schlummernde sinnliche Regungen wachzurufen. Trotz alledem stellt Löwenfeld fest, daß bei gesunden, nicht neuropathisch veranlagten Männern völlige Enthaltung ohne Schaden für das Nervensystem möglich ist, und daß die Durchführung derselben auch keineswegs zu jenen schweren Seelenkämpfen führen muß, die in manchen Heiligenlegenden und Erzählungen jüngeren Datums berichtet werden.

Zieht man das Lebensalter in Betracht, so ergibt sich, daß den Männern unter dem 24. Jahre jedenfalls seltener nennenswerte Belästigungen aus der Enthaltung erwachsen, als solchen im Alter von 24—36 Jahren, den Jahren voller Manneskraft und voller geschlechtlicher Leistungsfähigkeit. Auch bei diesen letzteren erreichen, wenn nicht gleichzeitig andere Schädlichkeiten auf das Nervensystem einwirken, die durch die Enthaltsamkeit allein bedingten Störungen äußerst selten einen Grad, der zu ärztlichem Eingreifen Anlaß gibt. Zumeist handelt es sich um vermehrte Samenergießungen, die sich mit lästigen Gefühlen im Bereiche der Samenstränge, Hoden und des Dammes verbinden können. Daneben macht sich mitunter eine gewisse Überempfindlichkeit dem weiblichen Geschlechte gegenüber bemerklich; der Anblick an sich unverfänglicher Dinge erweckt sinnliche Vorstellungen, und das ewig Weibliche drängt sich der Gedankenwelt mehr ein, als erwünscht ist. Die Beschwerden können indes, wenn sie andauern, eine erhebliche Steigerung erfahren und sich zu einer ausgeprägten Neurasthenie entwickeln. Begünstigend werden in dieser Beziehung Umstände einwirken, welche die geschlechtliche Reizbarkeit in der einen oder anderen Weise erhöhen oder die Widerstandsfähigkeit des Nervensystems allgemein herabsetzen. Als solche Umstände müssen hier erwähnt werden: üppige Ernährung bei mehr sitzender Lebensweise, wodurch der Blutzufluß zu den Genitalien und der unteren Rückengegend vermehrt wird, reichlicher Alkolgenuß, andauernde Stuhlverstopfung, Mangel regelmäßiger Beschäftigung, Lektüre von Romanen mit sinnlich erregenden Schilderungen und anderen pornographischen Literaturerzeugnissen, Besuche von Tingel-

Tangel-Vorstellungen mit den bekannten auf Sinnlichkeit berechneten Darbietungen, anhaltender intimer Verkehr mit Angehörigen des anderen Geschlechts, wie ihn z. B. ein längerer Bräutigamsstand bedingt, endlich ganz besonders die direkte sinnliche Erregung ohne Befriedigung.

Andererseits sind verschiedene Umstände geeignet, die durch die Enthaltsamkeit bedingten Belästigungen erheblich zu beschränken und selbst ganz zu beseitigen: Meidung sinnlich erregenden Umganges jeder Art, schlüpfriger Lektüre und derartiger Schaustellungen, frugale Ernährung, sehr mäßiger Genuß und noch besser gänzliche Enthaltung von geistigen Getränken, körperliche Abhärtung und reichliche Bewegung, ganz besonders aber die volle geistige Hingabe an die Anforderungen und Interessen eines Berufes. Zwei französische Gewährsmänner, Grimand de Caux und Martin St. Ange glaubten besonders mathematische Studien als wirksames Mittel zur Unterdrückung übermäßiger geschlechtlicher Begierden empfehlen zu dürfen. Den gleichen Dienst leistet jedoch im allgemeinen jede intensive und andauernde, das Interesse voll in Anspruch nehmende geistige Beschäftigung und noch günstiger wirken regelmäßige, anstrengende körperliche Übungen.

Es läßt sich eben nicht verkennen, daß das Gesetz der Anpassung an gegebene Anforderungen für den Geschlechtsapparat wie für andere Körperorgane gilt. Die Leistungsfähigkeit der Nervenzentren, Muskeln und Drüsen wird durch ein gewisses Maß von Inanspruchnahme günstig beeinflußt. So wird auch durch einen mäßigen geschlechtlichen Verkehr die Tätigkeit der samenbereitenden Organe angeregt, die sexuelle Leistungsfähigkeit unterhalten und gefördert, hiermit aber auch das Bedürfnis geschlechtlichen Verkehrs gesteigert; andererseits wirkt anhaltende Enthaltung im Laufe der Zeit jedenfalls auf die Spermabereitung (trotz zeitweiligen Auftretens häufigerer Samenergießungen) und hiermit auf das geschlechtliche Verlangen beschränkend, sofern nicht geschlechtlich erregende Momente gleichzeitig einen Einfluß in entgegengesetzter Richtung äußern. Deshalb kann es nicht befremden, daß bei jüngeren Männern, welche nach längerer Übung regelmäßigen Geschlechtsverkehrs aus irgend welchen Gründen zu gänzlicher Enthaltsamkeit für

längere Zeit genötigt sind, in der ersten Zeit der Entbehrung etwas erheblichere Beschwerden sich einstellen als bei solchen, die im Zustande anhaltender Enthaltsamkeit leben. Indes nehmen diese Belästigungen bei völlig gesunden Männern und zweckmäßiger Einrichtung der Lebensweise nie einen ernsteren Charakter an. Die Anpassung an die neuen Verhältnisse kann sogar schließlich zu einer Verringerung der Leistungsfähigkeit führen.

Die volkstümlichen Ansichten über die Vor- und Nachteile des Verzichtens auf geschlechtlichen Verkehr gehen sehr auseinander. Im alten Rom wurde die sexuelle Enthaltung als ein Erfordernis der athletischen Ausbildung betrachtet; »abstinuit vino venereque«, berichtet Horaz vom Wagenkämpfer. Die alten Germanen legten nach den Schilderungen, die uns Tacitus geliefert hat, Gewicht darauf, daß die jungen Leute erst spät zum Liebesgenusse gelangten. Tacitus bringt die inexhausta pubertas seiner germanischen Zeitgenossen mit dieser sera juvenum Venus in Zusammenhang. Diejenigen, welche die geschlechtliche Enthaltsamkeit in hygienischer Beziehung schlechterdings für eine Schädlichkeit erachten (und deren Zahl ist gegenwärtig noch eine sehr große), berufen sich gerne auf die bekannten Worte Luthers, mit welchen dieser das Bekämpfen des Naturtriebes als Unnatur bezeichnet oder die Äußerungen Buddah's über den Geschlechtstrieb. Allein auch die Anschauungen, denen man in den medizinischen Kreisen über den gesundheitlichen Einfluß der geschlechtlichen Enthaltsamkeit huldigt, sind noch sehr widersprechend; auf der einen Seite wird andauernde Enthaltsamkeit unter allen Umständen als gesundheitsschädlich, auf der anderen Seite unter allen Umständen als das für den unverheirateten Mann sittlich und gesundheitlich Zuträglichste bezeichnet. Von älteren Ärzten, welche die erstere Anschauung vertreten, ist hier insbesondere Lallemand zu nennen. »Eine absolute Keuschheit«, bemerkt Lallemand, ist früher oder später selbst jenen schädlich, die sie mit Leichtigkeit ertragen«. Samenfluß und Impotenz bilden nach diesem Autor die gewöhnliche und notwendige Folge der Enthaltsamkeit; bei Personen mit sehr energischen Zeugungsorganen soll bei zu langer Andauer vollständiger Enthaltsamkeit

früher oder später der Organismus in eine allgemeine Aufregung geraten, »die sich auf das Gehirn fortsetzend bis zum erotischen Wahnsinne gehen kann«. Von neueren Gewährsmännern stellt Gyurkovechky die dauernde Enthaltung hinsichtlich ihrer schädlichen Wirkungen auf eine Stufe mit den geschlechtlichen Ausschweifungen. Hammond spricht von Fällen, in welchen die Enthaltung, in abnormer Weise durch religiöse Gesetze oder durch Aberglauben veranlaßt, im Laufe der Zeit zu dauernder Impotenz führt.

Nach v. Schrenk-Notzing kann erzwungene Enthaltsamkeit die Willensfreiheit gefährden und zu Satyriasis und Verkehrtheiten des geschlechtlichen Handelns führen. Er ist der Ansicht, daß der keusche Jüngling Enthaltsamkeit üben soll, so lange er seine Triebe zu zügeln vermag ohne Nachteil für seine Gesundheit. »Läuft er aber Gefahr, bei zunehmender Mächtigkeit des Triebes der Onanie, der Satyriasis oder einer perversen Betätigung zum Opfer zu fallen, so ist es Pflicht seiner Erzieher und seines Arztes, die regelmäßige Befriedigung des Geschlechtstriebes zu veranlassen». Bei erheblichem Geschlechtsdrange kann die Enthaltsamkeit geradezu eine Ursache der Angstzustände der Neurasthenischen und Hysterischen werden.

Dagegen wird von einer Reihe hervorragender englischer Ärzte, Acton, Beale, Paget, Gowers und ebenso von dem schwedischen Arzte Seved Ribbing (Professor an der Universität Lund) mit Entschiedenheit in Abrede gestellt, daß der sexuellen Enthaltsamkeit irgend welche gesundheitsschädlichen Folgen zukommen. Ihnen haben sich von deutschen Forschern Hegar, Eulenburg und Fürbringer im wesentlichen angeschlossen. Hegar, dessen Polemik sich hauptsächlich gegen die Behauptungen Bebel's in dessen Buch »Die Frau und der Sozialismus« richtet, hält es unter anderem für durchaus nicht berechtigt, die Nichtbefriedigung des Geschlechtstriebes als ursächliches Moment der Satyriasis und Nymphomanie anzunehmen. Eulenburg bezweifelt es, daß schon irgend jemand bei sonst vernünftiger Lebensweise durch geschlechtliche Enthaltung allein krank bezw. neurasthenisch geworden ist. Es läßt sich von vornherein annehmen, daß, wo sich solche Gegensätze offenbaren, die Wahrheit ausschließlich auf einer Seite liegt.

Zweifellos trifft das, was von den Folgen der Enthaltung erwähnt wurde, völlig für Gesunde, nicht von Haus aus neuropathisch veranlagte Personen zu. Daß für die Nerven- und Geistesgesundheit dieser die Enthaltung keine Gefahr bringt, wird auch von deutschen Irrenärzten (Arndt, Forel, v. Krafft-Ebing) zugegeben. Dagegen trifft das Bemerkte nicht mehr ganz zu für Individuen, welche durch geschlechtliche Mißbräuche ihre geschlechtliche Reizbarkeit erhöht haben und noch weniger für jene neuropathisch belasteten, welche infolge ihrer konstitutionellen Veranlagung mit einem sehr mächtigen (krankhaft gesteigerten) Geschlechtstrieb behaftet sind. v. Krafft-Ebing hat zuerst und jedenfalls mit Recht darauf hingewiesen, daß bei den Belasteten mit krankhaft gesteigertem Geschlechtstrieb erzwungene Enthaltsamkeit ernste Gefahren bezüglich der Entstehung von Nerven- und Geisteskrankheiten herbeiführen kann.

Über die Folgen mangelnden geschlechtlichen Verkehrs bei weiblichen Personen wurden von den alten Ärzten und Philosophen bekanntlich die seltsamsten Fabeln zu Tage gefördert. Der Fruchthalter sollte nach Plato ein Tier sein, das glühendes Verlangen nach Schwängerung hegt, und wenn diesem Verlangen längere Zeit nach Entwicklung der Geschlechtsreife nicht entsprochen wird, aus Verdruß hierüber den ganzen Körper durchwandert, hierbei die Luftwege verlegt und die Atmung hemmt, dergestalt die größten Gefahren für das Leben herbeiführend. Die Idee der Wanderung des Fruchthalters infolge geschlechtlicher Nichtbefriedigung erhielt sich durch das Mittelalter bis in die letzten Jahrhunderte und wurde allmählich durch die Anschauung verdrängt, daß sich bei mangelndem Geschlechtsverkehr in der Gebärmutter eine größere Ansammlung von (weiblichem) Samen entwickle, der einem Zersetzungs- und Fäulnisvorgange unterliege und hierdurch eine Art Vergiftung des Körpers bedinge. In dieser Zurückhaltung des Samens (und des Menstrualblutes) erblickte man die Hauptursachen der hysterischen Zufälle. Mit der Erkenntnis, daß im weiblichen Körper keine Samenflüssigkeit bereitet wird, mußte diese Theorie natürlich hinfällig werden. Die Anschauung, daß die Enthaltung beim weiblichen Geschlechte unter allen Umständen ein den Nerven ungünstiges Moment und eine wichtige Quelle hysterischer

Beschwerden bilde, hat sich jedoch in Laienkreisen (und in den Köpfen vereinzelter Ärzte) bis zum heutigen Tage! erhalten. Für die Wissenschaft ist dieselbe jedoch seit lange bereits abgetan.

Für die Beurteilung des Einflusses der vollständigen Enthaltsamkeit steht beim weiblichen Geschlechte ein viel größeres Erfahrungsmaterial zur Verfügung als beim männlichen. Unsere derzeitigen gesellschaftlichen Verhältnisse verurteilen bekanntlich ein sehr großes Kontingent weiblicher Personen zur Ehelosigkeit, deren gesellschaftliche Stellung, Bildung und sittliches Empfinden einen unerlaubten Verkehr ausschließen lassen und bei denen zur Annahme unnatürlicher Befriedigung auch keine Veranlassung vorliegt.

Soweit die Wahrnehmungen Löwenfelds reichen, ertragen weibliche Personen die Enthaltsamkeit im großen und ganzen noch viel leichter als Männer. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß die unberührte Jungfrau von einer eigentlichen Libido nichts weiß, was allerdings Neigung zum männlichen Geschlechte — Verliebtheit — nicht ausschließt und daß bei vielen Frauen nach Einleitung des ehelichen Verkehrs das geschlechtliche Verlangen auf einer sehr niederen Stufe bleibt.

Allerdings bestehen beim zarten Geschlechte ähnliche Temperamentunterschiede wie bei den Männern, und es fällt daher der Verzicht auf physischen Liebesgenuß, nachdem derselbe einmal gekostet oder die Libido in anderer Weise wachgerufen wurde, manchen schwer, während viele andere keinerlei ausgesprochenes Verlangen in dieser Hinsicht kennen. Man muß auch zugeben, daß durch ungeeignete Lebensweise, übelgewählte Lektüre, Bälle und Theater, unpassende Gesellschaften u. s. w. bei an sich sinnlich veranlagten weiblichen Personen die geschlechtlichen Begierden, nachdem dieselben einmal geweckt sind, eine Steigerung erfahren können, welche bei andauernder erzwungener Enthaltsamkeit im Vereine mit anderen den Nerven schädlichen Momenten neurasthenisch-hysterische Zufälle herbeiführt. Allein daß die Enthaltsamkeit an sich bei von Hause aus gesunden, unverheirateten weiblichen Personen als Krankheitsursache sich wirksam zeigt, hierfür liegt kein unumstößlicher Beweis vor. Die Zimperlichkeit und Nervosität alter Jungfern, so vielfach Gegenstand des Spottes, hat ihre

Quelle jedenfalls nicht in der Nichtbefriedigung geschlechtlicher Bedürfnisse, sonst würden sich diese Eigentümlichkeiten viel häufiger bei jüngeren Frauenzimmern zeigen, bei denen doch ähnlich wie bei jüngeren Männern die geschlechtlichen Neigungen sich eher geltend machen. Die Eheschließung bildet für sehr viele, insbesondere der berufslosen weiblichen Personen, das Lebensziel, da dieselbe materielle Versorgung und Befriedigung ideeller Bedürfnisse in sich schließt, daß Ledigbleiben auf der andern Seite nicht bloß Verzicht auf geschlechtlichen Genuß und die Freuden des Familienlebens, sondern auch Unsicherheit der Lebensstellung für sie bedeutet.

Es ist daher wohl begreiflich, daß die Nichterreichung dieses Zieles häufig genug ein Gefühl der Verbitterung oder wenigstens nachhaltige Verstimmung erzeugt, die einen ungünstigen Einfluß auf das Verhalten des gesamten Nervenapparates äußert. Hierzu kommt der Umstand, daß den alten Jungfern zumeist die geistige Anregung des Familienlebens und hiermit die so nützliche Ablenkung der Aufmerksamkeit von dem eigenen Befinden durch die Fürsorge für andere mangelt. r. m.

LIEBE.

Man scheint zu dumm zu sein, um zu begreifen, daß Liebe Glück gibt dem Geber. Ein Herz ist kein Portemonnaie, das leerer wird in dem Maße, als man ausgibt.

* * *

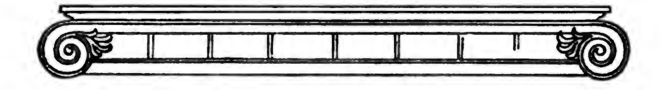
Liebe ist Sucht, zu geben und zu empfangen. Sich selbst ganz geben, das ist eins sein. Je höher Liebe, desto reicher, desto vollkommener das Geschenk seiner selbst, und desto mehr Wert wird von dem Empfänger auch auf das Geringe gelegt.

* * *

Man muß viel vergeben dem, der viel geliebt.

MULTATULI.





GESCHLECHTSLEBEN UND LIEBE.

Von Dr. med. FERD. STEINGIESSER.*)

(Fortsetzung.)

Die Jungfrauen durch andere deflorieren zu lassen, sei es durch den eigenen Vater, einen Fremdling, ein Götzenbild, die Mutter, — diese Sitte oder Unsitte ist auch in Indien sehr wohl bekannt. Nach Rémusat war in Kambodja das jus primae noctis, tschin-than geheißen, ein Vorrecht der Buddhapriester. Derselbe ging am festgesetzten Tage von Haus zu Haus und verrichtete den tschin-than bei allen jungen Mädchen, die heiratsfähig waren. — In einigen Gegenden von Indien wird das Mädchen von der eigenen Mutter mit einem Instrument während einer nächtlichen Feier defloriert, die mit hohem Pompe gefeiert wird. (Giraud Teulon, Les origines de la famille.) »Weil die Bramanes für so heilige Leute gehalten werden, haben sie an etlichen Orten, sonderlich zu Calicut, nach ihrer Art treffliche gute Sache, und absonderliche Verrichtung bey fürnehmen Hochzeiten. Man bringet ihnen die Bräute zu, damit sie ihnen ihre Jungfrawschafft benehmen, worzu der Bräutigam dem heiligen Mann noch Gelt geben muß. Denn die einfältigen Leute meinen, sie fangen ihren Ehestand mit sonderlicher devotion und Gottesfurcht an, wenn sie ihren Abgöttern durch dero Pfaffen die Erstlinge ihres beyschlaffes opffern und zueignen. Die Bramanes stellen sich bißweilen an, sonderlich bey Reichen, als wenn sie es nicht gerne thäten, müssen derwegen mit Gelt darzu erkaufft werden. Wenn fürnehme Herren oder Kauffleute von ihren Weibern verreissen müssen, nehmen sie einen solchen heiligen Vater in ihr Haus, die Frawe zu bewahren, damit sie nicht, wenn ihr etwa eine Lust ankäm, mit andern Unzucht treiben müssen, mit Priestern habe es aber nichts zu bedeuten.« (Mandelslo.) — Viele Vornehme, ja der König von Pegu selbst, sollen, wie Linschoten berichtet, das jus primae noctis dem ersten

*) Aus »Sexuelle Irrwege«.

besten Fremdling abtreten, andere haben den Brauch, ihre Bräute zur Defloration einem Götzenbilde zu übergeben, dessen Impotenz dann die Pfaffen ersetzen. In noch anderen Gegenden schlafen gar alle Hochzeitsgäste die erste Nacht bei der Braut, und der König von Calicut gibt dem ansehnlichsten Pfaffen ein Geschenk von 500 Talern, damit er vor ihm bei dem Mädchen schlafe, das er heiraten will. — In Kambodja deflorierte ein Priester die Gattin mit einem Finger, den er in Wein tauchte und mit diesem letzteren benetzte er sich dann die Stirn. Einige behaupten, daß die Eltern und Verwandten des Gatten den Wein tranken. — Auch auf Malabar gab es Brahmanen, welche keine andere Pflicht hatten als die, den Mädchen die Blüte der Jungfräulichkeit zu rauben; diese bezahlten sie dafür, weil sie sonst keinen Mann nehmen konnten. — Bei vielen Stämmen Indiens existierte früher das jus primae noctis des Vaters, und noch heutigentags kommt es unter der Bezeichnung mandai bei den Bataks, namentlich unter den Häuptlingen und Vornehmen derselben, vor. — Während also hier die Entjungferung als ein höchst gleichgültiger Akt angesehen wird, der sehr oft dritten Personen überlassen wurde, sehen wir in einem anderen Lande gerade das Gegenteil: eine solche Bewertung der Jungfernschaft, daß sich eine wahre Manie, eine krankhafte Sucht entwickelt, Jungfrauen zu deflorieren. Das klassische Land dieser »Deflorationsmanie« ist England, das England des Mittelalters sowohl als das der Jetztzeit. Wenn es noch eines Beweises von dem Wandel der moralischen und kulturellen Anschauungen, den sexuellen Moden und Perversitäten bedurft hätte, hier liegt er für jedermann klar auf der Hand. Hier ist die Jungfernschaft: »Der Mai im Jahr, die Blüte am Baume, der Morgen am Tage: doch alles, was schön und frisch ist, vermag noch lange nichts dagegen: die Jungfernschaft ist eine so feine Sache, daß man kaum davon sprechen kann«. (von Hippel, Über die Ehe.) — In der Befriedigung dieser unheilvollen Leidenschaft tritt die englische Brutalität wohl in ihrer größten Scheußlichkeit hervor. Was wunder, daß man die höchsten Preise für Jungfrauen zahlte, daß schon im 18. Jahrhundert Bordelle gegründet wurden, in denen solche Ware, also vor allem Kinder beiderlei Geschlechts,

stets zu haben war. Ein jedes dieser Opfer trug die ärztliche Bescheinigung seiner Virginität bei sich, und oft hallten die Straßen wieder von dem Schreien jener unglücklichen Geschöpfe, die der erhitzten Phantasie geiler Lüstlinge zum Opfer fielen. Ja, um der starken Nachfrage zu genügen, sah man sich genötigt, die deflorierten Kinder wieder künstlich zu restaurieren, eine Unsittte, die man schon im Mittelalter kannte, und so blühte denn bald diese neue Kunst der Restauration und Reparation deflorierter Jungfrauen, und der Handel mit gefälschten Jungfrauen (patched up girls) soll noch heutzutage in London eine ganz gewöhnliche Sache sein. So ändern sich Sitten und Gebräuche im Laufe der Zeiten. —

Ich werde in einem späteren Kapitel noch Gelegenheit haben, auf die Institution der Hierodulen als heilige Prostitution zurückzukommen, wobei wir sehen werden, welch entsetzliche Ausschweifungen mit diesem Astarte- oder Mylittakult noch bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung getrieben wurden, als man anfing, die weiblichen Priesterinnen durch männliche zu ersetzen! Nur erwähnen will ich noch, daß der Grieche, der genau die Grenze des Physischen und Ethischen kannte, auch hier bemüht war, das erstere dem letzteren unterzuordnen. Als er sah, welch große Gefahren dieser von den Asiaten eingeführte Venuskultus für sein Privatleben, für seine Frauen und Töchter mit sich brachte, führte er wirkliche Bordelle und öffentliche Mädchen ein, welche um geringe Preise zugänglich waren. Solon war der erste, welcher im Jahre 594 v. Chr. diese Einrichtung traf. Die Häuser lagen anfangs in der Nähe des Hafens, später jedoch auch in der Stadt. Außer in den Bordellen konnte man in den Wirtshäusern am Hafen,[1] ähnlich unseren Harfenmädchen, oder gar auf den Märkten und Gassen solche Freudenmädchen antreffen, die — tout comme chez nous — entweder sogleich sich preisgaben oder nach bestimmten Absteigequartieren sich begaben. Von diesen gewöhnlichsten Vertreterinnen der venus vulgivaga waren streng zu unterscheiden die »Hetären«, jene stars der griechischen demi-monde, welche, in allem unterrichtet, gebildet und äußerst musikalisch waren, um neben ihren körperlichen Reizen besonders durch ihre Bildung ihre Liebhaber

an sich zu fesseln. Die besseren von ihnen standen überall in großem Ansehen, erwarben nicht selten ungeheure Reichtümer und manche, ihres Standes überdrüssig, reichte einem Manne die Hand, um als treue Gattin ihr Leben zu beschließen, oder zog sich zurück, um dann wenigstens ein tadelloses Leben zu führen. Andere wieder traten mit zahlreichen Dienerinnen umgeben auf, die sie je nach Bedarf in die einzelnen Städte verteilten, wie z. B. Nicareta in Korinth und die Aspasia in Athen, welch letztere damit ganz Hellas überflutete. Unter den berüchtigsten Hetären ragten durch geistige und körperliche Vorzüge besonders hervor: Gnathaena zu Athen, Phryne und Lais zu Korinth; alle drei scheinen selbst für jene Zeiten ganz ungeheure Summen für ihre Gunstbezeugungen verlangt und auch erhalten zu haben, so forderte Gnathaena 1000 Drachmen von einem fremden Satrapen für eine Nacht, Phryne gar ein Talent, und Lais war so berüchtigt wegen des hohen Preises, daß das Sprichwort entstand: Non cuivis homini contingit adire Corinthum.

Spuren zwangsweiser religiöser Prostitution, der Vorläuferin der gewerbsmäßigen Prostitution finden sich mehrfach auch in Indien. So verlangt man, daß sich die Santâl-Mädchen einmal in ihrem Leben im Tempel preisgeben, ähnliche Sitten herrschten einst in dem Tempel des Jagannatha und mehreren anderen heiligen Orten. Und uralt ist auch die berufsmäßige Prostitution. Bereits im wedischen Zeitalter spielten die »circulating beauties« eine kulturgeschichtlich überaus wichtige Rolle; das Hetärenwesen war großartig. In den buddhistischen Erzählungen tritt die »Stadtschöne« sehr häufig auf, und wir erfahren, daß bisweilen 1000 Goldstücke für eine Nacht gefordert und — bezahlt wurden. Hervorragende Kurtisanen standen bei den Fürsten in großem Ansehen, machten auch gelegentlich Gastreisen und führten den Titel »Ganika«. Ebenso wie es in Griechenland mit Aspasia, Phryne und anderen berühmten Hetären war, stand es auch in Indien: alle Freudenmädchen wurden sorgfältig erzogen, und je geistvoller die Schülerin war, eine um so eifriger gesuchte Meisterin ward sie später. Und nun vergleichen wir damit unser Zeitalter, das achtzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert der Dirne! Welch

eine Wandlung! Gemeinste Wollust, Selbstsucht und Bestialität erheben kühn ihr Haupt. Die Dirne wird vergöttert, idealisiert, steht um so höher über der ehrbaren Frau, je mehr Wollust, je raffiniertere Genüsse sie geben kann. Die Frauen des 18. Jahrhunderts »genossen den Verlust ihres guten Rufes«, wie die Goncourts es treffend bezeichnen, und setzten die höchste Ehre darin, einen beschimpfenden Namen zu führen. Die Revolution endlich war die goldene Zeit des Dirnentums. Selbst die Polizei nahm diese »Damen« unter ihren Schutz, gewährte ihnen die weitgehendsten Freiheiten, die Nationalversammlung emanzipierte sie und verschaffte ihnen Wohltaten, die sie zu keiner Zeit und in keinem Lande genossen hatten. Jetzt wurde die Dirne zur »Göttin der Vernunft«! Kinder von 7 bis 14 Jahren gaben sich öffentlich nackt den gröbsten Ausschweifungen hin, die Zahl der nackten Dirnenbälle, bei denen nur das Gesicht maskiert war, stieg auf mehrere Hundert täglich und in 23 Theatern wurde so zu gleicher Zeit und in gleicher Weise der »Göttin der Vernunft« gehuldigt. Die Zahl der Pariser Prostituierten betrug damals etwa 30000 bei einer Einwohnerzahl von 600000! Was das zu bedeuten hat, kann man am besten aus Vergleichen ersehen. In London betrug die Zahl der Prostituierten etwa 80000 bei einer Einwohnerzahl von 1900000 zu Ende der dreißiger Jahre des XIX. Jahrhunderts und ist jetzt sicher auf 100000 gestiegen. — Welch ungeheure Summen die Dirnen der Revolution verschlungen haben, geht daraus hervor, daß der Herzog von Bouillon für eine einzige Opernsängerin in drei Monaten 800000 Livres verschwendet hat. Viele Messalinen jener Zeit eröffneten nebenbei noch Spielhöllen, die immense Summen einbrachten, andere erwarben zahlreiche Grundstücke und Gebäude, wieder andere errichteten Läden, Modewaren- oder Blumengeschäfte. Eine recht bezeichnende Anekdote findet sich in dem interessanten Werke von Lacome: Thèmes variés. Les étoiles du passé: Eine frühere Choristin der Oper, eine seltene Schönheit, ein weiblicher Engel, wurde des öfteren von den Malern als Modell benutzt. So wurde sie auch als Madonna für ein Bild über dem Hauptaltar einer Kirche gemalt. Als nun ein Engländer, der die Sehenswürdigkeiten der Pariser Kirchen

besichtigte, nachdem er vorher diejenigen der Theater nicht ohne bitteren Nachgeschmack genossen hatte, in diese Kirche kam und den Kopf der Madonna erblickte, rief er überrascht aus: »Ach, da ist ja die »Jungfrau«, von der ich den Tripper bekommen habe«. — Und was soll man von Italien, diesem Eldorado der Prostitution, dieser Pflanzschule der echt modernen, raffinierten Unzucht sagen, die, nebenbei bemerkt, stets am besten in den spezifisch katholischen Ländern, an den Stätten der Askese und des Zölibats gediehen ist? Sollte man eine Steigerung noch für möglich halten? Alles bisher Dagewesene war doch nur Kinderspiel gegenüber den ungeheuerlichen Vorgängen am Hofe eines Alexander VI., eines Cesare Borgia, eines Giulio Romano und Augusto Carraci, diesen großen Praktikern und Künstlern der Wollust. Die Verbreitung der Prostitution war dementsprechend in Italien eine ungeheure. Alle Städte wimmelten von Dirnen, die besonders bei den großen, mit Ausschweifungen verbundenen Festen in den Häusern des Adels ihre Reize glänzen ließen und sich im allgemeinen eines hohen Ansehens erfreuten. Bologna wimmelte von singenden und tanzenden Nymphen. Besonders verrufen war Venedig! Hier wurde die Kurtisane, »die Pest welscher Städte« geradezu vergöttert! Wo bot aber auch ein Ort in der Welt so reizende Verlockungen und Sinnengenuß jeder Art? Wo war die Ehe der Intrigue zugänglicher als in der Stadt, wo die Sitte des Cicisbeats die Strenge der Pflicht längst zu einem lächerlichen Vorurteil gestempelt hatte? Wo waren die Kurtisanen schönere, gebildetere und vollkommenere Priesterinnen Cytherens? Wo bot die Lizenz adliger Jungfrauen-Klöster, die Prostitution der Vestalinnen, einen feineren Reiz für sinnliche Romantik, erhöht durch Gefahr, als zu Musano und San Giorgio? Wo gewährte der Karneval und die Maskenfreiheit mitten in lauen, schmeichelnden Sommernächten so mühelos die entzückendsten Abenteuer? Wo gab es ausgesuchtere Tafelfreuden und köstlicheren, heißeren Wein bei Orgien im Geschmacke des klassischen Altertums? Wo prachtvollere Opern, entzückendere Stimmen, nacktere Terpsichoren, pikantere Festlichkeiten? Wo konnte der adlige Hang zum Glücksspiele in volleren Goldhaufen

sich sättigen? Nach Venedig ging daher der erste Zug aller vornehmen Lüstlinge; verdorben, ärmer an Glücksgütern und an Lebenskraft, selten mit Reue kehrten sie heim, nachdem jedes einzelnen Sünde die Sündhaftigkeit der Stadt gesteigert hatte. Diese Bedeutung Venedigs als der Metropole der raffinierten Freiheit des Sinnengenusses geht aus der geheimen Geschichte und den Memoiren der Fürsten und Vornehmen hervor. Nur ein bestimmt ausgesprochener Zweck führte sie alle nach der Stadt der Lagunen«. (Barthold) Infolgedessen erfreuten sich in der Republik Venedig die Prostituierten des ganz besonderen Schutzes der Regierung und waren sogar der einzig erlaubte Gegenstand des sonst durch die Gesetze streng verpönten Luxus der Nobili. Montesquieu schreibt: »In Venedig zwingen die Gesetze die Adeligen zu einer bescheidenen Lebensweise. Sie sind so an Sparsamkeit gewöhnt, daß nur die Buhlerinnen sie dazu vermögen können, Geld auszugeben. Man bedient sich dieses Weges, um die Betriebsamkeit zu fördern: die verächtlichsten Weibspersonen verschwenden dort ohne Gefahr, während ihre Liebhaber das armseligste Leben von der Welt führen«. —

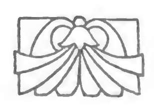
(Fortsetzung folgt.)

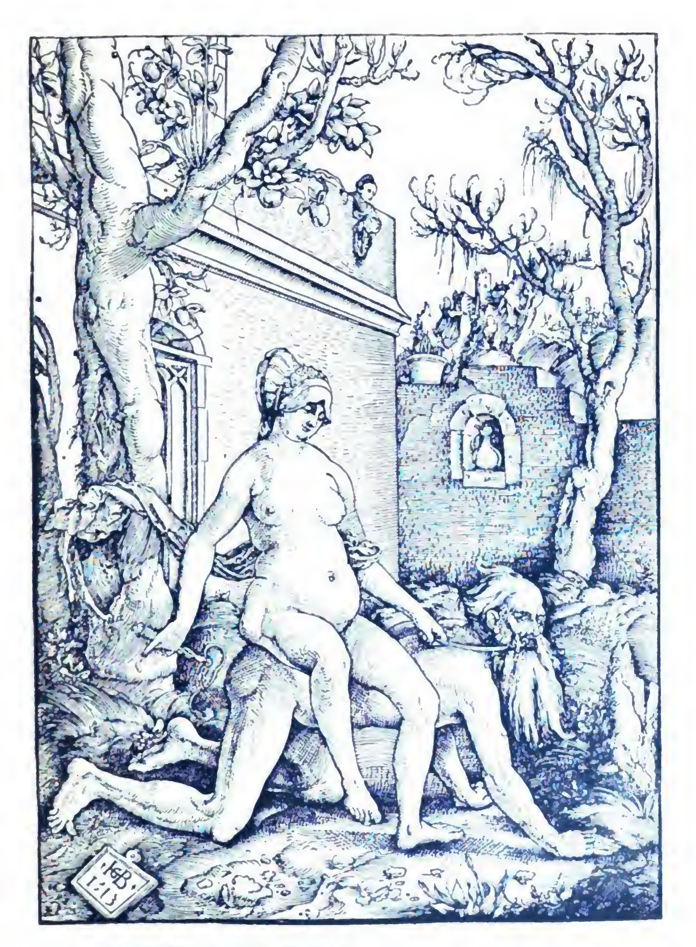


WILDE LIEBE.

Man sollte bei den heutzutage so genau festgestellten Gefahren, welche die wilde Liebe mit sich bringt, es kaum für möglich halten, daß sich jemand ihnen aussetzte. Eine Erklärung liegt nur darin, das die große Menge über diese Punkte sich im Unklaren ist, wenigstens undeutliche Vorstellungen über die mit dem außerehelichen Umgang verbundenen Nachteile hat. Sonst könnte sich nur eine sträfliche Dummheit oder ein bodenloser Leichtsinn über die Bedenken hinwegsetzen.

Prof. Dr. A. HEGAR (»Der Geschlechtstrieb«).





ARISTOTELES UND PHYLLIS
Holzschnitt von Hans Baldung Grün. Aus dem Jahre 1513
(Zu dem Aufsatz „Aristoteles als Masochist", Seite 65)

ARISTOTELES UND PHYLLIS

Radierung eines unbekannten Meisters (Amsterdamer Kabinet) aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts



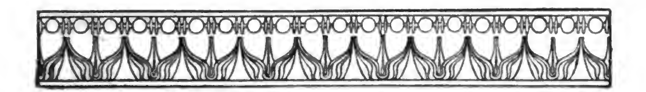


ARISTOTELES UND PHYLLIS

Handzeichnung aus dem Lai d'Aristote (um 1210)



(Zu dem Aufsatz »Aristoteles als Masochist«, Seite 65)



ARISTOTELES ALS MASOCHIST.

Von ELSA LAFIÈRE.

Aristoteles als »Masochist« ist geschichtlich betrachtet natürlich Unsinn. Ich meine hier auch bloß den »sogenannten Masochismus«, wie er zur Bezeichnung einer sexuellen Variation üblich geworden ist, und zwar mehr üblich, als all die andern technischen Ausdrücke, die die Sexualwissenschaft seit einigen Jahrzehnten aufgestellt hat. Man weiß, daß dieser Ausdruck von Krafft-Ebing stammt. Ohne ihn prägnant zu definieren, ließ er ihn in seiner Pathologie-Theorie figurieren. Wäre Krafft-Ebing nicht ein einseitiger Forscher gewesen, über den die Wissenschaft endlich zu stolpern anfängt, hätte er sich z. B. etwas weiter in der Literatur umgeblickt, so hätte er die Sache statt Masochismus unbedingt »Ovidismus« nennen müssen. Denn Ovid ist, wenn ich so sagen darf, noch viel raffinierter in derselben Richtung veranlagt, als Sacher-Masoch, ja Ovid hält seine Anlage für so wenig »pathologisch«, daß er vielmehr in seiner Ars amandi für den um Frauengunst werbenden Liebhaber nichts Besseres zu raten weiß, als — nun eben eine ausführliche Anleitung zur Masochistik. Ich werde in einem späteren Heft dies Thema eingehender behandeln. Noch niemand hat Ovid für »krankhaft« ausgeschrieen, und es blieb Krafft-Ebing vorbehalten, aus Mißverständnis und mangelnder Kenntnis gesunder Menschen aus seinem psychiatrischen Sprechzimmer heraus eine Theorie zu verkünden, die ich für einen bedauerlichen Irrtum halte, und die im großen Publikum, das ja immer in seiner Auffassung der Originalforschung um ein Menschenalter nachhinkt, jetzt als moralisierende Gehässigkeit grassiert. Krankheit gleich Sünde: der alte Zopf der christlichen Aera!

Doch zur Sache. Was Masochismus ist, weiß also heutzutage jeder. Ich lege hier in Bild- und Literaturproben aus dem 13. bis 16. Jahrhundert einen Beitrag vor, der zeigen soll,

in wie origineller Weise sich der erotische Begriff »Weiberherrschaft, Männerknechtschaft« an eine bestimmte Figur knüpft. Aristoteles, der Abgott tiefgründiger Weisheit und Lebenserfahrung vom frühen Mittelalter her, ist es, um den es sich handelt. An Aristoteles knüpft sich eine reichhaltige Legende, die wohl aus dieser ungemeinen Hochschätzung resultiert. Unter anderem auch in bezug auf sein erotisches Leben. Schon aus dem Altertum stammt eine unbewiesene Überlieferung, er sei stark sinnlich gewesen. Das will wenig sagen. Große Menschen sind immer stark sinnlich. Denn beides sind Parallelen. Nun aber soll speziell gezeigt werden, daß selbst der größte Geist vor dem Weibe klein wird, daß der Herrscher im Reiche des Wissens dem Weibe untertan wird, der Riese zum Zwerg, daß er dennoch seinen Nacken unter ihr beugt, und dies buchstäblich.

Natürlich ist Aristoteles nicht der einzige, dem von der Donna Femmina so mitgespielt wird, aber er ist der bedeutendste. Auch Vergil wird zum Gespött, wenn er von der Geliebten im Korb an der Mauer hochgewunden wird, und sie ihn auf halber Höhe im Stich läßt, so daß am Morgen die ganze Stadt ihren Spaß daran hat. Man weiß, daß neuerdings wieder dies Thema auf der Opernbühne eine hübsche Darstellung fand, natürlich nicht ohne bei gewissen Leuten Anstoß zu erregen.

Simson ist weiter als Beispiel beliebt. Noch heute wird seine Affäre mit der Dalila gemalt, sie wird es in alle Ewigkeit werden.

Salomo wird Jahve abtrünnig (1. Kön. 11, 4), weil seine »ausländischen« Weiber es so wollen. Einer unserer besten deutschen Kleinmeister hat dies recht erfaßt. Wir sehen auf dem wunderschönen Holzschnitt, wie Salomo vor dem Götzenbild kniet; seine Herrin, die es ihn geheißen, steht zuschauend hinter ihm. Und was stellt das »Götzenbild« vor? Genau dasselbe Weib in der gleichen Haltung und Tracht!

Diese also und noch viele andere unterliegen alle demselben Einfluß. Bei Pamphilus Gengenbach heißt es in den Zehn Altern:

Der Vierzigjährige spricht:

Nun glich ich doch Salomon,
Aristoteli, Vergilio vnd Samson,
Die wißsten stercksten gwesen sind,
An wyben auch waren erblindt.

Gengenbach scheint auf die Zusammenstellung dieser vier Namen besonders Gewicht gelegt zu haben. Er wiederholt sie mehrfach und hat sie auch in Holz geschnitten oder schneiden lassen. So hat sich auf der Berliner Königlichen Bibliothek ein Exemplar der Gouchmat erhalten, deren Titelblatt vier Randleisten zeigt: Oben Simson im Schoß der Dalila, unten Aristoteles von Silaris geritten, rechts Salomo zum Abgott betend, links Vergil im Korbe.[1]) In der Gouchmat macht Venus Männer aller Stände zu Narren und Sklaven. Ein »Doctor« z. B. erklärt:

And Venus hab ich mich ergeben,
In irem dienst so will ich leben.

Venus:

Der Doctor kumpt mir eben recht,
Er dunckt mich sin ein guter knecht,
Er weiß gar wol der Venus natur,
Vnd dunckt mich sein ein rechter lur,
Die gouchfäder wirt in gar wol zieren,
Ich wil in vff die gouchmat füren,
Als ich hab Aristoteli gethon,
Virgilio vnd auch Salomon . . .

Darauf wendet sie sich an ihre Gehilfin Palestra, eine Figur aus dem Lukian:

Nim diesen gouch vnder die sporen
Vnd mach im bald zwey esels oren . . .

Der Doctor:

Palestra was du gebütest mir,
Das thun ich als nach dir begir.
Vnd lyd es als gern mit gedult,
Das ich nun hab fraw venus huldt.

Auch bei Reinfrid von Braunschweig finden wir eine ähnliche Zusammenstellung weibunterlegener Männer:

[1]) Dieselben Leisten finden sich noch in einer Ausgabe von Gengenbachs Novella, im Sermo de Penitentia P. Martini Luther und in Eberlins funfzehen Bundesgenoßen.

Yrkân diu reine tet ouch niht
als Dalidâ Samsônen,
diu im sunder schônen
sîn kraft mit hâres löken schriet,
alsus den starken sî verriet,
bis daz er wart erblendet.
Des muoz ir lop geschendet
vor al der welt noch hiute sîn.
Sî tet ouch niht untriuwe schîn
noch gap spottes loene,
als hie vor diu schône
Athanatâ ze Rôme tet
dô sî dem künste rîchen het
Virgilium erhangen.
Sî het ungern begangen
den spot von dem man wunder seit,
dô Silarin diu schône reit
den wîsen Aristotilem.
Sî gap ouch disem unde dem
niht trôst mit sinnes meinen,
als man von der reinen
Helênen seit ûz Kriechen lant.

Melancholisch singt Meister Heinrich von Mischen, genannt der Vrouwenlop, im »langen Ton« also:

Adam den ersten menschen den betroug ein wip;
Samsones lip
wart durch ein wip geblendet;
Davit wart geschendet;
her Salomon ouch Gotes richs wart durch ein wip gepfendet;
Absalons schoene in niht vervieng in' het' ein wip betoeret.
Swie gewaltig Alexander was, dem geschach alsus;
Virgilius
wart betrogen mit falschen sitten;
Olofern wart versnitten;
do wart ouch Aristoteles von einem wibe geritten;
Troye diu stat und als ir lant wart durch ein wip zestoeret.
Achilli dem geschach alsam;
der wilde Asahal wart zam;
Artuses scham
von wibe kam;
Parcival groze sorge nam:
sit daz vuogt' der minnen stam,
waz schat denne, ob ein reinez wib mich brennet unde vroeret?

Auch in der darstellenden Kunst treffen wir auf solche gehäufte Exemplifizierung. A. v. Eye sagt in: Das germanische Museum, 2. Kunst und Altertum, 1853: Eine nähere Betrachtung verdient die Steinplatte des großen Eichentisches, deren eingravierte Figuren auf den Ausgang des 15. Jahrhunderts hinweisen. Diese Figuren, die schon auf den ersten Blick durch ihre satirisch launige Auffassung, durch die seltsame Auswahl der dargestellten Gegenstände auffallen, bringen die Herrschaft des Weibes über den Mann zur Anschauung, und finden, als ein Lieblingsthema der Frauen, auf einem großen Tuche aus dem folgenden Jahrhundert in zum Teil ganz gleichen, zum Teil ähnlichen Darstellungen mit beigefügten Inschriften ihre Erläuterung. Wir ersehen, daß solche Darstellungen, die auf so verschiedenen Gegenständen sich wiederholen, nicht sowohl aus der Laune eines Künstlers, als vielmehr aus einer bestimmten eigentümlichen Zeitrichtung hervorgegangen sein müssen, und daß sie, mit den übrigen Bestrebungen ihrer Entstehungszeit zusammengehalten, recht eigentlich als Tendenzarbeiten zu betrachten sind. Auf dem Tische sowohl wie auf dem Tuche findet sich der langbärtige Greis, der, einen Zaum im Munde, von einer weiblichen Figur geritten wird. Aus der Inschrift des Tuches erkennen wir, daß unter dem also erniedrigten Mann kein geringerer vorgestellt wird, als der alte Philosoph Aristoteles. Auf dem Tisch ist als Haupt- und Mittelbild Judith angebracht, die das abgeschlagene Haupt des Holofernes in einem Sacke verbirgt. Auf dem Tuche Bethseba, die durch ihre Schönheit den König David berückt; also in beiden Fällen die List und Gewalt des Weibes verherrlicht, die über männliche Kraft und Würde triumphieren. So ist auch Salomo dargestellt, der, verleitet durch ein heidnisches Weib, ein Götzenbild anbetet, und andere.

Endlich sehen wir, wie Aristoteles im 15. Jahrhundert sozusagen auf der Bühne leibhaftig vorgeritten wird. Die Fastnachtsspiele jener Zeit, die das sexuelle Leben außerordentlich reichhaltig, wenn auch drastisch, wiederspiegeln, waren besonders in den rheinischen Städten beliebt. Einzelne Trupps von lustig gestimmten Männern, vielleicht auch Frauen, zogen von Haus zu Haus und luden sich ohne weiteres als

private Stegreifkomödianten zu Gast. Sie waren stets gern empfangen und ungern entlassen. Ihr Zuhörerpublikum bestand aus absolut allem, was im Hause anwesend oder zu fröhlicher Lustbarkeit versammelt war. Heute heißt man solche Unterhaltung unflätig, daß heißt, wenn Männer und Frauen zu gleicher Zeit anwesend sind. Es ist aber je nach dem. Nur Witz muß dabei sein, und im übrigen kommt es ganz auf die Bewertung der Sprachnuancen an, ob grob oder fein.

In dem Spiel von Fürsten und Herren[1]) erscheinen zunächst als Hauptpersonen auf der Szene: Aristotiles und vier Könige mit ihren Frauen. Aristotiles, der Allweise, soll einem jeden der Fürsten den »Conplex« darstellen, d. h. ihm seine innern Anlagen und Fehler schildern. Er tut es. Im wesentlichen läuft seine Aussage darauf hinaus, daß die Herren ihren Weibern untreu sind, »in fremde Schwemme reiten«. Darob Beifall bei den Frauen und ausführliche Bestätigung, bei den Männern Bestürzung und Ärger über die öffentliche Blamage. Die Empörten beschließen, den Philosophen mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, ähnlich wie es später dem Physiognomik-Lavater erging. Sie zeigen ihm sein eigenes Porträt und verlangen den »Conplex« der dargestellten Person. Aristoteles erklärt den Betreffenden für einen Mörder, Dieb usw. Jetzt jubeln die Männer. Aristoteles jedoch zieht sich fein aus der Schlinge durch die Erklärung, daß er diese schlechten Eigenschaften zwar besitze, sie aber zu unterdrücken wisse. Das sollten die Herren ihm nachmachen. Diese sind beschämt und erkennen rückhaltlos die Überlegenheit des Weisen an. In diesem Höhepunkt setzt die spezielle Handlung ein, indem König Soldans Weib das Wort ergreift:

---

[1]) In der Wolfenbüttler Handschrift. Vergleiche auch die Gesamtausgabe von Adelbert von Keller in den Privatdrucken des literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 28—30 und 46. Auch in der spanischen Literatur wird die Sache erwähnt in Diego Martinez de Medina, Canconiero de Juan Alfonso de Baena:

E aun Arystotiles con su grand saber
Con quexa muy grande seyendo enamorado,
El se consentió de ser ensellado
Assy como vestia de una muger . . .

Mein herr und Konig, edler Soldan,
Mag ich es an euren hulden han,
So solt ir mir furwar gelauben,
Den meister wil ich hie berauben
Aller seiner sinn und weisheit gar;
Das solt ir sehen offenbar.
Ir solt sehen zu dieser zeit,
Das ich in als ein pferd hinreit,
Das wil ich euch hie sehen lan;
Ich wil gar heimlich zu im gan
Und wil in bringen hie zu spot,
Wie vil er weisheit in im hot.

Konig Soldan dicit:

Wolhin, ich wil dir das erlauben,
Ich wil sein aber nit gelauben,
Das dir mit im hie mug gelingen.
Du magst dich selbs zu gespot wol bringen;
Er ist so gar ein kluger man,
Das in niemant betoren kan.

Konig Soldans frau:

Ich hoff, mir sol nit mislingen,
Das er mich nit zu gespot soll bringen;
Darumb, herr, bleibt hie ein weil,
Ich wil versuchen ie mein heil.

Der gruß von der kunigin:

Ich gruß euch, kluger meister fein,
Was mag das deuten also sein,
Das ich zu euch solich liebe han,
Als ie kein weib auf erd gewan?
Wurd nit erfullet der wille mein
Von euch, so muß ich leiden pein,
Und kan ich nit eur hulde erwerben,
Vor großer lieb so muß ich sterben
Und muß verliesen all mein zucht,
Wo mir nit wirt eur edele frucht.

Maister Aristotiles dicit:

Ach frau, es ist ein ploder sin;
Bedenkt, wer ir seit, wer ich pin.
Nach kurzer freud kumt langes leit,
Dein adel gehort zu frumkeit.
Mein herr der ist ein stolzer man,
Der euch eins solchen wol pußen kan.

Die konigin wider:

Ach meister mein, was sagt ir mir?
Nach euch quelt sich meins herzen gir;
Und laßt ir mich also verderben,
So seit ihr schuldig an meinem sterben.
Ir allerliebster pule mein,
Schlißt auf gen mir eurs herzen schrein!

Maister Aristotiles:

Ach frau, ir seit so minikleich
Und eure wort so freudenreich,
Domit habt ir mein herz erwegt
Und all mein weisheit hin gelegt,
Das ich muß thun noch eur gir;
Ich pflig mit euch der lieb schir.

Die kunigin dicit:

Meister, des kan ich kaum erpeiten,
Ich muß ein mol vor auf euch reiten,
Damit so mert sich unser begir.
Fallet nider pald auf alle vier,
So werd wir baide freuden vol;
So thu ich darnach was ich sol.
Hau drein, mein liebes gemperlein!
Nie kluger ros die sunne beschein.
Ich reit doher auf meinem ros;
Herr Konig secht zu dort auf dem schloß!

Konig Soldan spricht:

Ach meister Aristotiles,
Gar wenig ich euch getraut het des,
Das ir begert der frauen mein.
Eur weisheit ist hie worden klein.
Wie habt ir hie eur sinn verlorn?
Ein weip macht euch zu einem torn,
Hat zu eim esel euch gemacht,
Das man eur pillich spot und lacht.
Ei wie habt ir euch do besunnen,
Das euch der weisheit ist zurunnen!

Der meister zu dem konig dicit:

Genadt mir, edler herre mein,
Kein man auf erd so weis mag sein,
Ein weip efft in, ob sie wil;
Sie kunnen sußer wort gar viel
Und thun sich auch gar hubsch aufpflanzen;
Sie machen ein munch im kloster tanzen.

Ich wil wol in der wahrheit jehen,
Es mocht euch selbs auch sein geschehen.

Konig Soldan:

Des woll wir euch genießen lan,
Seit frauen vor oft betort han
Die weisen in der alten ee
Und euch, meister, nu merket me,
Konig Davit und herrn Salomon,
Den Sampson und herr Absolon
Und Aschwerum den Konig her,
Den uberwant die schon Hester,
Und Olofernus ward geschent
Von einem weib, Judith genennt;
Desgleichen hab ich gar viel gehort,
Das manig man ward betort,
Das machet ir edle sueße lieb;
Domit stelens uns ab als die dieb.
Kein man auf erd so wild nie kam,
Er ward von zarten frauen zam;
Wann er an iren weißen armen
Je solt in solcher lieb erwarmen,
Wem do sin ror nit auf tet stan,
Ich sprich, er wer kein rechter man.

Ein Ritter dicit:

Durch frauen willen tut man hofiren,
Durch sie ist stechen und turniren,
Durch frauen tut man sper zuprechen,
Durch frauen tut man singen und sprechen,
Durch frauen tut man fechten, ringen,
Durch frauen tut man tanzen, springen,
Durch frauen gewint man und verleust,
Durch frauen manger des nachts erfreust,
Durch frauen willen manig man
Vertut mer, dann er gewinnen kan.
Das im ein weip erfull sein ger,
Dadurch wagt mancher gut und er.
Darumb er oft leit lieb und leit,
Das macht ein fleck kaum einer hant preit;
Derselbig fleck mit seinen trollen
Macht, das wir tun was weiber wollen . . .

Darnach treten noch Narr und Närrin auf, die den Vorgang, der sich soeben unter den vornehmen Leuten abspielte, ins Karikaturenhafte verzerrt, nachäffen.

In dem Fastnachtsspiel: Wie eine Bäurin mit einem Edelmann wettet,[1]) sagt einer der Spieler:

Secht, weibes list die ist so tief,
Das in kein man nie vor gelief.
Aristoteles der hoch doctor
Hat in nie gelaufen vor.
Einer frauen list in uberkam,
Das all sein weisheit in im wart lam.
Do er auf seinen knien wolt streiten,
Do lies er sich in einem garten reiten.

Endlich ist noch erwähnenswert: Ain spil von Mayster Aristotiles.[2]) Vom Herold wird der Ruhm des Weisen ausposaunt, der über der Sinnlichkeit dieser Welt stände. Der König bricht zu seiner Gemahlin in folgende Lobeserhebung aus:

Mit rechter worhayt sprich ich das furwar
Vnd lob Aristotilem offenwar.
Er gert mit schönen weyben
Kayn kürtzweyl nicht zw treyben.

Dye künigin spricht zu dem künig:

Herr, lachens get mich not an,
Mich edlew fraw wol getan.
Herr, wolt ir mirs derlauben,
Ich wolt den mayster berauben
Seyner witz vnd seyner synne.
Im wirt gelusten meiner mynne.

Der künig antwurt der künigin:

Fraw, derlaubt sey euch der gang!
Und macht der rayse nicht zu lang.

Dye künigin spricht:

Nun wol auff, so wil ich gen
Vnd will nit lenger hye sten.

---

[1]) Steht in den Handschriften der Wolfenbüttler, Dresdener und Hamburger Bibliotheken. Wird von Gottsched und Tieck dem Hans Rosenblut zugeschrieben. Dieser war in Nürnberg geboren und viel dort tätig, hauptsächlich in den Jahren 1430 bis 1460. Er führte den Beinamen der Schnepperer (Schwätzer), der jedenfalls keinen schlechten Nebensinn enthielt, wahrscheinlich wegen seiner literarischen Fruchtbarkeit.

[2]) In der Handschrift der Augsburger Stadtbibliothek. Dort ist eine ganze Seite von einem Bilde eingenommen, das die auf Aristoteles reitende Königin darstellt. Sie schwingt in der rechten Hand eine Art Knute, in der linken hält sie einen Zaum, der dem bärtigen Philosophen durch den Mund geht.

Der künigin diener spricht:
Hört, ihr herren, vber all,
Ich will euch machen ain schall
Von ainer hübschen frawen,
Dye mügt ir geren schawen.
Seltenrayn ist sy genant.
Ir dyenet pürg vnd weytte land.

Da get die künigin für dem mayster Aristotilem hin vnd her.

Aristotiles spricht zu der künigin:
Got grüß euch fraw rayne!
Wess stet ir hye allaine?

Dye künigin antwurt dem Aristotilem:
Got danck euch, mayster künsten reich,
Wie grüst ir mich so tugentleich?
Dörst ich euch dye warheit yehen,
Ich wolt euch gern ein wayl zu sehen.

Aristotiles spricht zu der künigin:
Ir seyt ain frewelein tugentlich,
Sicherleich das duncket mich,
Vnd will euch dye warheit jehen.
Ich han nye so schöns weyb gesehen.
Fraw, wolt ir nu lerne,
So lernt ich euch so gerne
Gramaticam, loicam,
Philosophiam und rethoricam
Und ander künste vil,
Der ich yetz nit nennen wil.
Das sprich ich an allen wan.
Ich will euch selber wesen vndertan.

Die künigin spricht:
Dye kunst, die ir seyt treiben,
Dye zymen weder mir noch kainen weyben.
Doch legt euch nyder auff die hende
Vnd traget mich dytz marckes zu ende
Eins hin, des ander her,
Welt ir das, ich euch gewer.

Aristotiles spricht zu der künigin:
Fraw, ich thue alles, was ich sol,
Wan ihr gefelt mir also wol.
Ich thuen durch ewren wille
Offenwar oder stille
Nach ewres herzen gyer,
Es sey anderswo oder hye her.

Da sytzet die kunigin auff dem mayster Aristotiles vnd lat sy tragen, ains hin, das ander her tragen, vnd spricht die künigin:

Ich han ain pfard, das ist guot.
Wye sänfft mir das raytten thuot!
Es stecket der guten kunst so vol.
Ich ways nit, was im das fuoter sol.

Hierauf entsteht ein großes Getümmel über die Erniedrigung, die der Philosoph über sich ergehen läßt. Der König ruft dem Meister zu:

Wo zymbt euch das mayster schafft,
Das sich ain man mit leichter krafft
Eyn weyb last über klaffen
Vnd last sich machen zu einem affen
In seynen alten zeitten
Last sich als ain roß reytten.

Bildliche Darstellungen des Stoffes wurden schon stellenweise erwähnt. Die zeichnenden und malenden Künstler haben sich offenbar mit noch größerer Liebe der Ausführung gewidmet. Auch Elfenbeinschnitzereien sind vorhanden. Bei allen diesen ist aber zu bemerken, daß bisher eine etwas irrige Auffassung in Forscherkreisen gewaltet hat. So meint A. v. Eye, diese Darstellungen gehörten zu der Reaktion des beginnenden Humanismus gegen die Scholastik. Aristoteles, als der Abgott der Scholastik, werde ironisiert und verdächtigt. Auch A. Hafner schließt sich dieser Ansicht an, wenn er sagt: Wir können uns das Satirlächeln z. B. eines Erasmus von Rotterdam vorstellen, wenn sein Auge auf das ergötzliche Bild fiel, dessen prächtiges Farbenspiel das tolle Reiterstückchen noch pikanter machte.

Dazu möchte ich ausführen: Der bildlichen Darstellung geht immer die literarische durch Wort und Schrift voraus, es sei denn, das Bild als solches sei ohne weiteres verständlich, z. B. eine Landschaft. Wir sehen auch in unserem Falle, daß die deutschen literarischen Darstellungen älter sind als die deutschen bildlichen Darstellungen. Sie sind nur variierte Illustrationen zu einem genugsam behandelten Thema, wobei der Künstler gerade die Fülle der noch unberührten Motive

fürs Auge ausschöpfen kann.« Nun glaube ich in den angeführten Literaturproben zur Genüge gezeigt zu haben, daß von gelehrter Reaktion gegen die Scholastik oder dergleichen keine Rede ist. Die Wormser Bürger des 15. Jahrhunderts haben sich wenig um solche Dinge geschert. Fastnachtsspiele sind erotische Spiele und Aristoteles ist nur eine erotische Figur. Es ist derjenige Mann, der den höchsten Gipfel geistiger Mannespotenz erklommen hat und dennoch unter den Fuß eines Weibes fällt, das auf seinen ganzen gelehrten Kram pfeift. Daß diese Figur Aristoteles heißt, ist eben ein Zufall. Es hätte schließlich auch Platon sein können.

Der beschränkte Raum einer Zeitschrift gestattet nicht, das Bildliche auch nur einigermaßen erschöpfend zu behandeln. Dies muß einer größeren Veröffentlichung vorbehalten bleiben. Die schöne Dame, die zumeist Phyllis heißt, aber auch Silaria oder Kampaspe, sitzt gewöhnlich nach Damenart auf ihrem »Reitsklaven«. Die wiedergegebene Handzeichnung aus dem Lai d'Aristote, einer Pariser Handschrift, stammt aus der Zeit um 1210.[1]) Der Philosoph trägt den Zügel um die Stirn und einen veritablen Sattel aufgelegt. Die Peitsche ist eine Art Kantschuh.

Die Radierung stammt vom Meister des Amsterdamer Kabinets, einem leider anonym gebliebenen, äußerst geistreichen Stecher aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, von dem sich die vollständigste Sammlung im Amsterdamer Rijksmuseum befindet. Er scheint in Schwaben oder am Oberrhein gelebt zu haben. Dies Blatt gehört nicht zu den allerbesten. Die Falten der Kleider sind steif in der bekannten Dürerschen Manier. Um den Griechen anzudeuten, trägt Aristoteles, wie damals üblich, eine Art Turban auf dem Kopf. Wer die beiden anscheinend gleichgiltigen Zuschauer sind, die über die niedrige Mauer des Lustwäldchens lehnen, vermag ich nicht zu sagen.

Der Holzschnitt ist einer der schönsten von Hans Baldung Grien, 1513 gezeichnet, und ziemlich bekannt. Die Dame ist eine Schöne nach echt mittelalterlichen Geschmack. Aber

---

[1]) Vgl. Vaublanc, La France aux temps des croisades.

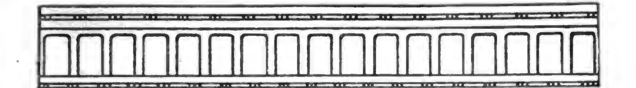
auch heut wäre an ihr nicht viel auszusetzen. Kokett lächelnd reitet sie in dem Baumgarten eines Palastes mit wundervoller Fernsicht umher. Der Zuschauer könnte hier der König aus dem Spiel sein sollen.

Ein hier nicht wiedergegebenes interessantes Holzrelief befindet sich am Brusttuch in Goslar an der Konsole eines vorspringenden Balkenkopfes neben andern ähnlichen Darstellungen, von denen die Butterhanne am meisten berühmt ist. Das Haus ließ 1526 der Magister Thalligk erbauen.

Endlich ein Glasgemälde im Besitz von Prof. J. R. Rahn in Zürich, 36,5 cm hoch und 31,7 cm breit, vom Jahre 1527. Dies ist vom Künstler mit besonderer Liebe ausgeführt. A. Hafner[1]) sagt davon: Wie ein Pferd aufgezäumt, dient er der schönen Hetäre Phyllis, die soeben auf seinem Rücken aufgesessen ist, zum Spielzeug ihres tollen Übermutes .... Phyllis, dem Philosophen trotzig den linken Fuß auf den rechten Vorderschenkel setzend, schwingt mit ihrer rechten Faust eine Peitsche mit derben Lederriemen, während die linke den breiten Zaum anzieht, den der Fürst der Denker, am kolossalen Gebiß befestigt, im Munde leiden muß. Beide Figuren sind von vorn gezeichnet und reich im Geschmack der Renaissance gekleidet. Eine prachtvolle Architektur, eine Art Triumphbogen umrahmt die Szene, die diesen Triumph des schwächeren Geschlechts über das sich das starke nennende verherrlicht. Der reiche Schmuck dieses Gebäudes spielt auf das nämliche Thema an und ist brillant erfunden. Einen urkomischen Eindruck machen zwei abgekehrte Figürchen, die ohne aufzusehen, ihre Bücher lesen und gekrönte Turbane tragen, wohl Salomo mit den Sprüchen der Weisheit und David mit dem Psalter ... Im Ganzen herrscht übermütigste Laune und das lebendige Form- und Schönheitsgefühl der Zeit der neu auflebenden Kunst, die diese Scheibe zu einem ihrer blendendsten Bravourstücke machen.



[1]) Meisterwerke schweizerischer Glasmalerei, mit Text von A. Hafner, Berlin. Wiedergabe nach Semrau-Lübke Bd. III.



ZUR SITTLICHKEITSFRAGE.

Im vorigen Heft von »Geschlecht und Gesellschaft«, Seite 25, haben wir die Äußerungen eines katholischen Pfarrers über die Tätigkeit der Sittlichkeitsvereine wiedergegeben. Derselbe Pfarrer veröffentlicht in den Münchener Neuesten Nachrichten zu seinen Ausführungen noch folgende beachtenswerte Ergänzung:

»Wenn man als Priester im Alter das Buch der Erinnerung durchblättert, so ist dies ganz so, wie wenn man als Jüngling die Weltgeschichte studiert. Was in der Weltgeschichte das Los und Schicksal ganzer Völker, das ist für das Priesterleben Tun und Lassen jener Menschen, mit denen der Priester den Weg durchs Leben macht. So geht es mir in den letzten Jahren, wenn ich an jene düstere Episode deutscher Geschichte denke, wo die Pest das Land entvölkerte und die Ursache des völkerwürgenden Todes in den Brunnen gesucht wurde, welche von den Juden angeblich vergiftet waren. Statt die wahre Ursache der Pest zu erforschen und durch die Kenntnis der Krankheit belehrt, dieselbe unschädlich zu machen, ermordete man die verdächtigten Juden und die Pest selbst mordete weiter. An diese verblendeten Zeiten muß ich jedesmal unwillkürlich denken, wenn ich von den Sittlichkeitskongressen, von den Vereinen zur Bekämpfung der Unsittlichkeit lese, und höre von dem großen Jammer über das deutsche Vaterland, das in sittlicher Beziehung verseucht am Abgrunde stehen soll.

Man hält alle Brunnen für vergiftet, aus welchen das Volk seinen Geistestrunk schöpft, vergiftet gelten die Brunnen der Presse, der Dichtkunst und Literatur, die Brunnen der Kunst und des Theaters, kurz Gift in jedem Tropfen, der nicht ausgesotten ist im Feuer kirchlicher Zensur. Und wie damals die Brunnen verschüttet wurden, aus welchen der Tod herauskam, so möchte man auch jetzt am liebsten alle geistigen Brunnen zuschütten, aus welchen das Volk seine Freiheit und Bildung, seine Kraft und Freude schöpft. Umso kräftiger wird dafür die eigene Milch der frommen Denkungsart angepriesen und als Universalheilmittel mit Gewinn verkauft.

Der Schaden wäre ja an und für sich nicht so groß, den solche einseitige Fanatiker stiften; denn der gesunde Instinkt des Volkes glaubt nicht mehr an solche Märchen wie vor einigen Jahrhunderten; aber gefährlich wird solche Schwarzseherei dadurch, daß die Aufmerksamkeit von einem andern Feind unseres deutschen Volkes abgelenkt, ja daß dadurch dieser Feind geradezu angelockt und großgezogen wird. Und das ist die wirkliche Unsittlichkeit. Die Unsittlichkeit ist nicht allein ein sexueller Begriff, unsittlich ist alles, was der Sitte entgegen ist. Es kann aber für uns Deutsche kein schöneres Eigenwort geben als: »Deutsche Sitte«. Deutsche Sitte macht den Deutschen auf der ganzen Erde zum Edelmann vor allen Nationen, deutsche Sitte, deutsche Kraft, aber nicht gewinnsüchtiger Krämergeist führt uns Deutsche hinaus in die Meere, deutsche Sitte, deutscher Edelsinn gründen ihm auch unter dem Äquator eine deutsche Heimat.

Deutsche Sitte ist es, mit offenen Augen in die Zukunft schauen, selbst zu denken und nach seiner Überzeugung zu handeln. Die Ehre höher zu achten als den Geldsack, für den bedrängten Bruder einzutreten, für das Vaterland mit breiter Brust vor den Feind sich stellen!

Nun wird mir jetzt vorgehalten, daß ich zu viel sage, wenn ich behaupte, unsere einseitigen Sittenrichter versündigen sich an wahrer, echter deutscher Sitte. Doch auf Grund einer langen Erfahrung bestehe ich auf diesem Urteile.

Die Sittenretter sind ja keine neue Erscheinung; nur die Organisation ist neu, weil sich heutzutage alles organisiert und verbrüdert, so wäre es 'ein Wunder, wenn es die Retter des Vaterlandes nicht auch tun würden.

Es gibt kein Dorf, keine Pfarrei, wo sich nicht von jeher solche fromme Propheten finden, die wie einst ihr alttestamentlicher Mitbruder Jonas Pech und Schwefel herabrufen über die unsittliche Menschheit. Hie und da ist es wohl auch ein übereifriger Pfarrer oder ein neugebackener Kaplan, aber meistens sind es überheilige Laien, asketische Betbrüder, denen selbst der beste Pfarrer viel zu wenig fromm ist, die überall Unsittlichkeit riechen, die vor einem Plakat, auf dem ein Tanz angekündigt ist, drei Kreuze schlagen, die sich sogar über die

Mücken ärgern, weil sie in der heiligen Fastenzeit tanzen. Das sind die Duckmäuser, die jedes Gasthaus verfluchen, in dem eine nichtklerikale Zeitung aufliegt, das sind die guten Christen, die mit wahrer Himmelswonne jeden Geschäftsmann ruinieren möchten, der nicht auf ihren Wunsch und Befehl bei den Wahlen seine Stimme abgibt für ihren Kandidaten. Das sind die Retter des deutschen Volkes, die am liebsten aus ganz Deutschland ein Kloster machen möchten mit dem Gelübde des blinden Gehorsams gegen die klerikalen Parteiführer, mit dem Gelübde der Armut im Geiste und einer scheinheiligen Keuschheit!

Ich sage mit voller Überzeugung: scheinheiligen Keuschheit. Denn ich habe als Priester diese Leute mehr als genug kennen gelernt und weiß, wie es bei ihnen selbst mit der vielgepriesenen Sittlichkeit steht. Sie bleiben trotz aller Scheinheiligkeit eben auch Menschen wie die anderen, und ich kann nicht anders sagen als: „Wie der Schelm ist, so denkt er auch von anderen.“ Es ist wohl ein hartes Urteil, aber meine Erfahrung läßt mich nicht anders sprechen. An Beweisen würde es mir nicht fehlen, aber sie würden viele, viele Bogen mit so viel Schmutz anfüllen, daß die Leser voll Ekel das Blatt weglegen würden. Nur der Priester im Beichtstuhl darf dieses Gefühl nicht kennen.

Nur so viel oder eigentlich so wenig will ich noch sagen: Wenn solche Leute mit ihren Plänen durchdringen würden, dann wäre es mit deutscher Sitte schlecht bestellt. Dann dürfen wir die deutsche Freiheitsliebe begraben und auf das Grab den Grabstein setzen mit der Inschrift: Gestorben im heiligen blinden Gehorsam. Dann ist deutsche Treue und Ehrlichkeit ein toter Buchstabe. Dann ist Nächstenliebe ein tönendes Erz und Volk und Vaterland eine klingende Schelle. Dann wird die ganze gebildete Welt über deutsche Kunst und Wissenschaft nicht etwa mitleidig lächeln, nein, das Lachen wird ein homerisches sein. Dann wird auch deutsche Tatkraft erlahmen und der deutsche Mann sich nicht mehr hinauswagen in die Welt, weil ihn das alte Hexenwesen an die Ofenbank bannt, wo er andächtig sein Erbauungsbuch liest. Dann ist die deutsche Sitte entheiligt und geschändet.

Nur eines wird bleiben: die sexuelle Unsittlichkeit Nur wird sie sich wie immer mit dem breiten Mantel der Frömmigkeit

umhüllen. Die sexuelle Sittlichkeit wird eher schlechter werden, weil dann auch die Menschen schlechter geworden sein werden. Wahrhaft sittlich ist eben nur ein guter Mensch.

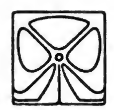
Doch so weit wird es nicht kommen. Ich kenne aus jahrelanger Erfahrung unser deutsches Volk nur zu gut. Wir steigen aufwärts, wir glauben an die Zukunft Deutschlands, und dürfen daran glauben, solange wir den festen Boden deutscher Sitte unter den Füßen haben. Mögen auch einige rufen: Wir gehen durch einen Sumpf dem Verfall entgegen.

Nur eines möchte ich noch wünschen: Daß alle meine geistlichen Mitbrüder auf diesem Wege zur Ehre des deutschen Vaterlandes dem guten Volke auch treue Führer sein möchten! Sie sind ja auch Söhne der deutschen Erde."



PROSTITUTION.

Die Unsittlichkeit der Prostitution liegt vorwiegend darin, daß ihr Wesen die Lüge ist. Sehr richtig ist die Prostitution definiert worden als „Kleinverkauf des Geschlechtsgenusses"; dadurch unterscheidet sie sich von jenen gleichfalls unsittlichen Formen des Zusammenlebens, die auf dem lebenslänglichen Verkauf des Geschlechtsgenusses, dem Verkauf im Großen basieren. Aber dieser Kleinverkauf an viele fremde Kunden bedingt eine unablässig wiederholte Heuchelei. Die Prostituierte ist genötigt, ihren Kunden eine fortwährende Komödie der Sinne vorzuspielen. Auf die Dauer muß diese Heuchelei den ganzen Charakter herabziehen und zerstören, eine Gedankenfolge, die fortwährend um die niedrigste Form des Geschlechtslebens kreist, kann nicht mehr zugänglich bleiben für feinere seelische Werte. Den Mann erniedrigt der Verkehr mit der Prostituierten, weil er Sexualleben und Liebe als getrennte Dinge ansehen lernt, weil er sich zum Käufer unverkäuflich sein sollender Güter macht, die nur geadelt werden durch den Austausch gegenseitiger Neigung. Adele Schreiber.



PROSTITUTION UND VERBRECHEN.

Von MAGDALENE THUMM-KINTZEL.

In dieser Zeitschrift ist schon wiederholt das Problem der Prostitution behandelt worden, und vielfach wurde der Versuch gemacht, die Prostituierte als eine Märtyrerin des Milieus hinzustellen. Wohl muß zugegeben werden, daß hin und wieder traurige äußere Verhältnisse: Verführung, Verlassenwerden, Not und Elend ein Mädchen in die Arme der Prostitution treiben können, aber durchschnittlich liegen die Gründe, die zur Wahl dieses Gewerbes bestimmen werden, doch wohl auf ganz anderem Gebiet. Die „Verlorenen", die „Gefallenen", sie stellen die besondere Art eines Verbrechertypus dar, der nur selten durch äußere Umstände erworben wird, sondern in der Mehrzahl der Fälle angeboren ist.

Schon rein äußerlich betrachtet, deuten die mannigfachen Beziehungen zwischen Prostitution und Verbrechen, wie sie im Zuhältertum zum Ausdruck kommen, auf einen kausalen Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen. Aber auch noch andere Betrachtungen werden uns zu diesem Ergebnis führen. Wenn wir im Verbrechertum den feigen, unehrlichen (also Eigentumsverbrecher) von dem verwegenen, brutalen (sogenannten „Körperlichen") scheiden, und diese Verbrechertypen mit dem durchschnittlichen Charakter der Prostituierten vergleichen, so können wir feststellen, daß die Prostituierte Züge von beiden Typen aufweist. Sie ist unwahr und betrügerisch wie Diebe und Fälscher, strebt wie diese nach Gewinn ohne Arbeitsleistung und ist wie sie träge und jeder geordneten Tätigkeit abgeneigt. Die Prostituierte zeigt aber auch häufig deutliche Züge von Grausamkeit und Roheit, wie sie die „Körperlichen" charakterisieren, und endlich findet sich bei ihr noch eine Eigenschaft, welche für alles Verbrechertum geradezu symptomatisch ist: eine unerhörte Dreistigkeit. Eine beispiellose Unverfrorenheit kennzeichnet in der Mehrzahl der Fälle den Verbrecher — wie das letzthin wieder durch die Fälle Hennig und Voigt veranschaulicht wurde — und eine

ähnliche Dreistigkeit und Unverfrorenheit ist auch für die Prostituierte fast typisch.

Daneben kommen noch vitale physische Triebe bei der Wahl dieses Gewerbes in Betracht, und zu ihnen gesellt sich als eng damit verbunden eine Neigung zum Wohlleben, zu gutem Essen und Trinken. Es wurde bereits früher an dieser Stelle der Versuch von mir gemacht, darzulegen, daß beide physischen Triebe, der erotische, wie der materielle, in enger Beziehung zueinander stehn, daß meist beide zusammen gepflegt, resp. vernachlässigt werden. So zeigen auch im Sprachgebrauch die Worte „Schlemmer", „Feinschmecker" eine Beziehung zu beiden Gebieten, und auch in dem Begriff „Orgie" ist das erotische wie das materielle Moment gleicherweise niedergelegt. Umgekehrt deuten die psychologischen Begriffe „enthaltsam", „nüchtern" auf ein negatives Verhalten sowohl dem Materiellen wie dem Erotischen gegenüber. Und so ist es beinah selbstverständlich, daß bei der Prostituierten neben ihrer Neigung zum Erotischen auch eine Vorliebe für materielle Genüsse zum Ausdruck kommt.

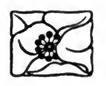
Aber alles dies könnte wohl schwerlich eine Erklärung dafür geben, daß die Prostituierte die peinlichen Beschränkungen in ihrer Bewegungsfreiheit, die stete scharfe Überwachung und Verfolgung durch die Behörde und die intensive Verachtung, die Schmähungen von seiten des Publikums freiwillig über sich ergehen läßt: wenn hier überhaupt ein freier Wille in Betracht käme. Ich bestreite das. Der Trieb zum Leichtsinn, ja der Trieb zum Verbrechen ist so tief eingewurzelt in der Prostituierten, daß es sie unwiderstehlich auf die schiefe Ebene treibt, und daß es ihr fast zur Unmöglichkeit wird, je wieder auf gerade Bahnen zurückzukehren.

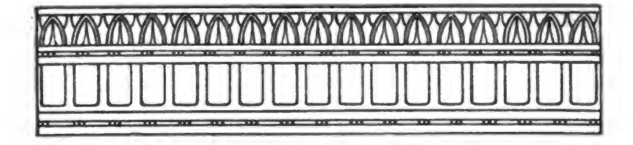
Man hat sich heutzutage daran gewöhnt, viel zu viel den äußeren Verhältnissen die Schuld zu geben, wenn ein Mensch moralisch sinkt. Wohl spielt bei dem Verbrechertum das Milieu häufig eine wichtige Rolle in Gestalt von bösen Vorbildern, von Not und Elend — und wie wir bereits betonten, wird das Milieu auch bei der Prostituierten oft der maßgebende Faktor für ihre spätere Lebensführung. In der Mehrzahl der Fälle aber wird man bei chronischen Verbrechern sowohl wie

bei der Prostituierten die angeborene Neigung, den Trieb zur verbrecherischen Laufbahn als elementaren Bestandteil des Charakters finden, wird man sehn, daß bei einem stets rückfälligen Gewohnheitsdieb schon der Knabe — oft ohne Not — diebische Neigungen zeigte, und daß die Prostituierte schon als unreifes Mädchen aus ihrem Geschlechtscharakter bequeme Vorteile zu erlangen wußte.

Da ist es wenig angebracht, ein elegisches Klagelied anzustimmen auf den Jammer dieser „Verlorenen", oder zu behaupten, daß manche keusche, ehrenhafte Frau nicht viel besser sei als sie. Man bedenke, daß drei Faktoren das Treiben der Prostituierten stempeln, daß aus drei Gründen hier von einem Prostituieren des Körpers gesprochen werden kann. Diese Gründe sind: erstens die Bezahlung für eine Gabe, die nur als selbstloses Sich-Hingeben edel und menschlich ist; zweitens die mangelnde Liebe bei einer Verbindung, die nur durch Liebe geweiht wird; und drittens das wahllose Eingehn auf Verbindungen mit einer beliebigen Anzahl von Männern, wo nur einer — mindestens für Jahre hinaus Herr und Geliebter sein sollte.

Und wenn wir auch zugeben müssen, daß häufig die sogenannte „ehrenhafte" Frau gegen ein oder das andere dieser Momente verstößt, so findet sich bei ihr jene Dreiheit doch niemals beisammen, und erst durch einen Verstoß gegen sämtliche drei oben aufgestellten Forderungen wird eine Frau der Prostituierten gleich. Schließlich bedenke man auch noch, daß selbst da, wo ein armes Mädchen einen wohlhabenden Mann ohne Liebe freit, wenigstens von einer, nämlich des Mannes Seite her, Liebe vorhanden ist und die Verbindung weiht. Da ist es völlig verfehlt, einen Vergleich zu ziehen mit der Prostituierten, von deren Tun ist die Handlungsweise solch eines Mädchens noch himmelweit entfernt.





ORIENTALISCHE PROSTITUTION.

Von OU EST IL.

(Schluß.)

Das Gedicht hat aber doch gewirkt — es ist Mitternacht — man ist da seit 8 Uhr abends, der Gast steht auf. Alle schnellen in die Höhe, bilden Spalier und verbeugen sich, die Arme auf der Brust gekreuzt, die Handteller auf ihren Brustwarzen.

Die vier Erwählten eilen dem Gast voraus bis zur Tür, stellen sich dort zwei zu zwei rechts und links derselben auf und verbeugen sich, während er sie durchschreitet.

Sie eilen ihm nun über den Korridor nochmals voraus, halb nach rückwärts trippelnd, so daß sie ihm ihr Gesicht zudrehen und wiederholen dasselbe vor dem Eingange zum Schlafgemache. — Dieses besteht aus einem Gemach, genre Boudoir mit einer von einem Vorhang völlig abgesperrten Art Alkoven, in dem das Bett steht, und einem Toilettekabinet.

Ich muß erwähnen, daß in den guten Häusern dieses Genres, wie ich schon gesagt habe, es Sitte ist, ein Bad zu nehmen, ehe man empfangen wird. Bei diesem bedient eine Negerin, die von Geschlechts- und Hautkrankheiten etc. so viel versteht, wie ein Klinikvorstand. Diese assentiert den Gast regelrecht. Resultat = Syphilis unbekannt.

(Das gleiche passiert in Tokio d. h. in Japan überhaupt, und dort, während die Syphilis in Europa erschreckend zunimmt, nimmt sie erschreckend ab. Allerdings sind dort die Spitäler musterhaft modern und die Polizeivorschriften intelligent. Die Assentierung des Gastes besorgen im Joshivarra von Tokio in der Regel ganz junge Ghaisaelevinnen von 8—12 Jahren, die den Gast mit hundert Artigkeiten entkleiden und dann mit einem Kimono wieder bekleiden, ehe er zur früher gewählten

Ghaisa Eintritt bekommt. Diese Wahl erinnert an die beschriebene, ist aber weniger kompliziert.)

Wie der Gast im Schlafgemache eingetroffen ist, nimmt er Platz, die vier Sklavinnen stellen sich ihm gegenüber auf und enthüllen sich sodann alle auf einmal gänzlich.

Er ruft eine und diese bleibt nun in seiner nächsten Nähe, um ihn nochmals mit Kaffee, Zigaretten, usw. zu besorgen.

Endlich läßt sie sich zu ihm auf die kleine Ottomane gleiten, er legt ihr einen Arm um die Mitte und sie erhebt, so oft er den Kopf zu ihr senkt, den ihren zu ihm, um ihm ihre Lippen zu reichen.

Sie heißt der Ofen, denn sie ist da, um ihn einfach durch die Nähe ihres Leibes zu erhitzen.

„Zeige mir Deine Liebe!" befiehlt er der zweiten.

Dies ist wieder ein Tanz, ein Tanz, der nichts gemein hat mit dem schauderhaften nordafrikanischem Bauchtanze, zwar nichts an Klarheit zu wünschen läßt, doch in keiner einzigen Bewegung roh oder gemein ist. Das Mädchen vor ihm stehend, dann am Teppich liegend, windet sich, als wäre es von seinen Armen umschlossen. (Dagegen gibt es keine Produktionen zu zwei Mädchen, wie in Europa.)

Allerdings gibt es Tänze zu zweien, aber diese sind reine Choreographie und keine Simulation der Liebe. Hier und da ein Prüfstein der Geschicklichkeit. Zum Beispiel tanzt ein Mädchen auf ihren Fußspitzen einen rasenden Wirbel zwischen den Schulterblättern oder zwischen den Brüsten einer anderen, die am Boden liegt, usw.

Gehen wir zu einer Operation — zum Sadismus!

Bitte mir aber nicht sagen zu lassen, daß alle Orientalen Sadisten sind. Allerdings soll sich gegenwärtig der Kaiser von Annam damit unterhalten, seine Frauen bei den Zehen an den Plafond zu hängen, ihnen goldene Nadeln durch die Brüste zu stecken und endlich den Bauch aufzuschlitzen, doch ist Se. Maj. da so sehr Ausnahme, wie es der Marquis von Sade in Europa war. Andererseits dürfte der Masochismus beim Orientalen nicht existieren. In Europa (ich will nicht im mindesten behaupten, daß viele Herren sich dieses Vergnügen leisten) kann man sich vor einem Spiegel auf eine rote Plüschottomane anschnallen

lassen. Dazu gehört eine nackte Donna mit Hühneraugen an den Füßen, die sie in schwarzen Seidenstrümpfen und Lackschuhen versteckt. Sie hält zwei Nicoloruten in den Händen, macht ein dummes Gesicht, gähnt ein paarmal und drischt aufs Kanapee los, denn sehr ernst ist es dem Herrn nicht darum zu tun, Plesch zu bekommen.

Erbärmlicher Wahnsinn!

Der Sadismus mag auch Wahnsinn sein, aber er ist nicht erbärmlich.

Nr. 3, d. h. die drittgewählte des obigen Gastes, dem ich also pour le besoin de la cause sadistische Ansprüche voraussetzte, wird also von zwei zu diesem Zwecke herbeigeholten Negerinnen gefesselt.

Diese alten Schwarzen tragen schneeweiße Hemden, ein feuerrotes Lendentuch und einen ebensolchen Bolero, dazu sind sie je mit einem Kurbatsch bewaffnet.

Soll die Sache kompliziert werden, so bekommt die Odaliske, ehe man ihr die Fußgelenke mit Ketten umgibt und ehe man ihr die Hände auf den Rücken schnallt, ein Hemd und ein Lendentuch.

So wird sie vor den Gast gestellt.

Negersklavinnen sind die gutmütigst-respektlosesten Wesen, die man sich vorstellen kann, und diese beiden, dem Hause zugeteilten Obertorquemadorinnen sind alles, nur nicht bösartig.

„Herz," sagt die eine Schwarze feierlich, „diese Jungfrau will sich nicht vor Dir entkleiden, wir werden sie belehren, Dir gehorsam zu sein!"

Dies ist feierlich gesprochen, aber die Negerin kann ohne schlechten Witz nicht leben, der ist stärker, als sie. Sie kraut sich den Kopf.

„Alles recht schön (sie küßt die Odaliske auf den Hals), wir sind niemand mehr hier im Hause, der eine Ahnung hat, wie sich eine Jungfrau benehmen soll, ich am allerwenigsten! wie werden wir da fertig werden. (Schwarze sind zumeist trivial, aber sie sind dies gutmütig, naiv!)

„Infame alte Hexe," lacht der Gast. „Du nimmst mir alle Illusion!"

„Illusion! ich weiß nicht, was das ist, ich sehe nur, daß die Kleine nackt war, und daß Du sie hast anziehen lassen, um sie wieder auszuziehen, und das verstehe ich nicht, und dabei bildet ihr Weißen euch ein, geschickter zu sein, als wir Schwarzen. Ich, die alte, die zu Dir spricht, war auch jung — und mein Seeliger — Gott habe seine Seele gnädig, denn er war ein braver Muselmann — hat mich auch nackt gehabt — aber im Traum wäre es ihm nicht eingefallen, mich dazu zuerst wieder anziehen zu lassen. Nein! so verrückt sind wir Neger nicht!"

„Alte Heugabel, sei still!"

„Gut! gut! seien wir ernst, weil Du diesen Firlefanz ernst sein nennst!" Zu machen ist mit Negerinnen nichts, man muß sie ertragen.

Die Odalisken lächeln, der Gast lacht, und die Schwarzen zucken mit den Achseln, ringen mit den Händen in komischer Weise und betasten sich die Stirne, um zu zeigen, daß sie alle Weißen und Gelben für verrückt erachten.

Ehe die Negerinnen nicht anfangen wollen, muß man Geduld haben.

Endlich erinnern sie sich an ihre Pflicht.

„Also! auf was wartest Du, fährt die eine das Mädchen an. Du bist verkauft, Du gehörst diesem Mann, deinem Herrn, entblöße Deine Brust" usw.

Dabei haben sie der Odaliske die Arme frei gemacht.

Was die Negerinnen sagen und tun, klingt allerdings etwas stark wie ein Phonograph, der eine Schullektion auswendig gelernt hat, wenn man halbwegs gute Ohren hat, denn die Geschichte interessiert die beiden alten Schachteln nicht im mindesten und sie sind im Geiste schon längst wieder bei ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Schnarchen! Dafür ist die Odaliske mit einem Ruck bei der Sache und sie schauspielert gut.

Das Mädchen bedeckt sich krampfhaft mit beiden Armen die Brust, versteckt diese selbst mit den geschlitzten Flügelärmeln ihres Hemdes, begießt das Ganze mit einer Kopfbewegung mit ihrem offenen Haar, senkt das Köpfchen, schließt die Augen und bleibt regungslos.

Also!

Ich kann nicht! haucht die Odaliske.

Diesmal gehen beide Kurbatsche auf ihre Waden nieder, d. h. die Negerinnen sind geschickt — und darin passen sie auf, wie Heftelmacher — der Schwanz des dick mit Leder überzogenen Stieles bricht sich am Gesäß des Mädchens, trifft es dort in seiner halben Länge also mit einem Puff, doch ohne jeden Schmerz, und die Schnur tut erst dem Teppich weh, ehe sie die Füße trifft. Man kann sich davon überzeugen, denn nach dieser ganzen Prügelei zeigt die Odaliske nicht den leisesten Striemen und — lacht. Vorläufig verdreht sie die Augen zum Himmel, wie eine siebenfach schmerzhafte Madonna, stöhnt, zittert am ganzen Leibe, wimmert usw.

Der Kurbatsch geht nun auf den Rücken der Sklavin nieder, und diesmal bricht die Negerin hinter dem Mädchen den Schwung des Instrumentes auf ihrem eigenen Unterarme. Das Grausame dabei ist also, daß sich die arme Schwarze selbst prügelt, doch ist sie vernünftig genug, um sich nicht weh zu tun. Endlich stöhnt das Opfer Ja!

Sehr herzig und sehr gut gespielt ist die Szene, in der die Odaliske, mit sich kämpfend und unter einigen neuen, aufmunternden Hieben, sich endlich entschließt, sich bis zum Gürtel zu entkleiden. Sie faßt mit ihren Händen zur Achsel, um dort ihr Hemd zu öffnen, läßt wieder ab, öffnet endlich den verhängnisvollen Knopf, zieht es langsam herab bis über eine halbe Brust, zieht es rasch wieder ganz hinauf, läßt es sich in der Angst entgleiten, fängt es auf, streut wieder ihr Haar ganz nach vorn, gibt sich bloß und versteckt sich hinter ihren Armen. Die Schwarzen nehmen ihr diese und fesseln sie ihr am Rücken, wieder bekommt sie Schläge, und nun entblößen sie die Schwarzen gänzlich. — Alles rutscht zu Boden.

Zum Unglück fallen aber die Negerinnen, denen längst das Ganze zu dumm geworden ist, aus der Rolle.

„Na, Pascha!“ (man sagt zu jedem Gutgekleideten Pascha oder Khan) „jetzt ist sie nackt, sollen wir ihr noch etwas ausziehen?“

„Bringt sie mir — und hol Euch beide der Teufel!“

Sie bringen sie, denn gehen könnte die Sklavin ihrer Fußfesseln wegen nicht und der Pascha zieht das lachende Opfer auf seine Knie.

„Du hast mir Freude gemacht — ich danke Dir!"

Kuß.

„Weißt Du, Herr, es ist nicht leicht, sich wehren zu müssen, wenn man so froh ist wie ich, alles zu erdulden, was Du mich erdulden lassen wirst."

Zur Belohnung nimmt man ein Stückchen Rahatlucum und füttert die Odaliske, deren Arme noch gefesselt sind, eigenhändig.

„Siehst Du, wie Allah gerecht ist, Du hast mich fesseln lassen, obwohl ich nicht daran gedacht habe, mit meinen Armen zu bedecken, was Du jetzt siehst — und jetzt mußt Du Dich selbst bemühen, um mich zu laben."

Die Negerinnen sind verschwunden.

Die Kehrseite bei diesem — ästhetisch schönen — und sonst ganz unschuldigen Scherze, dem sich die Mädchen mit demselben Gefühle und Pflichtbewußtsein unterziehen, ja mit derselben Freude, wie sie sich mit ihren Schlangen produzieren, ist jedoch, daß es echte Sadisten geben kann, wie es echte Masochisten gibt.

Was ich da beschrieben habe, ist für das Mädchen nichts anderes als eine Produktion, bei der sie gut ihre Rolle spielen will, um Lob zu ernten.

Der Mann behandelt die Prostituierte gut und mit Rücksichten, von denen man in Europa keine Idee hat. (Allerdings muß man dabei mit zwei zu den verschiedenen Charakteren passenden Maßstäben messen.) Sie dagegen denkt offen daran, ihm Freude zu machen, sie ist mit dem Herzen bei der Sache und stolz, wenn sie dieses Ziel erreicht. — Sie setzt ein gewisses point d'honneur, ihm angenehm zu sein.

Es mag in Europa Dirnen geben, die sich wirklich blutig schlagen lassen — und es gibt das Gegenteil.

Man erinnere sich aber, daß ich nur Ausnahmen aufzähle.

Das, was hier Komödie war, kann Wahrheit werden. — Das kann man sich leisten, es ist einfach eine Geldfrage, die ans Haus zu entrichten ist und nicht viel kostet.

Alle diese Häuser tragen diesen Ansprüchen nicht Rechnung, welchen Preis man bieten würde, aber es gibt eines oder das andere dafür, das nur zu diesen und ähnlichen Zwecken eingerichtet ist, und da werden die Odalisken nicht gefragt, ob sie wollen oder nicht und da . . . gibt es keine Komödie.

Hier verwendet man dann als Torquemador nicht Negerinnen, denen dazu das Verständnis und der Kunstsinn mangelt. Die Schwarze kann roh und böse sein, sie ist aber fast immer indolent und darum selten raffiniert. Die Circassin ist es, die ihren Platz einnimmt.

Bizarres Weib, das aus Widersprüchen besteht und aus Extremen! Schönheit oder Scheusal — Masochistin oder Sadistin im Excess. — Ideal von Treue, Demut und Ergebung — Ideal von Haß und Rachsucht. Die Circassin ist die Wahrheit selbst und sie ist es, die seit Bagdads Khalifenzeit an der Spitze aller Haremsintriguen gestanden.

„Herr!“ sagt die Circassin, „ich habe Dir gerade Komödie gespielt, es macht Dir Spaß, warum prügelst Du mich nicht selbst, lasse mich auf glühenden Kohlen tanzen, wenn es Dich freut — ich tue es mit Freude.“

Liebt sie den Mann, dem sie das sagt — nein! — sie kennt ihn seit vier Stunden, aber er ist ihr sympathisch, er war artig mit ihr, sie will ihm Freude machen, sie will es, und sie ist das Weib, zu tun, was sie will.

Und dieses selbe Weib (nicht dieselbe Person — die einer Fliege kein Leid täte), ein Weib derselben Rasse gibt in den anderen (seltenen) Häusern einen Obertorquemador, den man erreichen aber nicht überflügeln kann, selbst wenn der Gast eigenhändig den Kurbatsch in Bewegung setzt.

Hier gibt es den echten Kurbatsch, mit dem kurzen Stiele und der langen in Draht genähten Schnur aus Rhinocerosleder, an deren drei Kanten der ganzen Länge nach alle 10 cm eine winzige Stahlspitze heraussieht.

„Drei Schläge mit dem Kurbatsch auf den Rücken einer Jungfrau,“ sagt ein turcomanisches Sprichwort, „gibt ihr den Willen, Frau zu werden.“

Und der Kurbatsch ist ein Kinderspiel.

Hier gibt es die feinen Seidenschnüre, die an jedem Fuß die Zehen und an jeder Hand die Finger aneinander schnüren, die Brüste am Brustkorb abbinden und mit zwanzig glatten Windungen scharfkantige Hölzer in die Arme und Beine pressen. Hier gibt es die Martersandalen mit den spitzen Nägeln, die in die Sohle gehen, kleine glühend gemachte Stifte und . . . den Rest. Die Prostitution ist Sklaverei, die überall abgeschafft ist und überall existiert. Zumeist stammen die Mädchen in den trauten beschriebenen Häusern aus privaten Harems, in denen man ihrer überdrüssig geworden ist, doch kommen viele (verkaufte Waisen u. dergl.) als Jungfrau, denn die Orientalin hat nicht die Gelegenheit, vorerst als Mädchen privatim zu fallen, wie die meisten jener, die der europäischen Prostitution anheimfallen.

Ist das Mädchen besonders rein von Gemüt, so hat sie wenig Aussicht, im Hause zu bleiben (in dem sie übrigens keinem Gast gezeigt wird), denn die Besitzerin hat allen Vorteil, sie unter der Hand einem Liebhaber zu verkaufen — und dies heißt dann Ehe.

Sonst überwindet das Zureden und das Beispiel ihrer „Schwestern“ zumeist bald ihre Bedenken. Die Jungfrau erscheint sodann im allgemeinen Salon, jedoch völlig bekleidet, bestrumpft und beschuht, mit langen Ärmeln, bis sich jener (oder jene, denn es können mehrere auf einmal sein) findet, der sie ersteht. Nun kleiden sich alle anderen Mädchen völlig.

Die Jungfrau wird vor ihren Käufer geführt (einige Häuser lassen ihr insoweit die Wahl, als sie unter den „ersten“ Käufern jene zurückweisen kann, denen sie sich nicht geben will) — zwei Odalisken halten ihr die Arme, eine dritte öffnet ihr die weite Pumphose an den Knien und streift ihr die Strümpfe bis zu den Fußgelenken ab. Niedergekniet auf eine Bank, betastet er sodann ihre Waden. Nun zieht man ihr Schuhe und Strümpfe gänzlich ab und zeigt ihm ihre Füße. Nochmals vor ihm niedergekniet, streift man ihr die Ärmel bis zu den Achseln hinauf und läßt ihn ihre Arme betasten, streift sie aus ihrem Bolero und ihrer Blouse und zieht ihr endlich das Hemd zum Gürtel herunter. Diesem folgt endlich alles.

Zweimal hat das Mädchen allein den Kreis der Demut betreten, das erste Mal barfuß, das zweite Mal nackt.

Wohlgemerkt handelt es sich in dieser Zeremonie, die nicht immer ganz ohne Heulen und Zähneknirschen vor sich geht, keinesfalls um eine allgemeine Regel, sondern einfach um die „Idee" dieser oder jener Hausbesitzerin. Wie eine andere sich den Spaß machen kann, das Mädchen unvorbereitet nackt vor zehn Gäste auf einmal führen zu lassen. In ihrer Brautnacht ist sie jedenfalls die einzige nackt im Hause.

Nach dem Kreise bleibt sie vor ihrem Besitzer stehen, bis er aufbricht. Sind es mehrere Freunde, die sie bei der Versteigerung erstanden haben, so entscheidet schließlich in der Gegenwart des Mädchens eine Art Tombola die Reihenfolge der Besitzer. Hat sie ein einziger erstanden, so bleibt sie bekleidet und unnahbar, so lange dieser sie für sich allein reserviert. Sonst bleibt sie vom Brautmorgen an acht Tage lang nackt und nimmt hernach erst das Kostüm aller anderen.

All dies sind jedoch Dinge, die so ins hundertste wechseln können, daß es keine Regel geben kann. Ich sage einfach, das kann passieren, nicht das, was z. B. in Herat passiert, geschieht auch in Samarkand usw.

Jungfrauen in den anderen angedeuteten seltenen Häusern machen ähnliches durch, mit der Zugabe aller Roheiten. Es wäre aber sehr unrecht, dafür den Orient verantwortlich zu machen. Dasselbe ins Europäische übersetzt, passiert auch in Europa. Ja! Es tut mir leid! nochmals ja!

Nur muß man sich vor der Polizei in achtnehmen und ein gutgefülltes Portemonnai haben, um Schweigegelder zahlen zu können. Damit kehre ich wieder zum Gaste zurück, den ich mit der gefesselten Nr. 3 auf den Knien im Stich gelassen habe.

Auch Nr. 4 hat sich nützlich gemacht. Sie ist niedergekniet vor ihm und hält ein Nargilee (Wasserpfeife) am Kopf, sie sitzt auf ihren Fersen, der lange Schlauch gleitet an ihrem Rücken herab, versteckt sich in ihrem Haar und kommt, wie aus ihrem Schoße, vorne wieder zum Vorschein, um von da auf drei Meter Entfernung etwa zu seinem Mund zu führen. So scheint es ihm, als ginge der Rauch durch ihren Leib und das

schmeckt bedeutend besser, als eine gemeine österreichische Sultanzigarette.

Sie bietet ihm knieend Süßigkeiten z. B. sogenanntes Studentenfutter und Rahatlucum im Bug ihres Ellbogens, in der Grube ihrer Schlüsselbeine usw. und endlich, während er die Kaffeeschale auf die Sohle ihres nach oben gebogenen Fußes stellt, raucht er mit einer langen Spitze eine Zigarette, die zwischen ihren Zehen feststeckt.

Es gibt tausend solcher Spiele, die, wenn nicht geistreich, nicht im mindesten obscön oder gemein sind.

Vor dem Schlafengehen nimmt er und dann sie ein Bad, ohne dies begegnen sich orientalische Gatten oder Zufallsgatten nicht im Bette. Dabei ist jedes allein. Man badet nur gemeinschaftlich, wenn es sich nicht um eine Toilette — oder um ein Unterhaltungsbad handelt. Mit Pantoffeln und in eine Art Mantel gehüllt, betritt er den Alkoven. Die erste, die er dazu bestimmt, folgt, wie er sie ruft, kniet nochmals nieder und rutscht zu ihm, bis sie von der zweiten abgelöst wird.

Lautlos bleiben die anderen drei — hinter den Vorhängen.

Während der Umarmung und den Vorbereitungen zu dieser spricht die Sklavin nicht, um so plauschiger wird sie, nachdem sie ihm gedient, und der Orientale kann und darf dem Weibe, das er umarmt — wer es sei — Frau, Sklavin oder Prostituierte, nicht verweigern, ehe sie das Bett verläßt, ihm einfach seinen Namen und sich „ihren Gatten“ zu nennen. (Dies sagt viel!)

Erst wenn sie draußen ist, wird er für sie wieder Herr und Gebieter. Ein Abschiedskuß — trennt am Morgen den Gast von den vier Mädchen — Liebe? — nein! — aber eine ehrliche Freundschaft möchte ich sagen, nach einer Nacht, nach der sie sich in die Augen sehen können, ohne sich zu ekeln, sie haben nichts von ihrer Würde verloren, sie hassen sich nicht. Dies ist sehr viel!

Vergesse man nicht, daß die Schrift immer ein Deckmantel ist für das, was sie sagt, ein schöner oder ein häßlicher, aber sie ist nie wahr — was wahr heißt.

An diesem einen beschriebenen Haus die orientalische Prostitution messen zu wollen, wäre Wahnwitz.

Es gibt noch viel schönere Häuser, aber es gibt auch schreckliche. Dann können die Hausfrauen gut oder böse, die Mädchen heiter oder traurig sein, und die Gäste können einen Schmeerbauch, Zahnweh oder Rheumatismus haben. Das Leben, wo man es nimmt, hat Vorzüge, aber auch alle Fehler.

Der Unterschied, den ich zeigen wollte, liegt im Charakter und dieser bricht immer durch, vom goldbesticktesten Pascha — zum verlaustesten Packträger, vom Maltheser-Ehrenritter — zum Vorstadtzuhälter.

Gewiß existiert ein Unterschied zwischen den beschriebenen Häusern und z. B. den verrufenen Vierteln Alexandriens — ich weiß es!

Auch dort tanzen nackte Mädchen — auf einem Kreise. Sie sind sogar schamhafter als die beschriebenen, denn sie legen das Hemd nur gegen eine Flasche Dreherbier ab — und das Lendentuch gegen deren zwei. Einmal nackt, glauben sie alles getan zu haben — und der Gast interessiert sie nicht mehr, weil er die Taxe bezahlt hat und keine Zugabe mehr aus ihm herauszudrücken ist, außer, wenn er später auf Unnaturen Anspruch macht. Am Kreise der Demut! Kratzt sich eine eine Laus, die zweite gähnt und alle schlafen halb beim Laut einer Trommel, auf die eine d. h. schlafende Negerin, automatisch losdrischt:

Oh Gott! Oh Gott! Oh Gott!
Ist wieder einer tot. Bum! Bum! Bum!

Auch das ist orientalische Prostitution, wie sie der Europäer kennt.

* * *

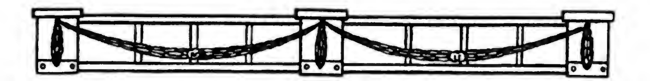
Der Orientale achtet im Weib die reiche Erbin nicht, weil er nicht weiß, daß ein Weib eine Mitgift bringen kann, er ist nicht galant — — aber er achtet das Weib als solches noch in jenem, gegen das sich der „Zivilisierte“ alles erlaubt glaubt.



GESCHLECHT UND GESELLSCHAFT

ZWEITER BAND ▭ DRITTES HEFT

HERZOGIN VON ABERCORN MIT IHREN 145 DIREKTEN NACHKOMMEN. (Zu Kinderreichtum , Seite 111.)



ÜBER EHE UND MUTTERSCHAFT.

Von CLARA EBERT.

»Ehe: so nenne ich den Willen zu Zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht voreinander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens. Dies sei der Sinn und die Wahrheit der Ehe.«

Also sprach Zarathustra.

Man müßte die Sprache der Dichter aller Zeiten beherrschen, die Dythiramben einem Abälard, einem Schiller und Richard Wagner entlehnen, müßte durch den tiefsten Sumpf führen, wollte man allem gerecht werden, was Herrliches an Liebe und Ehe sein kann und was Entsetzliches, Niedriges oft durch letztere verdeckt wird.

Es ist in unserer, alles Heiligste profanisierenden Zeit zur Selbstverständlichkeit geworden, Liebe und Ehe als zweierlei zu betrachten, als ob eine wahre tiefe Liebe nicht schon Ehe wäre und Ehe nicht Liebe sein sollte. Man liebt vor der Ehe und diese soll dann dazu dienen, »vernünftig« zu werden, obwohl »es nichts Vernünftigeres gibt, als Eine zu freien, die man liebt«. Der überwiegende Teil aller Heiraten wird aus praktischen Gründen geschlossen, ein kleinerer Teil — wie sich die Kontrahenten einbilden — »aus Liebe«.

Aber ist das Liebe, kann das Liebe sein, was unsere jungen Leute im Schein und in der Lüge des Ballsaales und unserer heutigen Konvenienz zusammenführt? Er kennt von ihr nichts, als ihre geputzte Körperlichkeit; sie weiß von ihm und seiner Vergangenheit nichts, als daß er ein gewandter Gesellschafter ist. Er ist in sie verliebt und sie glaubt ihn zu lieben, weil sie nicht wählen kann. Sie kennt die Liebe nur aus Romanen und Dichtungen, er garnicht oder nur von ihrer Nachtseite. So soll man in keine Ehe gehen. Darum möchte ich für den überwiegenden Teil der heutigen legitimen Verbindungen nicht das heilige, hehre Wort »Ehe« gebrauchen.

»Das, was die Vielzuvielen Ehe nennen, diese Überflüssigen — wie nenne ich es?« sagt Nietzsche, unser Pfadfinder nach allem Höheren: »Diese Armut der Seele zu Zweien! Dieser Schmutz der Seele zu Zweien! Dies erbärmliche Behagen zu Zweien!« Damit hat er das treffendste Wort geprägt für Hunderttausende von Gewohnheits- und Kaufehen.

Wenn wir in neunzig Ehen von hundert das Verborgenste erblicken könnten, würden wir schaudern.

Wie kann es auch anders sein, wenn eine Institution, die das Symbol von Liebe und Treue sein sollte, zur Rettung schiffbrüchiger Existenzen dienen darf.

Ich hörte neulich an einer Straßenecke Berlins einen Ausrufer unablässig in die Menge schreien: »Meine letzte Rettung! Meine letzte Rettung vor dem Untergang . . . .« Er bot eine Heiratszeitung feil. Ein echtes Zeichen der Zeit! Wenn alle anderen Mittel versagen, dann rettet sich mancher, indem er eine Mitgift sucht und — ein Weib mit dazu nimmt.

Oder ein junges schönes Weib verkauft ihren blühenden Leib den Umarmungen eines alten, verlebten Mannes um eleganter Toiletten und eines luxuriösen Heims, Ranges und Titels willen und dünkt sich eine »ehrbare Frau«, obwohl dies »beschworene Prostitution« ist und zwischen Prostitution für eine Stunde und auf Lebenszeit kein anderer Unterschied ist, als daß letztere noch schändlicher ist.

Doch selbst wenn wir uns auf die vermeintlichen Liebesheiraten beschränken, halten wenige die Probe fürs Leben aus.

Mancher Mann ist ein hinreißender Gesellschafter, ein scheinbar liebenswürdiger Mensch und ist im Schlafzimmer ein — Tier.

Manche Ehe wäre eine ganz gute Kameradschaft, wenn — nicht die sexuelle Kehrseite wäre, dies Zusammengepaartsein aus Muß und Pflicht, die Trivialisierung des Göttlichsten. Manche Ehe begann mit Orgelton und Glockenklang und schon in der Hochzeitsnacht zersprangen die Feierglocken einer Frauenseele und erklangen nie wieder.

Es ist der niederträchtigste Teil unserer Ehegesetze, der das Weib zwingt, sich dem angetrauten Manne auch dann

noch hinzugeben, wo es nicht mehr kann, nicht mehr will. Man kann Treue verlangen, solange man in der Ehegemeinschaft lebt, kann eine Charakterforderung daraus machen, daß eine Frau eine keimende Neigung zu einem anderen, besseren niederringt, solange sie neben dem Gatten lebt — nie und nimmer aber darf die Verpflichtung der Ehe so weit gehen, daß sie ihren Körper schänden lassen muß — denn Hingabe ohne Liebe und Wunsch ist Schändung — von Gesetzes wegen.

Solange diese Forderungen nicht anders geformt sind, ist in Tausenden von Fällen die Ehe nichts als von Staat und Kirche konzessionierte Unzucht.

Wie aber können wir die Ehe anders machen? Wie muß sie sein? Wen sollen wir heiraten? So höre ich fragen.

Nicht die Ehe können wir anders machen. Diese wird immer genau so sein, wie die Menschen, die sie eingehen. Die Menschen müssen anders werden, besser, reiner, selbstloser. Wir müssen uns selbst erziehen, daß unsere Söhne in ihrer Mutter die verehrungswürdige Weiblichkeit erblicken, die sie in der künftigen Gattin ehren und hochhalten sollen, wir müssen unsere Söhne anders erziehen, daß sie wieder mit der Seele zu lieben verstehen und nicht bloß mit den Sinnen, wir müssen unsere Töchter lehren, daß es höhere Güter gibt als Besitz und Rang und Titel, Schmuck und Modekleider.

Wir müssen sie lehren, nur zu lieben, wo sie achten können und nur zu heiraten, wo sie achten und lieben und zwar nach langer Prüfung des innersten Wertes, nicht nur geblendet vom äußeren Scheine.

Dann, ja dann wird die Verbindung zweier Menschen, die auf einer tiefen, gegenseitigen Anziehung und Uebereinstimmung der Seelen und nicht nur auf körperlicher Intimität beruht, eine glückliche, eine wahre Ehe werden.

»Es ist einer der höchsten Wünsche der Menschenseele«, sagt Carpenter, »daß es einen anderen Menschen in der Welt gäbe, gegen den man ganz offen sein kann, vor dem man nichts verbergen müsse, dessen Leib einem so teuer ist wie der eigene, demgegenüber alles Gefühl von Mein und Dein aufhört, in dessen Geist die eigenen Gedanken überfließen

und eine neue Beleuchtung empfangen, mit dem uns Sympathie in allen Freuden und Schmerzen des Lebens verbindet.

Beide erkennen im Laufe der Zeit, daß das tiefe Bedürfnis, das große Verlangen nacheinander, das sie zusammenhält, nicht in die Lüfte verflattern kann, sondern um so stärker und unauflöslicher wird, je mehr die Jahre vorüberziehen. Ein süßes, unwiderstehliches Vertrauen breitet sich über ihre Beziehungen zu einander, das dieses gedoppelte Leben gleichsam mit Weihe umgibt, beiden das Gefühl verleiht, daß sie nichts mehr trennen kann.«

Dies ist Ehe, nicht das erbärmliche Gefühl des Privateigentums an einem anderen Menschen, dieses selbstsüchtige Monopolbewußtsein, das die Gattenliebe erstickt, die Mattigkeit des Besitzrechtes, nicht jene körperliche Vereinigung, die, weil die Sinne nicht durch die Seele geadelt werden, durch Mangel an Zartgefühl und Selbstbeherrschung sehr oft zu einer rein brutalen, tierischen Sache wird.

Nur das ist eine wahre Ehe, wo beide, einer durch den andern, zu vollkommeneren Menschen werden, als jedes es allein hätte werden können.

Wann können wir nun wissen, wann wir uns einem Manne anvertrauen können?

Wenn jene Liebe in uns eingezogen ist, die, wie Ellen Key so wunderbar schön sagt, »nicht nur das Versinken in eine Umarmung bedeutet, sondern das Versinken in den Geist, in dem unser eigener seinen Halt gefunden hat, ohne seine Freiheit zu verlieren, die Nähe des Herzens, an dem die Unruhe unseres eigenen gestillt wird; das Lauschen, das unser Unausgesprochenes und Unaussprechliches vernimmt, die Begegnung der Hände, von denen wir sterbend unsere eigenen umschlossen fühlen wollten.«

Wenn uns dieser Mann begegnet, dann, aber nur dann sollen wir uns ihm vermählen, ob er reich oder arm, hoch oder niedrig gestellt ist, dann werden wir reicher und durch uns die Menschheit. Wenn wir diesem Manne nicht begegnen, dann sollen wir allein bleiben. Das um jeden Preis Verheiratetseinwollen ist eine Entwürdigung der Liebe und unseres Geschlechtes. Eine liebelose Ehe zu schließen ist ebenso

erniedrigend, wie eine bezahlte Maitresse zu sein. Dieser scheinheilige Begriff, daß eine Frau ehrbar und anständig sei, bloß weil sie vor Priester oder Standesamt gestanden, muß unsern Mitschwestern endlich nachdrücklichst genommen werden.

Nicht der Trauschein entscheidet, sondern die Gesinnung. Diejenige, die ihre Jungfräulichkeit kalt berechnend dem Meistbietenden zur Ehe bewahrt, steht oft unter einer Dirne, deren erster Fehltritt zumeist aus Liebe geschah.

Ich habe in meinem Leben durch meinen Beruf mit zahllosen »jungen Damen« der höheren Gesellschaftsklassen zu tun gehabt und ich kann es nicht schildern, welche Verdorbenheit und Dirnenhaftigkeit der Gesinnung dort junge Mädchen oft schon haben, eingepflanzt von ihrer Mutter, vorgelebt von ihrer Gesellschaft. Diese »klugen Jungfrauen« fallen nie, obwohl sie allerlei Liebeleien haben, sie hüten das Kapital ihrer Unberührtheit vorsichtig für den großen Handel der Ehe, befleckt und entweiht bis in die innerste Seele.

Das ist besser im kleineren Bürgertum, am besten im Proletariat, wo man die Kaufehe noch nicht kennt.

Es ist eine der höchsten Aufgaben der Frauen, die wahre Heiligkeit der Ehe wieder herzustellen, unsere Töchter so zu erziehen, daß sie sich einst ebensowenig wie in freiem Schacher vor dem Altare verkaufen werden.

Jede einzelne von uns soll mitarbeiten an der Erhebung unserer Schwestern aus diesem Sumpf.

Aber auch um unsere eigenen Ehen glücklicher und würdiger zu gestalten, haben wir viel zu tun.

Die geistige Indolenz der Frau ist es zu tausenden von Malen, die die Ehe auf jenes flache Niveau drückt, daß keine Flammen aus ihr mehr gen Himmel lodern. Wir mögen noch so beleidigt tun, Nietzsche hat dennoch recht, wenn er sagt: »Dieser ging wie ein Held auf Wahrheiten aus und endlich erbeutete er sich eine kleine geputzte Lüge: seine Ehe nennt er's. Jener war spröde im Verkehre und wählte wählerisch, aber mit einem Male verdarb er für alle Male seine Gesellschaft, seine Ehe nennt er's. Ihre Ehe macht vielen kurzen Torheiten ein Ende durch eine lange Dummheit.«

In so vielen Fällen hat die Frau ihrem Manne nichts zu bieten als ihren Leib und die Bequemlichkeiten der Häuslichkeit. Putzsucht und Genußsucht sind ihre einzigen Interessen und seiner beruflichen Sphäre steht sie stumpf und verständnislos gegenüber. Die deutsche Frau ist es, die oftmals den deutschen Mann ins Wirtshaus treibt, weil sie ihm geistig nicht einmal das zu bieten vermag, was er dort findet und was doch gewiß nicht viel ist.

Wir müssen auch hier alle Hebel ansetzen, um seelisch und intellektuell auf eine möglichst hohe Stufe zu gelangen und das rein Äußerliche, Materielle immer geringer zu schätzen, unsere unsinnige Lebensführung zu vereinfachen um höherer Güter willen. Darum möchte ich ganz entschieden der Behauptung entgegentreten, daß »der Frauen Beruf sei, im Kleinlichen sich zu zerstreuen.« Nein, tausendmal nein! In diesem erbarmungswürdigen Glauben wurzelt ja das ganze Frauenelend. Es gibt bloß physische Unterschiede, Unterschiede der Kraft zwischen den beiden Geschlechtern, niemals einen solchen unserer geistigen Aufgabe. Die Frau soll und muß den Blick ebenso auf das Große richten und nach hohen Zielen streben, wie der Mann —, denn nur Mann und Weib sind der Mensch, und die Frau ist die Erzieherin der Nachkommenden.

Nur wo die Frau aus der Kleinlichkeit hinauswächst, ist eine Erhebung des Menschengeschlechtes möglich. Die Frau darf nicht nur das Geschlechtswesen und der Haushaltspuddel bleiben.

Auf wie viel höherer Stufe steht die skandinavische und englische Frau, am meisten — wie eine Mumie eingewickelt — steckt heute noch die deutsche Frau in den Banden des Kleinlichen, des Herdenwesens. Aber nie und nimmer wird die bürgerliche Frauenrechtlerei das Weib befreien, solange die alten Lebensgewohnheiten herrschen. Nur durch die Vereinfachung derselben, nur indem wir viel bedürfnisloser werden und die Hydra Konvenienz besiegen, werden wir wahrhaft frei. Mindestens 50 Prozent eingebildete Bedürfnisse und konventionelle Lügen müssen wir aufgeben, um glücklich zu werden. Dies ist nur möglich, wenn wir unser Leben und unsere Pflichten von der ganz

entgegengesetzten Seite auffassen. Nicht von der materiellen Seite dürfen wir ausgehen. Unser Daseinszweck ist ein geistiger, unser Ziel ein geistiges, und unsere Lebensbetätigung muß vor allem eine geistige sein. Das physische Leben soll nur das Mittel sein, die Wohnung des Geistes, den Körper, zu erhalten. Dies ist aber mit so einfachen Mitteln möglich, daß wir vom Bettler an der Straßenecke lernen können. Unsere Vorbilder seien Marc Aurel, Karl V., Tolstoi. Sie verachteten das Äußerliche um des Geistigen willen. Wir müssen immer denken, daß wir zuerst geistig leben müssen und die Frage nicht stellen: Wieviel bleibt mir bei meinen materiellen Pflichten noch für mein geistiges Leben übrig?«, sondern umgekehrt: »Wieviel läßt mir die Pflege meines Geisteslebens für materielle Dinge Zeit?« bezw.: »Wie teile ich mir mein Tagewerk, meinen Haushalt, meinen Erwerb ein, daß mir unbedingt noch Zeit und sei es bloß ein halbes Stündlein zu meiner geistigen Entwicklung bleibt?« Dann werden wir uns wundern, wieviel da in nichts zusammensinkt und sich als wertlos und entbehrlich erweist, all die überflüssigen, eleganten Wohnräume, die nur Arbeit machen, die vielen Kleider, die qualvoll langweiligen Konvenienzbesuche, die sogenannten gesellschaftlichen Verpflichtungen. Fort mit all dem! Es ist doch alles nur Eitelkeit und Ehrsucht. Man muß nur den Mut haben, sich selbst zu leben und nicht nachzutun, was »man« tut.

Wir werden dann Zeit finden, unsere Männer durch kameradschaftliches Eingehen auf ihre Interessen glücklich zu machen und unseren Kindern zu leben in höherem Sinne als dies heute der Fall ist; denn die Mission der Mutterschaft ist eine weit umfassendere, als diesen bloß das physische Leben zu geben.

Es wird heute soviel von dieser Mission geredet und von dem »Wunsch nach dem Kinde« geschrieben, doch vergesse man nicht, daß es sich bei diesem, aus dem tiefsten Grunde der unverdorbenen weiblichen Seele entspringenden Verlangen nicht um »das Kind« an sich, sondern nur um das Kind des geliebten und des würdigen Mannes handeln kann.

Darum sollen wir auch nur den Mann heiraten, der alle jene Eigenschaften besitzt, die würdig sind, vererbt zu werden,

mit anderen Worten: den wir uns zum Vater unserer Kinder wünschen, denn es ist eine Übeltat, die man seinen Kindern zufügt, wenn man ihnen einen unwürdigen Vater gibt.

Aber auch alle die abgebrauchten hochtönenden Phrasen von der »Würde und dem Adel der Mutterschaft«, von der »Krone der Weiblichkeit« finden nicht unter allen Umständen ihre Berechtigung. Nur bei einem Weibe, das rein und ehrwürdig ist, kann man von »Mutterwürde« sprechen. Die Dirnen der Ehe werden durch das Kind nicht zu Madonnen.

Das ideal denkende Weib aber wird von Andacht von dem Muttertum erfüllt werden und das höchste und reinste Glück darin finden, denn es wird sich bewußt sein, daß es dadurch zur Trägerin des Ewigkeitsprinzips wird, gleichviel, ob sie eine eheliche oder uneheliche Mutter ist, denn die Natur kennt keine ehelichen und unehelichen Mütter, wie sie keine ehelich oder unehelich abgestempelten Kinder hervorbringt.

Ein Kind soll nicht der gewohnheitsmäßigen Sinnlichkeit sein Leben verdanken, sondern der Sehnsucht, die Eigenschaften des geliebten Mannes, des geliebten Weibes in noch verbesserter, veredelter Weise zu reincarnieren, denn »nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf.«

Darum soll eine Mutter, wenn ihr Gemüt von all der Fülle des süßen Glückes und der Liebe erfüllt ist, nicht weichlich in diese Gefühle versinken, sondern sie soll ihren ganzen Verstand, ihre gesamten Fähigkeiten zusammennehmen, um zu lernen, zu lernen, immerzu zu lernen, denn es ist nicht wahr, daß Gott dem, dem er ein Amt gibt, auch von selber den Verstand dazu gibt.

Die Mutterschaft erlegt der Frau die Pflicht auf, sich auf allen erdenklichen Gebieten zu unterrichten und zu belehren, um die sie sich früher vielleicht nur wenig oder garnicht gekümmert hat, denn es ist leider ein nur zu wahres Wort, das Dr. Lahmann spricht: »Die meisten Kinder sterben an der Unwissenheit ihrer Eltern«.

Um zu verhüten, daß dieses Wort auch an ihrem Kinde wahr werde, um es zu einem tüchtigen Menschen erziehen und ihm später auch auf geistigem Gebiete eine Führerin sein zu können — was heute so kläglich wenig Frauen vermögen —

muß sie nicht nur die Grundzüge der Gesunderhaltung und Krankheitsverhütung, der richtigen Diätetik, der Physiologie und Hygiene kennen, sondern auch die Fundamentalsätze der Pädagogik und Erziehungskunst verstehen und fortgesetzt bestrebt sein, ihr Wissen auf den Gebieten des sozialen Lebens, der Kunst und Naturwissenschaft zu erweitern.

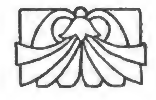
Man wird sagen, ich verlange ziemlich viel. Aber man kann von einer Mutter nicht zuviel verlangen. Die arme Proletarierin ist leider außerstande, diese Bedingungen zu erfüllen, aber die Frau des Mittelstandes und erst recht die der höheren Kreise kann es ohne jede Ausflucht. Sie braucht nur alle Romane und Familienblätter hinter den Ofen zu werfen und ihre Kaffeekränzchen aufzugeben, und das ist ein Kind wohl wert.

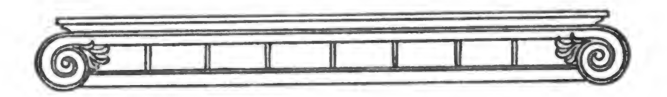


REINHEIT UND UNWISSENHEIT.

Man tut recht daran, die Einbildung der Kinder rein zu halten, aber diese Reinheit wird nicht bewahrt durch Unwissenheit. Ich glaube eher, daß die Verdeckung von etwas den Knaben und das Mädchen um so mehr die Wahrheit ahnen läßt. Man spürt aus Neugierde Dingen nach, die, wenn sie ohne Mühe mitgeteilt wären, wenig oder gar kein Interesse einflößen würden. Wäre die Unwissenheit noch zu bewahren, so könnte ich mich damit versöhnen, aber das ist nicht möglich; das Kind kommt in Berührung mit anderen Kindern, es bekommt Bücher in die Hände, die es zum Nachdenken bringen. Gerade die Geheimtuerei, womit das dennoch Begriffene von den Eltern behandelt wird, erhöht das Verlangen, mehr zu wissen; dieses Verlangen, nur zum Teil, nur heimlich befriedigt, erhitzt das Herz und verdirbt die Einbildung; das Kind sündigt bereits, und die Eltern meinen noch, daß es nicht weiß, was Sünde ist.

MULTATULI (»Frauenbrevier«).





SCHEIDUNG.

Von KARINA KARIN.

In einem alten allbekannten Liede heißt es: »— Wenn sich zwei Menschen scheiden, die sich dereinst geliebt —«

Immer ganz unwillkürlich muß ich dabei an ein anderes, als das hier gemeinte Scheiden denken. Nämlich nicht an das Scheiden, das der Tod uns aufzwingt, sondern an die mehr oder weniger freiwillige Scheidung zweier Menschen, die sich geliebt und die ein Stück Lebensweg in Freud und Leid zusammen zurücklegten.

Ehe ich dazu komme, alle die Punkte, die bis zu einem solchen schweren Schritte gehören, näher zu erörtern und daraus die Konsequenzen unserer heutigen Gesellschaftsordnung zu ziehen, betone ich ausdrücklich, daß ich hier nur von solchen Ehen spreche, die aus Liebe geschlossen wurden, und daß mir nur ernste, energische und charakterstarke Menschen hierbei vor Augen stehen.

Ehen bezw. deren Scheidung, die ich an anderer Stelle mit Gesellschaftsprostitution bezeichnet habe, und Menschen, die wie ein Strohhalm im Winde heute diesen, morgen jenen Lebensgefährten wählen möchten, sind keiner ernsten Erörterung würdig, da hat jeder, was er verdient. —

Zunächst wie entsteht die Ehe?

Zwei Menschen lieben sich, d. h. sie verlangen nach einander in glühender Leidenschaft. Weil nach unseren Moralgesetzen die Hingabe erst dann erlaubt ist, wenn alle Formalitäten einer Eheschließung erfüllt sind, so beschließen diese zwei Menschen, eine Ehe, d. h. eine Familie zu gründen, ohne von der gegenseitigen Wesensart mehr zu kennen, als was die gesellschaftliche Maske und Dressur zeigt.

Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß Menschen, die in gegenseitigem Begehren entbrannten, sich geistig solange direkt in einem Annormalzustand befinden, bis sich die Affekte auslösten. Je stärker ein Mensch ist, desto tiefer trifft ihn eine

solche Leidenschaft, je enormer sind die Umwälzungen, die sein ganzes Seelenleben empfindet. —

Menschen, die vorher auf einem Piedestal standen und auf die Schwächen der anderen mitleidig lächelnd herabschauten, die fallen desto tiefer herunter, und die schmerzvolle Erkenntnis, wie hoch sie standen und wie tief sie fielen, kommt meist erst dann zutage, wenn das Begehren gestillt ist, wenn eines Tages der Schleier von den geblendeten Augen fällt, und er einsieht, daß er rettungslos gefesselt ist und ihm ein Wesen zur Seite geht, das eine ganz andere Sprache spricht.

Erst schlägt noch die immer wieder in der Enge des Beieinander neu geschürte Leidenschaft die Brücke über die Kluft des Fremdseins oder des Fremdwerdens, doch schließlich wächst daraus Abneigung, ja Haß! —

In abertausend Fällen geht solche Wandlung ganz in der Stille vor und hat abertausend Ursachen und Gründe, und schließlich ist auf dem jammervollen Empfinden innerer Leere der Boden vorbereitet für eine neue Saat — eine neue Leidenschaft. —

Ich muß immer lächeln, wenn ich höre: »bis zu dem und dem Tage, da z. B. ein Mann eine andere sah und sich in sie verliebte, war er ganz glücklich mit seiner Frau.«

Auf einem Boden, auf dem die Saat in voller Pracht steht, kann man nichts Neues säen, und täte man es selbst, die Saat könnte nicht aufgehen. —

So tritt also eine neue Leidenschaft nie trennend zwischen zwei Menschen, sondern sie waren innerlich schon lange getrennt und nur die dem Menschen angeborene Trägheit, oder die sogenannte gute Erziehung verhinderten den Ausbruch eines Konfliktes, der zur Scheidung führte.

Denn das wird mir wohl niemand bestreiten, der Welt und Menschen mit offenen Augen betrachtet, daß von hundert Ehen, die geschieden werden bezw. geschieden sein möchten, in achtundneunzig Fällen der Grund in einer dritten Person zu suchen ist. —

Also die beiden, die sich geliebt und die zusammen zu leben und zu sterben gelobten, die wollen sich scheiden. Welche Leiden bis zu diesem Entschluss durchlitten sind,

und wo dabei Recht und Unrecht liegt, ist hier nicht der Platz zu entscheiden und würde zu weit führen.

Tatsache ist, zwei die sich liebten, haben sich, gleichgültig erstmal warum, entschlossen, in möglichst reinlicher und vornehmer Weise ihre Ehe zu lösen.

Früher, ja, da gab es einen Gesetzesparagraphen, der hieß: »Unüberwindliche Abneigung!«

Heute — es ist merkwürdig, wie viele verständige, mitten im Leben stehende Menschen davon keine Ahnung haben — gibt es das nicht mehr.

Da sind die beiden einzigen — geläufigen — Arten, böswillige Verlassung und nachgewiesener Ehebruch.

Bei böswilliger Verlassung dauert die Scheidung zwei, drei, auch mehr Jahre.

Bei Ehebruch wird'zwar bald geschieden, aber man kann eine Freiheitstrafe gewärtigen, ganz abgesehen davon, daß natürlich in einem wie im anderen Fall erst ein Kläger sein muß, ehe ein Richter scheiden kann.

Wie manche Frau aber erklärt: »Ich lasse mich nicht scheiden, es paßt mir nicht, als geschiedene Frau mit meinen Kindern mich schief angucken zu lassen, bloß damit mein Mann eine andere heiraten kann.« Oder ein Mann sagt: »Es ist mir bequem und angenehm, eine Frau zu haben, die für mich sorgt und mein Haus erhält, was ich sonst tue und treibe, geht keinen was an« und dergleichen mehr.

Was bleibt da schließlich? Der eine von jenen beiden, die sich einst liebten und von denen einer dem anderen doch so manche schöne Stunde dankt und der so gerne in Frieden geschieden wäre, muß sich auf die Lauer legen und versuchen, dem anderen eine Schuld nachzuweisen. Reiche Leute haben es leichter wie arme; die mieten sich einen Detektiv und lassen das meist ahnungslose Opfer belauern, bis es eines Tages dem Schicksal d. h. seinen fleischlichen bezw. sinnlichen Begierden, die in der unglücklich gewordenen Ehe keine Auslösung mehr finden, verfällt. —

Ich habe diese Art, eine Scheidung zu erreichen, stets als eine Gemeinheit bezeichnet und trotzdem habe ich letzhin Fälle kennen gelernt, die keinen anderen Ausweg ermöglichten und

die mir viel zu denken geben, sodaß ich heute zu diesem schwierigen Problem die Feder ergriffen habe. Eine Lösung weiß ich auch nicht, solange die neuerlich erschwerten Scheidungsgesetze nicht geändert werden.

Ich gebe ja zu, für die in sich haltlosen Menschen mag es ja gewiß ganz zweckmäßig im Hinblick auf die vorhandenen Kinder sein, daß Ehen nicht so leicht zu scheiden sind, wenngleich ich meine, daß jene Haltlosen erst recht keine Kinder erziehen können.

Was sehen und hören die armen Kinder in solchem durch Zwang zusammengehaltenen Elternhaus? Sie verlieren nicht nur Vater- oder Mutterliebe, sondern Vater- und Mutterliebe und, was das härteste ist, die Achtung vor beiden. —

In einer Ehe, wo die Eltern starke und beherzte Menschen sind, wird den Kindern lange, oft für immer die Erkenntnis erspart, daß nicht alles so ist, wie es sein sollte und wie es einmal war, bis eben der Tag kommt, wo eines von beiden Eltern einen neuen Lebensgefährten findet. —

Dann beginnt der Kampf erst still und schließlich erbittert und häßlich mit all den entfesselten Leidenschaften von Trennungsschmerz, gekränkter Eigenliebe und entweihten Erinnerungen. —

Wie ist es möglich, fragt man sich da, daß Menschen, die Anspruch auf eine höhere Bildungsstufe machen, die Freud und Leid geteilt haben, deren Weg mutig, Schulter an Schulter, durch Dornen und Disteln führte, und die einander so viel Gutes und Schönes zu danken haben, daß die zu Bestien werden, sobald ein Höchstes von ihnen verlangt wird, nämlich die Hintenansetzung des eigenen Ich's gegenüber dem Glücke — der Freiheit — des einst geliebten Wesens? — Aber es ist so und traurig und unwürdig ist es auch.

Wenn auch das Gesetz viel Schuld an diesem allen hat, so liegt die Hauptschuld in uns selbst. An uns müssen wir arbeiten, anstatt, wie es gerade bei Scheidungen so üblich ist, auf anderen Mitmenschen herumzuhacken. Wir müßten fester zusammenstehen, dann würde auch hierin, wie in vielem anderen, eine Reform erreicht werden. —

Eine Reform aber brauchen wir in Eheschließung und Ehescheidung, und von der Gesellschaft, die vorbildlich dem Volke vorstehen sollte, muß sie ausgehen. —

Warum gibt man z. B. in höheren Lehrklassen nicht einen juristischen Kursus, in welchem mitgeteilt wird, was im bürgerlichen Leben verboten ist, da könnte, da einmal Unkenntnis des Gesetzes nicht vor Strafe schützt, manches Unheil, das durch Unüberlegtheit entsteht, verhütet werden, und auch eine Belehrung über Schließung und Auflösung von Ehen wäre in begrenztem Maße sehr wohl am Platze, zumal wir ja nicht mehr in den veralteten Anschauungen des Verschleierns alles Natürlichen stecken bleiben. Zum Schluß komme ich nun noch auf den Punkt der üblichsten Formel der Scheidung, den Ehebruch. —

Ich will gewiß nicht einseitig aburteilen und gebe zu, daß das Gesetz seine Gründe hat; aber trotzdem kann ich vom Standpunkt der zartbesaiteten Frauenmoral keinen Zusammenhang zwischen Moral und der folgenden Maßnahme finden. Es dürfen nämlich die beiden, die nachgewiesenermaßen die Ehe gebrochen haben, sich nicht heiraten.

Meiner Ansicht nach ist doch gerade die Heirat die einzig moralische Rechtfertigung des einmal begangenen Unrechts. — Man setze nur einmal den Fall: Ein verheirateter Mann verliebt sich in ein anständiges Mädchen und beide brechen miteinander die Ehe — das darf eben nicht vorkommen, schreien die Philister — aber es kommt doch vor, weil wir eben Menschen mit menschlichen — sinnlichen — Instinkten sind, die uns wiederum zur Erreichung des höchsten Glückes gegeben sind — und aus dieser freien Liebesvereinigung entsteht ein Kind, so kann der Mann von Gesetzes wegen, selbst wenn seine Frau einverstanden ist, dem Mädchen auch nach seiner Scheidung die gesellschaftliche Ehre nicht wiedergeben. Das ist doch eine furchtbare Härte, durch die die wahre Gesellschaftsmoral wirklich nicht gestützt wird. Und darum fort mit den morschen Stützen, genannt Scheidungsgesetz in der jetzigen Form! — Wenn jeder einzelne sich bestrebt, fest zu stehen und nicht heute hierhin und morgen dorthin zu laufen, so wird die enge Grenze der Moral überflüssig werden.

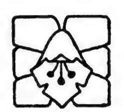
Wenn aber dann zwei solche festen ehrlichen Menschen sich scheiden, weil ihnen der Lebenskampf Schulter an Schulter nicht mehr möglich, nicht mehr erträglich ist, so werden sie's ohne Hader und Streit tun. Immer eingedenk bleibend der guten und schönen Stunden, die sie miteinander verlebten und einander dankten, und dankbar für die schweren Stunden, die eines dem anderen tragen half. — Solche guten und schweren Stunden auf so einem Stück gemeinsamen Lebensweges und gar noch gemeinsam erzeugte junge Menschenleben, sind eine große, große Macht! Verliert diese Macht ihre Gewalt, so gibt es kein Halten mehr. Ein möglichst ruhiges und eines vornehm empfindenden Menschen würdiges Auseinandergehen ist dann das einzig Richtige. Auf ein solches Ziel im Scheidungsverfahren sollen wir alle hin arbeiten und wollen wir hoffen. Schulter an Schulter, wir alle, die wir die Gesellschaft sind und die wir unsere Geschlechtlichkeit nicht mehr verleugnen.

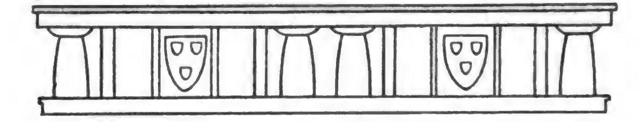


KINDER-REICHTUM.

(Zu dem Bilde vor Seite 97.)

Die Herzogin von Abercorn konnte vor wenigen Jahren einen Familienkreis von hundertundfünfundvierzig direkten Nachkommen um sich versammeln. Eine so zahlreiche Nachkommenschaft gehört heute in den Kulturländern, im Gegensatz zu früheren Zeiten, zu den seltensten Erscheinungen, namentlich in den vornehmen Kreisen, die mit wenigen Ausnahmen jetzt an der Spitze der Kinderarmut stehen. Um einen durchschnittlichen Kinderreichtum noch anzutreffen, muß man heute schon Länder aufsuchen, die dem Einfluß der modernen Kultur weniger ausgesetzt sind. Besonders zeichnet sich durch Kinderreichtum z. B. Arabien aus, wo fünfzehn bis zwanzig Personen starke Familien keine Seltenheit sind. Eine bedeutende Anzahl kinderreicher Familien findet man ferner in Kanada, wo Familien von zwölf bis sechszehn Köpfen etwas ganz gewöhnliches sind.



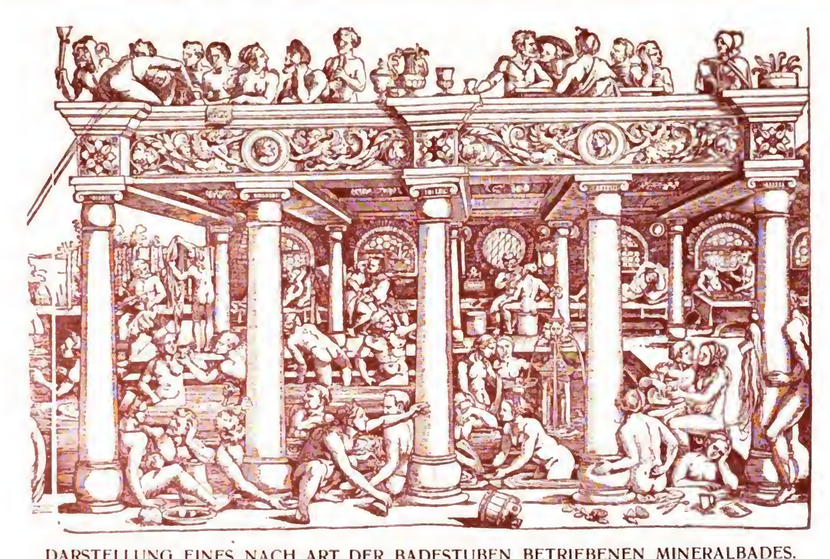


ETWAS VOM BADEWESEN IM MITTELALTER.

Von ELSA LAFIÈRE.

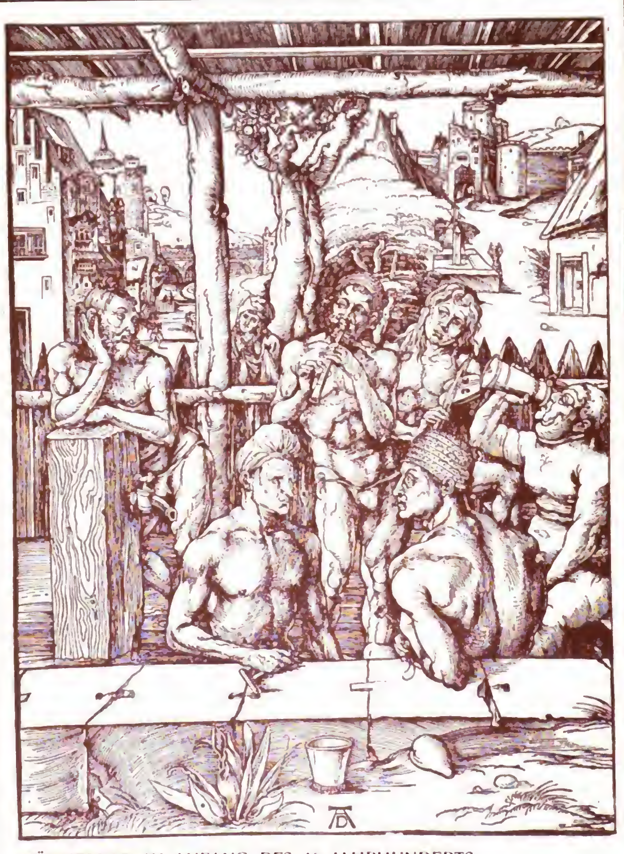
Die heutige Heilkunde glänzt durch raffinierte und spezielle Bäderbehandlung, so daß schließlich ein großer Streit darüber entbrannt ist, wem die Erfindung dieser oder jener Methode zuzuschreiben sei. Wer weiter in die Jahrhunderte zurückblickt, wird finden, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt. Die Anwendung des Bades in allen seinen Formen ist schließlich etwas ganz Natürliches, und die Behauptung, je größer der Verbrauch an Seife, desto höher die Kultur, ist im Grunde nichts als ein komisches Paradoxon. Nach ihrer Wirkung könnte man die Bäder einteilen in Wasserbäder von Bluttemperatur: rein aufweichender Effekt des Wassers auf die Haut. Kalte Wasser- und Luftbäder: Wirkung der Abkühlung mit bestimmtem Einfluß auf den ganzen Organismus. Warme Wasser- oder Sand- oder Sonnenbäder: Überhitzung des Körpers mit starker Allgemeinwirkung, eventuell Eindringen des Lichtes in tiefere Gewebeschichten. Alle diese Formen verwendet die Menschheit seit ihren frühesten Tagen, und die heutigen Bestrebungen in dieser Richtung sind kein Kulturfortschritt, sondern gleichen nur der Rousseau'schen Devise: zurück zur Natur!

In bezug auf urgermanische noch halb religiös-abergläubische Gebräuche ist eine Nachricht Petrarcas aus dem Jahre 1330 von Interesse, in der er seine Beobachtungen am Vorabend des Johannisfestes schildert: »Kaum war ich bei meiner Ankunft zu Köln in der Herberge abgestiegen, wo meine Freunde mich empfingen, als sie mich an den Rhein führten, um ein eben an diesem Tage bei Sonnenuntergang aus dem Altertume überkommenes Schauspiel in ihrer Gesellschaft anzusehen. Das ganze Ufer war mit einer langen Reihe von Weibern bedeckt. Ich stieg auf einen Hügel, um eine bessere Aussicht zu gewinnen. Unglaublich war der Zulauf. Ein Teil der Frauen war mit wohlriechenden Kräuterranken geziert,



DARSTELLUNG EINES NACH ART DER BADESTUBEN BETRIEBENEN MINERALBADES.
Holzschnitt von HANS SEBALD BEHAM (1500—1550).

(Aus Hans Martin, Deutsches Badewesen, Jena 1906.) Zu dem Aufsatz über ›Badewesen‹, Seite 112.



MÄNNERBAD IM ANFANG DES 16. JAHRHUNDERTS.
Aus einem Holzschnitt von A. DÜRER.

(Aus Hans Martin, Deutsches Badewesen, Jena 1906.) Zu dem Aufsatz „Badewesen“, Seite 112.

mit zurückgeschobenem Gewande fingen Weiber und Mädchen plötzlich an, ihre weißen Arme in den Fluß zu tauchen und abzuwaschen. Dabei wechselten sie in ihrer mir unverständlichen Sprache lächelnd einige Sprüche miteinander. Man antwortete mir, daß dies ein uralter Brauch unter der weiblichen Bevölkerung Kölns sei, die in der Meinung lebt, daß alles Elend des ganzen Jahres durch die an diesem Tage bei ihnen gewöhnliche Abwaschung im Fluß weggespült werde und gleich darauf alles nach Wunsch gelinge. Es sei also ein jährliches Reinigungsfest, welches von jeher mit unverbrüchlicher Pünktlichkeit gefeiert werde.« Wer denkt dabei nicht an die heiligen Bäder im Ganges? Das Osterwasser, das unter andächtigem Schweigen gegen den Strom geschöpft wird, gilt heute noch als wunderwirkend gegen allerlei Gebreste.

Ein fröhliches Schwimmbad unter freiem Himmel hat für die deutsche Jugend noch nie seinen Reiz verloren. Bei den Römern waren die Germanen wegen ihrer Schwimmkünste berühmt. Von einem Bataver wird berichtet, daß er in vollem Waffenschmuck die Donau durchschwamm; beim Durchqueren des Tigris mußten germanische Scharen den übrigen Soldaten vorangehen. Das Schwimmen gehörte ferner unbedingt zu den ritterlichen Künsten und zum studentischen Sport:

Wie Jung Geselln zu Sommers zeit,
Am Wasser und Wiesen suchen freud.
Wie auff den Schulen die Studenten
Baden, und tauchen gleich den Enten.
Schwemmen künstlich wie Genß und Schwanen,
Fischen, fahren in Schiff und Kahnen.

Auch Erfindungen für Nichtschwimmer sind alt. Man konstruierte lufthaltige Hosen und Westen, ja ein Tübinger Professor ging am Ende des 18. Jahrhunderts so weit, aus Holz einen Schwimmgürtel zu verfertigen, der dazu dienen sollte, weite Wasserreisen zu unternehmen. Mit einem Sonnenhut auf dem Kopf, den nötigen Kleidern auf dem Rücken und einem Ruder versehen sollte die feuchte Fahrt angetreten werden.

Man glaubt ein Bild aus der vorjährigen Sommerfrische vor Augen zu haben, wenn man in einer Beschreibung des Zürcher Sees von 1692 liest: »Wann einer lust hat, wohl

versuchte und erfahrne Schwümmer zu sehen, kan er sich nur Sonntags nach der Abend-Predig zu Zürich auf der oberen Brugge einfinden, so wird er die noch gar junge Knaben (deren etliche nicht über acht oder neun Jahre alt) mit verwunderung sehen auf dem Wasser hin und wider schwümmen, welche bald darein liggen als ob sie todt, bald mit einem, bald mit beiden Füßen, auf dem Ruggen liggende, darein schlagen, daß das Wasser viel über Mannshöhe sprützet, zu zeiten das Wasser, aufrechtstehende, mit den Füßen tretten, als wann sie grund hetten, und auf dem Boden einher giengen, auch andere Posturen und Lustbarkeiten mehr machen. Das verwegenste aber an disen Knaben ist, daß sie sehr hohe sprüng in das Wasser thun. Es ist lustig zusehen, wie sie in großer Anzahl ab der oberen Brugge über Kopf und über Hals in das Wasser hinunterbürtzlen, und die Statt, mit jauchzen und schreyen, hinunder schwümmen.«

Das interessanteste Kapitel im deutschen Badewesen bilden die besonders eingerichteten Bäder oder Badstuben, die gewerbsmäßig von privilegierten Badern betrieben wurden. Sie bereiteten das Wasser- und Schwitzbad, versahen Barbier-, Friseur- und Pedicurearbeiten und gleichzeitig auch die kleineren chirurgischen Dienstleistungen. Beim Rasieren unterschied man trocken und naß scheeren. Die trockene Methode mag nicht sehr angenehm gewesen sein, dagegen nimmt nach dem erweichenden Dampfbad das Messer ohne Schwierigkeit die Barthaare hinweg, wie es auch heut noch in Finnland üblich ist. Die erste Verwendung von Seifschaum fand Martin[1]) erst in einer Abbildung von 1524. Das Baden spielte sich im allgemeinen in folgender Weise ab. Man entkleidete sich in einem besonderen Raum, und wo es an solchem fehlte, auch im eigentlichen Baderaum selber. Doch lief man auch ausgezogen oder nur notdürftig bekleidet von Hause über die Gasse. In der Badestube ließ man sich mit warmem Wasser und Lauge begießen, reiben und massieren. Dann stieg man auf die

[1]) Alfred Martin, Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen, mit 159 Abbildungen. 1906 (Eugen Diederichs) Jena. Diese treffliche Monographie, der auch meine Angaben im wesentlichen entnommen sind, ist jedem Freunde der Kulturgeschichte zum Studium zu empfehlen.

Schwitzbank, der Bader ließ Dampf aufsteigen, indem er heiße Steine mit Wasser begoß. Darnach kam wieder stufenweise die Begießung mit warmem und mit kaltem Wasser, man ließ sich den Kopf waschen oder schröpfen, kühlte sich ab, ruhte aus oder schwitzte auch nochmals im Bett. Neben diesen öffentlichen Badestuben bestanden natürlich noch private, namentlich auf Burgen oder in Klöstern, wenn es freilich auch noch nicht wie heute zum bürgerlichen Großstadtkomfort gehörte, ein eigenes Badezimmer zu haben. Übrigens muß festgestellt werden, daß die heutigen Badezimmer durchaus nicht so reichlich benutzt werden, wie man es erwarten sollte. Die Leute baden durchschnittlich erst, wenn sie sich für schmutzig genug dazu halten.

Einige Einzelheiten von kulturgeschichtlichem Interesse mögen das Badeleben von ehedem illustrieren. Die Badewannen sind, wie wir aus den zahlreichen Holzschnitten ersehen, häufig nicht nach heutiger Form zum Liegen eingerichtet, sondern es sind Zuber gleich großen Biertonnen, in denen man steht oder wohl meistens sitzt. Gewöhnlich Mann und Frau zusammen. Man muß gestehen, daß dies amüsanter ist, als unser heutiges System. Oft liegt ein Tischbrettchen quer darüber, auf dem man speist und trinkt und spielt; die Bedienung trägt auf, was Herz und Magen verlangt; eine Gardine wie bei einem Himmelbett ist darüber angebracht, die geschlossen wird, wenn sich das Wasser nicht so schnell abkühlen soll oder wenn das Paar ungestört bleiben will. Unsere Altvordern wußten noch nichts von kaltem, unechtem Parvenukomfort, sie verstanden sich besser auf Gemütlichkeit und gesunden Lebensgenuß als wir kläglichen Schreier. Wenn die sogen. ungetreue Ehefrau im Hausbadestübchen zuweilen ihren Liebhaber empfing, so ist an solcher »Unsittlichkeit« der arme Badezuber natürlich unschuldig. Wie immer läuft hier der Liebhaber allein das Risiko. 1530 passierte ein derartiger Fall in Konstanz, der Anlaß zu satirischen Liedern und Zeichnungen gab. Eine Kaufmannsfrau empfing in Abwesenheit ihres Gatten einen Doktor im Bade. Der Ehemann kehrte indessen nach bekanntem Muster unerwartet nach Hause zurück und striegelte mit einem extra angefertigten

Striegel besonders unangenehmer Art den guten Doktor ins Jenseits. Daß die Dame ihn zu retten versuchte, wird nicht berichtet.

In manchen Gegenden war der eigentümliche Luxus üblich, junge Kinder in Rotwein oder, wie in Holland, in Bier zu baden.

In dem Liederbuch der Clara Hätzlerin wird die Badefreude geschildert:

»Baden ist ain rainclich lust,
Als er vf erden mag gesein.
Es ward vff erd chain fraw so vein
An leib, an claidern, an allen sachen,
Sy haisz, ir dannocht machen
Ain bad durch wunderlichen lust.
Hatt ain man dann vf der iust
Gedienet schönen frawen,
Ist er in Turnay wohl erplawen,
Hatt er gewallet oder geraiszt,
So gert er doch aller meist
Vor allen fräden baden.
Darzu tutt man laden
Alle gut gesellen,,
Die zu der fräd wöllen . . . . . .
Baden ist ain sauber spil
Das ich auch ymmer preisen wil.«

Von den deutschen Mineralbädern wissen wir, daß sie schon zur Römerzeit benutzt wurden, z. B. Aachen, Wiesbaden, Badenweiler und die drei Baden bei Wien, in Baden, in der Schweiz. Wahrscheinlich geht ihr Gebrauch aber weit in die Vorzeit zurück. Die römischen Einrichtungen zerfielen in bewegter Zeit und neue entstanden auf ihren Trümmern. Sehr bald entwickelte sich allenthalben ein Kurhausleben, das sich vom heutigen in der Hauptsache nicht viel unterschied. Hans Sachs schildert den Zulauf:

«Eins nachts traumt mir gar wol besunnen,
wie ich köm zu einem großen brunnen
von merbelstein polieret klar,
darein das waßer rinnen war,
warm und kalt, aus zwelf gulden rören,
gleich eim wiltbad; tunt wunder hören:
Dis waßer het so edle kraft,
welch mensch mit alter war behaft,

ob er schon achtzigjerig was,
wen er ein stunt darinnen saß,
so teten sich verjüngen wider
sein gemüt, herz und alle gelider.
Um den brunnen war ein gedreng,
wan dahin kam eine große meng,
allerlei nation und geschlechte,
münich, pfaffen, ritter und knechte,
burger, bauer und hantwerker,
der kam on zal zum brunnen her
und wolten sich verjüngen laßen,
vol zug es zu auf allen straßen«.

Wohl die originellste Schilderung, die wir über diese Dinge besitzen, stammt von Poggio. Er schreibt 1417 an einen Freund über die Bäder zu Baden:

»Ich schreibe dir diesen Brief aus den hiesigen Bädern, wohin mich die Gicht an den Händen getrieben, und denke, sie verdienen, sowohl die Lage und Anmut derselben, als die Sitten der sich hier aufhaltenden Gäste und ihre Badeweise dir zu schildern.

Die Alten machten viel Redens von den Bädern zu Puteoli, wohin beinahe ganz Rom, um sich zu erlustigen, zusammenfloß. Allein nach meiner Meinung kamen dieselben in dieser Rücksicht den hiesigen nicht bei und leiden überhaupt keine Vergleichung mit ihnen. Dort trug die Schönheit der Gegend und die Pracht der umliegenden Landhäuser mehr als das Baden und die fröhliche Gesellschaft zu den Vergnügen des Orts bei. Hier hingegen gewährt die Lage dem Gemüt keine oder doch nur sehr geringe Ergötzung; alles andere aber hat so unendlichen Reiz, daß ich mir öfters träumen konnte, Cypria selbst und was sonst die Welt Schönes in sich fassen mag, sei in diese Bäder zusammengekommen; so sehr hält man hier auf die Gebräuche dieser Göttin, so sehr findest du da ihre Sitten und losen Spiele wieder; und so wenig die guten Leute Heliogabals Rede gelesen haben, so vollkommen scheinen sie doch von Mutter Natur selbst hierin unterrichtet zu sein. . . . Ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt nun, dicht am Flusse, hat man zum Gebrauch der Bäder einen schönen Hof angelegt, in dessen Mitte sich ein großer Platz befindet, ringsum von prächtigen Gasthäusern umgeben, die

eine Menge Menschen fassen können. Jedes Haus hat sein eigenes Bad, dessen sich nur diejenigen bedienen, die in demselben wohnen. Die Zahl der öffentlichen und Privatbäder beläuft sich zusammen an dreißig. Für die niedrigste Klasse des Volkes sind indessen zwei besondere von allen Seiten offene Plätze bestimmt, wo Männer, Weiber, Jünglinge und unverheiratete Töchter, kurz alles, was vom Pöbel (gemeint ist Bürgerpublikum) hier zusammenströmt, zugleich baden. In diesen befindet sich eine die beyden Geschlechter absondernde Scheidewand, welche jedoch nur Friedfertige abhalten könnte; und lustig ist es anzusehn, wie da zugleich alte abgelebte Mütterchen und junge Mädchen nackend vor aller Augen hinabsteigen und das, was sonst jedermann sorgfältig verbirgt, den Mannesblicken preisgibt. Mehr als einmal hat mich dies köstliche Spektakel belustigt; die floralischen Spiele sind mir dabei eingefallen, und ich habe bei mir selbst die Einfalt dieser guten Leute bewundert, die ebensowenig ihr Auge darauf richten, als sie dabei das mindeste Arge denken oder reden.

Nun die besonderen Bäder in den Gasthöfen betreffend, so sind diese sehr schön ausgeputzt und — beiden Geschlechtern gemein. Zwar werden dieselben durch ein Getäfel gesondert, worin aber verschiedene Ablaßfensterchen angebracht sind, durch welche man zusammen trinken und sprechen und sich also gegenseitig nicht bloß sehen, sondern auch berühren kann, wie denn dies alles häufig geschieht. Neben dem sind in der Höhe Gänge angebracht, wo sich Mannespersonen zum Sehen und Plaudern einfinden; und wohlverstanden, stehet da jedem frei, in des anderen Bad einen Besuch zu machen, zu scherzen, sein Gemüt zu erheitern und beim Hereintritt ins Bad sowie beim Aussteigen hübsche Frauen am größten Teil des Leibes nackend zu schauen. Also keine Posten bewahren hier die Zugänge, keine Türen — zumal keine Furcht des Unanständigen verschließen sie. In mehreren Bädern treten sogar beide Geschlechter durch denselben Eingang ins Bad, und nicht selten trägt sichs zu, daß die Mannspersonen einem nackten Frauenzimmer und umgekehrt begegnen. Doch binden die Männer eine Art von

Schürze vor, und die Weiber haben ein linnen Gewand an, welches aber von oben bis in die Mitte oder an der Seite offen ist, so daß weder Hals, noch Brust, noch Arme, noch Schultern damit bedeckt sind. In dem Bade selbst speisen sie öfters von allseitig zusammengetragenen Gerichten an einem Tisch, der auf dem Wasser schwimmt, wobei sich auch natürlich die Männer einfinden. In dem Haus, wo ich badete, wurde auch ich eines Tages zu einem solchen Feste eingeladen. Ich gab meinen Beitrag, ging aber, ob man mir gleich zusetzte, nicht hin — und zwar nicht aus Schüchternheit, die man hier für Faulheit oder bäurisches Wesen hält, sondern weil ich die Sprache nicht verstand; denn es kam mir abgeschmackt vor, daß ein des Deutschen unkundiger Welsche stumm und sprachlos zwischen Schönen einen ganzen Tag im Bad bloß mit Essen und Trinken zubringen sollte. Zweie meiner Freunde hingegen fanden sich wirklich ein, aßen, tranken, schäkerten, sprachen durch einen Dolmetsch mit ihnen, wehten ihnen mit einem Fächer Kühlung zu und kurz, belustigten sich sehr. Denn nichts fehlte an dem Schauspiel als die Vorstellung Jupiters, wie er durch den goldnen Regen auf Danaen wirkte usw., und waren zwar meine Gefährten mit dem Linnengewand bekleidet, das auch Männer anzulegen pflegen, wenn sie in Frauenzimmerbäder geladen werden. Ich sah dann alles an von der Gallerie, die Sitten und Gewohnheiten dieser Ehrenleute, ihr gutes Essen, ihren angenehmen, zwanglosen Umgang. Wunderbar ist es zu sehen, in was für Unschuld sie leben, und mit welch unbefangenem Zutraun die Männer zuschauten, wie Fremde gegen ihre Frauen sich Freiheiten herausnahmen; nichts beunruhigte sie; alles deuteten sie zum Besten aus oder vielmehr, sie gaben nur nicht acht darauf. Denn nichts ist so schwer, das nach den Sitten dieser guten Menschen nicht federleicht wird. In Platons Republik, deren Sitten alles gemein machen, hätten sie sich vortrefflich benommen, da sie schon, ohne seine Lehre zu kennen, sich zu seiner Sekte neigen.

Einige dieser Bäder gebrauchen, wie schon gesagt, Manns- und Frauenspersonen zugleich, wenn sie untereinander durch Bande des Bluts oder der Freundschaft verbunden sind. —

Mancher besucht täglich drei bis vier solcher Bäder und bringt da den größten Teil seines Tages mit Singen, Trinken und nach dem Bade mit Tanzen zu. Selbst im Wasser setzen sich einige hin und spielen Instrumente. Nichts aber kann reizender zu sehen oder zu hören sein, als wenn eben mannbare oder schon in voller Blüte stehende Jungfrauen, mit dem schönsten offensten Gesicht, an Gestalt und Benehmen Göttinnen gleich, in diese Instrumente singen, ihr leichtes zurückgeworfenes Gewand auf dem Wasser schwimmt, und jede eine andere Venus ist. Dann haben sie die artige Sitte, wenn Männer ihnen von oben herab zusehen, sie scherzweise um ein Almosen zu bitten. Da wirft man, zumal den hübschen, kleine Münzen zu, die sie mit der Hand oder mit dem ausgebreiteten Linnengewand auffangen, indem eine die andere wegstößt; und werden bei diesem Spiel eben nicht selten auch die geheimen Schönheiten enthüllt. Ebenso wirft man ihnen auch aus allerlei Blumen geflochtene Kränze herab, mit denen sie sich das Köpfchen schmücken.

Diese vielfältige Gelegenheit, das Auge zu ergötzen und den Geist zu ermuntern, hatte einen so großen Reiz für mich,



MINERALBAD AUS DEM ENDE DES 17. JAHRHUNDERTS.
Gleichzeitige Radierung im germanischen Museum zu Nürnberg.
(Aus Hans Martin, Deutsches Badewesen, Jena 1906.)



FRAUENBAD. Von HANS SEBALD BEHAM (1500—1550).
(Aus Hans Martin, Deutsches Badewesen, Jena 1906.)

daß, ungeachtet ich selber täglich zweimal badete, ich noch die übrige Zeit mit Besuchung anderer Bäder zubrachte und ebenfalls Münzen und Kränze hinunterwarf wie die andern. Denn unter diesem immerwährenden Geräusch von Klang und Gesang war da weder zum Lesen noch zum Denken Zeit; und hier allein weise sein wollen, wäre die größte Torheit gewesen, zumal für einen, der kein selbstpeinigender Menedem, und dem nichts Menschliches fremd ist. Zur höchsten Lust mangelt freilich noch die Unterhaltung durch Gespräche, die denn doch unter allen die vorzüglichste ist. Mir blieb also nichts übrig, als die Augen an den Schönen zu weiden,

ihnen nachzugehen, sie zum Spiel zu führen und wieder zurückzugeleiten. Auch war zum näheren Umgange Gelegenheit da und so große Freiheit dabei, daß man sich eben um die gewohnte Stufenleiter der Bewerbung, um Gunst und Zuneigung, nicht zu bekümmern brauchte.«

Ich habe diese Stelle ausführlich wiedergegeben, weil meines Erachtens die ganze Frage des Familienbades, die Zeloten zu einer Unsittlichkeit gestempelt haben, nicht treffender und vorurteilsloser beurteilt werden kann. Eine leise Beschämung über seine Landsleute daheim klingt aus den Worten des feingebildeten Florentiners, des aufrichtigen geraden Menschen, dem »nichts Menschliches« fremd ist. Haben wir nicht ein Recht auf fröhliche, unbefangene Sinneslust? Die da mit vergrämten Gesichtern in Sack und Asche wandeln, mögen abseits bleiben. Auch wir tragen kein Verlangen, ihre Zirkel zu stören. Es ist eben immer dieselbe Sache: alles geschlechtlich Anstößige liegt zuerst in den Augen des Beschauers. Mögen alle Edlen danach streben, zu der goldenen Unbefangenheit jener Tage zurückzukehren. Auch unsere gelehrten Sittenschilderer sollten das beherzigen. Sie alle lesen den Bericht beim Poggio; aber was tun sie? Verhärtet gegen den fröhlich-naiven Übermut, der aus dem Ganzen spricht, suchen und suchen sie krampfhaft das, was sie finden wollen, und wenn sie zu der Stelle kommen, wo die kichernden Schönen die Münzen auffangen, so legen sie den Finger drauf und rufen: o tempora, o mores! Die eine Stelle reißen sie aus dem Zusammenhang, die eine zitieren sie, in dem vergeblichen Bemühen, das eine ewig Unwahre zu beweisen: die öffentliche Unsittlichkeit. Zwischen solchen Untersuchern, deren Namen (Namen »von Ruf«) man mir erlassen mag, und den unreifen Backfischen, die gespannt die Bibel nach »Stellen« absuchen, sehe ich nur den Unterschied, daß Backfische entschuldbar sind, ausgewachsene Männer aber nicht. Unsere ganze Moralanschauung ist von dem System infiziert. Man reißt Fetzchen und Läppchen aus ganzen Kostümen heraus und bekleidet mit diesem Flickwerk eine Vogelscheuche. Die Karikatur der Karikatur! Das nennt sich historische Wahrheit suchen.

Ich will damit nicht bestreiten, daß das mittelalterliche Badewesen nicht auch Erscheinungen mit sich gebracht hätte, die von der hohen Warte einer allgemeinen Volksfürsorge gemißbilligt werden müssen. Aber unsere Instinkte sind eben so geartet, daß sie bei einzelnen immer ungebändigt bleiben werden. Man verstopfe diesen oder jenen Riß, der Strom wird unhemmbar an anderer Stelle aufbrechen. Wer daher für Ausnahmen eine weite, allgemeine Lebensgewohnheit verantwortlich machen will, wer nach Unterdrückung einer Quelle harmloser Lebensfreude schreit, der schädigt die Gesamtheit aus engherzigem Egoismus, dem schlage man aufs M—und!

Diese Plauderei kann, wie gesagt, für den Leser nur eine Anregung geben, sich in die Vielgestaltigkeit des Badelebens vergangener Zeiten zu vertiefen und zur Erweiterung seines Horizontes sowie zur maßvollen Abschätzung heut aktueller Fragen neue Gesichtspunkte zu gewinnen. Es bleibt noch übrig, mit ein paar Worten die beigegebenen Bilder zu erläutern, die wir mit Genehmigung des Verlages dem vorzüglichen Werke von Hans Martin »Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen« (Jena, Eugen Diederichs, 1906) entnommen haben.

Der Holzschnitt von Hans Sebald Beham stellt ein von Säulen getragenes Mineralbad dar, das nach Art der Badestuben betrieben wird. Das Bild ist unstreitig eins der prächtigsten Werke kleinmeisterlicher Kunst. Keckste Laune hat den Zeichenstift geführt und mehrfache Übertreibungen geschaffen, die wir als satirische Karikatur zu betrachten gut tun.

Männerbad im Freien von Dürer, Holzschnitt mit schöner architektonischer Fernsicht. Konzertieren und Trinken fehlt auch hier nicht. Der Mann vorn links scheint ein Massierinstrument in der Hand zu haben.

Mineralbad aus dem Ende des 17. Jahrhunderts nach einer gleichzeitigen anonymen Radierung im germanischen Museum zu Nürnberg. Die künstlerisch nicht sonderlich wertvolle Zeichnung stellt eine Serie von Wannenbädern im Freien dar. Die Sitzung ist offenbar für längere Frist gedacht. Die Badenden haben den Kopf durch ein Kissen bequem gestützt; ein Tisch ist vor ihnen gedeckt mit einem Blümchen darauf.

Die Magd gießt heißes Wasser nach. Immerhin gemütlicher als unsere heutigen herzlosen Badeanstalten.

Das Frauenbad von Hans Sebald Beham. Ein Blick in das enge Badestübchen mit den Sitz- und Schwitzbänken, von Frauenleibern und Wasserdampf erfüllt.



EPISODE.

Von OSCAR VON SCHÖNFELD.

An einem Frühlingsmorgen saß ich auf einer einsamen Bank im Tiergarten. Aus meinen Träumereien weckte mich ein Ball, der plötzlich vor meine Füsse flog. Kaum, daß ich ihn aufgehoben, stand auch schon ein reizendes, kleines Mädchen vor mir und reklamierte mit trotzigem Gesichtchen ihr Eigentum: »Der Ball gehört mir, gib ihn her!«

»Du mußt ihn auslösen, Kleine.« —

Sie blickt mich fragend an.

»Nur wenn Du mir einen Kuß gibst, bekommst Du ihn wieder.«

»Ich darf niemanden küssen. Mademoiselle hat es verboten.«

»Dann geb ich Dir den Ball nicht zurück.«

»Aber er gehört mir doch; ich will ihn haben!«

»So küß mich. Du bekommst auch süße Bonbons.«

Sie überlegte.

»Zeig' die Bonbons.«

Ich zeigte sie ihr.

»Da sind ja nur sehr wenig drin. Du mußt mir noch etwas geben.«

»Was denn noch, kleine Eva?«

»Dieses Glas,« dabei zeigte sie auf mein Monokle.

Lachend versprach ich es ihr.

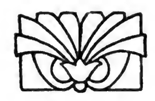
»Nun will ich aber den Kuß haben.«

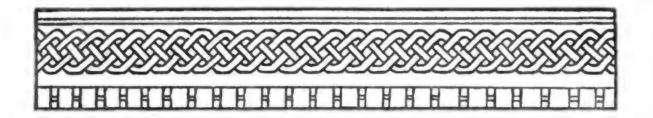
Erst gib die Bonbons und das Glas her.«

»Da hast Du sie, kleiner Egoist.«

Sie blickte sich ängstlich um, ob Mademoiselle nicht in der Nähe, dann erhob sie sich auf die Fußspitzen, hielt sich an meinem Rock fest und mit kindlicher Hingebung preßte sie ihre Lippen an meinen Mund. Dann lief sie fort.

Diese kleine Episode hat meinen Glauben an die Uneigennützigkeit des Weibes zerstört. —





GESCHLECHTSLEBEN UND LIEBE.

Von Dr. med. FERD. STEINGIESSER.

(Fortsetzung.)

Wir hatten gesehen, daß die ursprüngliche Weihe der Jungfrau an die Göttin, durch welche sie der »Göttin der Lust« ihren Tribut zollen sollte, um sich dann nur behufs des Kindererzeugens mit dem Manne zu verbinden, allmählich ihren reinen Charakter verlor, nur für die ärmere Volksklasse verbindlich blieb, während die Reichen dafür Sklavinnen stellten.

Aus der Idee der Weihe entwickelte sich später die der Initiative für den Ehestand, — »Auch das Konkubinat ist durch die Ehe korrumpiert worden«, sagt Nietzsche — welche wir in den Probenächten des Mittelalters wiederfinden auf der einen Seite, auf der anderen die der Hörigkeit, woraus das jus primae noctis hervorging.

Wir sahen ferner, daß es ursprünglich keine Ehe gab, sondern daß die Prostitution die Regel war, die sogar heilig gesprochen und als Institution des Gottesdienstes vorgeschrieben wurde. Es erscheint daher auch begreiflich, daß diese Prostitution in früheren Zeiten sowohl wie auch jetzt noch als Pflicht der Gastfreundschaft angesehen wurde. Auf Ceylon, in Grönland, auf den Kanarischen Inseln, auf Tahiti bietet der Wirt seine Frau dem Gaste an, und es wird als eine Beleidigung betrachtet, wenn man ein angebotenes Mädchen abweist. Einem Priester, der darüber entrüstet war, sagte ein Häuptling: Ich kann nicht glauben, daß es eine Religion gebe, welche ein unschuldiges Vergnügen zu genießen verbiete, mittels dessen durch Erzeugung eines neuen Wesens zugleich dem Lande ein Dienst erwiesen wird. — Bei den Assinnegern schickt das Familienhaupt seine Tochter dem Gaste.

Von gastlicher Prostitution weiß auch Marco Polo aus Indien zu erzählen. Er berichtet nämlich von den Bewohnern von Khamil, östlich vom Thian-Sjan-Gebirge: Fremdlinge

werden sehr freundlich aufgenommen, und, während die Männer sich entfernen, werden die Frauen und Töchter ganz zur Verfügung der Gäste gestellt. Man betrachtete das Annehmen dieses Zeichens von Gastfreiheit als eine große Ehre und glaubte dadurch göttlichen Segens teilhaftig zu werden. — In Hunsa verlangt es die Sitte, daß man dem Gaste seine eigene Frau für die Nacht anbietet. — Von den Dayaks von Sidin, in der westlichen Abteilung von Borneo lesen wir, daß die Männer bisweilen auf kürzere oder längere Zeit ihre Frauen tauschen und daß, wenn jemand in das Dorf kommt, und dort einen Namensvetter findet, er das Recht hat, bei diesem Wohnung zu nehmen, der dann nicht allein sein Haus sondern auch seine Frau im wörtlichsten Sinne abtreten muß. — Auch die Orang-Sekah von Billiton scheinen es für eine Pflicht der Gastfreundschaft zu halten, ihre Frauen dem Gaste zu leihen.

»Es ist in dem Niederlandt der bruch, so der wyrt ein lieben Gast hat, daz er jm seine Frow zulegt, uf guten Glauben.«

Noch ganz andere Sitten und Gebräuche, die wir heutzutage als Unsitten ansehen, waren früher überall anstandslos verbreitet, wie die männliche und bestialische Prostitution, die Blutschande, Entführung, Notzucht, Ehebruch usw.

Teilweise trat ein neues Moment in der Entfaltung des Geschlechtslebens hinzu durch die Erkenntnis der Schamhaftigkeit — »als ihre beiden Augen aufgetan wurden und sie gewahr wurden, daß sie nackend waren« — teils jedoch dadurch, daß der Geschlechtstrieb gleichsam durchgeistigt wurde. Das Weib war keine Ware mehr, es wurde eine Person, die, wenn auch noch lange nicht auf der sozialen Stufe des Mannes stehend, dennoch gewisse Verfügungsrechte über sich und ihre Liebesgunst zugesprochen erhielt. Zu den roh sinnlichen Gefühlen sexueller Bedürfnisse traten neue ethische Empfindungen, der Instinkt wurde Gefühl und die eigentliche Liebe war da. »Der Mensch sah«, wie Saint-Yves sagt, »die entstehende Natur in ihrer ganzen jugendlichen Schönheit, mit ihren halbgeöffneten Blumen, ihren erhabenen, riesigen Bergen, ihren reißenden, schäumenden Flüssen, ihren wogenden Meeren, ihrer goldig glänzenden Sonne und über all dem das unermeßliche Licht, das der unsterblichen Materie Leben, Stärke

und Schönheit gab. Der Mensch fühlte und er liebte. Er liebte, was ihm in der umgebenden Natur auffiel und ihn überraschte, und da er sich durch das Band der Fortpflanzung und den primitiven Trieb zur Erhaltung der Art zum Weibe hingezogen fühlte, gefiel es ihm, dasselbe mit den glänzenden Eigenschaften, die er bei den anderen Wesen gefunden hatte, auszustatten.« Mann und Weib fühlten sich durch körperliche und geistige Vorzüge zu einander hingezogen, das Weib hatte ein Interesse daran, nur dem Manne seiner Neigung anzugehören, anderen dagegen seine Reize zu verhüllen. Als dann später der Mensch seßhaft wurde, sein Nomadenleben aufgab, da wurde aus seiner Konkubine seine Hausfrau, sein Weib, die Mutter seiner Kinder. Stets aber müssen wir uns daran erinnern, daß das, was wir »Liebe« nennen, aus zwei Elementen sich zusammensetzt, von denen das eine ein physiologisches, ein Bedürfnis, das andere ein psychologisches, ein Gefühl ist. Gleichgewicht beider Elemente bedingt Harmonie der Liebe, Überwiegen des einen oder des anderen ruft Zerrbilder hervor, wie ich an einigen Beispielen erläutern will. Ebensowenig wie »platonische« oder besser »sokratische« Liebe wirkliche Liebe ist, ebensowenig ist die allzusinnliche Liebe eine dauernde oder normale. »Platonische Liebe ist ein Unding«, sagt Krafft-Ebing, »eine Selbsttäuschung, eine falsche Bezeichnung für verwandte Gefühle. Bei aller Ethik, deren die Liebe bedarf, um sich zu ihrer reinen und wahren Gestalt zu erheben, bleibt ihre stärkste Wurzel gleichwohl die Sinnlichkeit. Nur diejenige Liebe, welche sich auf die Erkenntnis der sittlichen Vorzüge der geliebten Person stützt, die nicht bloß Freuden gewärtigt, sondern auch Leiden um jener willen zu tragen gewillt ist und für sie alles aufzuopfern vermag, diese ist die wahre Liebe.« Doch trifft man diese Harmonie beider Elemente verhältnismäßig selten an, fast immer wird die Liebe eine Leidenschaft, die, wenn ungeregelt entfesselt, zu den krankhaften Erscheinungen gerechnet werden muß.

Was vermag wahre Liebe nicht alles hervorzuzaubern? Was wären die Poesie, die Malerei, die Plastik ohne Liebe? Wäre der Mensch des Fortpflanzungstriebes beraubt und alles dessen, was geistig daraus entspringt, so würde so ziemlich

alle Poesie und vielleicht auch die ganze moralische Gesinnung aus seinem ganzen Leben herausgerissen sein. Welch herrliche Schöpfungen verdanken wir dieser Leidenschaft? Und wohlgemerkt, nur dem sexuellen Faktor derselben, denn in der »sinnlichen Liebe gewinnt die Kunst jene Wärme der Phantasie, ohne die eine wahre Kunstschöpfung nicht möglich ist, und in dem Feuer sinnlicher Gefühle erhält sich ihre Glut und Wärme.« (Krafft-Ebing.) Der Mensch wird durch sie gestärkt zu ungeahntem Heroismus, ja selbst den Tod verachtet er um der Liebe willen. Es kann diese Leidenschaft sogar so groß werden, daß sie aus dem Menschen ohne feste, sittliche Grundlage einen Verbrecher macht; sehr oft aber schlägt sie ihn mit Blindheit, aus welchem Grunde dann jene Tragödien der Menschheit entstehen, Mesalliancen, Fehltritte, Entführungen, die nur allzuhäufig ihren Abschluß durch Selbstmord oder Doppelmord finden! Nur der weise und sittlich stark veranlagte Mensch, dessen Sinne in steter Harmonie zusammengehalten werden, dessen Verstand nie vom rechten Wege abweicht, hat auch die Kraft, dieser Leidenschaft zu widerstehen. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern war das so!

Das sinnliche Element, die Leidenschaft, trat im Verlaufe immer mehr und mehr hervor, es wurde allmählich zum Wahn, steigerte sich bis zum Wahnsinn und brachte die Menschheit in einen Abgrund, aus dem sie noch jetzt zum Teil nicht erlöst ist. Die Sinnlichkeit, zur Wollust gesteigert, hatte den Sieg über das Göttliche im Menschen davongetragen, er sank vielfach noch unter das Tier hinab, und schaudernd stehen wir vor diesem größten aller Rätsel. Hat es wirklich dereinst eine Zeit gegeben, da der Mensch in der Einfalt seines Herzens nur dem Gesetze folgte, das ihm ins Herz geschrieben war? War es nicht nur der Traum eines Dichters? Angesichts des tiefen Abgrundes, in den die Menschheit, durch den Mißbrauch dieser Gottesgabe zur Befriedigung tierischer Gelüste, geraten war, ist man in der Tat versucht, Zweifel daran zu hegen! wahrlich, nicht mit Unrecht nennt Stendhal die Liebe »eine köstliche Blume, die man jedoch den Mut haben muß, am Rande eines furchtbaren Abgrundes zu pflücken.« Nur mit größter Vorsicht will ich den Versuch machen, dem Leser

durch Mitteilung einzelner wichtiger Daten einen Begriff davon zu geben, bis wie weit Überreizung der erschöpften Sinne oder Sucht nach neuen Empfindungen den Menschen führen können.

Ich erwähnte bereits die Vielweiberei, die uralt, noch jetzt bei den Mohammedanern üblich ist, dann die Vielmännerei, die auch heute den Frauen wohl bekannt sein dürfte, nur mit dem Unterschiede, daß Polygamie sowohl wie Polyandrie damals gesetzlich erlaubt waren. In Sparta war es Vorschrift im Interesse des Gemeinwohles, daß Frauen, die an ältere Ehemänner verheiratet waren, sich einen jugendlichen Cicisbeo auswählen mußten, um dem Staate kräftige Nachkommenschaft zuzuführen. In Thibet wählt der erste Bruder seine Gattin, an deren Genusse er seine Brüder teilnehmen läßt, und alle zusammen lassen sich im Hause der Frau nieder, welche allein den Besitz auf die Kinder überträgt, weil natürlich nur ihre Mutterschaft für dieselben gewiß sei. (Turner, Histoire des voyages.) Bei den Toda wird das Weib zur Gemahlin aller minderjährigen Brüder des Mannes, je nachdem dieselben heranwachsen, und der Mann zum Gemahle der Schwestern des Weibes. — Das erste Kind, welches daraus hervorgeht, hat den ältesten Bruder zum Vater, das folgende den zweiten usw. (Dieses etwas verwickelte Familienverhältnis findet sich zitiert bei Lombroso a. a. O.) Allmählich entwickelte sich aus dieser Promiskuität ein Begriff des reinen Blutes bei den sog. Adeligen, Häuptlingen usw., nämlich die Begünstigung der Ehe unter Blutsverwandten, die Blutschande, wie sie bei den Inkas in Peru, den Edeln auf der Insel Hawaï, den Königen in Ägypten, die ihre Schwestern heirateten, um das Blut rein zu erhalten, Sitte war. Ja, die Tschippewas und die Widdali in Nordamerika heirateten oft, wie Hearne (Journeys to the North-Ocean) berichtet, ihre Töchter und sogar ihre Mütter. Wenn bei diesen Völkern derartige »unsittliche« Verhältnisse noch einen gewissen Schein der Berechtigung hatten, angesichts des Zweckes, zu welchem sie geschaffen wurden, so hört dieser vollständig auf bei jenen Völkern, wo Incest, Blutschande usw. nur ausgeübt wurden zur Erweckung eines entarteten oder entnervten Kitzels. Man kann in der Tat darüber im Zweifel

sein, ob diejenigen sexuellen Abnormitäten, die uns durch Sueton von den römischen Imperatoren berichtet werden, nicht schon Äußerungen einer pathologischen vita sexualis sind, jedenfalls ähneln sie dem Empfinden eines Narren mehr, als dem eines normal veranlagten Menschen. Was soll man dazu sagen, wenn Gajus Caligula, wie Sueton erzählt, sich rühmte, daß seine Mutter aus dem Incest des Augustus mit dessen eigener Tochter Julia hervorgegangen sei, wenn eben dieser würdige Imperator mit all seinen drei Schwestern neben seiner Gattin abwechselnd unzüchtigen Umgang pflegte, von denen er sogar die eine, Drusilla, zur Göttin erhob? Die Kaiserin Messalina, die Gattin des Claudius, besuchte, wie Juvenal berichtet, nächtlicherweise die berüchtigtsten Bordelle Roms, um des morgens früh, mit ihrem selbstverdienten Golde schwer beladen, ihren Palast aufzusuchen. Der Kaiser Nero soll nach einem Beischlaf mit seiner Mutter Agrippina lüstern gewesen und nur durch die Feinde derselben abgeschreckt worden sein, damit das leidenschaftliche und herrschsüchtige Weib nicht infolge eines solchen Verhältnisses einen übermäßigen Einfluß gewinnen möchte. Von anderer Seite wird dieser blutschänderische Verkehr als wirklich angenommen.

Ich könnte derartige Scheußlichkeiten um beliebig viele vermehren, denn, »was gab es wohl an Entsetzlichem, das nicht in Rom zur Kaiserzeit ungehindert geschehen konnte?« Erwähnen will ich kurz, daß nicht nur die Männer, sondern häufiger und viel schlimmer noch die Weiber derartige Exzesse begangen haben; namentlich, nachdem ein findiger Priester oder irgend ein Mächtiger ein neues Geschlecht geschaffen hatte, das der Eunuchen oder Combaben (Skopsi in Rußland). Die Priester führten diese Unsitte ursprünglich ein, um das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden zu können, die Fürsten aber fanden ihren Vorteil darin, möglichst viel Eunuchen zu schaffen, um die Zahl der Nebenbuhler zu vermindern. Es begannen Zügellosigkeiten, die sich auch nicht einmal annähernd schildern lassen; einen ungefähren Begriff davon wird der Leser erhalten, wenn er Juvenals Satire VI durchliest, wenn er erfährt, daß den von Frauen gefeierten Festen der Demeter von Pellene nicht nur Männer, sondern

auch männliche Hunde fernbleiben mußten, damit sich diese Rasenden desto ungestörter den Ausschweifungen ergeben konnten. Aus den Mysterien der bona dea »entflieht sogar die Maus, die ihrer Männlichkeit Bewußtsein hat, wo man Gemälde gar verhüllt, die einen Mann darstellen.« (Juvenal a. a. O.) Die ursprünglich religiösen Feste wurden zu wahren Orgien der entfesselten Leidenschaften. Wie bereits erwähnt, waren es sittlich schwache, wenn nicht schon psychisch degenerierte Individuen, bei denen die Ausschweifungen auf nur zu fruchtbaren Boden fielen, zumal dieselben von oben herab, von den Priestern sowohl wie den Fürsten, begünstigt wurden. Ob aber gerade das Christentum dazu beigetragen hat, den sexuellen Verkehr sittlicher zu gestalten, wie Krafft-Ebing behauptet, möchte ich bezweifeln. Wohl hat Christus das sinnliche Element aus seiner Religion verbannt, den flüchtigen Genuß der Fleischeslüste als schändlich bezeichnet und von sich gewiesen, im Gegensatz zu Mohammed, der sein Paradies mit himmlischen Huris bevölkert, die mit flammenden Reizen die nie nachlassende Lust der Sinne vermehren und die Auserwählten in beständiger Liebesglut erhalten. Der Prophet hat nicht nur die Liebe auf Erden gestattet und verherrlicht, sondern er hat auch denen, die Allahs Wegen folgen, in der anderen Welt »die mit ewigen Rosen bekränzten Jungfrauen versprochen, deren Augen heller sind als die Sommersonne, und so sanft, daß ein Blick Yblis berauschen würde.« Hat aber das Christentum wirklich das gehalten, was sein Begründer beabsichtigte? Ich führe hier einen Gewährsmann an, dem wohl niemand Kompetenz absprechen wird, nämlich Luther, der ausruft: »Ach, Herr Gott, ich achte, daß Unkeuschheit durch keine andere Weise hätte mögen mehr und greulicher einreißen, denn durch die Gebete und Gelübde der Keuschheit.« Nicht umsonst sind so viele Heilige der katholischen Kirche so schlecht auf das Weib zu sprechen: »Heiraten«, sagt der heilige Christophorus, »ist sehr mißlich, denn was ist ein Weib anders als eine Feindin der Freundschaft, eine unvermeidliche Strafe, ein notwendiges Übel, eine häusliche Gefahr, eine immerwährende Tränenquelle, ein Übel der Natur mit schimmerndem Firniß überzogen;« »das Tor des

Teufels«, wie es Tertullian, »die Quelle aller Übel«, wie es St. Hieronymus bezeichnet. So kann es nicht verwundern, daß anfangs die soziale Stellung des Weibes auch durch das Christentum noch lange nicht die Stufe einnahm wie jetzt, so daß z. B. noch viele christliche Fürsten in Vielweiberei mit Erlaubnis der Kirche lebten. Nimmt man dazu die Sittenlosigkeit des Mittelalters, die durch die Kreuzfahrer, welche im Orient mit den üppigsten Künsten der Wollust bekannt geworden waren, in erheblichem Maße gesteigert wurde, ferner die durch die immerwährenden blutigen Fehden bedingte Verminderung der Zahl der Männer und Überzahl der Frauen, die auf der einen Seite zur Steigerung der Ausschweifungen im höchsten Grade beitrug und auf der anderen Seite zu der Entstehung zahlreicher Nonnenklöster und weiblicher Orden die Veranlassung gab, in denen jedoch die Keuschheit, die doch darin Schutz suchte, am allerwenigsten beschützt wurde, so wird man einigermaßen an der sittlich machenden Wirkung des Christentums zweifeln. Selbst fromme Schwesterschaften, wie z. B. die Beguinen oder Seelschwestern, gelangten sehr bald dazu, sich neben der Pflege der Kranken auch den Lüsten der Gesunden zu opfern. So entarteten die Seelbäder, ursprünglich Badeanstalten für Arme, zu verrufenen und deshalb wieder aufgehobenen Schlupfwinkeln der Wollust. Der Klerus aller Grade war in den tiefsten Schlamm der Unzucht versunken und hatte selbst das Bewußtsein seiner Schmach verloren. Im Jahre 1273 prahlte ein Bischof von Lüttich an offener Tafel, daß er eine schöne Äbtissin als Beischläferin habe und daß ihm von anderen Weibern binnen zwei Jahren vierzehn Bastarde geboren seien. Innerhalb und außerhalb der Klöster opferte man der Wollust in der schamlosesten, häufig genug in der unnatürlichsten Weise. In einem Berichte an König Heinrich VIII. von England im Jahre 1530 werden die Priester geradezu als die Hauptverbreiter der Syphilis bezeichnet. Daß der italienische Klerus des 18. Jahrhunderts ebenfalls einen großen Anteil an den sexuellen Ausschweifungen hatte, brauche ich wohl kaum besonders zu erwähnen. Dafür spricht schon die geradezu ungeheuerliche Zahl der Geistlichen jeder Art, die im ganzen Lande verbreitet waren. Gorani berichtet,

daß im Königreich Neapel zu jener Zeit etwa 60 000 Mönche, 3000 Laienbrüder und 22 000 Nonnen sich befanden, wobei zu bemerken ist, daß das gesamte Königreich nur 480 000 Einwohner zählte; also etwa der sechste Teil der Bevölkerung gehörte zum Klerus, zum »Vieh Gottes«, das neben unglaublicher Ignoranz noch von einer Sittenverderbnis war, die schlimmer als die der Mönche aller übrigen katholischen Länder gewesen sein soll. (Schluß folgt.)

HOCHZEITSBRÄUCHE AN DER LAHN.

Bei der Bevölkerung des mittleren Lahngebietes sind, wie der »Frankf. Ztg.« aus Weilburg geschrieben wird, manche alte Bräuche erhalten geblieben, von denen besonders diejenigen interessieren, welche sich um das Hochzeitsfest gruppieren. Ist die Sache spruchreif geworden, so wird Handschlag gehalten, d. h. die Verlobung gefeiert. Gegen Mitternacht, wenn alles zur Ruhe gegangen und kein Störenfried oder »Kalchesmacher« mehr zu befürchten ist, geht der heiratslustige Jüngling mit dem Brautwerber, »Freiersmann« genannt, einem älteren Anverwandten seiner Auserwählten, zu dieser, um sich das »Jawort« zu holen. Mit den Eltern, die vorher benachrichtigt worden sind, ist die Sache schon früher geregelt worden, das »Jawort« des Mädchens muß sich der Jüngling selbst holen, und meist zeigt sie sich nicht spröde. Willigt die Maid ein, so überreicht ihr der Jüngling das »Handgeld«, je nach seinem Vermögen einige Silber- oder Goldmünzen. Mit Annahme dieses Handgeldes, das wohl an den germanischen Brauch erinnert, nach dem der Jüngling die Braut ihren Eltern abkaufen mußte, ist die Verlobung, die durch einen Handschlag besiegelt wird, perfekt geworden. Noch in der Nacht holen die Neuverlobten ihre nächsten Anverwandten herbei, damit alsbald bei einem improvisierten Verlobungsmahl das frohe Ereignis gefeiert werde. An einem der nächsten Abende kommen die jungen Burschen und Mädchen des Dorfes und singen den Verlobten das Ehestandsliedchen, das also anfängt:

»Mir gefällt das Eh'standsleben
Besser als ins Kloster geh'n!
In das Kloster mag ich nicht,
Denn ich bin zur Eh' verpflicht't.«

Dann folgt ein zweites:

»Ich hab' mir eins auserwählet,
Ein Schätzchen, wie mir es gefällt;
So hübsch und so fein,
Von der Tugend so rein.
Schön Schätzchen, ach wärest Du mein!«

Während einige der jungen Mädchen und Burschen dem Brautpaare die Glückwünsche der Jugend übermitteln und den üblichen Obolus in Empfang nehmen, ziehen die anderen mit Gesang zur Dorfschenke, wo die Verlobung nun vom jungen Volk gebührend gefeiert wird. Kurze Zeit nach dem Handschlag hebt die Braut den Flachs auf. Mit zwei Freundinnen, von denen die eine die »Zig«, den Überzug eines Kopfkissens, die andere ein Bündlein feingehechelten Flachses trägt, geht es von Haus zu Haus. Früher erhielt die Braut in jedem Haus ein Bündchen Flachs; jetzt werden an dessen Stelle, da die Flachszucht aufgegeben worden ist, ein Silberling oder einige Nickel verabreicht, vorausgesetzt, daß nicht die Polizei, die für derartige Bräuche wenig Sinn und Verstand besitzt, das Flachsaufheben zum Bettel gestempelt und verboten hat. Am Polterabend, der an der Lahn nur selten gefeiert wird, werden an manchen Orten die »Dippe geworfe«. Da Scherben wie bekannt Glück bedeuten sollen, eilen am Polterabend gute Freunde herbei und werfen zerbrochene Schüsseln, Teller, Tassen, Gläser, Flaschen, Krüge usw. mit aller Wucht vor dem Hochzeitshause nieder, daß sie in tausend Stücke zerbrechen. Je höher der Haufe Scherben ist, desto größer die Ehre der Braut. Doch wird diese Nacht zuweilen auch dazu benutzt, um ein strenges Volksgericht abzuhalten. Haftet den Verlobten irgend ein Makel an, hat die Braut z. B. ein nicht ganz einwandfreies Verhältnis gehabt oder der Bräutigam um finanzieller Vorteile willen ein Mädchen sitzen lassen, so wird dem schuldigen Teil Häcksel oder Häckerling gestreut. Vermummte Burschen streuen Häcksel vom Hochzeitshause zur Kirche, zu dem Hause des Liebhabers oder der Wohnung der treulos verlassenen Geliebten. Und wenn gar das vom Dorfpoeten verfaßte, das Vergehen erläuternde Poem an den öffentlichen Brunnen, am Rathause oder an der Kirche angeschlagen wird, dann ist das junge Paar für immer gerichtet. Besondere Sorgfalt wird der kirchlichen Trauung zugewandt. In langem Zuge geht es zur Kirche; voran die Braut mit den beiden Brautführern, dann folgen die Brautjungfern, der Bräutigam mit seinen Führerinnen, die Brautburschen, und zuletzt folgen die erwachsenen Hochzeitsgäste. Unterwegs wird der Brautzug gehemmt, indem je zwei Knaben eine Schnur über den Weg spannen oder dem Zuge eine Stange vorhalten. Erst wenn die Brautführer den Jungen ein Geldstück überreicht haben, fällt das Hindernis. Auf dem Heimweg hat der Bräutigam den Vortritt; denn »er soll Dein Herr sein«. Beim Hochzeitsmahle wird die Braut plötzlich von den Brautburschen überfallen. Trotz ihres Sträubens werden ihr die Schuhe ausgezogen, die nun verkauft und von den beiden unachtsamen Brautführern gesteigert werden müssen. Der Erlös wird der Braut als Hochzeitsgabe überreicht.



DAS GESCHLECHTLICHE ZWISCHENREICH UND DIE KÜNSTLER.

In seinem eigenartigem Buche: Der Ablauf des Lebens*) bringt der Arzt Wilhelm Fließ den symmetrischen Bau der Pflanzen und Tiere in Zusammenhang mit der Zweigeschlechtlichkeit der organischen Substanz. Eine scharfe Gegenüberstellung der »Pflanzentiere« und »Bilateralien« ist nicht begründet. Jede Quelle, jede Meduse, jedes Schwammindividuum ist ja aus zwei symmetrischen Hälften zusammengesetzt, ebenso ist jeder Strahlenkörper eines Seesterns streng symmetrisch geordnet. Sogar jede einzelne Zelle weist einen zweiseitig symmetrischen Bau auf, der sich bei der Zellteilung auf das deutlichste offenbart. Sie zerfällt immer nur in zwei und nicht in drei Tochterzellen. Hinter der ausschließlichen Zweiteilung in der Natur erblickt Fließ ein großes Naturgesetz. Die zweiseitige Symmetrie der lebenden Formen gilt ihm nämlich als ein Ausdruck der Zweigeschlechtlichkeit aller organischen Substanz, wie das besonders eindringlich durch die Tatsache der Linkshändigkeit erwiesen wird.

Beobachtungen lehren nun, daß weibische Männer und männische Frauen linkshändig sind. Fließ folgert daraus, daß beim Manne die rechte Seite die männlich betonte, die linke Seite die weiblich betonte ist. Ebenso ist bei der Frau die rechte Seite die weiblich betonte, während die linke eine mehr männliche Artung aufweist. Beim Manne wie beim Weibe entspricht also die rechte Seite mehr dem Geschlecht. Ist das Geschlecht verschoben und der Mann weibischer, so ist auch seine weibliche Seite, die linke, stärker entwickelt. Die linke Seite ist als die männliche auch bei der männlichen Frau besser ausgebildet. Bei Linkshändern sind umgekehrt stets die sekundären Geschlechtsmerkmale des anderen Geschlechtes betont. Bemerkenswert ist die Linksbetonung unter den Künstlern, die denn auch eine stärkere gegengeschlechtige

*) Leipzig und Wien. Franz Deuticke. 1906.

Mischung aufweisen als andere Menschen. Fließ betrachtet sie als in das »Zwischenreich« gehörig und schildert ihre geschlechtliche Doppelnatur an vielen Beispielen. Nachstehend folgt ein Auszug aus den interessanten Schilderungen:

Die Talente der Weiber können mit Möbius als sekundäre männliche Charaktere angesprochen werden. Schon durch den äußeren Eindruck wird man bei männlichen Künstlern über ihre weibliche Beimischung belehrt. Bei Schauspielern und Sängern, Virtuosen und Kapellmeistern werden das viele zugeben. Aber auch Bildhauer, Maler und Dichter täuschen den schärferen Blick nicht, und wenn sie noch so lange Bärte tragen. Reinhold Begas ist Linkshänder, Menzel war es. Wilhelm Jordan hat einen Teil seines Nibelungen-Manuskriptes mit der linken Hand geschrieben. Lenbach konnte mit der Rechten und Linken malen, wie in seinen Nekrologen zu lesen war. Von dem Maler Karl Hummel in Weimar, dem Sohne von Mozarts berühmtestem Schüler Joh. Nepomuk Hummel, wurde anläßlich seiner diamantenen Hochzeit (Vossische Zeitung, 16. August 1905) geschrieben: »unermüdlich in der Handhabung von Palette und Pinsel, der auch heute noch die kunstgeübte linke Hand mit bewährter Meisterschaft führt.« Der unglückliche Stauffer-Bern, der seine Männlichkeit so stark herauskehrte, war vom Typus Myxödem und links. Außerdem berichtet Isolde Kurz,[1]) die seine Gedichte in Händen hatte, daß sie zum Teil in Spiegelschrift geschrieben waren. Hans Hopfen hatte einen linkshändigen Vater und besaß selbst die deutlichsten Stigmata der Linksheit. Ein anderer Schriftsteller und berühmter Dramatiker, der ebenfalls durch einen langen Bart ausgezeichnet ist, klagte schon als junger Mann über Schreibschwäche im rechten Arm. Das Bild auf S. 1157 im V. Jahrgang des Jahrbuches für sexuelle Zwischenstufen (1903) ist ihm zum Verwechseln ähnlich. Und doch heißt dort das lang bebärtete Original Annie Jones-Elliot. Der weiche Robert Schumann, von dessen überwiegender Kraft in der linken Hand wir schon unterrichtet sind, ist im Wasielewski abgebildet, das Haupt auf die Linke gestützt,

[1]) Dtsch. Rundschau, Bd. 119 (1904), S. 379.

ganz wie Heinrich Heine in dem rührenden Bilde aus seinen späteren Tagen. Von Lionardo, Michelangelo und Holbein ist die Linkshändigkeit bezeugt, ebenso wie von vielen anderen Künstlern ihrer Zeit. Überhaupt finden sich in der Geschichte vielfache Hinweise darauf, daß Personen, die ihren Beruf künstlerisch erfaßten, mindestens deutliche Spuren von Linkshändigkeit besaßen. Der schwungvolle Nelson, ein bartloser Myxödematöser, hat seine glühenden Liebesbriefe an Lady Hamilton mit der linken Hand geschrieben. Seine weibische Eitelkeit, die ihn mit allen Orden auf der Brust in den Kampf von Trafalgar ziehen ließ, hat ihn der tötlichen Kugel des französischen Scharfschützen überliefert. Und der künstlerische Helmholtz erzählt in seinen Erinnerungen, daß es ihm als kleinem Jungen eine Schwierigkeit gewesen wäre, rechts und links zu unterscheiden.

Über Goethe kann man in dem Vortrag von Gerber »Goethes Beziehungen zur Medizin« lesen: »Er war nicht schön wie ein Apoll, dazu war sein Gesicht viel zu wenig regelmäßig und sein Körper nicht proportioniert genug. Die linke Gesichtshälfte war merklich länger wie die rechte, so daß das rechte Auge tiefer als das linke stand, wovon Goethe selbst sagt: »die Natur habe ihm einen Nickfang gegeben.«[1]) Die Beine waren im Verhältnis zum Oberkörper zu kurz — woher ihm auch beim Reiten der rechte Schluß nicht gelingen wollte. Er sah daher auch wie weiland Odysseus im Sitzen größer aus wie im Stehen ...«

Die Künstler stammen eben aus dem Zwischenreich. Wie sehr die Feinfühligen unter ihnen das ahnen, zeigt auch die Äußerung Zelters über Beethoven. Über ihn schreibt Zelter an Goethe: »Was Sie von Beethoven sagen, ist nur zu natürlich. Auch ich bewundere ihn mit Schrecken. Mir scheinen seine Werke wie Kinder, deren Vater ein Weib, oder deren Mutter ein Mann wäre.« — Volle Männlichkeit ist bei Künstlern ebenso wenig vorhanden wie volle Weiblichkeit bei Künstlerinnen. An Frau von Staël, die in ihrem Schlüsselroman Delphine sich selbst als die nach Freiheit dürstende Titelheldin

[1]) Wird bestätigt in Fritz Stahls kleiner Schrift: Wie sah Goethe aus? Vgl. S. 30.

beschrieb und mit der herzlos-berechnenden Frau von Vernon ihren Feind Talleyrand meinte, konnte sich der feine Kopf leicht durch den Witz rächen: Man sagt, Frau von Staël hat uns beide in ihrem Roman dargestellt, beide, sie und ich, als Frauen verkleidet. Und um von der kleineren uns näher stehenden zu einer großen zu gehen, hinter der sich schon die Jahrtausende geschlossen haben, so war die homosexuelle Sappho gewiß männlich. Strindberg wundert sich, daß seine Frau, die früher Sängerin war, eine Tribade lieben und in einem Gedicht besingen kann. Denn sie hatte »weder das Gebaren noch den Ausdruck eines Mannweibes; nein, es war das liebende, zärtliche, geheimnisvolle, rätselhafte, unfaßbare Weib.«

Die Betonung des Gegengeschlechtigen zeigt sich in den Eigenschaften der Künstler. Sie stammen vom Genus irritabile wie die Frauen, sind wie diese eitel, der Schmeichelei zugänglich und vom augenblicklichen Erfolg geblendet. Sie sind putz- und glanzsüchtig — Richard Wagners seidene Schlafröcke, Parfüms und seine Einrichtung im Palazzo Vendramin — dabei ihren männlichen Frauen in der Ehe unterlegen (Künstlerehe), mehr von den Frauen verführt als verführend, gerade weil sie dabei psychisch sehr libidinös sind. Bei den Künstlerinnen kann auf ihre große Tatkraft und ihr oft geringeres Schamgefühl hingewiesen werden, das selbst eine spezifisch weibliche Eigenschaft ist. Auch an die flüssigen Grenzen gegen das Hetärentum mag erinnert werden, das in seiner feineren Gestalt oft etwas künstlerisches hat und gerade darin die tiefste Wurzel seiner Wirkung besitzt [Geschmack der Hetären, Kunst im Tanzen, Musik].[1])

Aber noch wichtiger ist, daß dem Künstler eben wegen

---

[1]) Stellung der Geishas bei den Japanern, bei denen übrigens künstlerische Begabung Volkseigenschaft ist. Daß die Nation das Stigma der Linksbetonung trägt, dafür mag folgende Stelle aus »Kokoro« von Lafcadio Hearn zeugen:

»Wenn eine Japanerin auf der Reise von Schläfrigkeit übermannt wird und sich nicht niederlegen kann, hebt sie ihren linken Arm und beschattet mit dem wallenden Ärmel ihr Antlitz, ehe sie einzunicken beginnt.«

»In diesem Waggon zweiter Klasse sitzen jetzt drei schlummernde Frauen in einer Reihe. Alle haben sie ihr Antlitz mit dem linken Ärmel bedeckt, und sie wiegen sich beim Schaukeln des Zuges wie Lotosblumen im leisen Winde.« (Aus einem Reisetagebuch.)

seiner Mischung ein größerer Ausschnitt aus dem Psychischen benutzbar zur Verfügung steht.

Bewußt ist dem Mann wesentlich der Inhalt seiner männlichen Psyche, der Frau derjenige ihrer weiblichen. Neben dem bewußten Klaren gibt es noch das dunkle Unbewußte. Und das kann nur das Gegengeschlechtige sein, das für gewöhnlich ebenso unter der Schwelle bleibt wie das körperlich Weibliche beim Mann.

Von der Logik beeinflußbar ist nur die bewußte Psyche; die andere gegengeschlechtige — die im Moralischen die Stimme des Gewissens heißt und die im Traum und in den Psychosen in solcher Ausdehnung frei werden kann, daß sie als Zwang wirkt — ist kühlen Gründen unzugänglich, lenkt aber als wissenschaftlicher, künstlerischer oder moralischer Takt ganz gewaltig unser Leben.

Vom Künstler verlangen wir, daß er gerade »die feineren Regungen unserer Seele« besonders gut kennt, daß er nicht bloß ihre Außenfläche, die auch wir überschauen, photographisch getreu schildert, sondern daß er für jeden Konflikt die »künstlerische« Lösung findet. Man wende nur nicht ein, daß leblose Dinge mit dem Geschlecht nichts zu tun hätten. Die Sprache, welche den Wörtern den »männlichen« oder »weiblichen« Artikel gibt, belehrt uns eines Besseren. Soll aber eine Lösung uns wirklich befriedigen, so muß in ihr die Note des Unbewußten erklingen, die in uns wohl harmonische Mitschwingungen hervorrufen kann, die wir aber aus eigener Kraft anzuschlagen nicht vermochten. Der Künstler verstand es; denn vermöge seiner stärker gegengeschlechtigen Natur verfügt er über einen größeren Ausschnitt der gesamten Psyche. Die schwächere männliche Hälfte vermag in ihm die stärkere weibliche nicht in dem Maße ins Unbewußte zu drücken, wie das bei einem gewöhnlichen Menschen geschieht. Und weil er von beiden Psychen mehr im Bewußtsein hat oder doch fürs Bewußte verwendbar besitzt, ist er stärker »begabt«, ist er ein »Genius«, ein Zeugender, der aus dem männlichen und weiblichen Anteil seiner Seele ein neues Drittes, das Kunstwerk, erschafft.

r. m.

RICHARD WAGNERS BISEXUALITÄT.

Von Dr. HEINRICH PUDOR.

»Wie gleicht er dem Weibe«, sagt Hunding im ersten Aufzug der »Walküre« von Sigmund und meint dabei, daß Sigmund der Siglinde ähnlich sieht. Daniel Spitzer aber, welcher die Briefe Richard Wagners an eine Putzmacherin veröffentlichte, zitierte die obigen Worte in dem Sinne, daß er dem Weibe an sich, nicht einem bestimmten Weibe gleiche, und bezog diese Worte auf Richard Wagner. Aber Spitzer dachte dabei nicht etwa an Bisexualität, sondern er verstand das Weib hier im alltäglichen Sinne, wie wir etwa sagen, ein Mann habe weibische Manieren, im Grunde liegt zwar auch bei solchen »weibischen Manieren« meist etwas Bisexuelles vor, aber Spitzer dachte eben, und darauf kommt es an, nicht im Entferntesten an irgend etwas, was mit dem Geschlechtlichen in Beziehung stehe. Und ebensowenig dachten, wie es scheint, alle die tausend Menschen, welche in der Neuen Freien Presse die Briefe Wagners an eine Putzmacherin lasen, daß da bei Wagner irgend welche sexuelle Besonderheit vorliegen könne. Man meinte eben, der Mann habe fixe Ideen oder es sei etwas nicht ganz richtig in seinem Kopfe. So wie ein anderer Briefmarken sammelt, sammele er seidene Schlafröcke.

Spitzer hatte die Briefe in einem Kataloge einer hochinteressanten Kollektion von Original-Musik-Manuskripten unter der Bezeichnung »sechzehn Briefe Richard Wagners aus den Jahren 1864—1868 sonderbaren Inhalts« angekündigt gefunden, erwarb sie und veröffentlichte sie im Jahre 1877, also noch zu Lebzeiten Richard Wagners, in der »Neuen Freien Presse«. Die Neue Freie Presse hatte sich stets in hämischen Ausfällen gegen die Kunst Richard Wagners gefallen und ist als musikkritisches Organ Ed. Hanslick's stets für die rein formelle Ästhetik eingetreten, sie hat kurz und gut stets für den Zopf und gegen die neue Ära gekämpft und sie griff deshalb mit allen Fingern nach dieser seltenen Gelegenheit, dem »Meister« eins zu versetzen, und ließ Spitzer das Wort zu seinen im höchsten Grade undezenten und undiskreten — weil sie das geschlechtliche Gebiet berühren — Denunziationen.

Dabei entledigte sich Spitzer seiner Aufgabe in einer höchst geist- und witzlosen, näselnd saloppen, unüberlegten, oberflächlichen Weise. Er ging nicht weiter als bis zu dem Gedanken, der »Meister« habe die Aspirationen einer Putzmacherin: »Man wird einen deutschen Mann im Schlafrock sehen, mit dem sich auch die putzsüchtigste Pariserin nicht zu messen vermag. Es ist eine Posse, die ich dem Publikum biete, es möge darüber lachen, aber nicht vergessen, daß auch diese (also die Posse) im Dienste der Wahrheit steht.«

Wie ist nun der Sachverhalt? Diese von Spitzer mit kretinischen Fingern in die breiteste Öffentlichkeit gezerrten Briefe zeugen, wie wir noch sehen werden, in einer selten prägnanten Weise, von der außerordentlich hochgradigen bisexuellen Natur Richard Wagners. Sie geben ein schlagendes Beispiel für meine Theorie von der besonders starken Bisexualität des Künstlers neben der allgemeinen Bisexualität aller Menschen. Wenn ich sie gekannt hätte, als ich meinen Artikel von der Homosexualität in der Kunst schrieb, hätte ich auf sie mit Fingern zeigen müssen. Alle Menschen sind bisexuell, meist aber die Künstler, und am allermeisten Richard Wagner. Aber freilich, man hätte das letztere längst vor allem aus Wagners Musik wissen müssen.

Zuvor muß aber daran erinnert werden, daß die Musik diejenige von den Künsten ist, welche am meisten dem bisexuellen Charakter entspricht, im Gegensatz zur Baukunst. Deshalb sind die stark bisexuellen Charaktere, und zwar die feminin-urnindenhaften Charaktere so häufig gerade in der Musik anzutreffen. Man denke an Schumann, diese wunderbarste Mischung von Männlichem und Weiblichem, der an diesem Zwiespalt zugrunde ging — dies zugleich die Lösung des Rätsels von Schumanns Krankheit. Und dies nur ein Beispiel von Tausenden. Ein Musiker von Talent muss, es ist nicht anders denkbar, in hohem Grade bisexuell veranlagt sein, denn um Musik in sich aufzunehmen, muß man hingebend wie ein Weib sein, unendlich viel mehr hingebend, als gegenüber den anderen Künsten, denn bei der Musik dringt der Ton auf dich ein, zieht in dein Inneres und lebt dort drinnen in dir. Also die verkörperte Rezeptivität setzt die

Musik voraus. Deshalb macht die Musik ihre Jünger bisexuell, wenn sie es noch nicht sein sollten, und macht sie immer mehr bisexuell, wenn sie es sind. Von hier aus öffnet sich eine interessante Perspektive auf die heutige Musikhochflut einerseits und die Verbreitung der Bisexualität andererseits. Nebenbei bemerkt, eine ausführliche Psychologie der Musikheroen von den hier aufgestellten Gesichtspunkten würde sich reichlich lohnen.

Aber natürlich ist der eine Musiker mehr bisexuell veranlagt als der andere und die Musik dieses Künstlers mehr bisexuell charakterisiert, als die Musik jenes. So stehen sich Schubert und Schumann gegenüber, Haydn und Beethoven. Die Wagnersche Musik ist zum Teil im höchsten Maße bisexuell charakterisiert. Man kann dabei verschiedene Entwickelungsphasen unterscheiden. Die eigentlich bisexuelle Periode Wagners setzt mit den Nibelungen ein und erreicht ihren Höhepunkt im Parsifal. Der Charfreitagszauber ist gar nicht anders zu denken, als Urnindenmusik. So wie es Militärmärsche, Tanzmusik, Trinklieder gibt, mag es auch solche Musik geben, und Wagner hat sie geschrieben. Auch Tristan ist voll davon. Diese ganze Oper ist nur zu erklären als die Instrumentation des Kampfes der beiden Geschlechter in der bisexuellen Doppelnatur Richard Wagners. Oder hat man das Männliche in Isoldens Natur und das Weibliche in Tristans Natur übersehen? Ich will an dieser Stelle nicht des Näheren auf diese an sich sehr interessanten Fragen eingehen und nur darauf auch kurz hinweisen, daß vor den Nibelungen der fliegende Holländer diejenige Oper Wagners ist, in der die Bisexualität am ehesten erkennbar ist.

Aber nun die Freundschaft Wagners mit König Ludwig III. Die schwärmerische Liebe des Königs zu Wagner! Hat man dabei nicht an homosexuelle, also an gleichgeschlechtliche Verursachung gedacht? Der König war hier offenbar der schöne träumerische Jüngling, der sich dem Manne Richard Wagner hinzugeben sehnte. Seiner Frau Kosima aber wiederum war Wagner nicht der männliche, sondern der weibisch empfindende Teil, während sie den Mann vertrat. Die Ehe als Chiasmus der Geschlechtsverbindung.

Auch an das intime Freundschaftsverhältnis mit Hans von Bülow sei erinnert.

Und nun zu den oben erwähnten Briefen Richard Wagners an seine (nicht seiner Frau) Putzmacherin, Frl. Bertha, die vor kurzem in Wien bei Karl Konegen neu herausgekommen sind. Man höre also, wie die Urninde Wagner Bestellungen auf Spitze, Seidenbänder, Atlasdecken, seidene Hosen, Atlas-Schlafröcke und Jacken bei Fräulein Bertha macht und Rechnungen von Tausenden von Gulden bezahlt oder wenigstens zu zahlen sich bemüht. Da heißt es z. B.: »Können Sie bei Sonntag einen schönen schweren Atlas von der beiliegenden hellblauen Farbe bekommen? 2. Ebenso von dem dunklen Rosa. 3. Ist das beiliegende helle Rosa in guter Qualität von 4 bis 5 fl. zu haben? 4. Desgleichen das Blau, nur lieber noch heller, ja nicht dunkler. 5. Hat Sonntag noch genügenden Vorrat von dem neuroten, oder carmoisinfarbenen schweren Atlas, von welchem Sie mir den weißen Schlafrock (mit geblümtem Muster) fütterten?«

Man könnte nun auf den Gedanken kommen, Wagner habe die Massen von Atlas, die er bei Bertha bestellt, etwa für seine Opern-Vorstellungen gebraucht. Aber nein, vielmehr brachte er seinen Körper offenbar am liebsten mit dem weichsten Stoff, den es gibt, mit schwerem Atlas in Berührung, er konnte im Einklang mit seiner stark bisexuellen Natur nur Seide und Atlas an seinem Körper dulden. Deshalb heißt es in dem Brief vom 1. April 1865 an Frl. Bertha: a) Schlafrock, mit schwerem weißen schönen Atlas à 6 bis 7 fl. gefüttert. b) Beinkleider. c) Jacke. b und c mit leichtem weißen Atlas gefüttert. Hierzu: d) und e) Beinkleider und Jacke von demselben schweren weißen Atlas, wie das Futter zum Schlafrock (à 6 bis 7 fl.) gefüttert, mit lichterem rosa Atlas à 3½ fl. Nr. 6 eine Decke, drei Breiten (und wenn fertig) 3 Ellen lang. Leicht wattiert: reiches Blumenmuster gesteppt. Mit rosa Atlasband reich geschoppt, beste Qualität, rings eingefaßt und mit eben solchen Schleifen reich garniert.«

Wagner zeigt hier einen Sinn für Farbennuancen, ein Verständnis für Putzmacherei und Schneiderei, er hat sich sogar technische Ausdrücke angeeignet, er gefällt sich in der

Unterscheidung der feinsten Nuancen in Farbe und Dichtigkeit der Gewebe, wie dies alles nur von Frauen, die weiblich empfinden, vorausgesetzt werden kann.

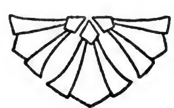
Aber dies war eben offenbar das Asyl, in das sich die feminine Seite seiner sexuellen Doppelnatur zurückzog, in dem sie nun auch einmal zu ihrem Rechte kam: hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein. Und alles natürlich nur als Form, als formeller Ausdruck der Empfindung der in so hohem Maße femininen Empfindung.

Also an das Innerste, an das Heiligste, an das Subtilste, an das Persönlichste rühren wir hier. Immerhin nur Putz, aber als Gelegenheit des Auslebens der sonst zurückgestoßenen zweiten Natur seines Ichs. Geradezu um das Geheimnis seiner Person, um das Geheimnis des ganzen Menschen handelte es sich. Und eines Tages mußte dann dieses gewaltige Talent, das einen Nibelungen-Ring zusammenschweißen konnte, in der Tageszeitung, die für einen Groschen an der Straße feilgeboten wurde und jedem Auge sich aufdrängte, lesen: »Man wird einen deutschen Mann im Schlafrock sehen, mit dem sich auch die putzsüchtigste Pariserin nicht zu messen vermag . . . . Liebes Fräulein Bertha! Ich kann Ihnen leider diese Woche nichts zukommen lassen etc.«

Und alles das nur, damit der Journalist Spitzer sein Feuilleton schreiben und die Neue Freie Presse dem Meister eins am Zeuge flicken konnte.

Und heute? Die Verlagsbuchhandlung, welche die Briefe soeben neu herausgibt, entblödet sich nicht zu schreiben, daß diese Buchausgabe zugleich eine Rehabilitierung Spitzers bedeuten solle, dieses klardenkenden und ehrenhaften Mannes. . . . . Difficile est satiram non scribere.

Veröffentlicht mochten die Briefe aufs Neue werden. Aber nicht wiederum als Pikanterie, sondern als wichtigstes Material für den Psychologen, für den Sexualpsychologen, für den Sozialpsychologen.



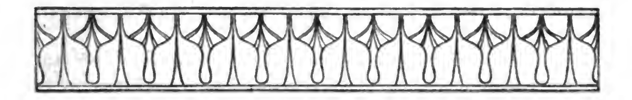
GESCHLECHT UND GESELLSCHAFT

ZWEITER BAND — VIERTES HEFT



»Die kann sich selber einen aussuchen, ich muß heiraten, was mir Papa auswählt.

NEID. Von F. VON REZNICEK (Simplizissimus). Aus Fuchs, Die Frau in der Karikatur, München 1906.



DER KAMPF DER GESCHLECHTER.

Von HANS ADNER.

»Worauf sollte Gott die Welt gebaut haben, wenn nicht auf das Gefühl, was mich zu Dir zieht, und Dich zu mir?«
Hebbel, Agnes Bernauer.

Seit Weltbeginn liegen Mann und Weib miteinander im Kriege. Aber nicht zu Scharen und in vorbedachten Feldzügen, sondern nur in regellosen Einzelkämpfen wird dieser Krieg ausgefochten. Kein Streiter darf auf Hilfe oder Unterstützung eines andern rechnen; auf sich selber steht er da ganz allein; aber so wie er die Niederlage nur sich selbst zurechnen darf, so kann er sich auch den Siegeslorbeer als sein alleiniges Verdienst um das Haupt winden.

Die Geschlechter erscheinen einander durch körperliche und seelische Unterschiede, ja Gegensätze zunächst unverständlich und unzugänglich; jedes hat den Willen sich selbst in seiner Eigenart dem andern gegenüber zu behaupten und durchzusetzen. Und doch sind sie auf einander angewiesen und fühlen sich von einander angezogen; abstoßende und anziehende Kräfte sind ohne Unterlaß wirksam und rufen eine ewige Unruhe hervor, ein andauerndes Fliehen und Suchen, ein nie endendes Hassen und Lieben.

Der Krieg ist der Vater aller Dinge, sagt der alte Weise Heraklit. Am wahrsten ists für den Krieg der beiden Geschlechter; ohne ihn »wäre die Welt nicht die Welt . . .«

Wenn dem jungen Knaben zum Bewußtsein kommt, daß die Mädchen anders geartete und in vielen Dingen für ihn rätselhafte Wesen sind, wenn das Mädchen sich zum ersten Male scheu von den lauten Spielen der Knaben zurückzieht, dann ist der Kampf der Geschlechter ausgebrochen. Nun dauert er durch das ganze Leben, und endgültiger Friede wird nicht eher geschlossen, als bis auf beiden Seiten mit dem abkühlenden

Herannahen des Alters der Wille zum Leben, der Wille zur Liebe schwindet.

In den frühsten Jugendjahren leben und spielen Knaben und Mädchen zusammen. Das Kind ist ein Neutrum, noch gibt es keinen seelischen Unterschied der Geschlechter.

Aber gar bald, längst bevor die Pubertät auch nur am Horizont des Lebens aufgetaucht ist, heben sich die Unterschiede leise und langsam heraus. Ganz allmählich, wenn auch für den Kundigen oft genug in überraschender Weise, deutet sich der fundamentale Gegensatz an, die männliche Aktivität und die weibliche Passivität. Es kommt zu kleinen Meinungsverschiedenheiten, zu kleinen Streitigkeiten, auf jeder Seite erwacht ein gewisses Solidaritätsgefühl und damit eine leichte, natürliche Abneigung gegen die andere; kürzere und längere Trennungen sind die Folge, — und so tritt immer mehr eine Polarisation ein, welche an Spannung zunimmt.

Mit dieser Erzeugung und Aufspeicherung gegensätzlicher Energien erreicht die Natur die Ausbildung der stärksten Anziehungskräfte und bereitet das spätere intensive Zueinanderstreben vor, das Drängen zur Verschmelzung und Ausgleichung der Gegensätze in der Liebe, speziell im Liebesakt.

Die Trennung der Geschlechter wird heute begünstigt durch eine Jugenderziehung, welche der Natur ins Gesicht schlägt und an den ärgsten Künsteleien und Verschrobenheiten leidet. Man hat verlernt, auf die leise, aber so deutliche Stimme der Natur zu lauschen und ihr zu folgen. Man konstruiert die Menschen, anstatt sie zu erklären. Knaben und Mädchen werden auf besonderen Schulen unterrichtet und erhalten eine ganz verschiedene Ausbildung. Die natürlichen Gegensätze der Geschlechter werden durch die strenge Trennung, welche auch über die Schule hinaus im Privatleben stattfindet, in ungesundem Sinne gefördert, und ein späteres Finden und sich Vereinigen wird nicht erleichtert sondern erschwert. Anstatt möglichst eine gewisse Gleichheit hervorzuheben und das Gemeinsame zu betonen, und anstatt die Unterschiede nur in dem naturgewollten Sinne weiterzubilden, werden sie auf allen Gebieten so sehr als möglich herausgearbeitet und verschärft. Angeblich ist dieser verschiedene Unterricht den Unterschieden

in Wesen und Naturanlage angepaßt. Aus diesem höchst bedauerlichen und fortgesetzt Schaden stiftenden Irrtum erhellt, daß man die Verschiedenheiten auf einem ganz falschen Gebiete sucht oder sie dahin verlegt; man sucht sie auf dem des Verstandes, während doch in Wahrheit die einzigen Unterschiede in den Sphären des Gefühls liegen. Daß man häufig bei weiblichen Wesen Logik u. a. vermißt, liegt allein an der mangelhaften und falschen Schulung des Verstandes im heutigen Unterricht, nicht aber an einem von Natur vorhandenen Gehirndefekt. Jene Unterschiede im Gemütsleben sollen wohl gepflegt und zum köstlichsten Gewinne der Menschheit nie verwischt werden; aber unbedenklich treten wir ein für die Gleichheit der Geschlechter hinsichtlich des Verstandes, für ihr Gleichsein und darum auch ihre Gleichbehandlung. Die heutige falsche Erziehung, besonders die der Mädchen, bewirkt, daß die Kluft zwischen den Geschlechtern von früher Jugend auf viel größer wird, als nötig und nützlich ist, daß beide einander immer fremder, immer unverständlicher werden, daß Gegensätze entstehen, welche durch das ganze spätere Leben nicht wieder ausgeglichen werden können.

Ist die Erziehung im engeren Sinne beendigt, und werden nun Jünglinge und Jungfrauen offiziell miteinander zusammengeführt, so herrscht auf beiden Seiten eine gewisse Ratlosigkeit; der natürliche psycho-sexuelle Instinkt ist so gut wie vernichtet, und ein gesundes Wählen und Zusammenfinden ist nicht möglich. Die Interessengebiete, die Regionen des inneren Lebens — wenn ein solches überhaupt vorhanden ist — sind durchaus verschiedene, kein Teil vermag seine Eigenart zu mildern, in verständnisvollem Entgegenkommen sich dem andern anzubequemen; all die vielen Mißverständnisse und Irrungen, welche später so häufig eintreten und innerhalb und außerhalb der Ehe ärgerliche Trübungen und zwecklose Verwirrungen hervorrufen, beruhen größtenteils auf den Sünden, welche seit der allerersten Erziehung begangen worden sind. Und wenn in der heutigen Ehe eine Erneuerung, eine Reform ins Leben treten soll, so muß man damit nicht bei den zwanzigjährigen, sondern bei den zweijährigen beginnen.

Die Natur findet selber den genügenden Grad der

Gegensätzlichkeit, und die Menschen sollen ihr nicht ins Handwerk pfuschen. Sie speichert im Manne wie im Weibe anziehende Kräfte auf, schwellende Sehnsucht nach Vereinigung: aber wie alles wertvolle auf Erden kann auch die Liebe nicht ohne Ringen erworben und erhalten werden. Der erste Blick, den die nun Reifgewordenen einander zuwerfen, ist ein Kampfruf. Jedes fühlt: Ein Wesen steht vor dir, anders als du, — höher! Und jedes kommt sich klein und unfertig vor. Die Natur ruft nach Annäherung, die spätere Seligkeit der Vereinigung zieht und lockt unbewußt zum Kampfe, in welchem das Alleingefühl, die Halbheit untergehen soll. Wir fühlen, daß um das Weib ein heiliger Bannkreis liegt, der uns ferne hält; Kälte und Unnahbarkeit scheinen uns aus den verlockenden Augen zu sprechen . . . Und doch drängt ja auch in dem Mädchen alles nach uns hin, — wenn auch ein weiblicher Instinkt Zurückhaltung und Verstellung gebietet. ». . . Flieht sie im Mann nur den Feind, hasset noch, weil sie nicht liebt . . .« Wir aber fühlen uns um so mehr gereizt, zu immer lebhafterem Ansturm getrieben, — bis wir endlich die widerstehende Mauer gesprengt haben und das kostbare Innere uns zu eigen wird: so wie wir nun unser Herz dem Weibe hingeben. Wir siegen, indem wir des Weibes verhaltenen Liebeswillen frei machen und in unser Herz hinüberleiten; das Weib siegt, indem es seinen Widerstand aufgibt, indem es unterliegt . . .

Aber nicht bloß auf dem Gebiete der Liebe spielt sich der Kampf der Geschlechter ab; jedes Zusammensein, jede Unterhaltung zwischen Mann und Weib ist ein kleiner Krieg. Der Mann tritt in eine bunte Gesellschaft: nicht auf den Herren, auf den Mädchen und Frauen bleibt sein Blick haften, und sein Gefühl nimmt Wertungen vor. Im Gespräch betrachtet sich der männliche wie der weibliche Teil als Vertreter seines ganzen Geschlechts, für dessen Waffenehre er, oft unter Aufbietung aller Kräfte, allen Scharfsinns, im Wortgefecht streitet.

Den Höhepunkt des Krieges und zugleich seine letzte Phase bildet der Koitus. Unter Vernichtung aller besonderen Gefühle belebt er das ganz allgemeine Lebensbewußtsein, ja

er peitscht es auf bis an die äußerste Grenze der Ertragbarkeit, so daß es glühend und zitternd nach gewaltigster Wirkung drängt; »gib Vergessen, daß ich lebe . . .« Das höchstgesteigerte Leben steht erstarrend am Rande des Todes. Unbewußt verlangt das Weib danach, zu sterben, zu verhauchen in der innigsten Umarmung, verlangt der Mann danach, zu vernichten, zu töten. Die männliche Aktivität schlägt, krankhaft geworden, in Sadismus über, und dessen letzter Ausdruck ist der Lustmord. —

Kämen die Frauen den liebeheischenden Männern sogleich willig entgegen, so wäre die Liebe matt und schaal. Der reizvolle Kampf erhöht den Wert des schließlichen Friedens. Jedoch ein rechter, fester Friede ist die Eroberung und Gewährung der Liebe garnicht, denn der Krieg ist nicht beendet. Es ist nur ein Waffenstillstand eingetreten, dessen Dauer unbestimmt ist und der jederzeit abgebrochen werden kann. Denn ohne unser Wollen erfüllen neue Erscheinungen gaukelnd und verlockend den Kreis unseres Lebens, die alten zerflattern zu Nebel, und kaum erinnern wir uns noch des Glücks, mit dem sie unser Herz gesegnet haben.

Aus diesen wechselnden und endlich ermüdenden Kämpfen sehnen wir uns bald nach Ruhe. Wir haben immerzu nach jener einen und vollkommenen Liebe verlangt, die als Ideal vor unserm Leben herschwebte, die wir in allen vorbeiflutenden Erscheinungen suchten. Aber wir haben das Ideal allmählich gewandelt, vielleicht ohne unser Wissen; wir sind anspruchsloser, wir sind kampfesmüder geworden, — und mit dem Abschließen einer Ehe erklären wir unsern Rückzug aus dem großen Kriege der Geschlechter. Wir verbinden uns für das ganze Leben mit einem Weibe und feien uns dadurch gegen jeden Angriff, denn kein anderes Weib reizt und verlockt uns nun noch; wir selbst legen die Waffen fort, denn wir haben jetzt weder Angriff noch Verteidigung nötig. Wir sind in Ruhe; und doch, — wenn das sexuelle Leben in der Ehe nicht reizlos und stumpf dahingehen soll, muß auch hier weiter gekämpft werden, sei es auch nur in einem Scheinkriege. Denn in der Ehe ist der Koitus etwas Selbstverständliches, er ist »eheliche Pflicht und eheliches Recht; aber eben

darum büßt er leicht seine Reizkraft, seinen physischen Wert ein. Von Natur will der Mann erobern, das Weib erobert sein: fällt dies seelische Moment für beide fort, so wird die Ehefrau ohne weiteres zur Prostituierten herabgewürdigt; was bei dieser das Geld bewirkt, weigerunglose Hingabe ohne Rücksicht auf Stunde und Stimmung, das tut bei jener der niederknutende Begriff der »ehelichen Pflicht«. Und gerade deshalb wirkt im entgegengesetzten Sinne der außereheliche Verkehr so verlockend, weil er gegenüber den Anschauungen der Gesellschaft etwas Verbotenes, einen heimlichen Diebstahl bedeutet, und weil hier auf keiner Seite ein Forderungsrecht oder eine Gewährungspflicht hinsichtlich des Koitus besteht, sondern dieser einzig und allein das Resultat des sexuellen Kampfes ist. Es liegt ja jeder wirklichen Evastochter nichts näher als sich zunächst zu verweigern. Sie folgt darin einem gewissen natürlichen Instinkt und facht des Mannes Herz zu um so heißeren Flammen an. Auch noch in der Ehe ist die Schamhaftigkeit, wenngleich die fingierte, ein schätzenswertes sexuelles Kampfmittel.

Sie bewirkt, was überhaupt im Kampfe der Geschlechter Zweck und Ziel der Natur ist: Erhöhung der Lebens- und Liebeskraft; denn nur das höchste, reichste, überschäumende Leben kann ein neues schaffen.



AUS DEN »WEISHEITEN« VON OSKAR WILDE.

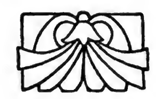
Des Weibes Bestimmung ist: geliebt, nicht verstanden zu werden.

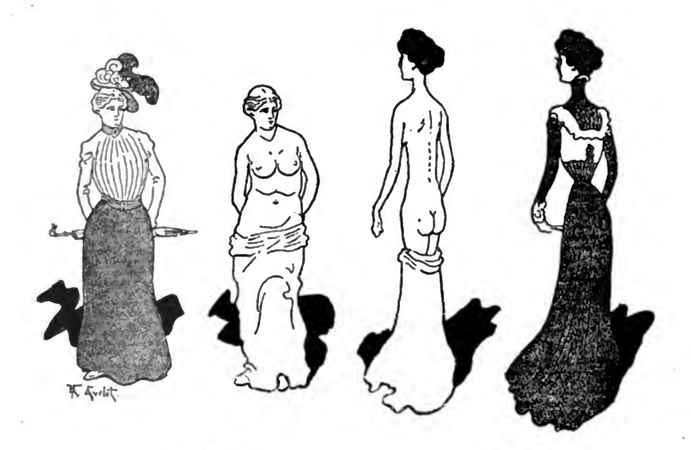
∴

Worin liegt das Wesen des Zynikers? Darin, daß dieser von allem den Preis, von nichts den Wert kennt.

∴

Selbstaufopferung sollte polizeilich verboten sein. Sie wirkt so demoralisierend auf die Menschen, für die man sich aufopfert.





Pfui wie plump! Oh wie graziös!

FRANZÖSISCHE KARIKATUR AUF DEN MODERNEN SCHÖNHEITSBEGRIFF. Von A. AVELOT (Le Rire). Aus Fuchs, Die Frau in der Karikatur, München 1906.

DIE FRAU IN DER KARIKATUR.

»Die Frau steht im Leben eines jeden gesunden und normalen Mannes mindestens für eine Reihe von Jahren im Brennpunkt seines gesamten Fühlens und Denkens. Sie ist für ihn die erste große Offenbarung des Lebens, das Wunder voll tausend Rätseln von dem Tag an, wo er die Schwelle zum bewußten Geschlechtsempfinden überschreitet. Für manche, nein für viele, für unendlich viele sogar, bleibt sie während ihres ganzen Lebens die einzige Sonne, die ihnen den Tag bedeutet, das Licht und die Wärme, ohne die sie es nicht vermögen, täglich jene Summe von Mut, Spannkraft, Energie und Selbstbewußtsein auszulösen, deren sie unbedingt bedürfen, um ihre Rolle im Leben auch nur halbwegs mit Anstand zu spielen.« So sagt Eduard Fuchs in seinem bedeutenden Sammelwerk, das den obigen Titel trägt. Wir können es nie satt werden, vom Weibe zu sagen, zu singen und — zu spotten. Macht nicht der Spott erst lebendig? und Gegenkräfte rührig? An der Übertreibung besinnt sich die

Wahrheit. Der Floh, am Maßstabe des Meters gemessen, ist wirklich winzig, und das Kirchtürmlein beginnt abzuläuten, wenn ich zu ihm spreche: du stichst in die Wolken!

Aus dem reichen kulturhistorischen Inhalt des Werkes gebe ich im folgenden einige Stichproben. Zur Erheiterung zunächst das Zitat aus dem Buche des nie verheiratet gewesenen Hippel »Über die Ehe«. Die Herrenrechte des starken Geschlechts werden dort so formuliert: »Wenn ein Mann untreu ist, so ist es unrecht; wenn es aber eine Frau ist, so ist es unnatürlich und gottlos. Die Polygynie ist nicht ratsam; die Polyandrie aber eines der schwärzesten Laster in der Welt. Es ist nichts leichter, als Kinder zu erzeugen; allein nichts schwerer, als sie zu erziehen: und welch ein Frevel, einem Manne fremde Kinder aufzubürden! Die Verletzung über die Hälfte hebt einen Kauf auf; die allergeringste Verletzung der ehelichen Treue aber sollte die Ehe aufheben. Bedenke, Ungetreue, daß dein Mann, da er um dich warb, dich aus der Sklaverei befreite, in der du dich in dem Hause deiner Eltern befandest. Die Weiber werden durch die Heirat manumittiert und sind ihrem Befreier zeitlebens operas officiales (Liebesdienste) schuldig.« Solche Ansichten sollen auch heute vorkommen. In der Komödie bekommen diese starken Herren regelmäßig Hörner aufgesetzt. Ob auch im Leben, werden die verehrten Leserinnen genauer wissen als ich.

Anders äußerte sich ein gewisser D. Martin Luther, der wenigstens in protestantischen Landen nie als sittenlos verschrien worden ist: »Wenn ein tüchtig Weib zur Ehe einen untüchtigen Mann überkäme und könnte doch keinen anderen öffentlich nehmen und wollt auch nicht gerne wider Ehre thun, sollte sie zu ihrem Mann also sagen: Siehe lieber Mann, du kannst mein nicht schuldig werden, und hast mich und meinen jungen Leib betrogen, dazu in Gefahr der Ehre und Seligkeit bracht, und ist für Gott keine Ehe zwischen uns beiden; vergönne mir, daß ich mit deinem Bruder oder nächsten Freund eine heimliche Ehe habe und du den Namen habest, auf daß dein Gut nicht an fremde Erben komme, und laß dich wiederum williglich betrügen durch mich, wie du mich ohne deinen Willen betrogen hast.« Derartige Grundsätze

liberaler Gerechtigkeit waren in jener Zeit sogar mehrfach gesetzlich festgelegt. Fuchs meint, solche Maßnahmen seien dennoch nur zur Unterdrückung der Frau getroffen worden, die im ökonomischen Interesse der Ehe bloß Gebärapparat sein sollte, weswegen man unter Umständen zur Beseitigung von Hindernissen einen Teil der Moralgesetze ausschaltete. Mir klingt aus Luthers Worten doch eigentlich nur das Recht der Frau auf Liebesgenuß.

Daß sie sich dies Recht zu wahren weiß, berichtet der Volksmund in der Anekdote von der jungen Witwe: »Nach dem Begräbnis eines Landmannes trat auf dem Heimwege vom Kirchhofe der Knecht an die Witwe heran und erkundigte sich, ob er wohl um ihre Hand werben dürfe. Die Witwe antwortete: Es tut mir leid, lieber Matz, ich habe mich schon dem Michel versprochen.«

Die Frau, die der Mann sich bemüht herunterzudrücken, kämpft daheim den Kampf um die Hosen, mit allen Mitteln, und ihre Mittel sind gewaltig. Ein altes Flugblatt sagt:

Du mußt abstreichen deine Bruch (Hose),
Denn ich will hinfort Meister sein,
Sollst nicht mehr haben den Willen dein.

Ein ungalanter neuerer Dichter drückt das so aus:

Warum ruft denn der Wächter Klaus:
Ihr lieben Herren! laßt euch sagen . . .
Sind denn die Weiber nicht zu Haus?
Die Ursach ist gar leicht zu fassen:
Weil Weiber sich — nichts sagen lassen!

In Genua triumphiert die Frau schließlich mit zwei offiziellen Männern: »Das Cicisbeat der Italiener ist aus zwei Elementen zusammengebildet: aus der Galanterie des Rittertums und der neuern Geselligkeit. Als jene die Damen nicht mehr vor Raub und Mord zu schützen und ihren Habedank in Turnieren zu gewinnen Gelegenheit fanden, bot der Ritter seiner Gebieterin den entharnischten Arm und führte sie durch die Straßen, hob sie in den Wagen, trug ihr den Fächer nach, stand in Festen und Schauspielen hinter ihrem Stuhle und flüsterte mit ihr; davon erhielt er den Namen Cicisbeo. In Genua soll die allmählich einschleichende Sitte zuerst die

Macht eines ehelichen und geselligen Gesetzes erlangt haben: die blühende Handelsstadt bedurfte desselben mehr als andere. Der Drang der Geschäfte trennte den Ehemann so oft und so lange von seiner Frau, daß diese während seiner Abwesenheit eines stellvertretenden Begleiters und Gesellschafters kaum entbehren konnte, wenn sie nicht tyrannisch eingesperrt werden sollte ... So wurde denn durch beiderseitige Übereinstimmung ein Hausfreund gewählt, ein armer Verwandter oder Geistlicher, der nun ein für allemal den Schutz und die Wacht der anvertrauten Ehefrau übernehmen mußte ... Nicht selten ist schon im Ehekontrakte eine vorläufige Wahl getroffen worden. Der Kavalier erscheint alle Morgen bei der Toilette seiner Dame und sucht ihr beim Putzen behilflich zu sein und sie zu unterhalten. Dann fragt er nach ihren Befehlen für die Anordnungen der Vergnügen des Tages, die er vorbereitet und auch ökonomisch besorgt, entweder aus eigener oder aus ihrer Kasse, je nachdem die Verhältnisse es erfordern. Er führt sie zu jedem Besuch, und wo sie selbst Besuche empfängt, macht er die Honneurs. An seinem Arme lustwandelt sie im Korso, an seiner Seite sitzt sie in der Karosse, in der Konversation und dem Schauspiele steht er hinter ihrem Stuhle. Nur zu der Mittagsmahlzeit und dem Schlafe überliefert er seine Dame dem Eheherrn, der ihm zu keiner Stunde den Eintritt in sein Haus erschweren darf.« Natürlich ist dieser Cicisbeo, wie es auch Fuchs etwas grob ausführt, ein richtiger zweiter Ehemann; ich finde sogar, er ist gegenüber dem ersten in der vorteilhafteren Stellung.

Von der Sinnlichkeit des Weibes läßt Fuchs einen Satiriker des siebzehnten Jahrhunderts zeugen: »Mit zwölf Jahren können die Mägdlein schon wacker löffeln, verstehn sich vortrefflich auf den Genitivum und wissen besser vom Heyrathen zu reden, als manche Ehefrau, ja was wollten zwölff Jahre seyn, mit sieben und acht Jahren stehen sie schon vor dem Spiegel, pfläntzeln und butzen sich, machen dabey allerhand Gebärden, wie sie gefallen mögen.«

Eine Anekdote vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts weiß zu erzählen: »Ein ökonomischer Hausvater berechnete einmal seiner Ehehälfte, daß ihm bei dem heutigen Kleider-



EINST

LEBENSBILDER AUS ALT - ATHEN UND ISAR - ATHEN: DIE ERNÄHRUNG.

Von A.OBERLÄNDER. Aus Fuchs, Die Frau in der Karikatur. München 1906.

JETZT

aufwand jede Liebkosung auf einen Dukaten zu stehen komme. Die bescheidene Ehegattin fand aber sofort die naive Antwort: Es hängt nur von dir ab, mein Lieber, daß jede nur auf einen Kreuzer zu stehen komme.«

Zum gleichen Thema wird angeführt: »Im siebzehnten Jahrhundert herrschte nach Philander von Sittewald in weiten Kreisen bei den Frauen die Mode, erotische und obszöne Schriften in der Art von Gebetbüchern einbinden zu lassen, um sie so stets harmlos mit sich führen und selbst in der Kirche darin lesen zu können. Diese Mitteilung beruht zweifellos auf Wahrheit, denn dieser Trick hat sich bis zum heutigen Tage erhalten. Heute noch bringen in Amerika und England die Händler pornographischer Schriften diese in Form von allerhand Erbauungsbüchern, Gesangbüchern, Gebetbüchern, Predigtbüchern, Taschenbibeln in den Handel. Im Besitze eines englischen Sammlers befindet sich eine ganze solche

»Damenbibliothek«, die zweifellos aus vornehmstem Besitze stammt; und die Gebrauchsspuren verraten deutlich, daß in sämtlichen Exemplaren gar eifrig der Andacht gepflegt worden ist. In einem Exemplare, einem englischen Erotikon, befindet sich auf der letzten Seite von zierlicher Damenhand der Vermerk: Heute in der Kirche zum 10. Male zu Ende gelesen.«

Inbezug auf Kleidung und Mode wird interessieren, daß Fuchs der sogen. Reformkleidung keine besonders günstige Prognose stellt. Seine Ausführungen sind hier besonders gründlich und gediegen. Das Problem der Kleidung sei rein erotisch, habe z. B. mit einer etwa eingeborenen Schamhaftigkeit nichts zu tun. Die Europäerin wolle und müsse ihre auffälligen Rassenmerkmale: relativ längere Beine, natürliche Tailleneinschnürung, breites Becken, runde Hüften, aufrechte Brüste in der Kleidung auch auffällig machen, wenn anders sie erotisch reizen soll. Daher das Korsett, das selbst »bei seinen abgefeimtesten Gegnerinnen immer wieder, wenn auch unter einem anderen Namen, wie z. B. Gesundheitsgürtel, eingeschmuggelt« würde. Daher bei den Chinesinnen der Mangel der Taillenschnürung, weil bei ihnen weder das breite Becken, noch die eingezogene Taille, noch der hochaufgerichtete Busen zu den sekundären Geschlechtsmerkmalen der Rasse gehöre. Die allgemeine Modetendenz der Betonung und Übertreibung dieser Reize stelle also keine Verirrung dar, sondern sei in der Natur begründet. In der Mode sei nicht die Schönheit die vollendetste, die die Harmonie zur Voraussetzung hat, sondern die das spezifisch Sinnliche in der Kleidung immer neu herausbilde. Aus der Beharrlichkeit, mit der sich dieser Endzweck durchsetzt, ergebe sich auch mit unerbittlicher Logik, daß in der Mode nicht anarchischer Zufall herrscht, sondern immer ein und dasselbe strenge Grundgesetz. Da sie sich den Tausend Stimmungen des Tages mimosenhaft anschmiegt, wirke ihr Bild durch den unaufhörlich zuflutenden Reichtum allerdings verwirrend. Die Widersprüche seien in Wirklichkeit jedoch nur scheinbar vorhanden. Sie lägen in unserm Unvermögen, die Materie völlig zu durchdringen und sofort die inneren Zusammenhänge zu erkennen. Zur wahren Erkenntnis benötigten wir

dringend einer analytischen Modegeschichte, die z. B. nachwiese, warum im 16. Jahrhundert die Hauptformen der Mode von Spanien ausgingen, im 18. von Frankreich, die moderne Herrenmode von England usw. Fuchs glaubt für diesen Punkt die vorläufige Beantwortung darin zu haben, daß die Mode als organischer Kulturreflex von der jeweiligen politisch-ökonomischen Struktur der Gesellschaft bedingt werde. Wir könnten daher zwischen feudaler, absolutistischer und bürgerlicher Mode unterscheiden als den ruhenden Polen in der Erscheinungen Flucht. Die speziellen Ausführungen zu skizzieren, fehlt es hier leider an Raum. Nur das sei noch wiedergegeben: »Die passive Rolle im Geschlechtsleben zwingt die Frau, die Mode zu ihrem wichtigsten Werbemittel im Kampf um den Mann zu erheben, denn durch die Kleidung vermag sie die wirkungsvollsten Effekte zu erzielen ..... Alles das kann die Frau durch die Kleidung, und sie könnte es auf die schönste und edelste Weise, sie könnte in allem, und im sinnlichsten am leichtesten, die schöne Linie finden. In Wirklichkeit überwiegen aber die häßlichen Linien. Warum? Nun, die Anwort lautet wie bei der Koketterie: Nicht das Schöne, das Harmonische fällt auf, sondern das Groteske, das Aberwitzige. Und auffallen muß jede einzelne, das diktiert ihnen die brutale Logik des Erfolgs. Es genügt nicht, schön zu sein. Die Frau muß den Hochzeitsschleier als Beute erringen. Man siegt nur selten, wenn man die Probleme in der Richtung des Schönen löst, um so häufiger aber, wenn man sich auffällig zu machen versteht, wenn man hervorsticht aus der endlosen Reihe der Mitkonkurrenten. Auffallen tut man aber vor allem in der Kleidung, und das Auffälligste ist das Neue. Darum: immer neu! Das ist die Losung. Und die Mode folgt dieser Losung, indem sie jeden Tag ihre Formen ändert und es der Frau so ermöglicht, in immer neuen Kombinationen ihre Reize, ihren körperlichen, geistigen und materiellen Besitzstand zu demonstrieren, aller Welt aufs hörbarste in die Ohren zu schreien: das bin ich, das hab ich! Und: Anstand hin, Anstand her! Die Gesellschaftsordnung sieht in der Frau in erster Linie das Weib, das Instrument der Wollust. Also bleibt der Frau gar nichts

anderes übrig, als den Konkurrenzkampf um den Mann, sei es um den Erwerb sei es um dessen Erhaltung, in der Mode so zu führen, daß sie in jeder Situation, im Gewühl auf der Straße ebenso deutlich wie in der Intimität des Familienkreises sinnliche Versprechungen macht .... Was nützt demgegenüber die Einsicht der Verständigen in das ästhetisch und sittlich Verwerfliche des Modegebarens? Nichts, oder ach, nur herzlich wenig. Die tiefste Einsicht muß vor der brutalen Logik des weiblichen Existenzkampfes kapitulieren. Und dieser Existenzkampf ist aus unserer Gesellschaftsordnung nicht auszuscheiden, unsere Gesellschaftsordnung müßte sich dann selbst aufgeben ...«

Einige Curiosa noch aus dem Modegebiet. In der vornehmen Lebewelt Englands und Amerikas ist heute eine Sitte wieder üblich, gegen die ein älterer Sittenprediger folgendermaßen vom Leder zieht: »Ich sage es euch unverhohlen, wo ihr nicht ablassen, sondern euch noch mehr so nacket kleiden, ja überdies noch, welches erschrecklich zu hören, und doch bei manchen Weibspersonen so gebräuchlich ist, güldene Ringe auf eurer Brüste Warzen stecken werden, so wird Gott euch die Ringe und Ketten der Finsterniß anlegen.«

Ein Modeartikel aus dem Jahre 1860 sagt über den Reifrock: »Die mannigfachen Unbequemlichkeiten, die der Krinoline gewiß nicht abgestritten werden sollen, werden sie nicht schon dadurch reichlich aufgewogen, daß die Frau in keiner früheren Mode derart ihr Bein in seiner absoluten Wirklichkeit den Blicken zu zeigen vermochte? Ohne den Anstand auch nur im geringsten zu verletzen, vermag eine Femme du monde nicht nur den kleinen schmalen Fuß, nicht nur den zarten Knöchel, nicht nur die wohlgeformte Wade, sondern noch viel mehr Reize ihres Beins, auf die eine schöne Frau mit Recht stolz ist, vor aller Welt zu enthüllen und damit verführerisch zu prunken.«

Vischer, der Ästhetiker, macht folgenden drolligen Kapuzinersprung: »Keinen oder einen schlechten Hintern haben ist immer ein ästhetisches Unglück. Nur ganz begreiflich, daß daher ein Bestreben durch die Mode geht, diesen Teil zu heben. Aber wie hat man's nun getrieben! So mit Fingern auf



TOO MUCH and TOO LITTLE
or Summer Cloathing for 1556 & 1796

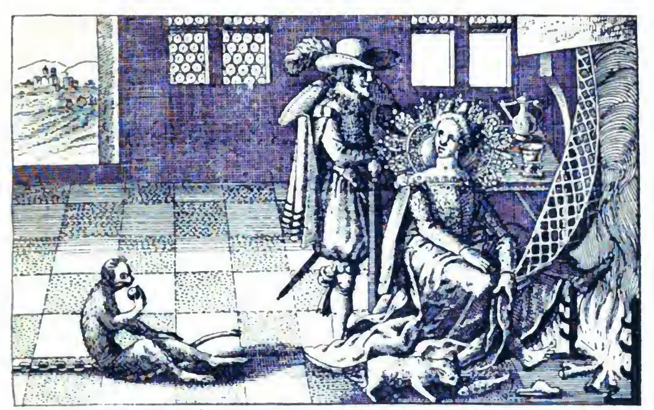
Zu viel und zu wenig oder die Sommermode im Jahre 1556 und im Jahre 1796. ENGLISCHE MODEKARIKATUR. Von WOODWARD. Aus Fuchs, Die Frau in der Karikatur, München 1906.

jene Stelle weisen, das geht denn doch über den Spaß. Die Natur, ja die erlaubt sich mitunter dort ein Ornament anzubringen (na also!), daß man so recht hinsehen muß; sie setzt einigen Vierfüßlern und vielen Vögeln einen Prachtschwanz an, sie färbt einigen Affen zwei betreffende nackte Flächen schön zinnoberrot oder himmelblau, sie dreht dem Pinscher zwei niedliche gelbe Wirbelchen hin in Quittenform, aber

Donnerwetter! muß ihr denn der Mensch, muß ihr gerade das Weib solche Witze nachmachen? (Witze der Natur? oh Vischer!) Einmal habe ich Unglaubliches gesehen, und zwar an einem bildschönen Weib und in höllisch noblem Salon: da saß mitten in diesem Gebausch ein zierliches Röschen just auf dem — nun, ich frage, ob es ein schickliches Wort gibt, um fortzufahren! Ich frage, ob ein Mensch die Ideenassoziation in sich unterdrücken kann, die — unter anderem auch von den Gesetzen der Nachbarschaft und des Kontrastes geleitet wird, — ei pfui Teufel!« Der große Ästhetiker, der die »Ideenassoziation« nicht unterdrücken kann, daß die Rose duftet — wer hier nicht lacht, hat den Sinn für Humor verloren.

Aus der Zeit des Directoire berichtet das Journal des Luxus und der Mode: »Halbnackt im eigentlichsten Sinne des Wortes, erscheint die Pariserin bloß in fleischfarbenen seidenen Trikotpantalons mit lilafarbenen Zwickeln und Kniebändern und darüber mit einer wahren Chemise, d. h. einem echten Hemde, das bloß durch ein paar schmale frisierte Bänder auf den nackten Schultern hängt und die ganze Oberhälfte des Körpers vollkommen entblößt zeigt.«

Vom modernen Reformkostüm sagt Fuchs unter anderem, wo er speziell darauf zu sprechen kommt: »Es ist nicht zu bestreiten: Im Programm stellt das moderne Reformkostüm zweifellos den höchstgeschraubten Lösungsversuch dar. In der Praxis ist es aber, wie schon gesagt, dennoch gescheitert, und zwar in erster Linie an der Frage der Kosten. Das moderne Reformkostüm ist ein sehr teurer Spaß; wenn es nicht aus schweren Stoffen gearbeitet wird, präsentiert es sich an seiner Trägerin meistens wie ein schlecht gefüllter Wurstschlauch. Aber auch für die wenigen, die sich diesen teuren Spaß leisten können, ist die Lösung im Grunde verfehlt. Gewiß hat diese Bewegung eine Reihe sehr wirkungsvoller Kostüme hervorgebracht, manche elegante und vornehme Linie, aber die ästhetische Lösung leidet an einem Fundamentalirrtum. Indem die Taille übergangen wird, verlängert sich der Schritt, d. h. die Bewegungslinie der Beine dehnt sich beim Gehen bis zur Höhe des Busens aus, das ist aber unnatürlich, denn in Wirklichkeit endigt sie mit den Hüften.«



Quid rogo, quid factum est? lapas cur retia rara
Nudata imponis cur tua membra focis?
Nuda sedens, Juvenis caleo et cava retia siceo,
Quorum ingens usus tempore noctis erat

Was macht ihr hie mein Mägdlein fein,
Mit euren braunen augelein
Ich hab gefischt die gantze nacht,
Drumb ich mein netzlein trucken mach

DEUTSCHE KARIKATUR AUF DIE SINNLICHKEIT DER FRAU. 1648.



KARIKATUR AUF DIE LEICHTGLÄUBIGKEIT DER FRAUEN.
Aus Fuchs, Die Frau in der Karikatur, München 1906.
(Deutsche Reichsbremse 1648.)



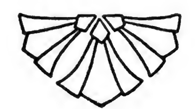
Mit der verdammten Schnürerei wirst du dir noch die ganze Leber verquetschen! — Gott, das sieht man doch nicht auf der Straße.

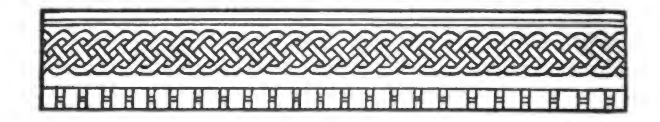
KARIKATUR AUF DAS KORSETT. Von F. VON REZNICEK (Simplizissimus). Aus Fuchs, Die Frau in der Karikatur, München 1906.

Deshalb seien schöne Linien nur im Sitzen oder Stehen vorhanden, allenfalls beim majestätisch-pathetischen Bühnenschritt. Für das erste Kaiserreich mochte dies ansprechend sein. Heute aber erschöpfe sich im Zeitalter der Fabriken weniger denn je der Begriff »Weib« in ein paar tausend Salonpuppen. Außerdem: auch diese Mode — denn sie ist eine exklusive Mode — unterliege dem bekannten allmächtigen Gesetz: »An dem Tage, wo die Dienstmagd das Reformkostüm mit Würde und Anstand trägt, wird die gnädige Frau diese Mode nicht mehr schön finden.«

Ich schließe die Besprechung des Fuchs'schen Werkes, aus dem hier ein paar Bild- und Literaturproben gegeben sind, mit dem Wunsche, daß sich jeder, der Klarheit über fundamentale Lebensfragen zu gewinnen sucht, recht aufmerksam in diese reichhaltige Sammlung vertiefen möge. Die Reproduktionen der Karikaturen allein eröffnen nicht eine, nein mehrere Welten vor den Augen des denkenden Lesers. Der Text gibt sich sichtlich Mühe, das ungeheure Material historisch und logisch zu erläutern. Was ich auszusetzen hätte, wäre nur dies: Ich halte es für vorteilhafter, alle moralisierenden starken Ausdrücke zu vermeiden. Der Sittenschilderer soll kein Sittenrichter sein. Jeder subjektive Standpunkt beschränkt unausbleiblich den Horizont des göttlichen Lachens. Es ist deshalb gut, daß Bilder nicht mit menschlichen Worten reden können. Und versuchen sie's, so werden sie zur ledernen Allegorie.

ELSA LAFIÈRE.





GESCHLECHTSLEBEN UND LIEBE.

Von Dr. med. FERD. STEINGIESSER.[1])

(Schluß.)

Die Nonnenklöster waren Schauplätze haarsträubender Verbrechen und wüster Orgien. Zahlreiche Mönche unterhielten Bordelle, und das scheußliche Unwesen der Kastraten für geistliche Zwecke ist ein weiterer Beweis für die tiefe Degeneration des italienischen Klerus. — Päderastie, Sodomie waren weit verbreitet: »Der Kardinal Bellarmin trieb mit Weibern verbotenen Umgang und hatte noch nebenher vier schöne Ziegen auf der Streu.« Noch heutzutage sollen die Ziegenhirten in Sizilien im allgemeinen Ruf stehen, daß sie sich mit ihren Ziegen abgeben. — Die Königin Karolina von Neapel und ihr Gemahl, der König Ferdinand IV., zeichnen sich durch einen hohen Grad von wollüstiger Grausamkeit aus. Nach Gorani ist sie die »österreichische Megäre«, die die ganze Wollust einer Messalina mit den unnatürlichen Gelüsten einer Sappho verbinde. Sie gab sich ohne Wahl und ohne Scham den verächtlichsten und verworfensten Männern hin, unterhielt mit ihren Ministern Liaisons, machte ihre Kinder krank und tötete sie gar. »Das ist keine Königin,« schrie ihr einmal ihr eigener Gemahl durchs Schlüsselloch zu, »das ist keine Gattin, keine Mutter, die uns Österreich gegeben hat, sondern eine Furie, eine Megäre, eine Messalina, die es in seinem Zorn zu uns ausgespien hat.« Besonders berüchtigt wurde Karolinens Verhältnis zu der berühmten Lady Hamilton, der Geliebten Nelsons, mit der sie eine richtige tribadische Liaison verknüpfte. — Papst Alexander VI. ließ Damen im Gewande der Eva zwischen Kerzenreihen auf der Erde herumkriechen, um die ihnen zugeworfenen Goldmünzen aufzuheben. Ein anderer Stellvertreter Christi, Innocenz VIII., hatte acht Knaben

[1]) Aus »Sexuelle Irrwege«.

und acht Mädchen während seiner Regierung erzeugt, weshalb Marullus folgendes volkstümliche Epigramm auf ihn verfertigte:

Octo nocens pueros genuit, totidemque puellas
Hunc merito potuit dicere Roma patrem!

Die gemeinste Unzucht erhob frank und frei ihr Haupt. Einfache Notzucht erschien als völlig Unschuldiges. In manchen Häusern der Schweiz und Deutschlands befanden sich unten die Schulen, oben die Bordelle, welch letztere an vielen Orten dem Klerus zinsbar waren. — Ehrengästen der Stadt Berlin, wie z. B. dem Ritter von Quitzow, wurden im Jahre 1410 auf Kosten des Magistrats »schöne Weibsbilder zur Kurzweil« dargeboten. — »Ein Mann, der ein echtes Weib hat und ihr an ihren erfreulichen Rechten nicht genug helfen kann, der soll sie seinem Nachbar bringen, und könnte derselbe ihr dann nicht genug helfen, soll er sie sachte und sanft aufnehmen und thun ihr nicht weh und tragen sie über neun Erbtüne (Zaun) und setzen sie sanft nieder und thun ihr nicht weh und halten sie daselbst fünf Uhren lang und rufen wapen, daß ihm die Leute zu Hülfe kommen, und kann man ihr dennoch Nichts helfen, so soll er sie sachte und sanft aufnehmen und setzen sie sachte darnieder und thun ihr nicht wehe und geben ihr ein neu Kleid und einen Beutel mit Zehrgeld und senden sie auf einen Jahrmarkt, und kann man ihr alsdann noch nicht genug helfen, so helfen ihr Tausend Düfel.«[1]) Mit Ausnahme der echt christlichen Schlußworte könnte man geneigt sein, zu glauben, diese Verfügung sei von Lykurgos seinen tüchtigen Spartanern gegeben worden, wenn sie sich nicht zufällig im Bochumer Landrecht fände. Und ähnlich wie in Rom die nackten, rasenden Priesterinnen der Venus beim Feste der Lupercalien einen riesigen Phallus umhertrugen, den Gläubigen Fruchtbarkeit und anderes mehr zu verheißen, so trugen noch im 16. Jahrhundert die Prostituierten der Stadt Leipzig im festlichen Zuge einen Strohmann umher, um die Weiber fruchtbar zu machen, die Stadt zu reinigen und Krankheit abzuwenden. Und ähnlich wie

[1]) Quanter, Rud., Die Sittlichkeitsverbrechen im Laufe der Jahrhunderte.

Juvenal von den entsetzlichen Mysterien der bona dea berichtet (siehe oben), so erließ 1200 Jahre später Maximus besondere Vorschriften, nach denen es streng verboten war, jede Art weiblicher Tiere in den Klöstern zu halten.

In Indien findet sich der Lingasdienst noch heute weit verbreitet, und zahlreich sind die Tempel, in denen dieser bekanntesten Apotheose des Sexuellen von einer gläubigen, aufgeregten und fanatischen Menge geopfert wird. Ob der Kultus der Zeugungsorgane als der Symbole der geheimnisvollen, schöpferischen Urkraft ursprünglich in Indien entstanden ist oder nicht — soviel steht fest, daß er seit Jahrtausenden dort ausgeübt wird und noch heute zahlreiche Heiligtümer hat. An bestimmten Tagen im Jahre sammelt sich in jenen Tempeln eine ungeheure Menge Volkes, um das Symbol der Urkraft zu verehren, das meistens in einer abgerundeten, konischen Steinsäule besteht, die inmitten eines anderen Idols, der Nachbildung der weiblichen Scheide, angebracht ist. Dieses Symbol lassen sich seine Anhänger ihrem Körper als Kennzeichen aufdrücken, und so tragen denn die verschiedenen Sekten das Linga entweder an beiden Armen oder auf der Stirn, noch andere auf dem Kopfe oder dem Nabel. Delaporte berichtet von der Koromandelküste ganz entrüstet, daß dort der Gottesdienst »der höchste Grad der Schamlosigkeit« ist. »Die Priester verehren öffentlich den Gott Priapus, den sie Lingam nennen, und tragen eine unzüchtige Figur am Halse, der sie eben denselben Namen geben und welche das Sinnbild dieses unkeuschen Gottes ist. Kraft eines eingeführten Gesetzes müssen alle jungen Mädchen sich durch sie ihre Jungfernschaft nehmen lassen; und dies wird mit solcher Unanständigkeit ins Werk gesetzt, daß die Bescheidenheit davon zu schweigen gebeut.« Einzelne Stämme tragen ein kleines Linga aus Kupfer oder Silber in einem um den Hals gehängten Futterale oder auch im Turban. — Daß der Phallusdienst sich auch seitens der verheirateten Frauen und der nach einem Manne ausschauenden Mädchen ganz besonderer Beliebtheit erfreut, findet seine Erklärung darin, daß »der Phallus als Symbol der Fruchtbarkeit Gegenstand der Verehrung der Frauen wurde, deren natürliches

Verlangen wohl von jeher und überall auf zahlreiche Nachkommenschaft gerichtet war.« Daß auch dieser ursprünglich naive Gottesdienst allmählich in Orgien ausartete wie in Rom, beweisen die Berichte über die »frommen Bräuche einzelner Sekten«. Alle Bande weiblicher Verwandtschaft werden beseitigt, natürliche Zurückhaltung wird vollständig außer acht gelassen und Gemeinschaft der Weiber unter den Gläubigen gehandhabt! Die Anhänger der »Linken Hand«, einer Sekte der Bhakta, versammeln sich zu bestimmten Zeiten, vollgegessen und -getrunken. Inmitten »des Kreises der Gläubigen ist ein Piedestal errichtet, auf dem eine nackte Frau Platz nimmt. Das Opfer nimmt seinen Anfang, indem einer aus der Menge den Koitus mit dieser Frau öffentlich ausführt. Daran schließt sich dann die gemeinste Orgie, in denen alle Teilnehmer durch geschlechtliche Vereinigungen dem Gott Siwa möglichst viele Opfer darbringen wollen.«

So erklärt es sich, daß die Priesterinnen der Venus im Altertume, die neben der Verehrung der Venus Urania sich in den Ausschweifungen des Phallusdienstes verlieren, fast durch nichts von ihren heutigen Namensgenossinnen sich unterscheiden als dadurch, daß ihr Gewerbe ihnen außer der sinnlichen auch noch einen Schein religiöser Befriedigung gewährt. »Die Sittenlosigkeit,« sagt Haeser in seiner »Geschichte der Medizin«, »führte sehr bald zur größten Ehescheu. Die Geburten verminderten sich von Jahr zu Jahr, und daß der Mangel echter Sprößlinge durch den ohnedies sehr zweifelhaften Zuwachs außerehelicher Geburten nicht ausgeglichen wurde, erhellt sofort, wenn man erwägt, daß die Kunst, Frühgeburten zu erzwingen, nicht nur im Altertume in ein förmliches System gebracht war, und daß es das Gesetz gestattete, selbst ehelich geborener Kinder durch Aussetzung sich zu entledigen. Vergebens suchte Augustus durch Gesetze der vorhandenen Entvölkerung vorzubeugen! Wer zählt die Opfer der Wollust, welche die Fluten des Tiberstromes dem Meere zugeführt haben, und wer schaudert nicht, wenn er in noch viel späterer Zeit den Bischof Datteus von Mailand von dem Kindermorde als einer ganz alltäglichen Sache reden hört?« —

Wer schließlich nach all dem Gesagten noch an eine

Versittlichung der Menschheit durch die christliche Kirche glauben sollte, dem empfehlen wir zur Lektüre: Die Moraltheologie des heiligen Alfons von Liguori, jenes »berühmten« Heiligen der katholischen Kirche, des Stifters des Redemptoristenordens, der mit seinem theologischen Ansehen beinahe an Thomas von Aquin heranreicht. Durch zwei Dekrete des Papstes Pius IX. sollen »alle Bücher, Kommentare, Werke und Schriften dieses Kirchenlehrers, kurz alles, was von ihm stammt, geradeso wie die Werke der anderen Kirchenlehrer nicht blos privatim, sondern öffentlich auf Gymnasien, Akademien, Schulen, Kollegien, in Vorlesungen, Disputationen, Predigten zitiert, vorgelesen und benutzt werden.« So geschehen im Jahre des Heils Eintausendachthundertundeinundsiebzig, im Jahrhundert der sogenannten »Aufklärung«.[1]) — Ich zeigte dem Leser, daß durch alle Jahrtausende der Geschichte der Menschheit hindurch sich wie ein roter Faden eine moralische Verwilderung zog, zu gewissen Zeiten exacerbierend, zu anderen wieder nachlassend, niemals aber gänzlich verschwindend. Daß, wie Krafft-Ebing behauptet, durch das Christentum eine Versittlichung des sexuellen Verkehrs stattgefunden habe, glaube ich durch die angeführten Beispiele und Quellen gründlich widerlegt zu haben. Schamhafter vielleicht, aber nicht sittlicher! Und ob »diese zivilisatorische Erscheinung des Verbergens sinnlich-tierischer Bedürfnisse, diese eine Konzession, welche das Laster der Tugend gemacht hat, nicht auch ohne das Christentum aufgetreten wäre? Wer vermag diese Frage zu entscheiden? Soviel steht fest, daß zwischen Religion und Liebe gewisse Verknüpfungspunkte bestehen, die ich zum Schlusse noch einer kurzen Analyse unterziehen will. Ich komme damit zu dem rein psychologischen Teil des Gegenstandes, der, nach all dem Entsetzlichen, was uns die vergleichende Geschichte aus dem Sexualleben der Alten und Modernen offenbart hat, wie eine Oase in der Wüste erscheinen wird.

Wir sahen, daß die Liebe kein einfacher, sondern ein zusammengesetzter Begriff ist, bestehend aus zwei Elementen,

[1]) Anmerkung: Man vergleiche »Das Geschlechtsleben der Heiligen« von Dr. med. Steingießer.

einem ethischen, sittlich-psychischen und einem physisch-sinnlichen. Ebenso ergeht es dem religiösen Gefühl. Es ist dieselbe Melodie, nur eine andere Tonart. Auch dieses setzt sich aus zwei Begriffen zusammen, dem ersten, ursprünglichen, dem Gefühl der Abhängigkeit und dem anderen, viel später hinzukommenden, spezifisch ethischen Gefühle der Liebe zur Gottheit. Diese Tatsache ist zuerst von Schleiermacher erkannt worden. Ursprünglich war Religion gleichbedeutend mit Furcht, Angst vor den bösen Dämonen, den Gottheiten der Naturvölker. Später erst erhielten die Götter doppelte Charaktere, bald gütig, bald zürnend. »In beiden Gebieten aber ist die Liebe eine mystische, transzendente, das heißt, es tritt bei der Geschlechtsliebe das eigentliche Ziel des Triebes, die Propagation der Gattung, nicht oder nur in geringem Grade mehr ins Bewußtsein, und die Stärke des Impulses ist mächtiger, als irgend eine ins Bewußtsein gelangende Befriedigung rechtfertigen könnte. Wie wir bei späterer Gelegenheit erfahren werden, hat bereits Schopenhauer die Übereinstimmung beider Begriffe erkannt und ausgesprochen. Auf religiösem Gebiete aber ist das erstrebte Gut und das geliebte Wesen seiner Natur nach so beschaffen, daß es nicht in die empirische Erkenntnis eingehen kann. Beide seelischen Vorgänge lassen daher der Phantasie den weitesten Spielraum.« (Krafft-Ebing a. a. O.)

Daß die Liebe oder geschlechtliche Neigung ins Unendliche bis zur Raserei gesteigert werden kann, werden wir an zahlreichen Beispielen zeigen, ebenso ergeht es dem religiösen Gefühl, das zur Schwärmerei, Ekstase, aber auch zur Grausamkeit führen kann; letztere tritt dann hinzu, wenn das Bewußtsein durch die religiösen Lustgefühle derartig eingenommen ist, daß weder eigener Schmerz als solcher noch Mitleid mit fremdem Schmerz aufgenommen werden kann. Daher findet denn auch bei gesteigertem Gefühl sehr oft eine Vertauschung beider Vorstellungen derart statt, daß die eine für die andere eintreten kann, wie dies ja dem Irrenarzte in den sinnlichen Wutausbrüchen der religiös Wahnsinnigen, in den Delirien und Selbstverstümmlungen sowie Kreuzigungen vieler Irren häufig begegnet. Einige Beispiele von solchen

religiösen Schwärmereien werden diese Tatsachen besser illustrieren und erläutern, als alle psychologischen Untersuchungen dazu imstande sind. So hatte die heilige Mechtildis sehr oft vertrauliche Stunden mit ihrem himmlischen Bräutigam, und dieser erschien ihr oft, um sie mit seiner geheimen Liebe zu beglücken. — »Es schweiget des Tages Geräusch, es schweigen seine Stimmen, die Liebende ruht bei ihrem Geliebten, ich aber freue mich einsam deines Umganges, denn du bist mein Geliebter,« sprach die Sofi Rabia zu Gott, wenn sie Nachts auf das Dach ihres Hauses stieg. — »O liebende, liebliche Liebe, Liebe der Liebe, wie bist du ein solch süßes Joch. O du dreifacher, einiger Gott, du einige Liebe, du lauter Liebe, du brennende Liebe, du flammende Liebe, du verzehrende Liebe. Gib doch den heiligen Geist in unsere Herzen und entzünde und mache uns inbrünstig in der Liebe zu einander, so werde ich mit dir, du immerwährende, unaufhörliche Liebe, doch immer in Ewigkeit liebende Liebe, als eine Taube, ein Herz, eine Hoffnung.« (Paul Lautensack 1545.)

Ähnliche Fälle finden sich bei Krafft-Ebing. Die vom Papst Pius II. selig gesprochene Veronica Juliani nahm aus Andacht zum göttlichen Lamm ein irdisches Lämmlein ins Bett, küßte es, ließ es an ihren Brüsten saugen und gab auch einige Tropfen Milch von sich. — Die heilige Katharina von Genua litt oft an einer solchen inneren Hitze, daß sie, um sich abzukühlen, sich auf die Erde legte und schrie: »Liebe, Liebe, ich kann nicht mehr.« Daß diese so angesehene Heilige auch eine besondere Zuneigung zu ihrem Beichtvater fühlte, dessen Geruch »ihr ins Herz drang, ein himmlischer Geruch, dessen Annehmlichkeit Tote erwecken könnte«, das nur nebenbei. Wer denkt bei diesen ekstatischen Schwärmerinnen nicht unwillkürlich an jene Priesterinnen Roms, die in ihrer Raserei sich mit den Statuen des Gottes, an denen bewegliche Priapen aus Leder angebracht waren, vermählten? Es liegt doch zu nahe, hier eine Parallele zu ziehen. So lange diese religiösen Schwärmerinnen und Schwärmer in der Person Gottes oder Christi den Geliebten zu erblicken glauben, könnte man allenfalls mit mitleidigem Achselzucken darüber hinwegblicken,

gefährlicher wird jedoch diese Ekstase, sobald sie sich auf einen unglücklichen Sterblichen konzentriert, wie das Beispiel der Schwester Jeanne des Anges, der Oberin der Ursulinerinnen von London im 17. Jahrhundert, beweist. Diese war, wie sie in ihrer Selbstbiographie schreibt, klug, schön, ehrgeizig und herrschsüchtig. Nebenbei, wie das fast stets der Fall zu sein pflegt, hochgradig hysterisch, wurde sie in den ersten Jahren ihres religiösen Lebens von verschiedenen Dämonen der Unkeuschheit und Gotteslästerung besessen, mit denen sie in beständigem Kampfe lag. Unglücklicherweise verliebte sie sich jedoch in einen Priester, Grandier in London, einen Mann, den sie nie gesehen hatte, von dem sie nur wußte, daß er eine mächtige und fesselnde Persönlichkeit sei, dem alle Frauen zu Füßen fielen. Sie glaubte, daß sie und alle anderen Nonnen ihres Klosters durch seinen Einfluss besessen seien. Dadurch wurde sie die Veranlassung zu der Verhaftung und Hinrichtung Grandiers, ohne daß dieser Unglückliche auch nur einmal seine Anklägerin gesehen hatte. Es würde zu weit führen, alle obscönen Einzelheiten aufzuführen, die nur in dem Gehirn einer hochgradigen Hysterischen erfunden werden können und die sich bei allen derartigen Kranken mehr oder weniger ausgesprochen wiederfinden. Der Kuriosität halber will ich nur erwähnen, daß auch damals schon »Stühle umgeworfen, Tische verrückt, Gegenstände durch die Luft geworfen wurden«. Heroisch aber waren die Mittel, die Jeanne des Anges bei sich zur Anwendung brachte, um den Versuchungen widerstehen zu können. »Diese Unzüchtigkeiten und die Glut der Sinneslust, die der böse Geist mich, mehr als ich sagen kann, empfinden ließ, zwangen mich, mich selbst auf Pfannen mit glühenden Kohlen zu werfen, wo ich oft halbe Stunden lang liegen blieb, um die innere Glut zu löschen, so daß mein halber Körper verbrannt wurde. Zu anderen Zeiten, mitten im Winter, verbrachte ich einen Teil der Nacht völlig nackt im Schnee oder in Wannen eiskalten Wassers. Oft bin ich auch in Dornen gewandelt, so daß sie mich ritzten; andere Male wälzte ich mich in Nesseln und verbrachte ganze Nächte damit, meine Feinde zum Angriff herauszufordern und sie zu versichern, daß ich entschlossen

sei, mich durch die Gnade Gottes zu verteidigen. Mit ihres Beichtvaters Erlaubnis hatte sie sich einen eisernen Gürtel mit Stiften machen lassen, den sie sechs Monate lang Tag und Nacht nicht ablegte, bis die Stifte so ins Fleisch eingedrungen waren, daß der Gürtel nur mit großer Mühe entfernt werden konnte.

Es wird hierdurch zur Evidenz die Richtigkeit meiner Behauptung bewiesen, daß bei allen sexuell erregten, religiösen Schwärmern das Bewußtsein derart durch das sexuelle Gefühl präokkupiert ist, daß eine wirkliche Schmerzempfindung als solche gar nicht mehr zur Apperzeption gelangt. Und sonderbar! in dem Leben fast aller großen Heiligen und Mystiker finden sich derartige Vorgänge und Handlungen, die, manchmal allerdings nur angedeutet, nicht immer so lebhaft geschildert sind, wie sie Jeanne des Anges in ihrer Autobiographie der Nachwelt überliefert hat. »Daß der Mut der alten christlichen Märtyrer zum Teil von einer leidenschaftlichen Begeisterung getragen wurde, die ihre Neigung aus dem sexuellen Trieb schöpfte, ist hinlänglich erwiesen.« (Havelock Ellis a. a. O.) So antwortete Felicula, als man sie auf dem Folterbette aufforderte, das Christentum zu verleugnen: »Ego non nego amatorem meum! Ich verleugne meinen Bräutigam niemals, der für mich Galle und Essig getrunken hat, der mit Dornen gekrönt und ans Kreuz geschlagen wurde.« (Acta Sanctorum von Nereus.)

Mit diesen Beispielen wollte ich beweisen, daß Religion und Liebe verwandte Begriffe sind, daß bei beiden die sexuelle Erregung »das Hauptsammelbecken der Energie« ist, aus dem sie schöpfen, daß »der Leidenschaft der religiösen Ekstase nichts fehlt, was die sexuelle Liebe ausmacht, nicht einmal die Eifersucht.« — »Die Religion ist eng mit der Liebe verbunden,« sagt Savage, »und die Liebe des Weibes und die Anbetung Gottes sind beständige Quellen der Sorge für die unbeständige Jugend; es ist interessant zu beobachten, wie häufig diese beiden Gefühle mit einander verbunden sind.« (Savage, Insanity, 1886.) Zum Schlusse führe ich das Urteil eines Mannes an, dessen Sachkenntnis bei Beurteilung gerade dieses Gegenstandes wohl über jeden Zweifel erhaben ist, Casanova, der

vor hundert Jahren, allerdings von seinem Standpunkte aus, schrieb: »Ich habe überall bemerkt, daß fromme Frauen mehr für die sinnlichen Genüsse empfänglich sind als andere.« —

Noch ein dritter Begriff sei hier erwähnt, nämlich die Grausamkeit, ein Zustand, der, wenn auch schon pathologisch, dennoch mit obigen Gefühlen aufs innigste verwandt ist. Jean Paul sagt von ihr: »In der Brusthöhle des Menschen liegt das Ungeheuer, die Sphinx, mit aufgehobenem Madonnengesicht auf seinen vier Tatzen und lächelt eine Zeitlang umher und der Mensch mit. Plötzlich springt es auf, gräbt die Krallen in die Brust, zerschlägt sie mit dem Löwenschweife und den harten Flügeln und wühlt, drängt und tobt und überall rinnt Blut an der geritzten Brusthöhle. Auf einmal legt es sich blutig wieder hin und lächelt wieder fort mit dem schönen Madonnengesicht.« Schon bei den Tieren findet sich der Trieb zur Grausamkeit auf sexueller Grundlage, hier will ich nur hervorheben, daß Andeutungen, sozusagen Rudimente dieses Triebes auch normalerweise bei den Menschen vorkommen können. So findet sich häufig ein unwiderstehlicher Drang zu beißen während der Begattung. Daß der Beißende sich seiner Begierde kaum bewußt ist, jedenfalls keinen bestimmten Zweck damit erreichen will, solange dieser Trieb die normalen Grenzen nicht überschreitet, ist wohl klar, er beißt eben blindlings zu. Bekannt war diese Unsitte bei einem verstorbenen brutalen Fürsten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, seltener kommt sie bei Frauen vor. So sind einzelne Fälle zur Beobachtung gelangt, wo wollüstige Weiber ihren Liebhabern durch Zerfleischen des Brustmuskels ziemlich schwere Bißwunden beigebracht hatten, wo Verliebte an den Geliebten Briefe mit eigenem Blute schrieben usw. Hier eine scharfe Grenze zu ziehen, wo das Normale aufhört und das Krankhafte anfängt, ist sehr schwer, jedenfalls hat das bekannte Wort: »Durch die Vernunft wird das Menschengeschlecht nicht fortgepflanzt« seine Berechtigung. —

Endlich sei es mir noch gestattet, zwei moderne Philosophen über den Gegenstand anzuführen, J. J. Rousseau, der über diese Leidenschaft sagt: Parmi les passions, qui agitent le cœur de l'homme, il en est une ardente impétueuse, qui

rend un sexe nécessaire à l'autre; passion terrible, qui brave les dangers, renverse tous les obstacles et qui dans ses fureurs, semble propre à détruire le genre humain qu'elle est destinée à conserver. —

Schopenhauer dagegen definiert den Begriff in ausführlicher und vorzüglicher Weise in seiner Methaphysik der Geschlechtsliebe wie folgt (Buch IV, Kap. 14): »Die Dichter ist man gewohnt, hauptsächlich mit der Schilderung der Geschlechtsliebe beschäftigt zu sehen. Diese ist in der Regel das Hauptthema aller dramatischen Werke, der tragischen wie der komischen, der romantischen wie der klassischen, der indischen wie der europäischen: nicht weniger ist sie der Stoff des bei weitem größten Teils der lyrischen Poesie und ebenfalls der epischen; zumal, wenn wir dieser die hohen Stöße von Romanen beizählen wollen, welche, in allen zivilisierten Ländern Europas, jedes Jahr so regelmäßig wie die Früchte des Bodens erzeugt werden, schon seit Jahrhunderten. Alle diese Werke sind, ihrem Hauptinhalte nach, nichts anderes als vielseitige, kurze oder ausführliche Beschreibungen der in Rede stehenden Leidenschaft. —

Denn alle Verliebtheit, wie ätherisch sie sich auch geberden mag, wurzelt allein im Geschlechtstriebe, ja ist durchaus nur ein näher bestimmter, spezialisierter, wohl gar im strengsten Sinne individualisierter Geschlechtstrieb. — Der Endzweck aller Liebeshändel, sie mögen auf dem Sockus oder dem Kothurn gespielt werden, ist wirklich wichtiger als alle anderen Zwecke im Menschenleben und daher des tiefsten Ernstes, womit jeder ihn verfolgt, völlig wert. Das nämlich, was dadurch entschieden wird, ist nichts Geringeres als die Zusammensetzung der nächsten Generation. —

Das schwindelnde Entzücken, welches den Mann beim Anblick eines Weibes von ihm angemessener Schönheit ergreift und ihm die Vereinigung mit ihr als das höchste Gut vorspiegelt, ist eben der Sinn der Gattung, welcher, den deutlich ausgedrückten Stempel derselben erkennend, sie mit diesem perpetuieren möchte. Auf diesem entschiedenen Hange zur Schönheit beruht die Erhaltung des Typus der Gattung: daher wirkt derselbe mit so großer Macht. Was also den

Menschen hierbei leitet, ist wirklich ein Instinkt, der auf das Beste der Gattung gerichtet ist, während der Mensch selbst bloß den erhöhten eigenen Genuß zu suchen wähnt. —

Die Gattung allein hat unendliches Leben und ist daher unendlicher Wünsche, unendlicher Befriedigung und unendlicher Schmerzen fähig. Diese aber sind hier in der engen Brust eines Sterblichen eingekerkert: kein Wunder daher, wenn eine solche bersten zu wollen scheint und keinen Ausdruck finden kann für die sie erfüllende Ahnung unendlicher Wonne oder unendlichen Wehes. Dies also gibt den Stoff zu aller erotischen Poesie erhabener Gattung, die sich demgemäß in transzendente, alles Irdische überfliegende Metaphern versteigt. Dies ist das Thema des Petrarca, der Stoff zu den St. Preux, Werthern und Jakopo Ortis, die sonst nicht zu verstehen, noch zu erklären sein würden. —

Aber nicht allein hat die unbefriedigte verliebte Leidenschaft bisweilen einen tragischen Ausgang, sondern auch die befriedigte führt öfter zum Unglück als zum Glück. Denn ihre Anforderungen kollidieren oft so sehr mit der persönlichen Wohlfahrt des Beteiligten, daß sie solche untergraben, indem sie mit seinen übrigen Verhältnissen unvereinbar sind und den darauf gebauten Lebensplan zerstören. Ja, nicht allein mit den äußeren Verhältnissen ist die Liebe oft im Widerspruch, sondern sogar mit der eigenen Individualität, indem sie sich auf Personen wirft, welche, abgesehen vom Geschlechtsverhältnis, dem Liebenden verhaßt, verächtlich, ja zum Abscheu sein würden. Aber so sehr viel mächtiger ist der Wille der Gattung als der des Individuums, daß der Liebende über alle jene ihm widerlichen Eigenschaften die Augen schließt, alles übersieht, alles verkennt und sich mit dem Gegenstande seiner Leidenschaft auf immer verbindet; so gänzlich verblendet ihn jener Wahn, welcher, sobald der Wille der Gattung erfüllt ist, verschwindet und eine verhaßte Lebensgefährtin übrig läßt. Nur hieraus ist es erklärlich, daß wir oft sehr vernünftige, ja ausgezeichnete Männer mit Drachen und Eheteufeln verbunden sehen und nicht begreifen, wie sie eine solche Wahl haben treffen können. Dieserhalb stellten die Alten den Amor blind dar. Ja, ein Verliebter kann sogar die unerträglichen

Temperaments- und Charakterfehler seiner Braut, welche ihm ein gequältes Leben verheißen, deutlich erkennen und bitter empfinden, und doch nicht abgeschreckt werden.

Denn im Grunde sucht er nicht seine Sache, sondern die eines Dritten, der erst entstehen soll; wie wohl ihn der Wahn umfängt, als wäre, was er sucht, seine Sache. Aber gerade, dieses Nicht-seine-Sache-suchen, welches überall der Stempel der Größe ist, gibt auch der leidenschaftlichen Liebe den Anstrich des Erhabenen und macht sie zum würdigen Gegenstand der Dichtung. — Nach der Täuschung, nachdem der Zweck der Gattung erlangt ist, tritt die Enttäuschung ein. —

Er merkt, daß er der Betrogene des Willens der Gattung gewesen ist. Daher wird, in der Regel, ein beglückter Theseus seine Ariadne verlassen. Wäre Petrarcas Leidenschaft befriedigt worden, so wäre von dem an sein Gesang verstummt, wie der des Vogels, sobald die Eier gelegt sind. —

Quien se casa por amores, ha de vivir con dolores. Wer aus Liebe heiratet, hat unter Schmerzen zu leben, sagt ein spanisches Sprichwort.

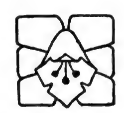
Allmählich gesellt sich, jedoch meistens erst nach Erlöschen der eigentlichen Geschlechtsliebe, dieser ein Gefühl ganz anderen Ursprungs zu, nämlich wirkliche, auf Übereinstimmung der Gesinnung gegründete Freundschaft.«

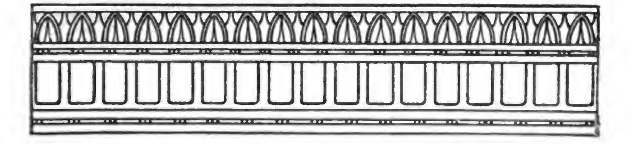


BIBEL-EXEGESE.

Wer kühn das Feigenblatt verficht,
Der schlägt sich selber ins Gesicht.
Denn Eva griff erst nach dem Feigenblatte,
Als sie sich einer Schuld zu schämen hatte.

HELIOS (»Jugend«).





ANTHROPOPHYTEIA.

Von Dr. ALFRED KIND.

Friedrich S. Krauss in Wien, geb. 1859, hatte sich schon durch viele wertvolle Bücher über die Volkskunde der Südslaven bekannt gemacht, als er im Jahre 1904 mit dem Wagemut des echten, vorurteilsfreien Forschers eine literarische Unternehmung begann, die der Sexualwissenschaft neue oder jedenfalls bisher nie ernsthaft betretene Wege wies.[1]) Diese Unternehmung besteht in der Veröffentlichung ziemlich dickleibiger Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral unter dem obigen Gesamttitel Anthropophyteia, von denen bis jetzt drei Bände vorliegen. Ganz besonders muß diese Zeitschrift, die der unbefangenen Aufklärung auf gleichem Gebiete dienen möchte, dem mutigen Gelehrten Dank wissen, daß er mit kühnem Griff ins Menschenleben hineinpackte da, wo es am interessantesten ist. Vor der freimütigen Objektivität des Untersuchers muß der hämische Moralist schweigen, d. h. er sollte es. Krauss hat erfahren, daß es putzige Ausnahmen gibt. »Bestellung unmöglich, da ich nicht zur Klasse von Schweinigel gehöre« antwortete in nicht ganz taktfestem Deutsch ein Professor der Anthropologie [!], und ein Anatom verbat sich energisch den »pseudowissenschaftlichen Schmutz« und denunzierte beim Staatsanwalt. Dieser letztere Fall ist nicht ohne Witz; ich entsinne mich wenigstens nicht, in meinem Leben eine ekligere Schweinerei mitgemacht zu haben, als die Anatomie. Krauss ist es gelungen, eine Anzahl der besten Gelehrten für seine Ideen

[1]) Ein früheres Unternehmen, genannt Kryptadia, an dem auch Krauss beteiligt war, fand aus verschiedenen Gründen nicht die rechte Anteilnahme maßgebender Kreise.

geneigt zu machen, und so ist denn das Werk, das unter den denkbar größten Vorsichtsmaßregeln als Privatdruck ausgegeben wird, Gott sei Dank vor der Einstampfung bewahrt. Mit großem Geschick und glücklichem Humor hat Krauss bisher am Steuer gestanden, und es steht zu hoffen, daß das Schifflein jetzt in freier Fahrt die Segel bläht. Dieser Wiener Ethnologe zeigt sich uns als ein gedankentiefer Betrachter mit jenem fein lächelnden Takt, den die überlegene Gründlichkeit gebiert; wer nicht in schiefe Vorurteile verbohrt ist, muß ihn schätzen lernen, wenn er nur seine genußreichen Bücher über Frauenschönheit liest. Auch in den sonst durchaus wissenschaftlich korrekten Jahrbüchern zwinkert zuweilen das Auge des lachenden Philosophen, sodaß man die chrowotischen Gelehrten beinahe zu bedauern anfängt, da sie bei ihm beständig so mordsschlecht abschneiden.

Der Inhalt gibt zunächst fast vollständig die eigenen Aufzeichnungen von Krauss zum erotischen Folklore der Südslawen. Inbezug auf die Wertschätzung des hier Gebotenen kann man nur unterschreiben, was P. Traeger im Archiv für Rassenbiologie III. 2 von den Schwierigkeiten sagt, die sich dem reisenden Forscher in dieser Hinsicht in den Weg stellen: »Er mag sich Freundschaft und Vertrauen in noch so hohem Maße gewonnen haben, nach der Seite der religiösen Vorstellungen, des Aberglaubens und der geschlechtlichen Anschauungs- und Empfindungsweise wird man das Innerste und Letzte stets mit hartnäckigem Mißtrauen verschließen, einem jeden gegenüber, der nicht zugehörig ist, in dem man einen Fremdfühlenden und Andersdenkenden ahnt. Das gilt ebenso zwischen verschiedenen Bildungssphären desselben Volkes wie zwischen fremden. Die eigenen Volksgenossen der unteren Schichten sind uns heute in dieser Beziehung vielleicht noch ebenso unbekannt wie Asiaten und Afrikaner. Ein tieferer Einblick, der Wahres und Wirkliches enthüllt, ist nur schwer und selten zu gewinnen. So ist das Material über die geschlechtlichen Anschauungen der verschiedenen Völker in der ethnologischen Literatur ziemlich dürftig. Auf der einen Seite sind es nur einzelne Züge, die der oder jener Reisende mitteilte, nicht systematisch Erforschtes. Die Angaben

beschränken sich meist nur auf einige Bemerkungen über die geringere oder größere Freiheit im Verkehr der Geschlechter. Daß solche nicht sehr zuverlässig sind, beweisen die sich so häufig direkt widersprechenden Darstellungen.«

Darnach braucht kein Wort mehr über das Verdienst des Sammlers gesagt werden. Zu erwähnen ist aber, daß diese slavisch und deutsch ganz ohne Feigenblatt wiedergegebenen Geschichtchen nur nebenbei und quasi zufällig nach der Erzählung durchaus honetter Leute niedergeschrieben sind, nie auf besonderes Drängen, wie Krauss ausdrücklich hervorhebt. Wer nur in das Folklore oder die deutschen Schwankbücher mal hineingerochen hat, wird sogleich viele alte Bekannte begrüßen, aus deren slavischer Version sich mit Vorsicht einige psychologisch-vergleichende Schlüsse ziehen lassen. Krauss selber enthält sich jeglicher Vergleichungs-Systematik, vielleicht weil er sich nicht viel lebensfähige Frucht davon verspricht, oder weil er diese Kärrnerarbeit gern trocknern Leuten überläßt.

Wer nun gerade den Tasso zugeklappt hat oder sonst mit dem Bewußtsein sublimster Ästhetik an die Lektüre dieser Kommißbrotgeschichten herangeht, dem dürfte allerdings das grobe Kaliber einen gelinden Ruck in der empfindlichen Seele geben. Aber es ist doch ein Unterschied, ob uns ein Unteroffizier beim Glase Bier mit einer vertraulichen Sauerei belästigt, die auf uns wirken kann, als ob uns einer ein schönes Bild mit einer Handvoll Unflat beschmeißt, oder ob wir jetzt in der Ruhe der Studierstube das Buch hervorlangen, um die urwüchsigen Äußerungen eines von Ästhetik ziemlich unangekränkelten Menschenschlages auf ihren Wert für höhere Erkenntnisse hin zu untersuchen. In diesem Fall dürfte als Unflat höchstens noch dasjenige wirken, wo das gegensätzlich Witzige oder kulturell resp. unkulturell Bedeutsame oder das satirisch Groteske fehlt. Aber auch wenn wir diesen Rest noch genauer unter die Lupe nehmen, löst sich beim Studium alles »Anstößige« in eitel Dunst auf. Die geistlos-blöde Schmutzerei in Ausdrücken liegt ja doch letzten Endes nicht in dem betreffenden Wort selber, sondern darin, daß wir dies Wort gewaltsam in die Gosse gestoßen oder seinen Gebrauch

den Ungebildeten überlassen haben. Diese primitive Methode der Erziehung zur Durchschnittsästhetik droht bei uns furchtbar »gebildeten« Deutschen überhand zu nehmen. Wenn Worte Erinnerungsbilder hervorrufen, so weiß ich wirklich nicht, was mir denn der parlamentarische Zweisilbner »Unflat« für ein anderes Phänomen vor Augen zaubert, als jenes ebenso vielsilbige Wörtlein, das Goethe mit so außerordentlichem Behagen zu gebrauchen pflegte. Gerade über diesen Punkt findet übrigens der Interessierte eine sehr niedliche Anekdote in den Jahrbüchern. Ich finde, daß gerade diese forcierte Klassifizierung der Sprachbestandteile jene stumpfsinnige Manier großzüchtet, die man zur Genüge aus den Unterhaltungen der »Herren unter sich« kennt, und die die ganze splendide Schlußpointe nur auf das Hervorbringen eines ungewohnten Wortes setzt.

Bei der Beurteilung des erotischen Folklore namentlich der Südslaven halte ich eins für beachtenswert: facile est satiram dicere! Nichts ist leichter als ruhmredige Übertreibung. Das ist ein Charakterzug der mündlichen Überlieferung aller Völker. Wer aus diesen Erzählungen eine prozentuale Statistik über die Variabilität des Geschlechtstriebes ausziehen wollte, wäre genau so genasführt, wie der Kulturhistoriker, der aus dem Martial seine Ansichten über die wirkliche Moralität der Römerinnen schöpft. Der Mann wird hier hinaufgeschwindelt zum Lanzenreiter Sankt Georg, der immer brutal und im Handumdrehen seinen starren Riesenspeer dem unterliegenden Drachen in den Leib jagt. Und dennoch steht der Drache, dieser cunnus vorax, immer wieder unermüdet zum Kampfe auf, er verschluckt Geschoß auf Geschoß in seiner klaffenden Wunde; denn diese ist so geräumig, daß sie bis zur Schädeldecke hinaufreicht! Facile est satiram dicere; wer gibt uns die sanftern Maße der Wirklichkeit?

Auch so etwas ist wichtig: Das »Siemandl«, der »Masochist« und »pizdoliz« wird verspottet und verrissen, der Päderast und Bestienfreund geht stolz als Ehrenmann einher. In der allgemeinen Achtung muß der eine sich schweigend schämen, der andere darf das Blau vom Himmel runterprahlen. Wer möchte da einen Schluß auf wirkliche Häufigkeit der Anlagen

wagen? Es muß genügen, daß wir die Variabilität als solche allenthalben wiederfinden. Krauss bereichert uns um das neue Wort »Paraphilie« anstelle der »Psychopathie«, ein fortschrittlich-oppositionelles Wort zwar, aber auch nur ein Wort und als Aufklärung etwa so bedeutsam wie »Seitensprünge«.

Ich will nun auf Einzelheiten eingehen, soweit dies an dieser Stelle geschehen darf. Im Anschluß an die oben erwähnte modische Wortbewertung mag die Kuriosität erwähnt sein, daß der moslimische Serbe nie von seinem »Weibe« spricht, sondern von seinem großen Kinde. Also da ist abwechselungshalber mal das Wort Weib unanständig. Man fragt nicht nach Weib und Kindern, sondern nur: Wie befinden sich deine Kinder. Auch der christliche serbische Bauer fügt zum Worte Weib stets das entschuldigende »mit Verlaub!« Fragt ein Bauer den andern: hast du ein Weib? so kriegt er unfehlbar eine nicht wiederzugebende Antwort, die die bösen Folgen des Beschreiens abwenden soll.

Die Südslaven haben alle Augenblicke einen beschimpfenden Ausdruck beim Wickel, der ungefähr dem französischen Argotwort »je te fous...« entspricht. Krauss tadelt die Übersetzer, die das vielfach als eine Verfluchung auffassen; er gibt mit Recht der Redensart eine psychologische Erklärung, die ein elementares Prinzip im Völkerleben überhaupt darstellt: »Die Grundvorstellung ist, von der man ausgeht, daß sich ein niedriger Mensch alles gefallen lassen muß, daß aber der mächtigere dem untergeordneteren in jeder Beziehung überlegen ist und ungestraft seine Lüste selbst an jenem befriedigen darf und kann, was dem andern als heilig, hehr, ehrfurchterweckend und unantastbar erscheinen mag.« Diese Feststellung ist sehr wesentlich. Hinzuzufügen wäre entwickelungsgeschichtlich, daß zunächst der Niedere nicht geknechtet wird, sondern sich knechten lassen will, ja daß das völlige Aufgehen in der Rechtmäßigkeit obiger Anschauung für ihn eine der stärksten psychologischen Reizquellen bildet, jene undefinierbare zitternde Lust vor der Macht des Höheren, die doch erst durch seine Sehnsucht nach Unterwerfung entsteht. Dieser Grundzug aller Völkerpsychologie gibt nicht nur den Schlüssel zum Verständnis der ewig und ewig wiederkehrenden

sozialen und politischen Staffelschichtung, sondern macht auch die durchaus physiologische Natur des sogen. Masochismus verständlich, der nichts ist, als die erotische Saisonblüte an demselben Pflanzenstock: Lustgefühl der Unterwerfung und schmerzliche Sehnsucht nach Demütigung.

Von dem Liebeszauber der Pubesbehaarung heißt es in einer Anmerkung. »Daß man einander Kopfhaare zur Erinnerung schenkt, ist ein neuerer Brauch (bei den Südslaven), der sich offenbar erst unter dem Einfluß des Abendlandes einzubürgern anfängt; denn nach gutem Volksbrauch gibt man sonst niemand von seinem Haare her, weil man glaubt, damit gäbe man sich in die Macht des anderen, da man mit Haaren den wirksamsten Zauber zum Nachteile jenes, auf dessen Haupt es gewachsen, anstellen könne.« Das sei mit den Genitalhaaren ganz anders. Wer die bewußt oder unbewußt bei sich trägt, müsse immer an die Person des Eigentümers denken. Krauss führt die Realität dieses Glaubens auf den Geruch zurück, der diesen Haaren anhaftet und der auf jeden normalen Menschen eine unwiderstehliche Anziehung ausübe.

Die serbischen Bauern tragen unter ihren dicken, grobhaarigen Lodenhosen einen Überzug (slavisch nakurnjak) über dem membrum virile, um sich nicht wund zu reiben. Dieser notwendige Gebrauchsgegenstand wird begreiflicherweise ganz unbefangen behandelt. Unter den Geschenken, die ein Mädchen für ihren Zukünftigen vorbereitet, ist regelmäßig auch ein solcher nakurnjak, den sie eigenhändig anfertigt. Man mag an solchem Beispiel ermessen, wie töricht es wäre, diesen Leuten durch Aufzwingen einer (angeblich) höheren Schamhaftigkeit ihre Unbefangenheit zu rauben. Die Folge wäre nur eine Steigerung der Lüsternheit. Was besonders die Missionare in ihrer jedesmaligen erotischen Tyrannis auf diesem Gebiete geleistet haben, geht nicht auf drei Dutzend Kuhhäute. Darüber sind sich wohl alle Anthropologen einig. Eine abgetretene Redensart behauptet, man bringe den »Wilden« mit der neuchristlichen Zivilisation auch den Alkohol und die Syphilis. Davor kann sich der einzelne noch allenfalls hüten. Aber die lüsterne Prüderie, die der weiße Mann ad majorem libidinis gratiam um sich verbreitet, durchseucht epidemieartig die

Schwachen und die Standhaften. Eine der allerersten Regierungshandlungen in Kiautschou war die Verordnung, daß die Herren Chinesen beim Baden am Strande sich hinfüro der Badehose zu bedienen hätten, ob in den Farben des Lehnsherrn oder des Pächters, war nicht gesagt. »Und sie wurden gewahr, daß sie nackend waren.«

Die Montenegrer pflegten auf erfolgreichen Kriegspfaden ihre gefangenen Feinde zu entmannen, wie das in aller Welt geschehen ist und noch geschieht. Die tollsten Beispiele aus der neuesten Zeit werden von den fanatischen Mahdisten und den christlichen Abessiniern berichtet. Krauss erzählte ein Herzogländer, er habe ums Jahr 1880 mit einem montenegrischen Häuptling verkehrt, der eine lange Schnur mit aufgereihten getrockneten Gliedern überwältigter Moslimen als Zeichen seines Mutes und seiner Tapferkeit beständig mit sich herumgetragen habe; sie hätten recht unansehnlich ausgesehen, wie Bruchstücke eingetrockneter Ziegendärme. Daß derartige Verstümmelungen den Charakter einer erotischen Anreizung tragen, ist am deutlichsten in dem Fall eines südafrikanischen Stammes, wo die tapfern Helden diese kostbare Feindesbeute ihren Weibern zum Kollier verehren. Auch die Kopfjägerei auf den Philippinen gehört in dies Gebiet. Das Originellste, ich möchte beinahe sagen Künstlerischste, was ich von derartigen menschlichen Trophäen kenne, sind mehrere südamerikanische Indianerköpfe im Berliner Völker-Museum. Die Sieger haben hier die erlegten Feindesköpfe förmlich ad aeternum präpariert. Die gesamten Schädelknochen sind aus dem Kopf herausgezogen oder vielmehr die ganze Fleischbedeckung ist auf die subtilste Art mitsamt dem bläulichschwarzen reichen Haarschopf losgepellt und tiefdunkelbraun und hart geräuchert. Der Kopf ist dadurch auf die Größe einer Faust zusammengeschrumpft, ohne seinen menschlichen Anblick zu verlieren, und ein seltsames Schmuckstück entstanden, das jeder Kuriosensammlung zur Zierde gereichen würde.

Inbezug auf die Wertschätzung der Jungfernschaft konstatiert Krauss, daß die südslavische Bevölkerung auf den Besitz eines unverletzten Hymens im allgemeinen gar keinen

Wert legt. Die brautnächtliche Blutprobe ist nur auf einen kleinen Kreis bestimmter Sippschaften beschränkt, jedenfalls nicht im altslavischen Brauch begründet.

Die Zeitehe des Schwiegervaters mit der Schwiegertochter, von deren Vorkommen in Indien Richard Schmidt berichtet, hat nach Krauss bis vor kurzem noch unter Chrowoten und Serben geherrscht. Der Volksbrauch ist freilich dem Städter in Belgrad fremd, da er schon dem abendländischen Kulturkreis angehört. Über die ökonomischen Gründe dieses Brauchs schreibt S. Trojanović: »Der Vorstand der Familie oder der Hausgemeinschaft pflegte den Jungen von 14 Jahren schon zu verheiraten, und ins Haus kam ein Mädchen in der Blüte ihrer Entwicklung, in den üppigsten Jahren, im Alter von 18 bis 22 Jahren. Auf diese Weise erwarb das Haus eine kräftige, unentgeltliche Arbeiterin und das war das Hauptziel. Wenn der Schwiegervater mit der Schnur lebte, so galt dies der wirtschaftlichen Aufbesserung, der Vermehrung der Arbeitskräfte, denn auf dem Dorf kann bereits ein Kind von sieben Jahren wirtschaftlich von Nutzen sein.« Sehr prägnant ist eine Stelle aus dem Tagebuch von S. Tekelija. Auf einer Reise bei Kursk in Rußland im Jahre 1787 traf er auf einen Leiterwagen, den ein Knabe lenkte und auf dem ein schmuckes, junges, dralles und rosiges Frauenzimmer von 18 oder 19 Jahren saß. Er fährt dann fort: »Aus Scherz sagte ich zum Wachtmeister: Geh, laß uns dies junge Weibsbild diesem Kinde rauben! Das Kind mochte etwa 10 Jahre zählen. Der Wachtmeister: Ei, das ist doch sein Weib! Ich: Was? wie sollte dies Kind ein Weib haben, dazu so einen kernigen Trampel? Der Wachtmeister: Es ist doch so. Fragen Sie nur den Knaben, der uns fährt! Ich fragte und der Knabe bestätigte die Worte des Wachtmeisters. Ich: Wie kann das geschehen? Der Knabe: Ja, haben Sie denn nicht mein Weib gesehen, jene, die mir im Schultersack Brot gebracht hat? Ich: Was, jene Strunsel? (Sie war tatsächlich einige 40 Jahre alt). Der Knabe: Ich habe auch zwei Kinder. Ich: Du lügst gewiß, du kannst noch keine Kinder machen, bist doch ja selber noch ein Kind. Der Knabe: Freilich, aber mein Vater beschläft sie und die Kinder schreibt man auf meinen Namen

und sie halten mich für ihren Vater. Ich: Und tut's dir nicht leid? Der Knabe: Aber nein, denn bin ich einmal groß, so verheirate ich wieder mein Kind und werde mit meiner Söhnerin zusammenschlafen. Ich: O du mein Gott, bei uns gilt das sowohl als kirchliche wie als bürgerliche Sünde und man würde den Schwiegervater töten, der sich erlaubt, mit seiner Schnur zu schlafen; hier aber gilt dies als gewöhnlich gut und einwandfrei. Ich fragte weiter: Warum treibt ihr's so? Das Kind antwortete: Weil wir die Söhnerin als Hausarbeiterin brauchen, und darum bekümmert sich jeder, ihrer soviel als möglich zu bekommen.« Krauss fügt hinzu, daß Tekelija als südungarischem Städter die Sache nur aus Unkenntnis des eigenen Landes ungeheuerlich vorkam; bei seiner Heimkehr mußte er sich belehren lassen, daß dergl. auch bei ihm daheim im Schwange sei.[1])

Über die Gründe, warum die Blutschande verwerflich sei, sind bekanntlich die Ansichten einer objektiven Naturwissenschaft immer wackliger geworden. Ich führe nur an, was Hanns Dorn in seiner sehr sachlichen Studie über Strafrecht und Sittlichkeit sagt: »Daß die Blutschande nicht als Angriff auf Interessen der geschlechtlichen Lebenssphäre anzusehen ist, wird heute ziemlich allgemein anerkannt. Der Grundgedanke des Sittlichkeitsdelikts ist preisgegeben; als Zweck des Gesetzes kann mithin nur die Verhinderung der Inzucht bezeichnet werden (v. Liszt). Ob die Inzucht tatsächlich Gefahren für die Rassenverschlechterung im Gefolge hat, ist wissenschaftlich heute noch nicht festgestellt. Die statistischen Erhebungen haben bis jetzt — entgegen manchen persönlichen Beobachtungen — noch nicht einmal physiologische Nachteile bei Geschwisterkinderehen aufgezeigt.« Bei den serbischen und bulgarischen Bauern nun wird der Incest als schauerlichste Versündigung verdammt, die Schuldigen in Verruf erklärt und ehedem gesteinigt, alles wohl unter dem Einfluß kanonischen Rechts. Bei den Städtern dagegen herrscht einigermaßen liberale Auffassung. Krauss sagt: »Es ist mir ein Fall bekannt, daß ein chrowotischer Kleinstädter

[1]) Zu der Zeitehe des Schwiegervaters vgl. Schopenhauers Phantasie über »Tetragamie«, zuerst veröffentlicht bei Bloch, Sexualleben.

bei Lebzeiten seiner Ehegattin mit seiner Tochter zwei Kinder in die Welt setzte. Dem Manne geschah nichts, vielleicht weil er zu den Säulen der urchrowotischen Partei gehörte und vermögend genug war, um alle Ankläger zu besänftigen. Nur seine rechtmäßige Frau schämte sich so sehr, daß sie niemals das Haus verließ oder sich auch nur am Fenster zeigte, die Tochter freilich erschien öffentlich in vollem Staate, doch nie in Begleitung ihres väterlichen Beischläfers, und die anderen Frauen mieden ihren Umgang.« Dem Verbot der Blutschande, dem sich Milliarden von Menschen widerspruchslos gebeugt haben, muß nun freilich irgend eine physiologische Erscheinung zugrunde liegen. Ich denke mir dies: Menschen, die zusammen aufwachsen und eng beieinander leben wie Geschwister, werden in der Regel keinerlei erotischen Reiz aufeinander ausstrahlen, wegen der gewohnheitsmäßigen Abstumpfung der Sensibilität und weil sie sich zu genau kennen oder sich nichts Neues (d. h. Anreizendes) zu bieten haben. Ein Ausnahmefall erscheint daher als Abnormität und wird von der ewig triumphierenden Masse der verdutzten Mittelmäßigen gebrandmarkt. Dieser Mutmaßung würde sich der in der Novellenliteratur immer wieder behandelte Fall eingliedern lassen, daß sich zwei Geschwister, die sich infolge irgend welcher Lebensschicksale nicht kennen, ineinander verlieben und Kinder zeugen, ohne von einem Instinkt davor gewarnt zu werden. Zur Entscheidung dieser Frage fehlt es indessen an jedem kritischen Material.

Über die Bestialität oder Sodomie bringt Krauss eine sehr bemerkenswerte Auslassung, die den einzig richtigen Untersuchungsmodus darstellt. »Von der Sodomie, der fleischlichen Vereinigung zwischen Menschen und Tieren anderer Art, wenig oder nichts zu wissen, gilt noch gegenwärtig für keine große Schande, selbst unter den gelehrtesten Erforschern der Paraphilie nicht. Es ist nicht jedermanns Sache, sich mit einem Vorwurf zu befassen, für den einem das Verständnis erst aufdämmert, wenn man alle seine angelernten sittlichen Anschauungen zurückstellt, um sich in den Gedankengang und das Gefühlsleben der primitivsten und kulturärmsten Menschen hineinzufinden, die nur einen äußerlichen,

nicht jedoch einen innerlichen, wesentlichen Unterschied zwischen sich und den anderen Tieren erkennen. Kommen solche Individuen in unserer Kultur vor, so sind wir gar zu schnell bereit, sie Narren oder Verbrecher zu schelten und sie für unsere Unfähigkeit, sie zu begreifen, grausamen Strafen zu unterwerfen. Es ist gewiß, daß uns verfeinerten Kultur- und Genußmenschen sodomitische Handlungen ein Greuel[1]) sind, daß sie unsere höchste Entrüstung hervorrufen, aber, es fragt sich, ob wir damit mehr im Recht sind, als jene serbischen Moslimen in Doljni Vakuf, die vom Ekel ergriffen vor mir ausspuckten, als sie mich abgesottene Krebse essen sahen? Die Krebse waren frisch aus dem Vrbasfluß gefangen und schmeckten mir vorzüglich, den Moslimen aber war die Vorstellung, daß einer am Genuß von Krebsen Gefallen finden könne, ganz unerträglich, und ich mußte als ein von allen Verachteter noch am selben Tage den Ort verlassen. Dieselben Leute, die über mich die Acht verhängten, nahmen dagegen keinen Anstoß, wenn sich einer aus ihrer Mitte mit Ziegen oder Stuten geschlechtlich vergnügte. Da war wieder ich in der Lage, ihnen die Verachtung zehnfach verstärkt heimzuzahlen, indem ich mir ihre schlechte Meinung über mich nicht im geringsten zu Herzen nahm, nur aß ich sonst in Gegenwart von Moslimen keine Krebse mehr.« Daß die Sodomie kein Anzeichen geistiger Krankheit sein kann, drückt Krauss sehr prägnant aus: »Hier ist nur ein ästhetischer Koeffizient maßgebend, weiter nichts. Ich behaupte nur eine Geschmacksverschiedenheit, nicht etwa eine Geschmacksverirrung. Mir z. B., der ich von Begeisterung für vollendete Frauenschönheit hingerissen, zwei Bücher über den Reiz und die Anmut des Frauenleibes geschrieben, ist die Vorstellung einer geschlechtlichen Intimität mit einem weiblichen Tiere unbeschreiblich widerwärtig, nicht aber jenem, dem alle Frauenholdseligkeit schnuppe ist und der seine ästhetische Befriedigung vollauf bei einer Stute oder

[1]) Auch dies cum grano salis. Wer sich z. B. über die entsprechenden, scherzhaften und graziösen, symbolisch-erotischen Zeichnungen von Franz von Bayros entrüstet, ist einfach ein Moralbonze und versteht keinen Spaß und keine Kunst.

Eselin erzielt. Ich darf nur sagen, daß ich einen edleren, einen feineren Geschmack als er besitze, mich jedoch noch lange nicht auf den besseren Menschen hinausspiele. Ich gelte bloß in unserer Gesellschaft, namentlich vor dem Richterstuhl der Frauen, als der gescheitere und als der vorsichtigere in der Wahl des Gegenstandes meiner Neigung.« Diesen beherzigenswerten Leitworten, die an die Spitze der modernen Sexualwissenschaft gehören, ist es wohl nicht nötig, etwas hinzuzufügen.

Leider verbietet mir der eigentliche Inhalt der Krauss'schen Arbeit, bis jetzt 569 Erzählungen, an dieser Stelle ein näheres Eingehen; ich mußte mich daher darauf beschränken, mit ein paar zerstreuten Anmerkungen die Tendenz des Ganzen zu erhellen.

Die übrigen Mitarbeiter des Unternehmens haben zusammen etwa ein Drittel des Ganzen (ca. 1500 Seiten) beigesteuert, durchweg gediegenste Arbeit. Karl Reiskel in Wien leitet seine Sammlung erotischer Volkslieder u. a. mit den Worten ein: »Lust und Leid der Liebe, hoffen, harren und entsagen, gewinnen und verlieren, all das sind Vorwürfe, die immer und immer wiederkehren. Auch das Endziel aller Liebe im weitesten Sinne, die Hochzeit, ist Gegenstand der Volksdichtung; aber auch das Endziel im engeren Sinne, der geschlechtliche Verkehr, wird nicht vergessen. Freilich kommen wir hier zu einem wunden Punkt unserer heutigen Volksliedsammlungen, denn sobald wir Aufschluß über dieses engere Endziel wollen, da lassen sie uns gehörig im Stich. Ein der Sache ferner stehender kann daraus auch den falschen Schluß ziehen, daß unser Volk geschlechtliche Verhältnisse überhaupt nicht besingt, sondern von Sittsamkeit und Tugend[1]) trieft . . . Für den Volksliedforscher tritt, wenn er sein Gebiet vollständig erkennen will, die Notwendigkeit ein, auch dieser Poesie seine Aufmerksamkeit zu schenken, denn nur unter Berücksichtigung aller Seiten der Volksdichtung wird es einst möglich sein, eine echte und wahre Geschichte des Volksliedes zu schreiben. Fallen bei der Behandlung dieses Themas

[1]) d. h. was so die Beschneider ad usum delphini für Tugend halten, nämlich die Verkümmerung aller Natürlichkeit.

einst die erotischen Lieder weg, so entsteht eine gefärbte Entwicklungsgeschichte, die nicht der Wirklichkeit entspricht, da sie das, was dem Volk nicht als gemein, sondern nur ihr als schweinisch vorkommt, einer höheren Gesellschaftsschicht zuliebe . . . unterdrückt. Sollen wir Forscher, die wir doch immer über unserm Stoff stehen, sittlicher sein, als das Volk, dem wir unsere Lebensaufgabe widmen, und von dem wir wissen, daß es eine gesunde Sittlichkeit beherbergt? Sollen wir vielleicht einer höheren Gesellschaftsschicht wegen, die sittlich durchaus auf keiner höheren Stufe als der Bauer steht, . . . Fälschungen vornehmen?« Wenn die Forschung mit diesen Grundsätzen weiter arbeitet, so ist die Hoffnung wohl nicht überschwänglich, daß wir in absehbarer Zeit auf objektiver Grundlage eine mehr einheitliche und geradeaus der Wahrheit ins Gesicht blickende Geschlechtsmoral werden aufbauen können. Die stille Arbeit der Untersucher wird laut und eindringlich reden zu allen, die nach Erkenntnis ringen, und es wird auch für die Zaudernden kein Riesenmaß von Mut mehr nötig sein, sich dazu zu bekennen, was ist und ununterdrückbar ist.

Die 158 städtischen Erzählungen aus Niederösterreich, mitgeteilt von Krauss und Reiskel, haben eine ganz famos gedrängte Fassung; der Simpli würde sie mit Vergnügen bringen, wären sie nicht eben etwas zu ruppig: »Alle diese Erzählungen gehen nur von Mund zu Mund, sei's am Biertisch oder im Kaffeehaus zu etwas vorgerückter Stunde, in Zirkus- oder Theatergarderoben, oder auch in Kaffeekränzchen und Boudoirs, und viele sind sehr weit verbreitet und oft jahrelang im Umlauf, bevor sie in Vergessenheit geraten, umgearbeitet oder durch neue verdrängt werden. Es läßt sich daraus schließen, daß ein gewisses Bedürfnis nach Erotik im Menschen vorhanden ist[1]), das sich auf verschiedene Weise betätigt. Große Geister, Dichter, Schriftsteller oder Künstler, wie Maler, Zeichner verbrachen oder verbrechen manchmal

[1]) Ich sage: wir haben ein Recht auf Erotik, sobald sie nur einigermaßen künstlerisch gehoben ist. Lassen wir dies aus Angst vor der kläffenden Meute fahren, so haben nur wir den Schaden und den Spott obendrein; denn schon die nächste Generation würde sich wieder eines Besseren besinnen.

einen erotischen Scherz in Schriften und Bildern, um sich von anderm Schaffen oder von ernster Arbeit zu zerstreuen, und gewöhnliche Sterbliche, die fast immer anonym bleiben, ersannen oder ersinnen erotische Anekdoten und finden beflissene zahlreiche Verbreiter ihrer Scherze. Es war dies wohl alles in vergangenen Zeiten und ist auch noch in der Gegenwart der Fall; es wird wohl auch in Zukunft so sein«.

In dem Aufsatz »Beischlafausübung als Kulthandlung« tadelt Krauss die hergebrachte Benennung der heiligen oder religiösen Prostitution (endlich ein Opponent gegen den gedankenlosen Ausdruck!) oder gar die Bewertung einer solchen Handlung als schimpflichen Sittenverfall. Er sagt: »Die Bezeichnung Prostitution ist in diesem Fall ganz unangemessen; denn es handelt sich dabei keineswegs um eine berufsmäßige Ausübung des Geschlechtsaktes wider Sitte und Brauch der Gesellschaft, vielmehr um einen frommen, vom Glauben gebotenen, von der Gesellschaft gebilligten, gelegentlichen Opferdienst.« Er geht dann des nähern auf die bekannte Stelle ein bei Herodot vom Dienst der Melitta, die namentlich Paul Lacroix (Pierre Dufour) in seiner bei uns jetzt sehr verbreiteten Histoire de la prostitution in seiner kritiklosen Manier ausgeschlachtet hat. Ich möchte hier Krauss doch noch einmal zitieren, weil seine Deduktion ein Muster von vorsichtiger, sachgemäßer Klarheit ist. Er sagt: »Völlig haltlos sind Lacroix's Behauptungen: Man wird einsehen, daß der beständige Anblick der geheiligten Prostitution die Sitten Babylons untergraben mußte[1]); und in der Tat war diese gewaltige, mit mehreren Millionen Einwohnern bevölkerte Stadt, die einen Umkreis von fast 70 km hatte, bald die Brutstätte der entsetzlichsten Wollust geworden. — Das kann man eben nicht einsehen, denn 1) war der Anblick der Prostitution nicht beständig, sondern nur eine einmal im Jahre bemerkbare Erscheinung, 2) müßte erst bewiesen werden, daß die Sitten Babylons durch die Prostitution untergraben

[1]) »Beständiger« als jetzt in Berlin hat man wohl nie den »Anblick« von Prostitution zu genießen gehabt, und wir Berliner sind, bis der Beweis vom Gegenteil erbracht wird, dennoch bisher anständige Menschen geblieben. Bei Lacroix ist die Phantasie der Studierlampe tätig.

worden, d. h. ursprünglich antierotischer Art gewesen sind, 3) konnte die babylonische großstädtische, noch immer in Ermangelung einer Industriewirtschaft auf den Bodenertrag angewiesene Bevölkerung innerhalb eines Flächenraumes von 70 km schwerlich je mehr als eine halbe Million Seelen zählen und 4) nicht um vieles mehr als die Landbevölkerung der entsetzlichsten Wollust pflegen. Lacroix variiert die biblische Meinung, Gottes Strafe habe die sündigen Babylonier heimgesucht. Das ist die irrige Auffassung, die sich gleich wie ein unausrottbares Erbübel durch die von keiner Staatsanwaltschaft beargwöhnte salonwissenschaftliche Literatur fortpflanzt. Babylon Stadt und Reich gingen in Wahrheit an der Bodenerschöpfung und an den kriegerischen Einfällen ausländischer Eroberer zugrunde, keineswegs jedoch an der Prostitution, mag man sie wie immer heißen.«

Von den mancherlei angeregten Umfragen dürfte besonderes Interesse haben eine von Bloch formulierte über den Geruchssinn in der Vita sexualis. Zunächst steht wohl ziemlich fest, daß der Geschlechtstrieb als rein physische Funktion keinerlei Unterschied zwischen primitiven und zivilisierten Menschen bildet. Nehmen wir einen bestimmten Entwickelungsgang an, so war vielleicht einmal der Geruchsreiz der ursprünglichste und stärkste. Haeckel, der allerdings für eine Idee leicht enthusiastisch wird, erklärt den Geruch für die Quintessenz der Liebe; eine geruchsähnliche Empfindung treibe die Samenzelle zur Eizelle. Nun hat Zwaardemaker analytisch erwiesen, daß alle erotisch wirkenden Körpergerüche der Kapryl-Gruppe angehören, ein bedeutsames Moment! Aus diesen und ähnlichen Voraussetzungen sind Fragen formuliert, mit deren Beantwortung sich auch jeder Laie um die weitere Erkenntnis verdient machen kann.

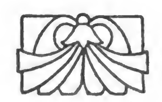
Unter den Abbildungen ist hervorzuheben ein Keuschheitsgürtel aus der Sammlung Dr. Pachingers in Linz, über dessen seltsame Fundgeschichte der Besitzer berichtet. Er war im Jahre 1889 in einem kleinen Provinzstädtchen Oberösterreichs auf dem Kirchhof anwesend, als man bei Fundierungsarbeiten auf einen Bleisarg stieß. Man öffnete ihn. »Auf dem gut erhaltenen Schädel thronte noch eine reiche kronenartig

geflochtene Frisur von dichtem rotgoldenen Haar. Der Körper war mit einem schwarzbraunen, damastartigen Seidengewand bekleidet, die Hände, auf der Brust gekreuzt, staken in einer Art von Reithandschuhen aus gelbbraunem, angemodertem Leder. Das prachtvolle Gebiß des Schädels ließ eine junge Person, die künstliche Haartracht und das schwere Seidengewand eine vornehme Dame vermuten. Sorgfältig wurde auf den morschen Brettern die Leiche aus dem Sarge gehoben. Dabei bemerkte ich, daß das Gewand nur auf der Oberseite gut erhalten war, während der untere Teil, auf dem die Leiche lag, ganz vermodert und zerfallen aussah. Nach Entfernung der oberen Gewanddecke sah man zwischen gelbangemodertem Leinenzeuge überall die Körperknochen herausragen. Während jetzt der Meßner wegging, um den Bleisarg, wie er sagte, aufzubewahren, untersuchten wir das Gerippe noch etwas näher und waren erstaunt, zwischen den Resten der Unterkleider um die Beckenknochen einen mehrfach durch Scharniere gegliederten eisernen Reif zu finden, der an eine schuhsohlenartige Eisenplatte mit zwei vom Roste ganz zerfressenen Schlößchen befestigt war. An dem gürtelförmigen Reif waren Reste von alter Belederung sichtbar, die bei der Berührung abfielen. Am Rückenteile des Gerippes, beiläufig in der Gesäßgegend, fand sich eine ähnlich geformte Eisenblechplatte, die sich aber, da die Leiche darauf vermodert war, vom Roste arg beschädigt zeigte, während die Vorderplatte mit dieser durch eine verrostete Scharniere ehemals verbunden, nicht nur gut erhalten war, sondern an der Innenseite sogar noch die ziemlich unbeschädigte Polsterung besaß. Wie der Meßner endlich wieder zu uns kam und diesen Fund sah, meinte er, das dürfte wohl ein eigentümlich gestaltetes Bruchband gewesen sein, und auch ich hielt es für eine, allerdings sehr solid konstruiert gewesene chirurgische Bandage. Die drei Männer wollten die Eisenteile schon über die Mauer werfen, als sich in mir der Sammler regte und ich mir das rostige Zeug zum Andenken an unsere Schatzgräberei ausbat. Ich erwarb damit, um zum Schluß zu kommen, einen deutschen, sehr interessanten Keuschheitsgürtel. Wer die unter so eigentümlichen Umständen bestattete Dame war, konnte ich

nie erfahren. Meine späteren archivalischen Nachforschungen nach Namen und Stand der Dame, die um das Jahr 1600 bestattet worden sein dürfte, blieben erfolglos.« Die Keuschheitsgürtel sind so selten, im Gegensatz zu den bekannten Holzschnitten, die sie darstellen, daß selbst große Museen keinen besitzen. Hier hätten wir das erste, mit Sicherheit im Gebrauch und als echt erwiesene Stück vor uns. Natürlich bleibt die Frage offen, aus welchen Motiven einzelne Frauen zu solcher Marter verurteilt waren. Es wird von einer Seite behauptet, daß dergleichen noch jetzt vorkäme.

Von den sonstigen Abbildungen erwähne ich noch die Wienerin mit Zwillingsunterleib, ein Bartweib, einen geschnitzten erotischen Alptraum aus Neu-Irland (jetzt geistreich umgetauft in Neu-Mecklenburg), phallische Amulette aus Oberösterreich, altperuanische Grabgefäße mit erotischen Gestalten. Zu den größeren Beiträgen zählen noch Erotische Ausdrücke der Wiener, Berliner, der Deutschen in Nordböhmen, der moslimischen Zigeuner in Serbien; Rätselfragen, Sprichwörter, Reigentanz- und Volkslieder aus verschiedenen Gegenden, desgleichen Erzählungen und Schwänke.

Man sieht, wie reichhaltig das hier Gebotene ist und wie dieser Blütenstrauß dennoch von dem güldenen Reifen »Sexualwissenschaft« umspannt und zusammengehalten wird. Nicht nur Mediziner, Anthropologen, Folkloristen, Philologen, Kriminalisten usw. sind hier zur Mitarbeit berufen, sondern auch jeder feine und echte Amateur, dem die zünftige Wissenschaft oft schon, wenn auch widerstrebend, hat Dank sagen müssen. Solche anzuregen, war meine Absicht, und deshalb bin ich über die »Anthropophyteia« so ausführlich geworden.



KLEINE WIDERSPRÜCHE.

Der Mann errötet, wenn er seine Jungfernschaft noch besitzt, die Frau, wenn sie sie verloren hat. Von dieser sagt man, sie strauchelt, sie fällt, jener heißt Verführer. Er hat sie erobert, sie ist besessen worden. War sie's zu oft, so nennt man sie schamlos. Er heißt im gleichen Fall unwiderstehlich. Dennoch tun beide dasselbe. —

Was man vor verschiedenen Personen ohne Unschicklichkeit tun kann, wenn es einzeln geschah, wird anstößig, wenn sie auf einmal bei einander sind. Eine Frau wird aus dem Bad steigen vor ihrem Gatten oder vor ihrer Zofe, aber nicht vor beiden. —

Der Ballausschnitt gilt als absoluter gesellschaftlicher Anstand. Sollte aber eine »jener Damen« mittags in vollem Tagesschein mit bloßen Schultern unter den Linden spazieren gehn, so würde sie der erste beste Schutzmann wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses freundlichst mitgehn heißen. —

Auf der Leinewand steht ein weiblicher Akt; ein Kunstwerk. Der Maler male in die Ecke des Bildes einen einfachen Männerhut dazu; gleich wird's unanständig, obwohl der Hut doch wahrhaftig ein harmlos Ding ist. — (Aus: Viconite G. d'Avenel, Les Français de mon temps.)

KULTURHISTORISCHE MISZELLEN.

Wenn ich schöne Phrasen von der Liebe lese, muß ich immer die Achseln zucken. Die Liebe sitzt gar nicht im Herzen. Sie ist einfach die Anziehung zweier — Schleimhäute. Docteur Lallemand.

* * *

Der Hagestolze ist wie die eine Hälfte einer Scheere, der die andere fehlt, und die zu nichts nutz ist, als daß man sie zum alten Eisen in die Rumpelkammer schmeißt. Franklin.

* * *

Frage: Kann es unter Eheleuten wahre Liebe geben?

Urteil: Wir erkennen hiermit und erklären unter Billigung der gegenwärtig versammelten Damenrunde, daß die Liebe unter verheirateten Personen nicht zu Recht bestehen kann, in anbetracht dessen, daß Verliebte sich in freiwilliger Gegenseitigkeit Gewähr leisten, ohne unter irgend welchem Zwange zu stehen, wohingegen Eheleute gehalten sind, pflichtgemäß sich dem Willen und Wunsch des anderen zu fügen und ihm nichts verweigern dürfen.

Entscheidung des Liebeshofes von Champagne aus dem Jahre 1174.

* * *

Paolina Borghese, die schönste von Napoleons Schwestern, fand nichts dabei, ihre vollendeten Formen von Künstlern nachbilden zu lassen. Man weiß, daß sie auch dem Canova zu seiner unbekleideten Portraitstatue saß. Als jemand sie erstaunt fragte, wie sie das nur hätte fertig bringen können, sagte sie: Nun, das Atelier war doch geheizt.



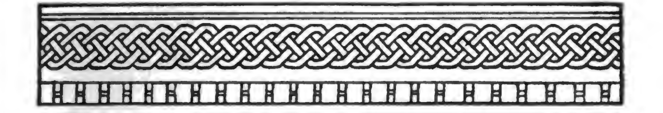
GESCHLECHT UND GESELLSCHAFT

ZWEITER BAND FÜNFTES HEFT



DER LÜSTERNE ALTE. Von LUKAS CRANACH.

(Aus Pachinger, Die Mutterschaft in der Malerei. München 1906.)



DAS WEIB ALS GEBÄRERIN IN DER KUNST.

Von Dr. ALFRED KIND.

Die Ästhetik von heute pflegt die Erscheinung des schwangeren Weibes aus dem Bereiche des Schönen auszuschließen. Man liebt die schlanke Bauchlinie. Über Geschmack und Mode ist nun bekanntlich nicht zu streiten, weil es sich hierbei nie um Überzeugen, sondern immer nur um Überreden handeln kann. Wer aber die Dinge sine ira et studio vergleicht, kommt doch zu tatsächlichen Resultaten, die innerlich mehr befriedigen, als das blinde Eifern vom subjektiven Standpunkte aus. Was die schlanke Bauchlinie angeht, so ist es von Interesse zu konstatieren, daß sie in der übergroßen Anzahl von Fällen nur durch das lange, bis zum Delta herabreichende Korsett erzielt wird. Nichtsdestoweniger schwärmen gerade die Anhänger der korsettlosen Tracht für eine Leibesschlankheit an Statuen und Aktbildern, wie sie an ungehemmt entwickelten Frauen unnatürlich wäre. Das ist so ein kleiner Widerspruch. In der Tat werden richtige Frauen, sagen wir Weiber, heute in der Kunst kaum noch dargestellt. Ein Blick in die Ausstellungen überzeugt, daß das Mädchen Alleinherrscherin ist, und zwar das kaum dem Kindesalter entwachsene, körperlich unreife Mädchen. Auch Pachinger[1]), der noch öfter mein Gewährsmann sein wird, bemerkt dies und kann sich nicht enthalten, von »ungesunder Geschmacksrichtung« zu reden. Das war nun keineswegs immer so. Das

---

[1]) Pachinger ist einer von den feinen und gelehrten Sammlerliebhabern, die in der Stille für sich arbeiten und die sich nur zufällig ihre Schätze entlocken lassen. Einem solchen Zufall danken wir das wundervolle Büchlein: Die Mutterschaft in der Malerei und Graphik, mit 130 Illustrationen, München 1906. Dies Werk ist in seiner ganzen Anordnung mustergültig und steht weit über ähnlichen Publikationen, wo sich Text und Bilder in der Regel gegenseitig stören. Hier aber demonstriert uns ein Mann, der aus dem Vollen seiner Kenntnisse schöpft.

Frauenideal hat in der Zeiten Lauf eine beträchtliche Metamorphose durchgemacht.

Sondern wir zunächst das sexuelle Frauenideal vom künstlerischen ab. Begreiflicherweise stehen die beiden heute in starkem Gegensatz. Das sexuelle Ideal ist dasjenige, das auf die Männer qualitativ und quantitativ die stärkste Anziehung ausübt. Berechnen kann man so etwas nicht genau, aber ungefähr abschätzen. Und da ist wohl unbestreitbar, daß das reife, vollentwickelte, gesundheitstrotzende Weib im Mittelpunkte der männlichen Sehnsucht steht. Ein üppiger Busen oder eine entsprechende Südpolarregion fasziniert unweigerlich. Fett reizt mehr als Knochen. Und in der Heimat des Islam, wo körperliche Darstellungen untersagt sind und also keinerlei Kunstmode Einfluß übt, sind unsere Karlsbaderinnen am begehrtesten. Nur ein Einfältiger kann darüber spotten.

Nun, das modische Ideal der Ästhetik hat sich stetig verschoben, wie uns die Zeugnisse der Vergangenheit in Wort und Bild beweisen. Wer in der künstlerischen Frauengestaltung seiner Zeit (oder irgend einer andern) die unverrückbare, wahrhafte Schönheit an sich gefunden zu haben glaubt, der gleicht der Liebenden, die den Eidschwüren »ewiger Treue bis zum Grabe« Gehör schenkt. Illusionen sind keine Naturgesetze. Machen wir zu unserer Erbauung den Sprung in die Zeiten der trefflichen Meister Aldegrever und Lucas Cranach. Aus Stichen und Bildern kennt jeder diese Damen mit den Kolossalbäuchen. Ruhige Spaziergängerinnen, ehrbare Heilige, Porträtfiguren und alle mit dem Wulst der Kostümfalten da vorn. Vielleicht ist es nur ein Kostümtrick, eine Reifenattrappe, ein verkehrter Cul? Oh nein, auch die nackte Eva im Stadium der Unschuld präsentiert sich so, als wäre sie im fünften Monat guter Hoffnung. Gerade an dieser Übertreibung erkennen wir, daß es sich im damaligen Deutschland um ein zeitgenössisches Mode-Ideal handelte: die Schwangere triumphierte ästhetisch. Die Ursachen davon zu ermitteln, ist ungeheuer schwierig, wie überhaupt das meiste, was bis jetzt zur Erklärung der auffälligsten historischen Modeerscheinungen zutage gefördert wurde, nur blankes

Gefasel ist. Begnügen wir uns mit der Tatsache, die keine andere Deutung zuläßt.[1])

In diese künstlerische Verherrlichung der Frau-Gebärerin spielt sicherlich in leisen Tönen die Marienverehrung hinein. Doch bevor ich von dieser rede, möchte ich noch eine physiologische Anmerkung machen. Bei den meisten Frauen ereignet es sich, daß sie nie schöner ausgesehen haben, als in den ersten Monaten der Schwangerschaft. Sie werden voller, die Haut samtig, das Inkarnat rosiger, die Augen leuchtend, die Bewegungen weicher, kurz, infolge der ungeheuren Revolution, die im Säfteverkehr des Körpers stattfindet, tritt auch nach außen sichtbar eine Veränderung hervor, die zu den denkbar angenehmsten zählt. Sie ist so auffällig, daß nicht viel Scharfblick dazu gehört, um an einer Frau, die man in Intervallen sieht, die Diagnose zu machen, noch ehe mit dem Ende des dritten Monats der Umfang zu plaudern anfängt. Es ist für mich höchst merkwürdig, daß dieser Zustand, an dessen Lieblichkeit auch der extremste Ästhetiker nichts zu tadeln fände, eine so winzige Rolle in Kunst und Literatur (vor allem der erotischen) spielt.

Die Marienverehrung hat wohl am meisten der populären Anerkennung unseres Themas vorgearbeitet. Die Heimsuchung war ein beliebtes Motiv für die Künstler, um die Gravidität in den Mittelpunkt andächtiger Betrachtung zu rücken. Auf dem bekannten Blatt aus Dürers Marienleben kommt sehr realistisch zum Ausdruck, wie sich das gespannte Unterzeug vor dem Mantel vordrängt und die Belastung des Kreuzes die ganze Rumpfhaltung nach rückwärts verlegt. Unzählig sind die Gnadenbildchen zum Einlegen in Gebetbücher, die entweder realistisch ausgeführt sind, oder wenigstens den Namenszug Christi am Leibe der Maria aufweisen. Auch wird der Embryo sichtbar hineingezeichnet.

---

[1]) Josef Kirchner in: Die Darstellung des ersten Menschenpaares, 1903, erklärt (bei Hans Memling) den Bauch einfach als verzeichnet wegen Mangels an Modellen und moderner Technik. Und warum hat Adam keinen Bauch? Und sollen unsere großen Meister bis hinauf zu Dürer konsequent gerade beim Zeichnen des Frauenunterleibs mit der Proportionslehre in den Haaren gelegen haben? Kirchner schreibt als Künstler mit fester ästhetischer Zeitauffassung. Daher seine Ansicht.

Der Umschwung zu Ausgang des Mittelalters bringt die antiken Stoffe zur Geltung. Mit den Kallisto-Bildern treten wir in die heidnische Fabelwelt ein. Die Nymphe Kallisto aus dem Gefolge Dianas wird in einem unbewachten Moment von Papa Zeus überlistet, indem er Dianens Gestalt annimmt. Die Folgen setzen die jungfräuliche Göttin und ihre Umgebung begreiflicherweise sehr bald in Erstaunen. Diesen kontrastreichen, bewegungerfüllten Vorwurf haben sich namentlich italienische Künstler nicht entgehen lassen. Dem Geschmack der Zeit entsprechend ist aber Kallistos Zustand nur zart angedeutet und das Hauptgewicht auf Gruppen-Lebhaftigkeit gelegt.

Weiterhin beginnt dann die anekdoten- und genrehafte Behandlung des Themas. Überfeinerung in den höheren Ständen geht Hand in Hand mit dem geistigen Zurückbleiben der unteren. Damals konnten Geschichten umlaufen von dem Gelüste schwangerer Frauen wie folgende: »Auff eine Zeit hat ein schwanger Weib einen Beckenknecht bloß und nackend gesehen, als er das Brodt zum Backofen getragen, und hat von diesem Anschaven einer solchen Lust zu seinen Schuldern bekommen, daß sie alle Speiß ganz und gar verworffen, ausgenommen die Schuldern des obgenanndten Beckenknechts: der Mann aber erbarmte sich über sein liebes Weib, wird mit dem Beckenknecht eins und sagt ihm ein gewiß Stück Geldt zu für einen jeden Biß; macht derhalben, daß sich der Beckenknecht zweymal von dem Weibe hat beißen lassen: Zum dritten Mal aber wollte er den Schmertzen nicht weiter leyden. Darnach gebiert das Weib drey Kinder, zwey lebendige und das dritte todt.« Eine merkwürdige Historia![1]) Die Bilder aus dieser Zeit aber führen uns novellistisch in die vornehme Welt oder in die arme — der Operettenbühne. Da ist Annette und

[1]) Das ist übrigens noch gar nichts. Im Jahre 1828 reiste ein Mann mit einem Kinde in Europa herum, in dessen Pupille (!) man deutlich (!) die Worte »Napoléon Empereur« lesen konnte. Die Mutter hatte nämlich im schwangeren Zustand ein neues Fünffrankenstück zu eingehend und liebevoll betrachtet. Hinc illae litterae! Wer sich für dergleichen Schnickschnack interessiert, findet eine Zusammenstellung in G. v. Welsenburg (= J. Bloch), Das Versehen der Frauen in Vergangenheit und Gegenwart, Berlin, 1899.

Lubin, in sentimental-pikanter Haltung. Wie ihre Schuhschnallen blinken! wie seine Locken sich kräuseln! Ihr Bäuchlein ist erheblich geründet, so daß sie kokett die eine Hand darauf stützt. Mit der andern wischt sie die Thränen, unter dem liebreichen Zuspruch ihres bildhübschen Lämmerhirten. Im nächsten Bilde stehen sie vereint, geputzt und zärtlich-dumm vor dem sehr interessierten Notar. Der Ehekontrakt wird unterzeichnet — und der Vorhang, der sich als Portière schon drüber hinknickt, fällt!

Tragikomisch ist eine Familienszene von Downman. Die Eltern sind mit dem Töchterchen zur weisen Frau gegangen. Die hat die Hand auf ihren Leib gelegt und das niederschmetternde Wort ausgesprochen. Empört hebt der Vater den Stock gegen die Schamrote; die Mutter schickt sich mit bittersüßer Miene ins Unabänderliche.

Es würde zu weit führen, wollte ich nur die Bilder vorüberziehen lassen, die allein Pachinger reproduziert. Allen ist gemeinsam der dramatische Moment, der die Vorgeschichte erzählt und ein Finale verheißt. Der Konflikt ist immer gesellschaftlich begründet und ruht auf der Überschätzung der Jungfernschaft und auf der Ächtung der unehelichen Geburt. Glücklicherweise streben wir jetzt mit merklichen Schritten einer Änderung dieser exklusiven Moral zu. Noch sind wir aber von früheren Zuständen nicht so weit entfernt, daß nicht das »Schuldbekäntnüß einer so genandten und vermeinten Jungfraw« aus dem 17. Jahrhundert noch heute täglich sich wiederholte. Da heißt es:

Nun was hilffts, es ist geschehen,
Lieben nieman gram kan seyn,
Soll es nun die Mutter sehen,
Heist es liebes Mütterlein
Lieber käuffet mir die Wiege
Das ich in den Kindbett lige.

Was geschehen ist, ist geschehen,
Bin ich doch die Erste nicht,
Die es selber hat versehen,
Weil es täglich viel geschicht,
Keiner kan sich nicht entschlagen,
Wie fromm er, der Liebesplagen.....

Nichts ist ärgers auff der Erden
Als verruchte Schand und Spott,
Kann denn nichts gefunden werden
Das mir hülffe von der Noth,
Ich will rathen diesen Dingen
Lassen eine Ader springen.

Natürlich, das Aderlassen hilft nichts, wie wir weiter erfahren. Wie sollte es auch!

Über die galanten Darstellungen des Rokoko und die gemütlichen der bürgerlichen Epoche gelangen wir nun in das Bereich der modernen Satire. Daumier hat ein Blatt gezeichnet, das humoristisch das oben erwähnte Schwangerengelüst illustriert. Am galligsten von allen und in seiner eckigen Art einzig ist Th. Th. Heine. In seinen »Bildern aus dem deutschen Familienleben« erscheint die gefallene Tochter in hochschwangerem Zustand mit gefalteten Händen vor den Eltern. Der Moppel begrüßt sie aus dankbarer Erinnerung. Die Mutter (eine routinierte Gebärerin) fällt in Ohnmacht. Der Vater weist ihr mit grimmiger Amtsmiene das Loch, das der Zimmermann gelassen hat. Und im Hintergrunde tuschelt der kleine Bruder seinem schadenfrohen Schwesterchen den geheimnisvollen Kommentar zu dem ganzen Ereignis ins Ohr. Ein ätzendes Blatt! Aber der Satiriker hat das Recht zur Verhöhnung unserer Moral. Wer sich getroffen fühlt, ist schon auf dem Wege zur Einsicht.

Ehe wir nun zum zweiten Abschnitt, den Darstellungen von Geburt und Wochenstube übergehen, ist noch ein Wort zu der Reproduktion nach Lucas Cranach: Der lüsterne Alte zu sagen. Es ist die oft wiederholte Szene, wie die Frau während der verliebten Zerstreutheit des Mannes seine Geldkatze plündert. Bei uns Modernen werden nicht genau kontrollierte Portemonnaies von zarter Hand besteuert. Betreffend den punctum puncti, gibt Pachinger folgende Auslegung: »Ein schon etwas ältlicher norddeutscher Patrizier kost zärtlich seine junge Frau, da ihm von ihr ein Erbe in nächster Aussicht steht. Die Dame mit ihren wohlfrisierten Haaren, die zum Teil von einer feingestickten Haube bedeckt sind, und dem malerischen Puffenkleide würde einen noch

ganz mädchenhaften Eindruck machen, wenn nicht alle Anzeichen dafür sprechen würden, daß sie demnächst ihrer schweren Stunde entgegensehen wird.« Nun, ich zögere, mich gerade bei diesem Bilde der Auslegung ganz anzuschließen. Die Dame ist stark geschnürt und zwar bis in die Nabelgegend, während die Rundung erst im Hypogastrium einsetzt. Das wäre doch ein bischen knapper Raum für einen bevorstehenden Weltbürger. Meiner Meinung nach handelt es sich hier nur um einen modisch betonten starken Leib[1]), und im übrigen, dem sehr beliebten Motiv entsprechend, nicht um eine Ehefrau, sondern um das beutegierige »Verhältnis« eines spät entflammten alten Knaben. Man liest der edlen Dame am Gesicht ab, daß sie nur an das Geld denkt. Sie scheint einem armen, aber jungen Liebhaber zuzulächeln, der sich hier außerhalb des Bildes befindet, der auf anderen Darstellungen der Art zur Seite zu stehn und den Mammon gleich in Empfang zu nehmen pflegt. Im übrigen ist das Bild für die Kostümkunde von höchstem Interesse. — — — —

Würde einem modernen Künstler der Auftrag zuteil, eine Entbindung zu malen, er würde sicherlich in die größte Verlegenheit geraten, sagt Pachinger. Wir werden also die Mehrzahl der Bilder, die den Geburtsakt darstellen, in vergangenen Jahrhunderten suchen müssen. Dabei ist es bemerkenswert, daß wir solche Darstellungen um so häufiger finden, je weiter wir die Zeiten und Kulturen rückwärts verfolgen. Ich erwähne nur im Vorbeigehen ein peruanisches Tongefäß aus Trujillo aus der Zeit vor Columbus, das vor kurzem in der Sonderausstellung der vorm. Gretzer'schen Sammlung im Berliner Kunstgewerbe-Museum zu sehen war: Auf dem bauchigen Abhang des Gefäßes kauert die Frau mit gespreizten Schenkeln, rückwärts vom Mann umschlungen und gestützt; eine Helferin ist vor ihr tätig, das bereits halb geborene Kind zutage zu fördern.[2])

[1]) Wie oben bei Eva vor dem Sündenfall.

[2]) Die Grupppe ist ungemein realistisch. Leider gelang es mir nicht, sie zur Reproduktion zu bekommen. Doch werde ich das nachholen, sobald die spezielle Veröffentlichung aus dem Völkermuseum erfolgt ist. Die verschiedenen Stellungen bei der Geburt betreffend, verweise ich auf Ploß-Bartels, das Weib in der Natur- und Völkerkunde.

Der Raumbeschränkung wegen können hier indessen nur die bekanntesten Bilder der europäischen Kunst berührt werden. Da scheiden zunächst zahlreiche Christusdarstellungen aus, weil sie die eigentliche Geburtsstunde unterschlagen. Überhaupt wird der neugeborene Christus nie als hilfloser Säugling gemalt; er macht fast immer den Eindruck, als wäre er mindestens schon sechs Monate alt. Auch allegorische Repräsentationsbilder, wie von Rubens, kommen hier nicht in Betracht.

Beginnen wir gleich mit der Betrachtung der hier wiedergegebenen »Zwillingsgeburt« von Martin van Veen, genannt Jacob von Heemskerck (1498—1574). Es handelt sich um ein Thema aus dem alten Testament, das in die Zeit des Malers versetzt und in heroischer Manier durchgeführt ist. Die junge Frau sitzt auf dem Gebährstuhl und wird von fünf Dienerinnen festgehalten. Die Wehemutter entnimmt das Kind ihrem Schoße. Das Brüderchen, das vorher angekommen ist, soll soeben in ein ehernes Becken voll warmen Wassers zum Reinigungsbade[1]) getauft werden. Ein Korb mit Wickelbinden und eine Wiege stehn daneben. Im Hintergrund werden am lodernden Kaminfeuer Tücher gewärmt und das mächtige Himmelbett zur Aufnahme der Wöchnerin gerüstet. Man muß sagen, daß der Ausdruck der Gesichter dem Maler oder Stecher vortrefflich gelungen ist. Der Schmerz der Gebärenden, der Eifer der Dienerinnen, die ruhige Sicherheit der Hebamme, alles ist aufs glücklichste beobachtet.

Als Gegenstück zu diesem Bilde der wohlhabenden Hilfsbereitschaft könnte man das »Zigeunerlager« von Jacques Callot anführen. Eine zerlumpte Gesellschaft gemischter Natur hat sich unter ein paar knorrigen Baumriesen niedergelassen. Ein Kessel ist aufs Feuer gehängt, umstanden von den hungrigen kleinen Hemdenmätzen der Bande; ein Hammel wird ausgeweidet; gestohlene Hühner werden gerupft, Spieße gedreht, Karten gespielt, Köpfe gelaust, Wäsche

[1]) Da wir alle in einem unbeschreiblich schmierigen Zustand zur Welt kommen, so ist dies Bad wohl das erste, was man auf der ganzen Erde den Neugeborenen zuteil werden läßt. Doch findet sich daneben auch Reinigen mit Oel, mit Speichel, Abreiben mit Salz, Beräuchern mit Tabak etc. Vgl. Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker.



DER GEBURTSHELFER. Aus dem Zyklus »Totentanz«. Von FRITZ GÄRTNER. (Aus Pachinger, »Die Mutterschaft in der Kunst«, München 1906.)

getrocknet — und im Hintergrund auf bloßer Erde kommt hurtig ein Weib nieder, ganz sans façon; ein Mann bringt ihr einen Imbiß, eine Gevatterin nabelt das Kind ab — das ist alles.

Oft genug mag es ja selbst in der seßhaften Bevölkerung nicht komfortabler zugegangen sein, wie das auch heute noch bei armen Leuten verblüffend einfach abläuft. Aber gerade

den Künstler reizt es, das behagliche, geschäftig bewegte Interieur wiederzuspiegeln. Es gibt viele und entzückende Bilder, die den Augenblick »fünf Minuten darnach« zum Gegenstand haben; den Augenblick, wo der Schmerz der wohligen Erschlaffung und das ungewisse Bangen der stolzen und sicheren Freude gewichen ist. Nur eine Mutter kann da eigentlich recht mitfühlen. Der Vater, dem das kleine Ding in die Arme gelegt wird, macht (auf den Bildern, meine ich) immer einen nachdenklichen Eindruck, als werde ihm plötzlich klar, wie wenig Mühe er an der ganzen Geschichte gehabt.

Man kann diese Bilder, die einen so reizvollen Einblick in die Intimität des bürgerlichen Lebens gewähren, in der gleichen Weise, wie im ersten Abschnitt dieser Besprechung, in Gruppen klassifizieren und hinauf verfolgen bis zu den eleganten Meisterstücken eines Moreau le Jeune[1]) und den Bitterkeiten der modernen Karrikatur. Wir geben hier eins der allerneuesten Blätter wieder: Fritz Gärtner, Der Geburtshelfer, aus dem Cyklus »Totentanz«. Von Schmerzen gepeinigt, daß ihr die Sinne vergehen, liegt hier die Kreißende auf dem Jammerlager; ihre Linke krümmt sich zitternd über dem Leib, der sich seiner Bürde nicht entledigen kann. Und plötzlich schaut sie wie in einer Vision in dem ratlosen Geburtshelfer vor sich den Tod. Ein Blatt voll düster-trauriger Stimmung: das ist das Ende einer hoffnungjauchzenden Liebe.

Die Kunst der sachverständigen Geburtshilfe ist heut auf einen hohen Grad gelangt und war, so weit man das überblicken kann, noch nie so rationell ausgebildet. Die historische Entwicklung dieser Fertigkeit ist sehr interessant, nicht nur vom medizinischen und kulturgeschichtlichen Standpunkt aus, sondern auch für die künstlerisch-intime Seite der Sache. In den Hebammenbüchern vergangener Jahrhunderte finden wir noch eine Reihe der wertvollsten Darstellungen. Heute sind diese Bücher dürr geschrieben und mit trockenen Schemafiguren ausgestattet; ehedem war selbst der Vers nicht zu schade, die Mühe des Lernens zu versüßen. Bei Eucharius

---

[1]) Reproduziert in Robert Müllerheim, Die Wochenstube in der Kunst, mit 138 Abbildungen, einem gleichfalls sehr empfehlenswerten Werk.

Rößlin, 1678, heißt es zum Schluß der »underweisung, wie sich die Schwangeren Frawen halten sollen«:

Wan sich denn nahet ihre Zeit
Daß sie der Frucht soll werden gneit,
So sollen sie spaciren thon
Die Treppen auf und nieder gon.
Dadurch sie ring und fertig werden
Zu geberen ohn alle Beschwerden.
Wann sie dan in die arbeyt[1]) gaht
So gib ihr Nießwurtz, ist mein rath.[2])
Daß sie davon fluchs niesend wirdt
Darvon sie desto leichter gebiert.
Wann sie dann fröhlich hat geboren
So soll man sie dann wol verwarn
Mit zarten Speisen pflegen wol
Hennenfleisch sie essen sol.
Ihr Tranck soll seyn ein klarer Wein
Doch soll sie wol verwahret sein,
Vor Forcht und Schrecken merck mich eben
Auch soll man ihr kein Honig geben.
Hiemit hat diß Capitel ein endt
Von schwangerer Weiber Regiment.

Die Wehemutter, an deren Haus als Zeichen ein gemaltes Wickelkind heraushängt, und die Dienerinnen sind auffallenderweise nicht die einzigen Personen, denen wir auf den Bildern der Wochenstuben begegnen. Im Gegensatz zu heute ist der Mann gewöhnlich dabei, selbst beim Kaiserschnitt, dessen Messerlinie zuvor mit Tinte sorgsam auf den Bauch gezeichnet wird;[3]) außerdem stehen die Türen sperrangelweit auf, so daß alles hineindrängt, was irgend Lust hat. Jede Nachbarin könnte einen guten Rat wissen, und guter Rat ist hierbei immer zu gebrauchen. Von Aseptik weiß man natürlich nichts, zum Entsetzen heutiger Äskulapsjünger. Indes ist wohl als feststehend zu erachten, daß die Menschheit trotz mangelnder Aseptik das zwanzigste Jahrhundert erlebt hat.

Auf den Bildern fällt ferner die eigentümliche Decenz

[1]) Geburts- oder Wehenarbeit.

[2]) Derartige kleine Mittel, die das Beginnen der Austreibungsperiode beschleunigen, werden auch heute von alten Praktikern nicht verschmäht.

[3]) Eine Vorschrift besagt, daß diese Linie »wohl getrücknet sein muß, damit man's nicht leichtlich auslöschen möge«.

auf, mit der die Schamhaftigkeit der Schwangeren geschont wird. Die Geburtshilfe wird immer ohne Benutzung der Augen gewissermaßen im Finstern geleistet; unter dem Rock oder dem Betttuch. In einem Fall sehen wir den Arzt zu Füßen der Frau sitzen, und offenbar eine kompliziertere Sache, eine Wendung oder so etwas vornehmen. Dabei ist ihm das Betttuch wie eine Serviette bis hinten um den Hals herum zugebunden.

Zu erwähnen ist noch eine ganz besondere Gruppe. Es sind landschaftlich-mythologische Darstellungen, vergleichbar den Kallisto-Bildern, die gewöhnlich der Illustrierung einer bestimmten Metamorphose des Ovid dienen, nämlich der Geschichte von der Geburt des Adonis durch die Myrrha. Myrrha ist zum Baum verwandelt und muß als solcher gebären[1]). Aus diesem Motiv, das dem damaligen gebildeten Publikum geläufig war, entstehen prächtige Holländer-Landschaften mit kleiner Staffage, aber auch heroische und sentimentale Landschaftskompositionen, und, um einen bekannten Namen zu nennen, Bouchers »Geburt des Adonis«, ein pikant-graziöses Nymphenbild, in dem schon Körper und Gewandung der Personen zur Hauptsache geworden ist.

Somit wären wir so ziemlich ans Ende dieser Übersicht gelangt, die, wie immer, nur der wissenschaftlichen Anregung des Lesers, und diesmal hoffentlich auch der freundlichen Leserin, dienen soll. Erschöpfend läßt sich auf ein paar Seiten nichts abhandeln, und die Einführung und Orientierung in den geradezu ungeheuren Reichtum guter Werke erscheint mir als die Pflicht eines, wenn auch unmaßgeblichen, Ratgebers.

Anhangweise müssen aber noch die Bildnisse der »stillenden Mutter« erwähnt werden, wenn gleich sie schon auf ein weiteres großes Stoffgebiet überleiten. Von zarter Schönheit ist das hier wiedergegebene Bild »Venus und Cupido« des englisch-amerikanischen Künstlers J. Greenwood (1729—1792). Es ist ein Schabblatt, das sich von gefährlicher Süßigkeit fern zu halten weiß. Verstohlen blickt die Mutter aus dem Rahmen

---

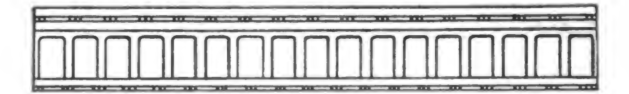
[1]) Meines Erachtens erklärt sich der ganze Mythos zwanglos aus der Tatsache, daß die callöse Umwallung alter Astnarben an Bäumen eine frappante Aehnlichkeit mit weiblichen Genitalien (besonders während der Geburtsarbeit) haben kann.

heraus, ob kein unberufener Lauscher in der Nähe weile. Anmutig biegt sie sich dem Kinde entgegen, von dem der Blick in die Ferne schweift zu dem Tempelchen, das dort hinten in stiller Bergeseinsamkeit schlummert.

Die Darstellungen der stillenden Mutter sind in der Hauptsache Einzelfiguren; sie leiden deshalb unter einer gewissen Monotonie. Folgende Gruppen könnte man unterscheiden: Madonnenbilder; ihre Zahl ist endlos; sie zeigen uns das hungerige, das trinkende, das gesättigte Kind. Genrebilder mit Säugamme, überleitend zu den Kinderstuben-Bildern. Mythologische, historische Motive. Zu den letzten gehört die »Entstehung der Milchstraße«, auch von Tintoretto gemalt. Hermes legte der schlafenden Here den kleinen Herakles an die Brust, die Frucht von der Untreue ihres Gatten! Als die Wütende erwacht, reißt sie den Säugling fort; aus der verspritzten Milch entsteht die Milchstraße. Historisch (oder legendär) ist das Motiv von Pera und Kimon. Kimon wird durch Scherbengericht zum Hungertode verurteilt; seine Tochter besucht den Gefesselten im Kerker und tränkt ihn mit eigener Milch; ein Stoff, der an der Grenze des Pikanten steht. Stephan Sinding hat neuerdings ein verwandtes Motiv benutzt, dem aber leider die feste Basis eines vorhandenen Textes fehlt, so daß man erst nach Kenntnis des Titels »Gefangene Mutter« über die Absicht des Künstlers klar wird.

Unter den Säugammen-Bildern ist kulturgeschichtlich sehr interessant ein Stich von Jacobo Bernardi nach Nougnier. Im Vordergrunde steht die nackte Halbfigur der Diana von Poitiers. Diese »Herrin« Heinrichs II. war über das Säugen anderer Ansicht, als Maria Theresia, die 15 Kinder gestillt hat. Sie zeigt im Bild einen fast jungfräulichen Busen, während ihr Kind im Hintergrund von der Amme gestillt wird. Viele Frauen folgen auch heute aus sogenannter Rücksicht auf Körperschönheit diesem Beispiel. Ob der gewünschte Erfolg immer eintritt, erscheint mir doch unsicher. Die Schönheit des Busens, d. h. seine Fülle und aufrechte Haltung scheint mir vielmehr in Rassen- und Familiendisposition begründet.





VERBRECHEN GEGEN DIE LEIBESFRUCHT.

Beiträge zur Frage der Fruchtabtreibung.

III.

PARAGRAPH 218.

Von ELISABETH ZANZINGER.

»Die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt mit der Vollendung der Geburt.«

So lautet, klar und logisch, der Paragraph 1 des bürgerlichen Gesetzbuches.

Welch' direkter Widerspruch hierzu, welcher Rattenkönig von Inkonsequenz dagegen liegt in jenem anzufechtenden Gebilde, dem Paragraph 218, der festsetzt:

»Eine Schwangere, welche ihre Frucht vorsätzlich abtreibt oder im Mutterleibe tötet, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter 6 Wochen ein.

Dieselben Vorschriften finden auf denjenigen Anwendung, welcher mit Einwilligung der Schwangeren die Mittel zur Abtreibung oder Tötung bei ihr angewendet oder ihr beigebracht hat.«

Merkwürdigerweise haben fast alle Kulturstaaten einen Gesetzesparagraphen aufgenommen, der ein »Verbrechen gegen die Leibesfrucht« verurteilt. Bei näherer Betrachtung jedoch findet man, daß diese Bestimmung aus längst veralteten Einrichtungen übernommen ist. Im Allgemeinen haben sich indes letztere als absolut unvereinbar mit der überall dringend geforderten, allein sehr verschieden erreichten Gleichstellung der beiden Geschlechter erwiesen und sind daher größtenteils durch zeitgemäßere ersetzt worden. Nur die erwähnte Vorschrift ist erhalten geblieben, doch wird von vielen Seiten offen oder versteckt gegen sie angekämpft. Trachten wir Deutschen, nicht die letzten zu sein, welche den Frauen das verdiente Recht und die gewünschte Freiheit verschaffen, denn auch bei uns ist reichlich Veranlassung dazu gegeben, den so unwürdigen Paragraphen umzustoßen.

Treten doch kaum jemals in einer Schwurgerichtsperiode die Geschworenen zusammen, ohne, dem Buchstaben des Gesetzes entsprechend, Gericht zu halten über Verbrecherinnen an keimendem Leben, Verbrecherinnen, die sich aus allen Ständen, hoch und niedrig, reich und arm, aus Kreisen herrschender Geistesroheit wie der höchsten Bildung und — scheinbaren — Frömmigkeit rekrutieren.

So bildet auch einzig die Durchführung dieses unzeitgemäßen Gesetzes die Ursache zu den zahllosen Kindesmorden, die allerorts begangen werden, da die durch das Unglück zur Mutter gewordenen sich nicht anders zu helfen wissen. Und wie schwer die Folgen dieser grausamen Vorschrift sind, geht daraus hervor, daß in Berlin im Jahre 1868 — inzwischen haben sich die Zustände erheblich verschlechtert — nach einer dem Reichstag überreichten Denkschrift des Zentral-Ausschusses der inneren Mission 54 Kinderleichen in Senkgruben, Kanälen etc. aufgefunden wurden. Sehr richtig wird hierzu bemerkt, daß diese 54 sicherlich nur einen kleinen Teil der beiseite geschafften Kinderleichen bezeichnen. In Holstein wurden laut derselben Denkschrift innerhalb 10 Tagen 5 Kindesmörderinnen aus ländlichen Distrikten nach Glückstadt gebracht. Ja, ungefähr der dritte Teil der dort detinierten weiblichen Gefangenen bestand aus Kindesmörderinnen!

In der ganzen Welt hat sich daher das Bedürfnis gezeitigt, die im Mutterleib keimende Frucht in bestimmten Fällen nicht zur Reife gelangen zu lassen, und besonders in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika hat diese Selbsthilfe, diese Notwehr einen solchen Umfang angenommen, daß Dr. H. Pomerey zu dem Schluß gelangen konnte, das Verhindern und Zerstören ungeborenen Lebens sei »die amerikanische Sünde par excellence«. Auch andere Kenner der Verhältnisse bezeichnen die Kindesabtreibung als ein »spezifisch amerikanisches National-Verbrechen«, das nirgends sonst in solcher Ausdehnung zu finden sei.

Wie häufig aber auch in Deutschland die Verbrechen gegen das keimende Leben sind, zeigt z. B. ein einziger Prozeß in Hamburg, in welchem mehr als 100 Frauen der Fruchtabtreibung angeklagt und teils mehr, teils weniger hart

verurteilt wurden. Über die große Verbreitung der zu eigenmächtigem Vorgehen wünschenswerten Kenntnisse spricht die Tatsache, daß im Jahr 1895 in Berlin eine Kupplerin festgenommen wurde, die unter der Anklage stand, nacheinander 200 Frauen vom Lande als Mägde in Lehre und Dienst gehabt zu haben, die dann wieder an anderen die entstehende Geburt abtrieben.

Nehmen wir deutsche Zeitungen zur Hand, so fällt unser Blick alltäglich sogar auf Dutzende von Annoncen, in denen sich weise Frauen anbieten zu »Rat und Hilfe in diskreten Angelegenheiten«, »zur unfehlbaren schmerz- und gefahrlosen Beseitigung aller Hindernisse der regelmäßigen Menstruation, gleichviel, woraus diese entstehen mögen«. Viele Hunderttausende werden jährlich für diese Inserate ausgegeben und unzweifelhaft muß der Gewinn dieses Geschäftes mit der Größe der Kapitalsanlage im Verhältnis stehen.

Wie aber wird der schwer Bedrängten durch dergleichen Beistand, durch solche Mittel geholfen, wie viele blühende Lebewesen bringen auf diese Weise ihre Gesundheit mit eigenem freien Willen ohne Not in Gefahr? Denn wozu greift die Geängstete nicht in ihrer Aufregung und welchen namenlosen Qualen liefert sie Geist und Körper ratlos aus?

Doch das Gesetz, das sich sonst nie mit ihrem Ergehen beschäftigt, verbietet ihr das unter Androhung von Strafen, wie sie z. B. keinem Betrüger in annäherndem Maß zuteil werden, der andere gewissenlos um Hab und Gut betrogen und in tiefes Elend gebracht hat, während er das Gestohlene bei Wein und Weib in Lust und Wonne verpraßt. Das Gesetz, das sich nicht darum kümmert, ob eine Frau ihre Gesundheit durch Überarbeitung zugrunde richtet, verhängt noch Strafe über die seelisch und körperlich Leidende wie niemals über einen Verleumder, der die Ehre achtbarer Menschen zugrunde richtete und damit deren Leben moralisch vernichtete. Das Gesetz verurteilt die Unglückliche mit Strafen, wie sie vor allem nicht jene gewissenlosen, wahrhaft bestialisch gesinnten Mütter, bezw. Eltern erreicht, die ein unschuldiges Kind, dessen Geburt vorzubeugen sie entweder zu feig waren, oder dessen Dasein ihnen erst Vorteil gebracht und das ihnen nun unbequem



VENUS UND CUPIDO. Von I. GREENWOOD.
(Aus Pachinger, „Die Mutterschaft in der Malerei". München 1906.)



ZWILLINGSGEBURT. Von JAKOB VON HEEMSKERCK.

(Aus Pachinger, »Die Mutterschaft in der Kunst«. München 1906.)

geworden, insgeheim schmählich mißhandeln und ihren Haß auf das bemitleidenswerte Geschöpfchen in schrecklichen Martern kühlen, ja, in der Hoffnung, dem Arm der Gerechtigkeit zu entgehen, das Ärmste oft langsam zu Tode foltern! Welche Buße aber vermöchte uns als gebührender Lohn und Ausgleich zu erscheinen jenen Rohlingen gegenüber, die es ihre eigenen Kindern in grausamer Weise fühlen und entgelten lassen, daß sie die Folgen ihrer Leidenschaften und Laster sind, und die ihre elterliche Gewalt zu oft geradezu unglaublichen Torturen mißbrauchen! Welche Strafe wäre hier am Platz, um solche herzlosen Scheusale zur Einsicht und Besserung zu bringen?

Dagegen wird eine in höchster Seelennot ihrer Sinne kaum Mächtige, ein vertrauensseliges, bitter getäuschtes Weib, das Wochen, Monate des Kummers durchlebt und nun der trostlosen Zukunft nicht länger ins Auge sehen kann, erbarmungslos gerichtet und zu den schwersten Freiheitsstrafen verdammt, und zugleich damit infolge der vorausgegangenen pein- und schmerzvollen Zeit nicht selten ihre Gesundheit, auf die sie zum Verdienen ihres Lebensunterhaltes angewiesen, gänzlich untergraben.

Zu solchem Vorgehen besteht nicht die geringste Berechtigung.

Denn von ihrem Körper, ihrer Gesundheit ist einzig die Frau die rechtmäßige Besitzerin und ihr allein steht es zu, nach Gutdünken, nach freiem Ermessen damit zu schalten und zu walten.

Wie es ihr ureigenstes Recht, ihre intimste Angelegenheit ist, ihre Jungfräulichkeit als wertvollste Gabe dem Auserwählten ihres Herzens zu schenken, so ist es andererseits auch gänzlich Privatsache der Schwangeren, wenn sie etwaige Folgen ihres Handelns aus irgend einem ihr triftig erscheinenden Grund vertilgen will.

Maßt sich doch ganz natürlicherweise der Staat auch keinerlei Berechtigung an, sich um die Ursachen der Kinderlosigkeit in ehelichen oder freien Verbindungen zu kümmern!

Würde hingegen von der Frau gefordert, einen Teil ihrer Kraft dem Staat zu widmen, indem sie die Welt je nach ihren

Verhältnissen mit Nachwuchs versorgt, so quasi als Analogie der Militärpflicht des Mannes, dann und nur dann hätte eine Rechenschaftsforderung Gültigkeit.

Wie die Dinge liegen, sollte es ganz von dem freien Entschluß des Weibes abhängen, ob sie ihr Geschlecht verwerten und eine keimende Frucht zur Reife bringen will oder es vorzieht, vorher einzuschreiten. Doppelt begründet wird diese Willensfreiheit, da derselbe Staat sich in keiner Weise verpflichtet fühlt, der jungen Mutter bei der Pflege und Erziehung des Kindes durch pekuniäre Hilfe Unterstützung zu bieten.

Solange die Mutter für die standeswürdige Erhaltung ihres Kindes aufzukommen hat, muß ihr auch ausschließlich das Verfügungsrecht zustehen, ob sie gewillt ist, diese Last auf sich zu nehmen oder es für angezeigt erachtet, unerwünschtem Zuwachs durch beliebig zu wählende Mittel vorzubeugen. Und auf welche Weise das geschieht, das zu entscheiden, ist wiederum Sache der allein betroffenen Mutter, deren Gesundheit dabei in Frage kommt.

Keinesfalls dürfte man also ein Weib zwingen, ein Kind in das Leben zu setzen, solange man ihr nicht mindestens die nötigen Subsistenzmittel für sich und das Kind ihres Schoßes außer den ihr zukommenden Rechten als Ehefrau zusichert. Trifft dies in reichem Maße zu und spielen keinerlei Umstände mit, welche die idealen und realen Erwartungen einer gesunden Frau zu täuschen vermögen, so wäre der Mann berechtigt, gegebenen Falles wegen eines Deliktes gegen seine Person zu klagen, niemals jedoch darf eine Reaktion als ein Verbrechen gegen den Staat aufgefaßt werden. — Es könnte höchstens der Paragraph 1568 Berücksichtigung finden, da nur von einem Vergehen gegen das Recht auf Nachkommenschaft, also einer Verletzung des Familienrechtes, die Rede sein kann. Solange aber — freie oder gesetzlich gegründete — Ehen noch ohne gesundheitliche Untersuchungen geschlossen und nicht ärztlich überwacht werden, findet leider nur zu oft die Frau Veranlassung, die Geburt eines unwillkommenen Sprößlings noch rechtzeitig zu verhindern. Hat doch die Frau ein ungleich größeres Anrecht auf das zu

gebärende Kind, das dem Mutterkörper seine ganze Lebenskraft entleiht und seinen Urstoff diesem entzieht, während der Vater nur ein winziges Zellchen von seinem Plus dazu abgibt und von Schmerzen völlig verschont bleibt.

Ausschließlich auf das weit ausgeprägtere Verantwortlichkeitsgefühl der Frau basierend, hat man ein Gesetz gebaut, das keinerlei Daseinsberechtigung genießt und durch das man das Weib doch zwingen will, ohne Rücksicht auf ihre persönlichen Wünsche und Instinkte, auf ihr körperliches Wohlergehen, die in ihr oft unter Unterdrückung jeglicher Willensfreiheit geweckte Frucht zur Reife zu bringen. Man behandelt sie wie eine Maschine, die ihren Zweck erfüllen muß, eine Gebärmaschine, also wie eine Sache. Tut sie die ihr oktroierte Pflicht indes nicht, so wird sie verantwortlich gemacht und bestraft wie eine bewußt handelnde Person.

Was verstehen wir aber unter Menschenrecht?

In Anlehnung an die großen Philosophen ist darunter alles dasjenige zu verstehen, was man selbst zu tun für gut findet und was dem Nebenmenschen keinen Schaden zufügt. Und richten wir uns nach Kant's Definition des obersten Sittengesetzes, so ist es nichts anderes als das Prinzip der Gerechtigkeit und Billigkeit.

So gehört u. a. die normale Befriedigung des Sexuallebens zu dem natürlichen Recht des Menschen.

Als Folge davon trägt jedes normale weibliche Wesen in sich das Verlangen nach Mutterschaft und freut sich daher einer eingetretenen Schwangerschaft. Nur unter dem Druck unbedingter Notwendigkeit wird sie sich daher die Betätigung ihrer altruistischen Triebe, die Äußerung ihres egoistischen Strebens, in ihrem Kinde weiterzuleben, versagen.

In der Ehe jedoch hat sich die Frau vollständig den Bedürfnissen des Mannes unterzuordnen; von geistig Abnormen und körperlich Siechen muß sie sich alle Intimitäten gefallen lassen. Denn nur bei ausgesprochener Geisteskrankheit ihres Gebieters wird ihr Verweigerung des an sie gestellten Anspruches zugestanden.

Andererseits kann ein Embryo, ein menschliches Keimwesen, dem jede, auch die geringste freie Willensbestimmung,

jede bewußte Tatkraft fehlt, nicht als Lebewesen betrachtet werden. »Was lebt, das atmet« und so lange der Fötus noch im Mutterleibe weilt, sind keine selbsttätigen Atembewegungen nachweisbar. Bei gerichtlichen Deduktionen gilt es als Beweis der Lebensfähigkeit des Kindes, wenn aus den Nieren ersichtlich, daß bereits Luft in die Lungen eingedrungen gewesen. Somit hätte demnach vor der Geburt die »Kind« benannte Frucht rechtlich als leblos zu gelten. Will man aber auf etwaige mechanische Lebensäußerungen des sich ausbildenden Menschenkindes Gewicht legen, so kann das erst vom 6. Monat nach stattgefundener Konzeption an geschehen. Allein in dieser Zeit ist die mit der Beseitigung des künftigen Menschenkindes verbundene Gefahr doch wohl zu groß, als daß sich eine werdende Mutter ohne allerhöchsten Drang einer Abtreibung unterziehen wird. Sieben-Monatkinder allerdings erweisen sich in den meisten Fällen als lebensfähig und rechtfertigen daher eine Untersuchung durch einen geschickten Arzt, der immer genauere Auskunft und Rat zu geben vermag; dessen Ausspruch sollte auch als maßgebend betrachtet werden und über Sein und Nichtsein einer fraglichen Persönlichkeit bestimmen.

Dabei möchte ich gleich bemerken, daß niemals der Hebamme oder sonstigen »weisen« Frau in das Leben ihrer Mitschwester, der Schwerbedrängten, entscheidend einzugreifen gestattet sei, sondern lediglich dem erfahrenen Arzt diese Ermächtigung zustehen darf, — dann jedoch in weitestem Umfang.

Statt aber mit Strafen zu drohen und eine Mutter für ihr ganzes Leben unglücklich zu machen, müßte der Staat derjenigen Dank wissen, die sogar unter Opferung ihrer Gesundheit zu verhindern sucht, die Welt mit Krüppeln und Idioten zu bevölkern. Die Gesellschaft sollte die ehren, die sie vor minderwertigen Elementen, vor Individuen bewahrt, die ausgestattet sind mit für die Gesamtheit gefährlichen Erbstücken und schlechten Lebenssäften.

Allein sichere Strafe ereilt die Verbrecherin gegen das keimende Leben nicht nur nach Vollzug ihres Vergehens, sondern schon der gefaßte Vorsatz zu einem Eingreifen genügt zu ihrer Verurteilung.

Wenn wir jedoch nach einer Strafe erfordernden Schuld suchen, so finden wir sie meist auf seiten eines gewissenlosen Vaters, denn die erste Bedingung eines Verbrechens besteht in dem Schaden, der einem anderen zugefügt wird.

Freilich gestattet das Gesetz die Anwendung von Präventivmitteln, in der Ehe indes natürlich nur bei beiderseitigem Einverständnis.

Wie schwer wird aber die Frau für vorhandene Mängel des werdenden Vaters, für das Vorhandensein von Geisteskrankheit, wie von venerischen Leiden den stichhaltigen Nachweis liefern können!

Kann das Gesetz nun wohl billigerweise verlangen, daß eine von einem venerisch Kranken Geschwängerte voll guter Hoffnung tatenlos in die Zukunft schaue, um einem elenden Geschöpf unter Schmerzen das Leben zu geben?

Welche Gefühle muß eine werdende Mutter, die in Notzucht, Trunkenheit, von einem Rohling überwältigt, der unter ihrem Herzen keimenden Frucht entgegenbringen? Eine Mutter, die Verantwortung und Sorge tragen soll für ein Leben, das sie nicht geweckt hat und das Anlagen zu Perversitäten und Krankheiten in sich birgt, deren Entfaltung sie nur mit Furcht entgegensehen kann!

Auch an die Fälle von indirekter Notzucht möchte ich erinnern, die das Gesetz wohl nicht als solche anerkennt, die aber doch unter dem Druck der Not, z. B. unter der Gewalt der Dienstherrschaft, der Macht des Brotgebers, Opfer fordern, weil ein Verweigern nicht gewagt wird.

Kann eine Mutter wohl mit Freuden die Folge einer in der Auflösung begriffenen oder doch nur künstlich gehaltenen Ehe bezw. Verbindung willkommen heißen, nachdem es einmal Pflicht der Ehefrau ist, sich hinzugeben, so oft es dem Ehemann beliebt, dieses zu verlangen?

Ist einem minderjährigen Mädchen zuzumuten und von ihm zu erwarten, daß es die hohe Pflicht der Mutterschaft auf sich nimmt, wie es dieser Forderung nach Gesetz und ethischem Gefühl gebührte?

Das Hauptprinzip der ganzen Rechtspflege müßte darin

gipfeln, allen krankhaften, anormalen Äußerungen durch Verhinderungsmaßregeln vorzubeugen, um zielbewußt eine gesunde, kräftige Rasse ins Leben zu rufen und nur, wenn man sich nicht ins einzelne verliert und das große Ziel nie aus den Augen gelassen wird, ist es auch zu erreichen.

Wie oft dagegen wird die Existenz von Mutter und Kind vernichtet durch das Kleben am Buchstaben eines völlig unbegründeten Gesetzes!

Statt dessen sollte der Staat ein Interesse daran nehmen, das Individuum wie die Gesellschaft vor allzustarken Auswüchsen der menschlichen Schwächen und Leidenschaften zu schützen.

Sicherlich ist es für das Individuum und die Gesellschaft weit besser, daß zehn Frauen unter ungünstigen Umständen nicht Mutter werden, als daß eine Frau das Elend, die Verzweiflung und Schande durchkämpfen und ein solches Kind mit Widerwillen gebären muß.

Treten wir aber dem Kernpunkt des Gesetzes wegen des keimenden Lebens näher, so finden wir ihn in dem verursachten Verlust an Menschenleben, — dies hauptsächlich in Gestalt von Soldaten, — den die Verbrecherin dem Staat zufügt.

Das Gesetz gestattet jedoch, wie gesagt, die Anwendung von Präventivmitteln, ja, es fördert letztere sogar. Dadurch geht nun zweifellos auch viel Kraft verloren, die dem Volke erhalten bleiben könnte bezw. sich verwerten ließe. Welcher unlösbare Widerspruch liegt daher darin, wenige Wochen später mit harten Strafen für den gleichartigen Verlust, den das Volk kurz vorher unter obrigkeitlicher Billigung erlitten und der inzwischen nur in ein anderes Stadium seiner äußeren Form getreten, einzuschreiten! Und doch ist die Natur so verschwenderisch mit ihren Samen und Keimen, daß lediglich die alleredelsten und vollkommensten, die unter den günstigsten Verhältnissen heranwachsenden, zur Reife gebracht werden sollten.

Welches Elend aber mit der Geburt eines nicht gewünschten Kindes in die Welt geschickt wird, welche Gesetzesübertretungen, welcher Zwiespalt der Handlungsweise heraufbeschworen werden müssen, mag ein bei anderer Gelegenheit von Forel erwähnter

Fall erläutern. Es soll eines der unzähligen, sich tagtäglich in der zivilisierten Welt abspielenden Beispiele illustrieren und zeigen, wie ethisch erklärlich und verzeihlich ein Vergehen sein kann, das doch eine gesetzliche Strafe berechtigt.

In der im allgemeinen rücksichtsvoll vorgehenden freien Schweiz hatte Frieda Keller, ein fleißiges, junges Mädchen von bestem Charakter, das Unglück, von ihrem Arbeitgeber, einem Wirt, verführt und in Schwangerschaft gebracht zu werden. Um ihren geringen Verdienst zu erhöhen, hatte sie, eine Näherin mit 60 Frcs. Monatsgehalt, — an Sonn- und Feiertagen in dem Gasthaus ihres Verführers ausgeholfen, was ihr zum Verhängnis wurde. Auf ein unvermeidlich gewordenes Geständnis hin verschloß ihr Vater der Schwangeren das Haus. Zum Glück brachte wenigstens Frieda's Mutter der Not ihrer Tochter Verständnis entgegen. Hatte diese doch selbst in ihrer Jugend ähnliches durchgemacht und darauf ihrem Kinde bei der Geburt das Leben genommen, wofür sie sechs Jahre in Gefangenschaft büßen mußte. Doch plötzlich ereilte der Tod die treue Beraterin und allein und hilflos blieb Frieda zurück.

In Elend und Not kam das Kindchen zur Welt. Einmal zwar hatte der herzlose Kindesvater eine kleine Zahlung geleistet, zu mehr war er indes nicht zu gewinnen und zudem entfloh er bald über die Grenze. So fiel der sich selbst nur mühsam durchbringenden Näherin die Erhaltung ihres kleinen Mädchens allein zu und war es ihr eine rechte Erleichterung, als sie die Kleine, deren Anblick für sie nur mit den unangenehmsten Erinnerungen verbunden, gegen eine wöchentliche Bezahlung von 5 Frcs. — für sie freilich eine nur unter schweren Opfern zu beschaffende Summe — in einem Kinderasyl unterbringen konnte. Doch als das Kind das 5. Lebensjahr erreicht hatte, mußte seine Unterkunft in der Anstalt ihren Abschluß finden. Die junge Mutter wurde aufgefordert, eine rückständige Verpflegungsrate zu entrichten und ihr Töchterchen aus dem schützenden Asyl abzuholen. Infolge ungenügender Nahrung körperlich entkräftet, sah die Arme nun keine Möglichkeit, ihr Kind durch ihrer Hände Arbeit zu erhalten und zu erziehen. Dazu fehlte ihr jede wahre Mutterliebe, die alle Sorgen erleichtert hätte. Niemals bei ihren gelegentlichen Besuchen in

der Anstalt hatte sie sich überwinden können, der sie fröhlich begrüßenden Kleinen die geringste Zärtlichkeit zu erzeigen, während sie deren Gespielinnen, die ihr doch ganz fremd, stets Freundlichkeit und Verständnis entgegenbrachte. Auch gegen ihre kleinen Nichten und Neffen hatte sie immer viel Kinderliebe bewiesen. Doch ihr eigenes Töchterchen gemahnte sie fortwährend an den gehaßten Vater und stand vor ihr als die Verkörperung ihrer Schwäche und ihrer Schmach und war ihr daher ein Gegenstand des Abscheus. Nach qualvollen Tagen nahm sie indes zur angegebenen Zeit ihre Kleine in Empfang und verließ in erkünstelter Ruhe völlig apathisch mit ihr das gastliche Haus. In Wirklichkeit dagegen wußte sie sich keinen Rat und ging dem Geschick völlig widerstandslos und ungerüstet entgegen. Keine mitfühlende Seele stand ihr zur Seite. So schritt sie allein mit dem vergnügt-harmlos plaudernden Kind durch den festlich prangenden Frühlingsmorgen. Da überkam sie ihr ganzes Weh. Mit aller Wucht drang ihr unverschuldetes Unglück auf sie ein, der jahrelang verschlossen getragene Kummer befiel sie mit erdrückender Macht und fassungslos gab sie sich ihren trüben Vorstellungen hin.

Plötzlich wurde sie von glühendem Haß erfüllt zu diesem Kinde, der Ursache ihrer jahrelangen Qual, und in vollständiger Hilflosigkeit, in geistiger Ohnmacht, in dem Gefühl körperlicher Kraftlosigkeit, in höchster seelischer Verwirrung verlangte sie's gebieterisch, der unsagbaren Pein ein Ende zu machen, und trieb sie's automatisch zur Vernichtung der Kleinen. Unter dem Zwang einer Autosuggestion, von unsichtbarer Gewalt bewegt, in einem Zustand, der sie zu jedem logischen Denken unfähig machte, gab sie dem sich instinktiv äußernden, vielleicht schon lange latent gelegenen Verlangen nach und erwürgte mit einer unter einem mechanischen Drange mitgebrachten Schnur das ahnungslose kleine Wesen. Nach der Tat, nach dem Aufbäumen gegen das Schicksal, der Befriedigung ihres Vernichtungstriebes, brach sie erschaudernd zusammen.

Das Gericht verurteilte die Kindesmörderin zum Tode, welches Urteil später in Anbetracht der mitspielenden Verhältnisse,

vor allem auch der möglicherweise ererbten Anlage sowie einer in der Kindheit erlittenen Störung der Denkfunktionen bezw. einer daraus resultierenden krankhaften Gehirnverfassung in lebenslänglichen Kerker umgewandelt wurde.

Wie erklärlich ist das Handeln der Ärmsten! War es doch ihr ganzes Trachten gewesen, die ihr widerfahrene Schmach vor ihrer Umgebung zu verbergen und ihr Leid vor der Welt geheim zu halten. Nun machte die Aufforderung des Asyles ihre mühsam aufgebauten und unter großen Opfern eingeleiteten Pläne zunichte. Die Zukunft lag wie eine unerträgliche Bürde vor ihr, und es fehlte dem schwächlichen Weibe jede Kraft, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Von all der Aufregung erschöpft, hatte sie schließlich resigniert dem Augenblick entgegengesehen, der ihr das Kind bringen mußte, und konnte sich nicht dazu aufraffen, die nötigen Vorbereitungen zur Aufnahme des unwillkommenen Gastes zu treffen. Eine in früher Kindheit durchgemachte Gehirnhautentzündung mag eine Schwäche im Gehirn zurückgelassen haben. Die Unfähigkeit, den Unterhalt der Kleinen zu bestreiten, die für sie gebotene Notwendigkeit, deren Existenz zu verheimlichen, eine auf falscher Auffassung begründete Scham zeitigte in ihr einen hochgradigen pathologischen Zustand.

Welchen Segen würde da ein rechtzeitiger Eingriff gestiftet haben und wem hätte er Schaden bringen können? Allerschlimmsten Falles wäre der nun als Verbrecherin Verurteilten ein verhältnismäßig ganz unbedeutender gesundheitlicher Nachteil entstanden, der im Vergleich zu der Vernichtung ihres ganzen Lebens nicht von der geringsten Bedeutung gewesen wäre. Und von einer Buße, von einer Besserung als Resultat der auferlegten Strafe konnte keine Rede sein. Nur Verbitterung konnte die Gefangene beschleichen. Der Staat jedoch belastete sich zwecklos mit der Erhaltung einer Verbrecherin, die durch Liebe und Sorge für andere Kinder, vielleicht durch Pflege von Kranken Entsühnung gefunden und durch Arbeit ihr Leben verwertet hätte. Ein freudig schaffender Mensch hätte gerettet werden und der Gesamtheit in seiner Weise nützen können.

Der Psychologe muß daher die Tötung eines unerwünschten Kindes als Lösung unhaltbarer Konflikte im Seelenleben der Mutter mit Milde betrachten. Das hierfür entfallende gesetzliche Strafausmaß bedarf deshalb unbedingt einer auf berechtigter Basis fundierten Regulierung.

Auch eine gesunde Tiermutter treibt der Instinkt oft zur Vernichtung der ihr zur Befriedigung ihrer Mutterliebe ungeeignet erscheinenden Jungen.

Richtet sich doch der Intensivitätsgrad, die Qualität der Mutterliebe ausschließlich nach dem ethischen und geistigen Niveau, auf dem sich das einzelne Individuum bewegt. Somit wird sich nur das Mutterschaftsgefühl eines ethisch hochstehenden Wesens in aufopfernder und edler Weise betätigen und zwar aus unbewußt altruistischen Motiven. Die Mutterliebe einer tieferstehenden Frau, die nicht gepaart ist mit Seelengröße, wird sich dagegen wohl in einer Art Affenliebe äußern und dürfte besser »Mutterlust« genannt werden — das zeigt uns z. B. die Negerin —, doch wird ihr jeder wahrhaft große Zug, jede Selbstentäußerung, jedes Zartgefühl, aller Opfermut und dergl. fehlen.

Von großer Bedeutung ist dabei die Gewohnheit, die uns anerzogene Vorstellung, daß die Mutterliebe das reinste und selbstloseste Naturgefühl ist. Als Beweis dafür mag die Tatsache gelten, daß die Liebe für ein untergeschobenes Kind genau so viele psychologische Feinheiten entfalten und einen solchen Höhegrad erreichen wird, als dies die Ausbildung des ethischen Gefühles der Mutter zuläßt.

Viel mehr als es der Fall ist müßte deshalb der erworbene Kulturgrad, die individuelle geistige und ethische Veranlagung der Mutter in Berücksichtigung gezogen und bedacht werden, welche Störung der seelischen Harmonie, welche ihre Kraft weit übersteigenden Konflikte, in bezug auf Moral sowohl als auch auf persönliche Interessen, das Dasein eines unbequemen Kindes hervorruft. Es darf nicht länger übersehen werden, daß Indifferenz, Abneigung und Haß nur die natürlichen Konsequenzen der Geburt eines nicht gerne gesehenen Kindes bilden, die bei der Beurteilung bezw. Bestrafung viel höhere Bewertung finden müssen, als dies z. Z. der Fall ist.

So ist es nicht nur natürlich und logisch, sondern auch ethisch berechtigt, daß ein junges Mädchen Schritte tat und die Folgen des Zusammenseins mit einem Manne zu tilgen suchte, der sich als Junggeselle ausgab, dessen Frau die Verführte jedoch bald darauf kennen lernte und ihr eine liebe Freundin wurde. Hätte sie es ertragen können, daß ihr düsteres Geheimnis der Welt geoffenbart wurde und die neugewonnene Freundin dadurch namenlosen Kummer erlitte? Oder hätte sie von dem Ehemann Geld annehmen sollen, das das Ehepaar gemeinsam durch schwere Arbeit verdient hatte? Ihrem Kinde einen Vater geben, den dies nie und nimmermehr kennen durfte? Dazu war ihre Gesundheit sowohl durch Aufregung, als auch durch geringen Verdienst bedingte schlechte und ungenügende Nahrung für etwaigen Nachwuchs absolut ungeeignet.

Tausendmal edler schien es daher, solange noch Zeit war, einzugreifen und eine Geburt zu verhindern.

Allein sie hatte nicht die nötigen Kenntnisse, noch die Mittel, um sich an einen Vertrauensarzt zu wenden, sondern mußte die billigere Hilfe einer Hebamme in Anspruch nehmen. So hatte sie ihren Entschluß gesundheitlich schwer zu büßen und mußte das Krankenhaus aufsuchen. Dadurch wurde ihr eigenmächtiges Vorgehen bekannt und Frau Nemesis ereilte die Leidende mit schnellen Schritten.

Oder wäre es besser gewesen, über die Freundin, die ihr nahestehende Familie Zwist und Kummer zu bringen und ein kränkliches Wesen in die Welt zu setzen, dem sie nur unter Überwinden aller seinem Erzeuger entgegengebrachten Abneigung, unter Entsagen aller an das Geschenk ihrer Jungfräulichkeit geknüpften idealen Forderungen hätte Mutter sein können, ganz abgesehen davon, daß ihre ärmlichen Verhältnisse ihr die Entfaltung ihres Mutterschaftsbedürfnisses gar nicht gestattet hätten?!

So sehen wir, daß außer den Fällen, in denen der Zustand des Mannes oder die Umstände der Zeugung der Anlaß zu einer Vernichtung des keimenden Lebens sein können, auch der weibliche Teil selbst den vollgültigsten Grund zu einem Eingriff notwendig machen kann.

Dürften es Einsichtsvolle doch nicht dulden, daß Geisteskranke, Epileptikerinnen, Idiotinnen oder der hohe Prozentsatz der an sonstigen Erkrankungen Leidenden Mutter werden, denn das Wohl unserer Rasse verlangt diese Forderung! Nur unter Ausschluß aller zur Lebensbildung ungünstigen Umstände ist eine Verminderung in der Zahl der Krüppel, Verbrecher und Idioten mit Bestimmtheit zu erreichen.

In solchen zu Zeugungszwecken ausgesprochen ungeeigneten Verhältnissen kann daher der sonst herrschende Grundsatz unmöglich geltend sein, daß eine Gegenaktion sträflich ist, nachdem der Anstoß zu neuem Leben beiderseits freiwillig gegeben wurde.

Aber nicht genug, daß das Gesetz das Recht der persönlichen Freiheit in unbegründeter Weise unterbindet, sondern es wird auch andererseits damit unmöglich gemacht, einem eingetretenen Mißbrauch durch Anormale entgegenzuwirken.

Ja, es müßte darauf hingewirkt werden, daß jedermann so viel Verantwortlichkeitsgefühl, Selbstbeherrschung und Einsicht besitzt, daß er jeder Übertragung von Leiden und Gebrechen geistiger und körperlicher Art auf die Nachkommenschaft vorbeugt, indem er die nötigen Schutzmaßregeln anwendet, bezw. einen sich als notwendig erweisenden Eingriff nicht unterläßt. Es müßte jedem schon durch die Schule, durch den Moralunterricht so viel Liebe zu seiner Rasse eingeimpft werden, daß deren Blüte jedem einzelnen am Herzen liegt und er selbst in dieser weiterleben möchte. In den jetzigen Zeiten wäre auch der Beichtstuhl ein geeignetes Feld zur Verbreitung dieser Grundsätze. Denn nicht auf Quantität der Bevölkerung, wie es heute von der katholischen Kirche gefordert wird, sondern auf einwandfreie Qualität der Nachkommenschaft müßte Wert gelegt werden.

Aber wie bereits angedeutet, befaßt sich der Paragraph 218 nicht nur mit Taten, sondern schon der Vorsatz allein genügt zu einer Verurteilung. Allerdings macht sich in Juristenkreisen bereits eine Gegenströmung geltend und verdammen die Richter nicht einstimmig eine einzig durch die Absicht sich versündigende Verbrecherin. Daher stehen sich die »für« und »gegen« stimmenden Parteien v. Holtzendorff, v. Liszt, und

Oppenhof, resp. Binding, H. Meyer, Treb gegenüber. Leider haben z. Z. die weniger toleranten letzteren noch die größere Anhängerschaft, indem der Vorsatz als vollbrachte Tat behandelt wird.

So schwebt mir gerade ein Fall aus dem Holstein'schen vor, da eine Mutter, welcher der Versuch, sich von einer begründet unangenehmen Kindschaft zu befreien, mißlang und ihr Krankheit zuzog, wegen eines Vergehens wider das keimende Leben zu hoher Strafe verurteilt wurde.

Ist doch im nördlichen Deutschland ein junges Dienstmädchen mit acht Tagen Haft davongekommen, nur weil sie irrtümlich statt des ihr angeratenen Arnikatees — Erikatee genommen hatte! Später zeigte es sich, daß sie eigentlich gar keines Gegenmittels bedurft hätte. Doch nur dem untergelaufenen Mißverständnis hatte sie es zu danken, wenn ihr schwerere Strafe erspart geblieben.

Im hellen Sachsen ist es vorgekommen, daß eine schwangere Selbstmörderin nach Errettung vom Tode des Ertrinkens zwar nicht mehr wegen Gefährdung des eigenen Lebens, — diese Vorschrift ist endgültig vom Schauplatz der Gerichte verschwunden und manch andere folgt hoffentlich bald nach! — wohl aber wegen Gefährdung des in ihr schlummernden Lebenskeimes angeklagt wurde. Mit anderen Worten verlangt also der Staat: Erst das Kind zur Welt gebracht, den kleinen Soldaten in spe dem von Waffen strotzenden Staat abgeliefert! Ob jedoch Hunger oder ein anderer Grund die junge Mutter danach in den Tod treibt, das kann den strengen Staatsanwalt nicht weiter beschäftigen. Ein Selbstmord ist also — in richtiger Erkennung — für den Staat bedeutungslos, der unbeabsichtigte Kindsmord dagegen höchst strafwürdig! Wie ungerecht werden die beiden Leben abgewogen, nachdem ein Kind, dessen Lebensfähigkeit noch gar nicht bewiesen ist, mehr gilt als der geschlechtsreife, wirkungsfähige Mensch!

Heißt das nicht Fangball werfen mit scharfen Messern, spielen mit Dynamit, schießen weit über das gesteckte Ziel?

Und mit welch weitzielenden Waffen zuweilen geschossen wird, zeigt die Ahndung einer Gesetzes-Übertretung mit vier Monaten Gefängnis und zwei Jahren Ehrenverlust, von dem

die mutige Kämpferin für das Recht der Frau, Gräfin Streitberg, erzählte;

Eine arme Arbeiterwitwe hatte geglaubt, schwanger zu sein, und traf unter dem Beistand einer geriebenen, »weisen« Frau Vorkehrungen zur Abhilfe, da sie allein unmöglich noch ein Kind ernähren konnte. Die Strafe war längst verbüßt, als sich plötzlich herausstellte, daß die Schwindlerin sie nur aus Geschäftsinteressen in ihrer falschen Annahme bestärkt hatte. Wegen einer Lebensexistenz, die gar nicht vorhanden gewesen, hatte man die Ärmste um Verdienst und guten Namen gebracht!

Als Seitenstück hierzu erwähnt die geschätzte Autorin die Verurteilung eines jungen Mädchens, das nicht gewußt hatte, daß es sich in anderen Umständen befand, und denselben abführenden Tee getrunken, den es sonst gelegentlich bei Unregelmäßigkeiten der Blutzirkulation gebraucht hatte. Eine Absicht hatte also hier nicht vorgelegen, wenn auch das nach Ansicht von Gevattern und Basen so überaus Strafbare erreicht worden war.

Doch, was kann man tun als lachen, wenn man von einem eigenartigen Fund hört, für den keine Eigentümerin den würdigen Finderlohn zahlen wollte! Bei einer Feuersbrunst hatte in Gedräng und Aufregung eine werdende Mutter abortiert. Schleunigst wurde eine Hebamme herbeigeholt, um zu begutachten, ob das Fundstück lebensfähig gewesen wäre, und darauf nicht gezögert, die Polizei in Bewegung zu setzen zur Feststellung, ob Zufall oder Verbrechen vorgelegen hätte. In Krähwinkel ereignen sich eben manchmal sonderbare Dinge!

Wie aber das Denunziantentum gedeiht, welche Beleidigungsklagen herausgefordert werden und welche Mißgeburten von Rechtsprüchen das Leben erblicken, mag der unter »Berufspflicht und Beleidigung« vom 14. Januar d. J. wiedergegebene Vorfall beweisen. Eine Hebamme hatte gegen einen Berliner Kriminalkommissar einen Prozeß geführt.

»Es handelt sich um einen seit längerer Zeit vom Amte suspendierten Beamten, gegen den Verfahren wegen Betruges und anderer Straftaten schweben. Als er noch im Amte war, hatte er in einer Ermittelungssache gegen die Klägerin, die

unter dem Verdachte von Verbrechen wider das keimende Leben stand, aber später freigesprochen wurde, ihrer Hauswirtin und anderen Personen gegenüber geäußert, einige Jahre Zuchthaus seien ihr sicher, er habe bereits festgestellt, daß von ihr Kindesleichen bei Seite geschafft worden seien etc. Nach ihrer Freisprechung erhob sie Klage wegen Beleidigung, aber der Gerichtshof kam zu der kostenlosen Freisprechung des Angeklagten. Den Beamten müsse bei der Ermittelung der weiteste Spielraum gelassen werden. Zum Zwecke der Ermittelung müsse es den Beamten sogar erlaubt sein, unwahre Angaben zu machen, um aus den Beteiligten etwas herauszuholen. Dies müsse mit Nachdruck betont werden, besonders deshalb, weil seit einiger Zeit die Auffassung Platz zu greifen scheint, daß auch ein Beamter bei der Ausübung seiner Berufspflicht sich lediglich durch diese Tätigkeit einer Beleidigung schuldig machen könne.« —!—

Und wie reimt sich der vorsintflutliche Paragraph mit der freien Ermächtigung des Arztes, bei schweren Geburten das Leben der Mutter zu retten durch Preisgeben des Kindes, selbst wenn dies ganz ausgereift ist?

Ist doch im übrigen der Schutz der Frau im Gesetz alles andere als streng durchgeführt, wenn auch in ähnlichen Fällen unzählige sich bildende Lebewesen anstandslos vom Erdboden vertilgt werden, die oft recht gut erhalten bleiben könnten. Welche Torturen müssen da zuweilen Frauen aushalten, die mehrere Jahre hintereinander durch Kaiserschnitt entbunden werden unter Vernichtung des mehr oder weniger lebensfähigen Kindes! Wie oft hat die Frau zu leiden infolge der Sünden ihres Mannes! Ist es doch der Fluch mancher Krankheit, daß sie zwar die Konzeption nicht verhindert, jedoch keine gesunde Nachkommenschaft ermöglicht oder eine von unsagbaren Qualen begleitete Schwangerschaft herbeizieht. Schwerwiegend gilt hier die von Dr. Fournier konstatierte Tatsache, daß von 44 Prostituierten nur eine einzige lebensfähige Kinder hatte.

Ja, sogar Frauen, die erwiesenermaßen unfähig sind, gesunde Geschöpfe zu erzeugen, läßt man immer wieder Mutter werden und erhält im letzten Augenblick erst durch künstliche

Eingriffe ihr Leben, unter Zerstörung der keimenden Frucht, ausgenommen die viel wertvolleren fürstlichen Kinder. (Früher, d. h. rechtzeitig einzugreifen, gestattet das Gesetz nicht!) Und doch wird jedes edlere Tier weiblichen Geschlechts nicht mehr zur Zucht benützt, wenn es dazu nicht mehr voll befähigt ist. Die Frau dagegen muß ihre letzte Körperkraft opfern, um dem Mann Befriedigung zu gewähren. Wie viele arme Frauen erliegen daher einer übermäßigen Anstrengung bei der Geburt (Hypertohie), haben sie doch ihre Kräfte längst erschöpft! Würde man beim wertvollen Haustier nach einer dessen Leben bedrohenden, schwer gelungenen Geburt eine Wiederholung riskieren? Wie wenige Ehemänner aber kennen die geringste Rücksicht auf das Ruhe- und Erholungsbedürfnis ihrer Frau und pochen statt dessen brutal auf ihr staatlich geheiligtes Recht! Freilich, eine neue Kuh muß sich der Landwirt um teueres Geld eben erstehen, sich hingegen eine neue Frau zu holen, verursacht ihm keine Kosten, sondern bringt ihm bei kluger Wahl womöglich noch Geld ein. Der gute Haushalter plagt sich also nicht mit unpraktischem Zartgefühl. Dazu wird von der Kanzel zur Volksvermehrung aufgefordert und jeder gemahnt, sein Scherflein zur Vergrößerung der katholischen Kirche beizutragen. Ein gehorsamer Arbeiter tut seine Pflicht. Ob die Mutter darüber zugrunde geht, wird nicht bedacht, denn Kinder sind lebendes Inventar, sie sind in der Landwirtschaft geradezu unentbehrlich!

Die Pflicht des Arztes jedoch ist es, Krankheit und Elend vorzubeugen, vor der Gefahr zu warnen und zu raten, wie ihr rechtzeitig und schmerzlos am besten abgeholfen wird. Denn alles, was menschlich ist, ist natürlich und rechtfertigt kein Vertuschen. Dringend nötig ist somit die Aufnahme einer Strafverordnung für alle diejenigen, welche frivol die Gesundheit ihrer Ehefrau mißbrauchen oder die durch Fröhnen ihrer Leidenschaften geholten Krankheiten auf andere übertragen, bezw. sich nicht als Kranke streng jeder intimen Berührung des anderen Geschlechts enthalten. Tun sie das nicht, müßte für diese Gewissenlosigkeit über sie die empfindlichste Strafe verhängt werden, und die Gesellschaft zum Kampf gegen Geschlechtskranke kann gar nicht scharf genug dafür eintreten.

Daher kann es auch nicht länger gebilligt werden, daß der Arzt das Berufsgeheimnis da wahren muß, wo eine Warnung im Interesse der Frau oder der Nachkommenschaft dringend nötig wäre, wo durch geeignete Aufklärung viel Unglück verhindert werden könnte. Wir müssen unbedingt trachten, daß unsere jetzigen verschrobenen Anschauungen über sexuelle Ethik allmählich vernünftigeren Platz machen und wir demzufolge vernunftgemäßer urteilen lernen.

Wie also kann der Staat strafen für eine Unterdrückung des Lebenskeimes, nachdem er gleichzeitig eine Übertragung und Vererbung von Syphilis etc. willig zuläßt? Sind doch die venerischen Krankheiten die Todesursache unzähliger Menschenkeime und Kenner berechnen den durch sie enstehenden Ausfall an Geburten alljährlich auf hunderttausende. Da Zahlen am eindringlichsten zu reden vermögen, ist es sehr zu bedauern, daß keine genaue Statistik über die auf diese Weise erzielten Verluste Aufschluß giebt und durch dieses einwandfreie Abbild nicht auch die schädlichen Einflüsse auf die Gesundheit so vieler Frauen nachgewiesen werden.

Freilich, wenn wir Zola Glauben schenken — und seine Darstellungen beruhen bekanntermaßen auf gründlichen Forschungen — so wird zumal in Frankreich, dem Felde seiner Studien, mit Eingriffen und Operationen zu bereitwillig und unüberlegt verfahren und einseitig zur Kastration geschritten, wo für die Leidende noch andere Rettungswege offen ständen. Dazu wird oft durch ein Hinausschieben des Eingreifens eine Erschwerung der Umstände und Gefahr herbeigeführt. So wird auf diese Weise manches Frauenleben zugrunde gerichtet und oft Sterilität erzeugt ohne dringende Notwendigkeit, was sehr zu bedauern ist. Bei näherem Eingehen müssen wir diese traurigen Zustände indes hauptsächlich den dortigen Verhältnissen zuschreiben, die die Hilfebedürftigen gewissenlosen Hebammen und Masseusen, geldbedürftigen, unwürdigen Ärzten zutreiben. Sogar deutsche Frauen aus wohlhabenden Kreisen suchen ihr Heil bei diesen minderwertigen französischen Doktoren, die sich einen einträglichen Spezialberuf in der Umgehung des Gesetzes geschaffen haben und bei der Abstellung eines sich in allen Ländern fühlbar machenden

dringenden Bedürfnisses gewissenlos zu Werke gehen, da sie nur die Füllung ihres Geldbeutels dabei im Auge behalten.

Daher ist es unbedingt wünschenswert, daß die Macht der gründlich gebildeten, soliden deutschen Ärzte eine weniger eng begrenzte werde, als es heute der Fall ist, und daß sie berechtigt seien, ganz nach eigenem Ermessen Schwangerschaften abzubrechen oder zu verhindern. Niemals aber sollte die Hebamme dergleichen folgenschwere Handlungen verrichten dürfen, bei deren Ausführung ärztliche, wie physiologische Kenntnisse und viele Erfahrungen unerläßlich sind. Ein ärztlicher Berufseid würde wohl vor einem Mißbrauchen der Macht schützen und dürfte es durch diesen auch als ausgeschlossen zu betrachten sein, daß eine ungenügend gebildete Kraft dieses Spezialfach als Melkkuh benutzt, zumal der entsprechend gebildete Arzt mit offizieller Ermächtigung allen in Not geratenen Frauen die erbetene Hilfe verleiht. So werden sich letztere an einen absolut vertrauenswürdigen, an einen ihnen tunlichst schon bekannten Berater wenden können, der sie nicht als der Alleinbeherrscher eines verbotenen Gebietes (wie jetzt in Frankreich!) ausbeuten kann, sondern ihnen seinen von der Obrigkeit gebilligten Beistand gerne gewähren wird. Dem Pfuschertum wird damit der Todesstoß gegeben und alle fabrikmäßige Abtreibung, unnötige Kastration und Vernichtung vieler Menschenleben, wie sie Zola in der Fécondité beschreibt, wird nicht mehr vorkommen. Statt dessen wird mit allen Hilfsmitteln der ärztlichen Wissenschaft der Bedrängten nach bestem Wissen zur Seite gestanden und volles Vertrauen gesucht und verdient.

Natürlich dürfte eine solche Operation nie ohne Kenntnis und Einwilligung der Patientin, nur nach eingehender Darlegung aller damit erreichbaren Vor- und Nachteile unternommen werden. — Auch ist weiteste Aufklärung über sexuelle Dinge für die Frauenwelt von Wichtigkeit und wird dankbar aufgenommen werden.

Jeder von nicht ärztlicher, fremder Hand ausgeführte Eingriff müßte jedoch natürlich nach wie vor strafbar bleiben, ganz besonders sträflich, wenn zur Erreichung von eigenen Vorteilen bestimmt, so z. B. von Seiten eines Kindesvaters,

der sich damit der Zahlung von Alimenten oder anderen Unannehmlichkeiten entziehen will. So kann auch das Treiben von Hebammen, die ihre Klientin beeinflussen, um möglichsten Gewinn aus ihr zu ziehen, nicht abschreckend genug bestraft werden, um endlich diese unlautere Geldquelle zu verstopfen.

Noch möchte ich auf einen Unterschied hinweisen, den ich jedenfalls gemacht wissen will in der Auffassung und Beurteilung eines Eingriffes in den ersten Monaten nach stattgefundener Konzeption und einem im sechsten Monat der Schwangerschaft und später ausgeführten. In der ersten Zeit sollte die Mutter selbst ihre Vorkehrungen treffen und die ihr bekannten Mittel zur Erreichung des gewünschten Zweckes ungehindert anwenden dürfen, da sie allein die Folgen zu tragen hat, einerseits in Gestalt eines Kindes, andererseits als gesundheitlichen Schaden.

Daß diese Ermächtigung nicht mißbraucht wird, dafür muß eine Anerziehung zu strengem Pflichtbewußtsein, wie eingeimpfte Rassenliebe sorgen. Auch der Ehemann wird event. sein Recht zur Geltung bringen können.

Muß man doch vor allem immer bedenken, daß eine Schwangere nur dann gegen das Naturgesetz einschreiten und ihre Gesundheit aufs Spiel setzen wird, wenn sie die höchste Notwendigkeit dazu veranlaßt.

Und in den seltensten Fällen wird gutes Menschenmaterial auf diese Weise beseitigt, sondern schon infolge der Entstehung sind es meist nur schwächliche, kranke Geschöpfe, an denen die Gesellschaft nichts verliert.

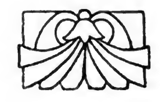
Wenn aber konservativ Denkende einwenden möchten, mit der Abschaffung des auf die Dauer einfach unhaltbaren Gesetzes müsse eine Abnahme der Bevölkerung verbunden sein, so läßt sich diese Befürchtung insofern widerlegen, als sich doch nur die Zahl der nicht ganz normalen oder in für deren Gedeihen ungünstigen Verhältnissen entstehenden Kinder vermindern könnte durch den Wegfall einer unverdienten Bestrafung der Mutter. Immerhin ist zu bedenken, daß zur Zeit nur ein minimaler Bruchteil der tatsächlich unterdrückten Geburten zur Anzeige gelangt und in Wirklichkeit schon jetzt der herbeigeführte Verlust ein viel größerer ist,

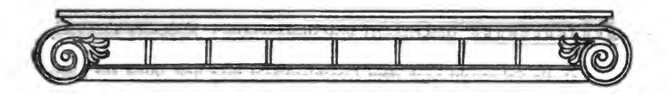
als bekannt geworden, daß dieser aber unter dem zwingenden Druck der Ungunst entsteht, jedoch voraussichtlich auch nach Wegfall des unmotivierten Gesetzesparagraphen nicht zunehmen wird. Denn eine Abnahme der durch Eingriffe herbeigeführten Volkszahl wird sich nach dem Zusammentreffen günstigerer Verhältnisse, nach der in Aussicht stehenden Verbesserung und Hebung der Frauenrechte, der ethischen Anschauungen und Gepflogenheiten und nicht zuletzt auch nach den sozialen Zuständen richten. So wird allein der geringe Grad und die verminderte Ausdehnung dieses Druckes einen Rückgang der künstlichen Eingriffe ermöglichen, niemals aber die Auflösung eines unzeitgemäßen und unlogischen Gesetzes.

Die Mutigen dagegen, die ohne Rücksicht auf ihr Wohlergehen nachgewiesenermaßen die Geburt von Idioten und schwer erblich Belasteten verhinderten, müßten statt Strafe Anerkennung finden für die Befreiung von Gefahr und Lasten, die sie der Allgemeinheit zuteil werden ließen, was sich vielleicht gelegentlich in Form von Erziehungserleichterung ihrer event. übrigen Kinder äußern könnte.

Eine Anderung des unbegründeten Gesetzes muß herbeigeführt werden und aus den Blättern des Buches, das über des deutschen Volkes Wohl und Weh entscheidet, muß getilgt werden, was die Frau darniederdrückt, wohl aber ihr das Recht werden, das ihr gebührt. Viele Weitschauende haben die Unhaltbarkeit des § 218 erkannt und verlangen dessen Abschaffung. So tritt auch eine der Urteilsfähigsten, Frau Dr. Adams-Lehmann, die erfahrene Frauenärztin, rückhaltlos für dessen Fall ein.

Und mit ihr jeder Vernünftige.





„FREIE LIEBE“ UND MONOGAMIE.

In Heft 2 des ersten Bandes von »Geschlecht und Gesellschaft« brachten wir einen Aufsatz über die von der amerikanischen Revaluation-Society (Umwertungsgesellschaft) propagierte neue Form einer freien Ehe. Der Begründer der Gesellschaft, Emil F. Rüdebusch, gibt zu, daß seine in dem Roman »Die Eigenen« und dem Aphorismenbuch »Lebt die Liebe!« ausgesprochenen Ideen leicht zu Mißverständnissen führen können und erwidert die gegen ihn und seine Anhänger gerichteten Angriffe mit folgenden Erklärungen, die wir wiedergeben, ohne uns über die Revaluation-Society jetzt schon ein Urteil zu bilden.

In letzter Zeit sind eine Reihe von interessanten Artikeln erschienen über das Thema: »Freie Liebe und Monogamie«, in welchen recht viel von der »Rüdebuschiade« die Rede war. Der eine versteht darunter »unterschiedslosen Geschlechtsverkehr«, obwohl ich nie daran gedacht habe, für einen solchen oder irgend etwas Ähnliches Propaganda zu machen. Andere Wohlmeinendere lassen es so erscheinen, als ob meine Ideen nur eine etwas erweiterte Form der Theorien der »Freien Liebe« wären (welcher zurzeit fast alle »modernen« Geister in aller Herren Länder huldigen), obwohl ich in meinen letzten drei Büchern wiederholt und energisch betonte, daß ich ein Gegner dieser Theorien bin. — Und ein Dritter stellt es so hin, als ob meine Ideen zusammenzufassen wären in den Worten: »Mind your own business!«, obwohl dieser Ausspruch höchstens als ein unter Umständen sehr praktischer Notbehelf in unserer Sache figuriert. Ich fühle daher das Bedürfnis, den Versuch zu machen, in einfachen, möglichst klaren Worten meine Bestrebungen und deren Zweck und Ziel zu erklären. Ich gedenke hierbei im Namen unserer im letzten Jahre gegründeten »Umwertungsgesellschaft« zu sprechen und zum Teil auch die in den Kommunikationen dieser Gesellschaft gebräuchliche Form anzuwenden.

Zum Verständnis dieser Ausführungen ist es absolut notwendig, daß der Leser dabei stets an unsere Definition von Liebe denkt. Wenn wir von Liebe reden, so meinen wir damit nie etwas anderes als »intensives Wohlgefallen an einem Menschen — innige Anerkennung des Wertes eines anderen für das eigne Glück etc.« Wir kämpfen also nicht für eine neue Liebe, sondern für das freie Walten des Gefühls, das von jeher und bei allen Völkern als Liebe erkannt und hochgeschätzt wurde. Wir scheiden aber verschiedenes aus, das heute ganz fälschlich, aller Vernunft Hohn sprechend, ebenfalls Liebe genannt wird, z. B.:

a) die Sehnsucht nach dem Geschlechtsakt mag und sollte zur Liebe führen, ist aber nicht Liebe;

b) die Sehnsucht nach dem Besitz eines Menschen ist unter den obwaltenden Auffassungen zwar eine natürliche Folge von Liebe, aber diese Sehnsucht ist nicht Liebe.

Indem man für eine Ursache und ihre Wirkung dasselbe Wort gebrauchte, entstanden in der Philosophie schon viele entsetzliche Irrtümer und Trugschlüsse, und am drastischsten zeigt sich dies in den Theorien über Liebe und Sexualverkehr.

Es ist ferner zu bedenken, daß wir es für unsinnig halten, die Liebe in verschiedene Arten einzuteilen, wie es jetzt so Mode ist. Man quält sich immer wieder damit ab, die Liebe klassifizieren zu wollen nach den ursprünglichen Faktoren, welche das intensive Wohlgefallen und die Anerkennung des Wertes hervorgerufen haben, ohne zu bedenken, daß dies nie klärend, sondern nur sinnverwirrend wirken kann. Für uns gibt es keine »seelische« und keine »sinnliche« Liebe, sondern nur einfach Liebe in stärkerer oder schwächerer Potenz. Die Entscheidung der Frage, ob ein wirklich intensives Wohlgefallen am Menschen möglich ist ohne einen gewissen Grad von sinnlicher Sympathie, ist für uns ganz unwichtig. Sehr wichtig aber ist es zu erkennen, wie ungeheuer wertvoll das geschlechtliche Gefühl ist zur Hervorbringung von Liebe, — und zu verstehen, daß sexuelle Sympathie oder Wahlverwandtschaft durchaus nicht gleichbedeutend ist mit der Sehnsucht nach dem Geschlechtsakte, wenn auch letzterer unter gewissen Umständen und zu gewissen Perioden die Folge des ersteren sein kann.

Nach dieser leider sehr notwendigen Einleitung komme ich nun endlich zur Erklärung unserer Ideen:

Unser Ziel ist eine vollständige, möglichst vorurteilsfreie Neueinschätzung oder »Umwertung« all der zurzeit maßgebenden Werte in bezug auf das Liebes- und Sexualleben der Menschen — und zwar mit der bestimmten Absicht, alles höher einzuschätzen und zu fördern, was Liebe hervorbringt oder befördert, — dagegen alles das niedriger einzuschätzen und nach Möglichkeit zu unterdrücken, was Liebe zerstört oder ihrer Entwicklung hinderlich ist. In dem Streben nach diesem Ziele bemerkten wir eine ganze Reihe von bösen, verderblichen Schranken, welche die Menschen vom Lieben abhalten, und wir gedenken, mit aller Macht gegen diese Hindernisse anzukämpfen. Im folgenden werde ich die wichtigsten »Liebesschranken« anführen und einige derselben ein wenig in unserer Art illustrieren:

1. Das alte Liebesideal.

Man sagt: »Der Mensch kann nur einen Menschen wahrhaft lieben!« — In Wirklichkeit glaubt kein vernünftiger Mensch im Ernst daran, und doch ist es in der ganzen Welt in der Sprache der Liebenden noch immer allgemein gebräuchlich, dritte Personen mit dieser Albernheit zu beleidigen. Wenn man statt dessen der Wahrheit gemäß sagen würde: »Ich darf oder

will nur mit einem Menschen einen sexuellen Kontrakt fürs Leben machen und habe dafür meine Wahl getroffen, so würde es nur deshalb nicht so schön klingen, weil tatsächlich nichts Schönes daran ist!

2. Der sexuelle Besitz.

Der Kontrakt oder die Vereinbarung zur sexuellen Dienstleistung (mit einem Menschen: Monogamie, — mit mehreren: Polygamie, — fürs Leben: Ehe, — auf Zeit mit obligater Kündigung: »Verhältnis«, »freie Ehe«, »freie Vereinigung«, »Konkubinat«) ist eine barbarische Methode, die nur dort einen gewissen Wert erhalten kann — und tatsächlich erhält, — wo sie von ernst-religiösen Menschen als geheiligte Institution aufgefaßt wird, die aber von allen »freien Geistern« als eine entwürdigende Absurdität angesehen werden würde, wenn man sich daran gewöhnt hätte, die Dinge beim rechten Namen zu nennen.

3. Die herrschende Sitte und die sexuelle Ethik.

Man prüfe einmal gründlich, welchen Zweck die Sitte und die Moral jetzt befolgen in allen Sachen, die auf das Sexuelle und auf den Verkehr von Männern und Frauen Bezug haben. Man wird darin kaum einen andern Sinn oder Zweck entdecken als den, das sexuelle Eigentum zu schützen und die Jungfrau »rein« zu erhalten für den künftigen Besitzer. Daher die Tausende von beengenden, entfremdenden Schranken im Verkehr von Mann und Weib, die zu diesem Zweck allerdings sehr notwendig sind, ohne solches Ziel aber einfach sinnlos wären. Dieses wahrhaft kunstvoll konstruierte Netzwerk von Verkehrsschranken und Hindernissen ist allerdings wunderbar dazu geeignet, alle Menschen, die sich nach Liebe, nach Kameradschaft oder nach geschlechtlichem Verkehr sehnen, gewaltsam in die Ehe zu treiben — und es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß dieses System in den meisten »zivilisierten« Ländern viel mehr und viel bessere Gelegenheiten gewährt zu illegitimem Sexualverkehr als zu einem freundschaftlich intimen Verkehr zwischen einem Mann und einem Weib, die sich eines Verlangens nach dem Geschlechtsakte nicht bewußt sind. Die »Preisfrage«, welche der Held in Fuldas »Jugendfreunde« stellt, bedarf dringend einer »vernünftigen« Lösung.

4. Die falsche Einschätzung des Geschlechtsaktes in seiner Beziehung zur Liebe.

Hierin hat sich der moderne Mensch so ungefähr das Tollste geleistet, was er je in verrückten und unheilvollen Begriffsentstellungen zustande gebracht hat. Er nennt den Geschlechtsakt »das eine große Ziel der Liebe« — »den eigentlichen Liebesbeweis«, — »die höchste Liebesfreude«, — »die selbstverständliche, stets vorhandene Sehnsucht in der wahren Liebe zwischen Mann und Weib«. Wir opponieren auf das Entschiedenste jeder dieser Auffassungen, welche durch keine vernünftigen Gründe motiviert werden können, welche zu entsetzlichen Tragödien führen müssen und oft zur Folge haben, daß viel schöne Liebe in sexuellen Exzessen erstickt wird. Die alte christliche Idee, alle sinnlichen Genüsse als etwas Verächtliches, Gemeines hinzustellen, hat sicherlich

verderblich gewirkt, aber ich glaube fast, daß die moderne Überschätzung des Geschlechtsaktes noch unheilvoller wirken muß. Diese tolle Überschätzung wäre übrigens nie möglich gewesen ohne den oben gekennzeichneten Mißbrauch des schönen, allgemein verehrten Wortes »Liebe«.

5. Die Ehe.

Wenn wir sagen, daß wir auch die Ehe als eine Liebesschranke ansehen, gegen die wir kämpfen wollen, so bedarf dies (wegen der auch hierbei jetzt allgemein herrschenden Begriffsverwirrung) der näheren Erklärung: Wir kämpfen nicht gegen den beiderseitig bindenden Kameradschaftskontrakt fürs Leben, — nicht gegen die dauernde Vereinigung von materiellen und anderen Interessen zwischen einem Manne und einem Weibe, — nicht gegen den lebenslänglichen, absolut bindenden, exklusiven Familienkontrakt, — wir kämpfen gegen die Ehe nur in ihrer Eigenschaft als Kontrakt zur sexuellen Dienstleistung. — Oder in andern Worten: Wir sind für alles das, was offen als Ehe besungen und gepriesen wird, und gegen dasjenige, was so barbarisch ist, daß man sich längst schämt, es offen auszusprechen (außer gelegentlich im Scheidungsgericht oder in »pikanten« Skandalnachrichten).

6. Der Liebesbegriffswirrwarr.

Ich habe diesen schon in der Einleitung erwähnen müssen und werde später nochmals darauf zurückkommen. Es scheint uns jetzt fast so, als ob diese jetzt überall herrschende ungeheure Konfusion in der Auffassung von Liebe als eine der gefährlichsten und hartnäckigsten Liebesschranken anzusehen ist.

7. Die Eifersucht.

Auch hier müssen wir zwischen verschiedenen Formen oder Äußerungen unterscheiden. Bei unserer Auffassung verschwindet selbstverständlich:

1) die Eifersucht als das Gefühl der beleidigten Ehre;

2) die Eifersucht als die Angst vor dem Verlust eines geliebten, resp. hochgeschätzten Besitzes.

Solange es minderwertige Menschen gibt, wird die Eifersucht jedoch nie ganz verschwinden

3) als die Mißgunst kleinlicher Naturen, welche keinem anderen eine Freude gönnen, die sie nicht selber mitgenießen können;

aber sie wird bedeutend vermindert werden, wenn dieses häßliche Gefühl sich nicht mehr hinter dem schönen Wort »Liebe« verstecken kann, sondern allgemein nach seinem wahren Gehalte eingeschätzt wird als Gemeinheit.

Es soll und wird aber nicht gekämpft werden gegen Eifersucht:

4) als der natürliche Neid im Kampf um die Liebe.

Auf viel Liebe, welche andern zuteil wird, voll von Neid sein und eifersüchtig darnach streben, dem Reichsten an Liebesreichtum gleichzukommen, wird zu den schönsten Eigenschaften des zukünftigen Menschen gehören.«

8. Die Eitelkeit und Großmannssucht des Mannes und die tyrannischen Gelüste des Weibes.

Gewöhnlich nennt man den Mann den Tyrannen und das Weib die Vertreterin der Eitelkeit, aber umgekehrt stimmt die Sache nach unseren Erfahrungen viel besser.

9. Falsche Erziehung.

10. Die Irrlehren und Trugschlüsse in den Theorien der sog. »Freien Liebe«.

11. Das zur Zeit herrschende System in der Verteilung der materiellen Güter.

Für alle diejenigen, welche sich unter Liebesgenuß und Liebesfreuden nichts anderes Schönes und Würdiges vorstellen können als ein »eheliches Zusammenleben« wird die Liebesfrage allerdings notwendigerweise zu einer ökonomischen Frage. Diesen muß daher auch logischerweise die heutige ökonomische Versklavung als die wichtigste und unheilvollste Liebesschranke erscheinen. Dies gilt jedoch nicht für uns, die wir unsere Liebe und deren Betätigung, unsere sexuellen Neigungen und den Genuß derselben, nicht abhängig machen von der Erfüllung einer ganzen Reihe von ökonomischen Bedingungen (wie es die Anhänger der christlichen Ehe tun müssen) — noch unsere ökonomischen Kontrakte (für Heim, Haushalt, Familie etc.) und deren Dauer abhängig machen von dem Vorhandensein und der Dauer »gegenseitiger Liebe« oder sexueller Begierden (wie es die Anhänger der »Freien Liebe« befürworten). — Aber auch wir können nicht umhin, auf Schritt und Tritt zu bemerken, wie das unsinnige merkantilische System der jetzigen Zeit die Menschen überall vom Lieben abhält (und dies gilt ebensowohl von den Reichen wie von den Armen!)

Diese 11 Proteste ergeben schon fast von selbst das Neue, für welches der »Eigene« eintritt. (Man verwechsele hier nicht die von Ruedebusch gebrauchte Bezeichnung »Die Eigenen« mit der von Adolf Brand begründeten homosexuellen »Gemeinschaft der Eigenen«. D. Red.) Ich will aber auch dies noch kurz und in derselben Reihenfolge erläutern:

1. Er strebt nach dem neuen Liebes-Ideale. Kurz und bündig darf ich nun wohl sagen, ohne mißverstanden zu werden: Er will möglichst viele Menschen lieben, ganz einerlei, durch welche »seelische« oder »sinnliche«, psychische oder physische Faktoren er dazu gelangt.

2. Er wird unter keinen Umständen irgend welchen Kontrakt oder irgend eine Vereinbarung eingehen, die ihm Verpflichtungen in Betreff des sexuellen Verkehrs auferlegen. In dieser Beziehung wird er immer »sich selbst angehören«.

3. Im Verkehr mit Andersdenkenden wird er selbstverständlich die von diesen heilig gehaltenen sexuellen Besitzrechte respektieren und die daraus hervorgehenden Sitten- und Moralgesetze möglichst genau beachten und befolgen. In unserem Kreise jedoch fallen diese für uns sinn- und zwecklosen, verderblichen Verkehrshinderungen natürlich fort. Statt dieser

uns barbarisch erscheinenden Moral- und Sittengesetze erstreben wir für uns eine neue Ethik und eine neue Sitte, die das Ziel verfolgen, den Verkehr der Menschen schöner, harmonischer und liebevoller zu gestalten und das ästhetische Gefühl, vor allem in bezug auf das Sexuelle, zu verfeinern und zu veredeln.

4. Der Geschlechtsakt erscheint dem »Eigenen« nicht als das Liebesziel, der Liebesbeweis, die »Krönung« der Liebe, die Liebesfreude, die Liebessehnsucht, sondern nur als eine, je nach den Umständen mehr oder weniger häufige oder ganz ausgeschlossene, mehr oder weniger schöne Episode in der Liebe zwischen Mann und Weib. Zur schönsten Entfaltung dieser Liebe ist ein ziemlich hoher Grad von sexueller Sympathie allerdings notwendig, aber nicht der Geschlechtsakt. Der sich zu Zeiten und unter gewissen Umständen ergebenden Notwendigkeit dieser »Episode« mögen viele verschiedene physische und seelische Ursachen zugrunde liegen, — auf Liebe beruht diese Notwendigkeit in Wirklichkeit nie!

5. Unter den bestehenden Verhältnissen bietet die lebenslängliche Vereinigung eines Mannes mit einem Weibe zur Gründung eines gemeinsamen Heims mit allerlei gemeinsamen Interessen, zur Gründung der Familie, zum gegenseitigen Schutz- und Trutzbündnis der Kameradschaft, eine ganze Reihe von unbestreitbaren Vorteilen. Da dies auch überall Ehe genannt wird, so ist der »Eigene« in diesem Sinne entschieden für die Ehe. Hat er einen Kameraden dafür gefunden, (daß er ihn »leidenschaftlich liebe«, ist nicht nötig, viel wichtiger ist gute Ergänzung und harmonische Uebereinstimmung in all den praktischen Angelegenheiten des Lebens), so wird er gern und bereitwillig »Treue für's Leben schwören« und seine Treue wird gesicherter sein, weil sie in keiner Weise abhängig ist von den gar so unbeständigen Wallungen des sexuellen Gefühls. Selbst die leidenschaftlichste Sehnsucht nach sexuellem Verkehr mit einem anderen Wesen wird seine Treue nicht gefährden. Kann diese Sehnsucht in schöner Weise befriedigt werden, um so besser. Viele sehr ernst zu nehmende Rücksichten mögen unter den jetzt bestehenden Verhältnissen diese Befriedigung jetzt unmöglich machen. In diesem Falle wird seine vernünftige Einschätzung des Geschlechtsaktes dafür sorgen, daß er die Enttäuschung nicht als ein »der einzigen großen Liebe entsagen«, als das Leben zerstörende »unglückliche Liebe«, als »Irrtum in der Wahl der Gefährtin« etc. empfindet, sondern nur als ein Verzichtleisten auf einen sehnlichst begehrten Genuß betrachtet (und wir müssen alle ja auf so viele heißersehnte Genüsse verzichten, ohne daß wir deshalb unser Leben ein »verfehltes« nennen!). — Die »Ehe der Eigenen« hat unter anderem zu bedeuten, daß sich die Gatten nach Möglichkeit gegenseitig darin unterstützen, möglichst viel Freude und intensives Wohlgefallen an möglichst vielen Menschen zu genießen, in scharfem Gegensatz zu der alten Ehe oder dem »freien Verhältnis«, wo man sich gegenseitig nach besten Kräften hindern muß, andere zu lieben, wenn man die wertgeschätzte Vereinigung so viel wie möglich sichern will.

6. Der »Eigene« sollte bei jeder sich bietenden Gelegenheit auf das Entschiedenste dagegen opponieren, wenn man die Wörter »Lieben« oder »Liebe« für den Geschlechtsakt oder die Sehnsucht nach demselben anwendet.

7. Da der »Eigene« auch nur ein Mensch ist, mag der natürliche Liebesneid sich auch bei ihm zuweilen in Liebesmißgunst verwandeln, aber er wird mit dieser Mißgunst nie als Liebesbeweis protzen wollen, sondern sie nach Möglichkeit zu unterdrücken suchen, schon wegen der Kritik der Genossen.

8. Er wird nicht mehr zugeben, daß sich die Eitelkeit und Großmannssucht des Mannes und die tyrannischen Gelüste des Weibes hinter dem Mantel der Liebe verbergen (wie es jetzt üblich ist), sondern sie unerbittlich verdammen als das, was sie in Wirklichkeit sind.

9. Er wird in der Erziehung der Kinder selbstverständlich die schon von so vielen in schöner, würdiger Weise empfohlene Belehrung in betreff des Sexuellen einschließen, vor allem aber das Prinzip befolgen, die jetzt (in der Praxis wenigstens) überall übliche Taktik: »Dem Hasse freie Bahn! Der Liebe engste Grenzen!« in das genaue Gegenteil zu verwandeln.

10. Er wird es so lange und so entschieden betonen, daß unsere Auffassungen in vieler Beziehung das genaue Gegenteil von dem sind, was die Theorien der sog. »Freien Liebe« lehren, bis auch der Hartnäckigste es endlich begriffen hat.

11. Er wird sich bemühen, die in allen Fällen so überaus wichtige »ökonomische Frage« schon in der Gegenwart so gut es angeht zu lösen, wenigstens für unsern Kreis. Im zweiten Teile meines Romans habe ich einen diesbezüglichen Versuch gemacht, möchte aber betonen, daß diese Schilderungen nur als Vorschläge nicht als Prinzipienerklärungen der »Eigenen« aufzufassen sind.

* * *

Als bezeichnende Beispiele für den »Liebesbegriffswirrwarr« seien noch einige weitere Ausführungen von Ruedebusch, die sich gegen die Angriffe eines Kritikers Rudolf Burkhart richten, hier wiedergegeben:

Wenn ich Rudolf Burkhart richtig verstanden habe, so beurteilt er uns ungefähr wie folgt: »Die Eigenen sind pervers veranlagt, d. h. mit einer übernormalen, krankhaften Gier nach sexuellen Genüssen behaftet; sie wollen möglichst viel Geschlechtsverkehr und bedürfen dazu der häufigen Abwechslung. Um ihre Handlungsweise zu motivieren, stellen sie die Behauptung auf, daß der Mensch von Natur polygamisch sei (was ich, nebenbei gesagt, nie behauptet habe). Ihr Hauptziel ist, möglichst viele und möglichst pikante sexuelle »Orgien« zu feiern.« —

Es ist von großer Wichtigkeit, sich darüber klar zu werden, wie es angehen konnte, daß ein Mann auf Grund meiner Schriften zu solch ungeheuerlicher Auffassung unserer Sache gelangen konnte. Ich habe eine

ähnliche Auffassung leider schon oft beobachten müssen. Als ich die erste derartige Darstellung las, erklärte ich den Schreiber prompt für verrückt. Später musste ich leider noch so viele als hochintelligent angesehene Menschen für verrückt erklären, daß die Sache bedenklich wurde. Dann versuchte ich mir die Entstellung durch eine krankhaft gewordene erotische Phantasie des Lesers zu erklären, aber auch dies wollte nicht immer stimmen. Erst in den letzten zwei Jahren ist mir die Ursache dieser Mißverständnisse vollständig klar geworden:

Die ungeheuere Konfusion in der Anwendung des Wortes Liebe, welche schließlich überall, in alle modernen Sprachen eindrang. Es würde zu weit führen, all die leicht zu findenden Beweggründe anzugeben, welche die Menschen dazu veranlaßten, statt Sehnsucht nach dem Geschlechtsakte »Liebe« und statt sexuellen Verkehr »Lieben« zu sagen und zu schreiben. Eine der Folgen dieser unheilvollen Methode ist, daß viele Menschen jetzt, wenn sie das Wort »Liebe« (in Bezug auf Mann und Weib angewandt) lesen, sofort und nur an den Geschlechtsakt denken.

Verhängnisvoll für das Verständnis meiner Bücher war übrigens noch eine andere Sache: Die meisten Männer sind sich der ganzen Jämmerlichkeit ihres Sexuallebens so sehr bewußt, daß sie stets eine innerliche (zuweilen auch offen ausgesprochene) Sehnsucht nach etwas feinerem Verkehr empfinden. Wenn diese Männer nun von einem intimen Beisammensein eines Mannes und eines Weibes, die sich nicht gerade hassen, hören oder lesen, so können sie sich nichts anderes vorstellen, als daß diese beiden selbstverständlich mit toller Gier aufeinander losstürzen.

Wenn ich mir nun denke, daß der Leser jedesmal, wenn ich «Liebe», «Lieben» oder «Lieb haben» schrieb, oder ein Zusammensein zu Zweien schilderte (ich habe ja sogar verschlossene Türen empfohlen!) dies als geschlechtliche Vereinigung auffaßt, so wird es mir erklärlich, daß man meine Bücher als «obscön» verdammte. In dieser Lesart erscheinen sie mir selber obscön. Und wenn ich mir nun vorstelle, daß Rudolf Burkhart sich jedesmal auch noch «Budapester Bilder» hinzudachte, so wird sein ungeheurer Manneszorn begreiflich. Wie konsequent und naiv dieser Kritiker die obige Lesart befolgt, zeigen seine Glossen über meinen Roman. Er hat z. B. in der «Originaleigenen» (die übrigens nicht Lieschen, sondern Emmy heißt) eine «krankhaft Nymphomane» entdeckt! Sie ist als ein hübsches, junges, frisches, stets fröhliches Mädchen geschildert, die ihren Stolz darein setzt, sich von keinem Manne vorschreiben lassen zu wollen, wen sie lieben, resp. nicht lieben soll, und die keinem Menschen eine Kontrolle ihrer sexuellen Empfindungen und eventuell möglichen Genüsse erlauben will. Bis zu ihrer im zweiten Teil erwähnten Ehe ist in dem Roman nicht die leiseste Andeutung eines sexuellen Aktes oder der Sehnsucht darnach zu finden. Wie kommt denn Burkhart auf die verrückte Idee der Nymphomanie? Sehr einfach.

Auf die im bekannten Inquisitorentone gestellte Frage ihres Brotherrn, ob es nicht wahr sei, daß sie drei Liebesverhältnisse habe,

antwortet sie: «Wenn Sie damit meinen, ob drei Männer mich lieb haben, dann: Ja!» — Sie läßt sich also von drei Männern «liebhaben»!!! — Das genügt für Burkhart. Und als sich dann auch noch ein vierter fand: Hans Bernikow, der sie auch lieb gewann, da war für Burkhart die «Perversität» wohl schon absolut festgestellt. Und mit entzückender Naivität ruft er aus: «Was soll man denn noch mehr verstehen?» — Doch er hat wohl noch mehr Belege für die Nymphomanie gefunden: Dieselbe Emmy erwartet eines Abends (nachdem sie einige Jahre verheiratet ist) ihren Mann von einer langen, sehr erfolgreichen Agitationsreise zurück. Sie bereitet ein feines Mahl, stellt eine Flasche kalt und freut sich närrisch auf das Wiedersehen und die Feier des Erfolges. Und Burkhart denkt: Worauf kann sich ein liebendes, junges Weib denn sonst freuen als auf den Geschlechtsakt? — Der Mann kommt aber nicht, sondern schickt im letzten Augenblick ein Schreiben, in welchem er mitteilt, daß er seine Freundin, Agnes Tora, zufällig getroffen habe, daß er ihr über seine Tour Bericht erstatten und den Abend mit ihr verbringen wolle. — Wie kann man den Abend mit einer geliebten Freundin denn anders verbringen als mit dem Geschlechtsakt!, denkt Burkhart. — Emmy ist bitter enttäuscht und da sie «sehr menschlich» ist, verwandelt sich der natürliche Neid zeitweilig in wütenden Groll und scheußliche Mißgunst. Da erscheint ihr langjähriger Freund, Hans Bernikow, und es gelingt diesem allmählich, sie wieder froh und heiter zu stimmen. Das Mahl wird verspeist, die Flasche auf das Wohl des erfolgreichen Agitators geleert; Hans ist glücklich über seinen Erfolg und Emmy ist getröstet. — Ja, womit kann man ein liebendes Weib denn sonst noch trösten als mit dem Geschlechtsakt? sagt sich Burkhart! — Am nächsten Morgen kommt der Gatte zurück und Emmy fliegt ihm freudig und verliebt in die Arme. — Das heißt doch nun sicherlich wieder Geschlechtsakt! denkt Burkhart. — Und nun wird ihm die Sache zu bunt! Er schimpft wütend über die Nymphomanie und die entsetzliche «Karnickelei», ohne zu bemerken, daß er ja seine eigene, nicht meine Phantasie beschimpft! Wir könnten uns jede dieser Szenen allerdings auch sehr schön ausmalen mit dem Geschlechtsakt; — warum auch nicht? Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß ich sie mir nicht so dachte und daß ich daher auch nichts derartiges andeutete. Wir können uns nämlich jede dieser Szenen sehr schön denken, ja, sogar als höchsten und schönsten Liebesgenuß vorstellen ohne den Geschlechtsakt. Andererseits können wir uns keine derselben (ob mit oder ohne) als schön und menschenwürdig vorstellen, wenn der betreffende Mann z. B. Burkharts Auffassungen von Liebe und Sexualverkehr teilen sollte.

Diese Beispiele werden wohl genügen, um zu zeigen, wie ungeheuer unser Wirken erschwert wird durch den zur Zeit herrschenden «Liebesbegriffswirrwarr». Es fällt mir nicht ein, behaupten zu wollen, daß Rudolf Burkhart durch niedrige Motive zu seinem Zornesausbruch verleitet wurde, oder daß eine krankhaft-erotische Veranlagung ihn zu den Entstellungen veranlaßte. In seiner feindseligen Stimmung hat er nur die allgemeine Tendenz ein wenig auf die Spitze getrieben und mir so ein besonders

drastisches Beispiel geliefert. Ich habe leider erfahren müssen, daß die meisten Menschen mehr oder weniger zu der bewußten Lesart neigen. Und seit der Erkenntnis dieser Tatsache habe ich zu meinem Schrecken in meinen eigenen Büchern von früher eine Reihe von Stellen entdeckt, in welchen ich durch falsche Anwendung der bezeichneten Ausdrücke auch meinerseits noch zur allgemeinen Konfusion beigetragen habe.

Wer aber in Zukunft ernsthaft mit uns über unsere Sache reden will, der sollte vor allem erst den Begriffswirrwarr erkennen lernen und dann unsere Definition des Wortes «Liebe» annehmen (wenigstens in der Besprechung unseres Themas) — denn sonst hat alles Reden und Disputieren keinen Zweck.

SEXUELLE REGUNGEN BEI KINDERN.

Daß manche Kinder schon sehr früh für sexuelle Regungen zugänglich sind und dem anderen Geschlecht gegenüber einen Drang nach Berührungen empfinden, die sie genießen, ohne von dem eigentlichen Ziel, auf das sie hinweisen, eine Ahnung zu haben, ist allgemein bekannt. Vielleicht das zarteste Beispiel dieser Art, bei dem der sexuelle Reiz nur eben merklich hindurchschimmert, bietet Keller in »Romeo und Julia auf dem Dorfe«. «Auf einem ganz mit grünen Kräutern bedeckten Plätzchen legte sich das Dirnchen auf den Rücken, da es müde war, und begann in eintöniger Weise einige Worte zu singen, immer die nämlichen, und der Junge kauerte daneben und half, indem er nicht wußte, ob er auch vollends umfallen sollte, so lässig und müßig war er. Die Sonne schien dem singenden Mädchen in den geöffneten Mund, beleuchtete dessen blendend weiße Zähne und durchschimmerte die runden Purpurlippen. Der Knabe sah die Zähne, und dem Mädchen den Kopf haltend und dessen Zähnchen neugierig untersuchend, rief er: »Rate, wieviel Zähne hat man?« Das Mädchen besann sich einen Augenblick, als ob es reiflich nachzählte, und sagte dann auf Geratewohl: »Hundert!« »Nein, zweiunddreißig!« rief er, »wart, ich will einmal zählen!« Da zählte er die Zähne des Kindes, und weil er nicht zweiunddreißig herausbrachte, so fing er immer wieder von neuem an. Das Mädchen hielt lange still, als aber der eifrige Zähler nicht zu Ende kam, raffte es sich auf und rief: »Nun will ich Deine zählen!« Nun legte sich der Bursch hin ins Kraut, das Mädchen über ihn, umschlang seinen Kopf, er sperrte das Maul auf, und es zählte: »Eins, zwei, sieben, fünf, zwei, eins; denn die kleine Schöne konnte noch nicht zählen. Der Junge verbesserte sie und gab ihr Anweisungen, wie sie zählen sollte, und so fing auch sie unzählige Male von neuem an, und das Spiel schien ihnen am besten zu gefallen, von allem, was sie heut unternommen. Endlich aber sank das Mädchen ganz auf den kleinen Rechenmeister nieder und die Kinder schliefen ein in der hellen Mittagssonne.« Von diesem leisesten Anklingen

unbewußter Liebesregungen gelangt man in unmerklichen Übergängen zu stärker hervortretenden Liebesspielen, bei denen das Eingreifen eines besonnenen Erziehers erforderlich wird, wie etwa bei dem eigentümlichen Verhältnis des Knaben Rousseau zu der kleinen Goton, die sich in geheimen Zusammenkünften als seine Schulmeisterin aufspielte »elle se permettait avec moi les plus grandes privautés, sans jamais m'en permettre aucune avec elle; elle me traitait exactement en enfant; ce qui me fait croire ou qu'elle avait déja cessé de l'être, ou qu'au contraire elle l'était encore assez elle-même pour ne voir qu'un jeu dans le péril auquel elle s'exposait.«

Aber auch Erwachsenen gegenüber zeigt sich bei manchen Kindern der Instinkt, der, seines Zieles unbewußt, den Reiz der Berührung als Selbstzweck genießt. »Jene schönen Mädchen«, sagt Mantegazza, »welche die gütige oder grausame Natur dazu bestimmte, auf jedem ihrer Schritte ein Verlangen und einen Seufzer zu wecken, wissen oft nicht, daß in der Schar ihrer Anbeter sich auch Knaben befinden, die kaum dem Kindesalter entwachsen sind und die jede Blüte heimlich küssen, die der Angebeteten entfallen sein mag, die glücklich sind, wenn sie sich verstohlen wie ein Dieb in das Zimmer schleichen können, wo die Schöne geschlafen hat, die den Teppich küssen, auf dem ihr Fuß gewandelt . . . . . . Und wie selten weiß ein junges Mädchen, welches mit den Fingern in dem lockigen Haar eines Knaben spielt, dessen Haupt auf ihren Knieen ruht, daß sein kleines Herz hörbar unter solchen Liebkosungen schlägt.«[1]) Perez zitiert die Erzählung Valle's von einem zehnjährigen Knaben, der in seine ältere Cousine verliebt war: »Elle vient quelquefois m'agacer le cou, me menacer les côtes de ses doigts longs. Elle rit, me caresse, m'embrasse; je la serre en me défendant, et je l'ai mordue une fois. Elle m'a crié: Petit méchant! en me donnant une tape sur la joue un peu fort etc.«[2])

Selbst bei den Balgereien der Knaben untereinander mag ab und zu das Sexuelle mit hereinspielen. Schaeffer hat einmal in einer kleinen Rezension[3]) darauf hingewiesen, daß bei den kriegerischen Knabenspielen, besonders bei den Ringkämpfen »der Fundamentaltrieb des Geschlechtslebens nach möglichst extensiver und intensiver Berührung des Partners mit dem mehr oder weniger deutlichen Hintergedanken der Überwältigung« eine hervorragende Rolle spiele. Ich glaube nicht, daß dies der Regel entspricht, bin aber doch überzeugt, daß Schaeffer's Ansicht häufiger zutrifft, als man vielleicht im ersten Augenblick zuzugeben geneigt ist. Besonders wenn sich die Kämpfenden auf die Erde gezogen haben und dann lachend miteinander weiter ringen, mag das der Fall sein.

Endlich wären noch die zärtlichen Freundschaftsverhältnisse zwischen Kindern des gleichen Geschlechts zu erwähnen. Auch hierbei kann der

---

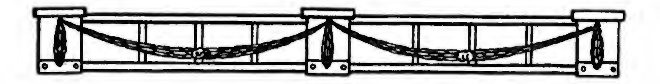
1) »Die Physiologie der Liebe« S. 53.
2) »L'enfant de trois a sept ans« S. 273.
3) »Zeitschr. f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorgane. Bd. II (1891) S. 128.

seines Zieles beraubte Instinkt einen gewissen tändelnden, spielartigen Charakter annehmen. Selbst bei Studenten trifft man nicht selten auf solche Freundschaften, in denen der noch unbefriedigte Naturtrieb unbewußt sein Spiel treibt. Ich beschränke mich hier darauf, aus früherer Lebenszeit eine wenig bekannte und sicher auf eigene Erlebnisse zurückgehende Schilderung von höchster poetischer Schönheit mitzuteilen, bei der das leise Hereinklingen des Sexuellen mit ebenso großer Zartheit erfaßt ist, wie bei jener Erzählung Kellers. In den »Wanderjahren« schreibt Wilhelm Meister an Natalien über eine rasch aufkeimende und tragisch endigende Freundschaft, die er als Kind mit einem Dorfknaben geschlossen hatte. Die beiden Knaben, die sich eben erst kennen gelernt hatten, belustigten sich zuerst am Fluß mit Angeln. »Als wir nun so zusammen aneinander gelehnt, beruhigt saßen, schien er sich zu langweilen und machte mich auf einen flachen Kies aufmerksam, der von unserer Seite sich in den Strom hineinstreckte. Da sei die schönste Gelegenheit zu baden. Er könne, rief er, endlich aufspringend, der Versuchung nicht widerstehen, und ehe ichs mich versah, war er unten, ausgezogen und im Wasser. Da er sehr gut schwamm, verließ er bald die seichte Stelle, übergab sich dem Strom und kam bis an mich in dem tieferen Wasser heran; mir war ganz wunderlich zu Mute geworden. Grashupfer tanzten um mich her, Ameisen krabbelten heran, bunte Käfer hingen an den Zweigen und goldschimmernde Sonnenjungfern wie er sie genannt hatte, schwebten und schwankten geisterartig zu meinen Füßen, eben als jener einen großen Krebs zwischen Wurzeln hervorholend ihn lustig aufzeigte, um ihn gleich wieder zum bevorstehenden Fange an den alten Ort geschickt zu verbergen. Es war umher so warm und feucht, man sehnte sich aus der Sonne in den Schatten, aus der Schattenkühle hinab ins kühlere Wasser. Da war es denn ihm leicht, mich hinunterzulocken, eine nicht oft wiederholte Einladung fand ich unwiderstehlich und war, mit einiger Furcht vor den Eltern, wozu sich die Scheu vor dem unbekannten Elemente gesellte, in ganz wunderlicher Bewegung. Aber bald auf dem Kies entkleidet wagt' ich mich sachte ins Wasser, doch nicht tiefer als es der leise abhängige Boden erlaubte; hier ließ er mich weilen, entfernte sich in dem tragenden Elemente, kam wieder, und als er sich heraushob, sich aufrichtete, im höheren Sonnenschein sich abzutrocknen, glaubt' ich meine Augen von einer dreifachen Sonne geblendet, so schön war die menschliche Gestalt, von der ich nie einen Begriff gehabt. Er schien mich mit gleicher Aufmerksamkeit zu betrachten. Schnell angekleidet standen wir uns noch immer unverhüllt gegeneinander, unsere Gemüter zogen sich an und unter den feurigsten Küssen schworen wir eine ewige Freundschaft.« (Aus Karl Groos, die Spiele der Menschen, Jena 1899.)





DAS GESCHLECHT. Von FRANZ FLAUM.



DIE ANTIKE HALBWELT.

Von Dr. R. SALINGER.

Über die Stellung der Frauen im Altertum, vor allem in dem Lande, das wir als die Wiege aller höheren Kultur anzusehen gewohnt sind, bei dem Volke, das wir als Urheber und Förderer alles Schönen und Großen in Kunst und Dichtung verehren, ist schon oft gehandelt worden, ohne daß der Gegenstand damit wirklich erschöpft wäre. Eine anschauliche Vorstellung von dem Leben, der alltäglichen Beschäftigung, der Denk- und Empfindungsweise der Frauen im hellenischen Altertum ist bei der strengen Zurückgezogenheit und der fast hermetischen Abgeschlossenheit, in der sie gehalten wurden, für uns heut nicht mehr erreichbar und würde es möglicherweise selbst dann nicht sein, wenn die Quellen, literarische, epigraphische u. a., aus denen wir unsere Kenntnis schöpfen, reichlicher und ergiebiger wären, als es tatsächlich der Fall ist.

Etwas genauer als über die Frauen im allgemeinen sind wir über eine besondere Klasse unter ihnen unterrichtet, deren Leben, wie es in der Natur der Sache lag, sich mehr im Lichte der Öffentlichkeit abspielte, und die im griechischen Altertum, wenigstens in der Zeit der Spätblüte und des Verfalls, eine gesellschaftliche Rolle spielten, ja zum Teil sich einer besonderen Auszeichnung erfreuten. Es dürfte kaum eine zweite Periode der Weltgeschichte geben, in der die Damen der Halbwelt eine so geachtete und einflußreiche soziale Stellung einnahmen, und in der ihre Namen so häufig in Verbindung mit denen hervorragender Persönlichkeiten — Staatsmänner, Gelehrte, Künstler — genannt werden, als in jener so hochstehenden und interessanten Kulturepoche.

Gründliche Kenner des Altertums haben von den Hetären behauptet, daß sie sehr viel besser erzogen und unterrichtet gewesen seien, als die Frauen von Stande, und daß nichts den Zustand der allgemeinen Sittlichkeit und des gesellschaftlichen Lebens in Griechenland so nachhaltig beeinflußt habe, als das Übergewicht, das diese Vertreterinnen der freien Liebe

durch ihre ästhetische und intellektuelle Bildung über die ehrbaren Frauen besaßen, deren Erziehung so vernachlässigt gewesen sei, daß die Grazien bei ihrem Anblick entwichen.

Mag dies auch in mancher Beziehung übertrieben sein, so steht doch soviel fest, daß nach griechischer Sitte, vor allem in dem Mittelpunkt der damaligen Kultur, in Athen — in Sparta war die Stellung der Frauen ganz bedeutend freier — das Leben der ehrbaren Frau sich ausschließlich im Hause und in der Familie abspielte. Zur Verschönerung und Veredelung der Geselligkeit, die es ja in dem uns bekannten Sinne damals überhaupt nicht gab, konnten sie nichts beitragen; vom Umgang mit Männern waren sie fast vollständig ausgeschlossen, ja die meisten kamen wohl weder vor noch nach ihrer Verheiratung je mit einem andern Manne als mit ihrem eigenen in persönliche Berührung. Für den geselligen Verkehr mit Frauen waren daher die Männer ausschließlich auf die Hetären, deren erstes Auftreten in Griechenland für die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. sicher bezeugt ist, angewiesen. Diese begleiteten ihre Freunde nicht nur zu Gastmählern in größerem und kleinerem Kreise, sie bewirteten sie auch mit anderen in ihrem eigenen Hause und übten in diesen gemischten Gesellschaften die Kunst — die einzige, welche die Frauen ohne Unterricht lernen und jedenfalls diejenige, zu der sie das meiste angeborene Talent besitzen — die Kunst zu gefallen.

Die meisten begannen ihre dem Lebensgenusse geweihte Laufbahn schon in sehr jugendlichem Alter. Noch ehe ihre kindlichen und unentwickelten Reize einen Liebhaber anlocken konnten, nahmen sie, wie wir aus Platos und Xenophons Schilderungen ersehen, als Tänzerinnen oder Flötenspielerinnen an den Pickniks und sonstigen Festlichkeiten der jeunesse dorée teil. Dort sahen sie an der Seite der wohlhabenden jungen Lebemänner die schönsten und elegantesten Courtisanen, die nun für sie zu Vorbildern wurden, denen sie es, sobald es ihr Alter erlaubte, in jeder Beziehung gleichzutun suchten. Daß es auch an eigentlichem Unterricht in der Kunst, Männerherzen zu bestricken, nicht fehlte, darf als sicher angenommen werden. Der Nachricht des Plutarch, daß die

berühmte Freundin des Perikles, Aspasia, in Athen eine vollständige Hetärenschule unterhalten habe, wird zwar von anderer Seite widersprochen, doch darf es als unzweifelhaft festgestellt gelten, daß viele der elegantesten Hetären junge Mädchen aus Freundes- oder Verwandtenkreisen an sich zogen, um sie in den Künsten der Liebe auszubilden.[1]) Unter den anziehenden und lehrreichen »Hetärengesprächen« Lucians findet sich eines, wo eine Mutter ihrer Tochter, die sie zur Hetäre heranbilden will, in dieser Beziehung ebenso instruktive als frivole Anweisungen erteilt. Das Meiste und Wichtigste freilich lehrte sie die Natur. Wenn wir oben sagten, daß ihre geistige Bildung keine ganz unbedeutende gewesen sei, so gilt dies natürlich nur im Vergleich mit dem noch tiefer stehenden Durchschnittsniveau der damaligen Frauenbildung im allgemeinen: an und für sich war sie gewiß oberflächlich genug, wenn auch nicht wenige Hetären mit schönwissenschaftlichen und philosophischen Studien kokettierten, die Hörsäle der berühmtesten Philosophen besuchten und hier und da sogar mit Schriftstellerei, ernster und öfter noch frivoler, sich befaßten. Die Hetäre Lasthenia gefiel sich darin, eine Schülerin Platos zu heißen. Auch Thais, die Geliebte Alexanders des Großen, rühmte sich ihrer philosophischen Studien. Leontium, die Geliebte Epikurs (und seiner meisten Schüler) trat gegen Theophrast als Schriftstellerin auf; reinste attische Diktion und eine hohe Grazie des Stils werden ihren Schriften nachgerühmt. Noch häufiger betätigte sich freilich die literarische Produktivität dieser Damen auf einem ihrer Sachkenntnis näher liegenden Gebiet: die leider nicht erhaltenen Schriften einer Elephantis und Philänis scheinen zu dem Ausgelassensten gehört zu haben, was die pornographische Literatur aller Zeiten hervorgebracht hat.

Die zahlreichsten und elegantesten Hetären gab es in Korinth. Die berühmte Handelsstadt, die an zwei Meeren thronte und den Mittelpunkt des Warenaustausches und internationalen Handelsverkehrs — vor allem zwischen Griechenland und Asien — im Altertum bildete, hatte auch den problematischen Ruhm, die glänzendste Demimonde der antiken

[1]) Kenner italienischer Gesellschaftszustände werden wissen, daß ähnliches auch heutzutage im modernen Italien nicht selten ist.

Welt zu beherbergen. Dort hatten sie sich nicht nur am frühesten angesiedelt, sondern sie genossen auch ein offizielles Ansehen und eine Auszeichnung von Seiten der Behörden, wie an keinem anderen Orte Griechenlands. Es hing dies zweifellos aufs engste damit zusammen, daß die Liebesgöttin Aphrodite als Schutzpatronin der reichen und üppigen Stadt verehrt wurde und daß vor allem Korinth eine Hafenstadt mit den bekannten Erscheinungen einer solchen war. Bei öffentlichen Gebeten, die an die Götter gerichtet wurden, wurde seitens der Behörden besonderer Wert darauf gelegt, daß so viele Hetären als möglich an der gottesdienstlichen Feier teilnahmen und die Opferzeremonien verrichteten. Als während der Perserkriege die Invasion der Barbaren Griechenland bedrohte, begaben sich die korinthischen Hetären, wie Theopompus und Timaeus berichten, in corpore in den Tempel der Aphrodite, um für die Rettung des Vaterlandes Gebete an sie zu richten. Diese Szene wurde durch ein im Altertum hochberühmtes Reliefbild verewigt, auf dem eine große Anzahl betender Hetären porträtähnlich abgebildet war und zu dem der berühmte Epigrammendichter Simonides eine uns erhaltene Unterschrift verfaßt hatte. Eine sehr verbreitete Sitte war es ferner, daß angesehene Privatleute der Göttin gelobten, für die Erhörung ihrer Bitten eine bestimmte Anzahl von Tempelsklavinnen (Hierodulen) zu weihen. Nach Strabo war der Tempel der Aphrodite zu Korinth so reich, daß er über tausend Hierodulen hielt, die der Göttin von wohlhabenden Bürgern, Männern und Frauen, geweiht worden waren. Diese Hierodulen bildeten eine dauernde und reichlich fließende Einnahmequelle für den Tempel, der, wie im Mittelalter die römische Kirche, von den öffentlichen Mädchen eine feste Steuer bezog. Gewinnsucht allein scheint indessen nicht die Veranlassung zu dieser Einrichtung gewesen zu sein, die ähnlich wie in Korinth auch in anderen Seestädten und in Asien in den Stationsplätzen des Karawanenhandels bestand. Indem man die öffentlichen Mädchen als Dienerinnen der Gottheit an den Tempel band und sie in Ermangelung einer anderen Polizei der Aufsicht der Priester unterstellte, wurde das, was ursprünglich nur als notwendiges Übel erschien, nach

der Ansicht des Altertums, welches die Religion in alle Geschäfte des Lebens mischte, gleichsam legalisiert und seiner Anstößigkeit entkleidet. Es ist als gewiß anzusehen, daß Griechenland diese Sitte mit dem Handelsverkehr aus Vorderasien überkam, wo, wie namentlich in Babylon und Ninive, die Prostitution[1]) einen wesentlichen Bestandteil des religiösen, vor allem des Mylitta-Kultus bildete und mit sacralen Gebräuchen verknüpft war, deren nähere Darlegung wir uns versagen zu müssen glauben.

Wie Korinth die zahlreichste und üppigste, so besaß Athen die feinste und gebildetste Demimonde. Die — dauernde oder vorübergehende — Verbindung, in welcher eine Reihe von athenischen Hetären zu ausgezeichneten Staatsmännern, Rednern, Philosophen und Dichtern gestanden haben, hat ihnen die historische Unsterblichkeit gesichert und zugleich dem ganzen Stande zu einem Nimbus verholfen, der schon im Altertum mehrere namhafte Gelehrte veranlaßte, eine Geschichte des Hetärenwesens zu schreiben. Leider sind von diesen Nachrichten, die für das kulturhistorische Verständnis der Antike für uns von der größten Wichtigkeit sein würden, nur einzelne Bruchstücke auf uns gekommen. So enthielt die Schrift des großen Philologen Aristophanes von Byzanz Lebensnachrichten über 135 der berühmtesten Hetären. Aus diesen und anderen Biographieen hat dann Athenaeus in seinem »Sophistengastmahl« die Notizen zusammengestellt, die nebst den »Hetärenbriefen« des Alciphron und «den Hetärengesprächen« Lucians (beide im 2. Jahrh. nach Chr.) heut die wertvollste Quelle für unsere Kenntnis dieser interessanten Seite des antiken Lebens bilden.

Weit bedauerlicher freilich als der Verlust dieser Hetärenbiographieen ist der Umstand, daß auch von den Stücken der sogen. neueren attischen Komödie, namentlich von den unvergleichlichen Werken des Menander, von denen wir uns nur aus den schwachen römischen Nachbildungen des Plautus und Terenz ein Bild machen können, nichts auf uns gekommen ist. In fast allen diesen Stücken spielten Hetären die Haupt-

[1]) Über eine andere Auffassung der religiösen »Prostitution« vergl. den Artikel »Anthropophyteia« Heft 4. Die Redaktion.

rolle, ja die meisten waren nach dem Namen bestimmter Hetären benannt. Aber, wie gesagt, auch von dieser für die Kenntnis des Privatlebens der Alten unersetzlichen Quelle ist sogut wie nichts für uns gerettet.

In Athen scheinen die Hetären spätestens um die Mitte des sechsten Jahrhunderts festen Fuß gefaßt zu haben. Es wird berichtet, Solon habe die staatliche Konzessionierung der freien Liebe für ein unabweisbares soziales Bedürfnis erklärt, um die Sinnlichkeit und die Leidenschaften der blühenden jungen Männer auf eine für die allgemeine Sittlichkeit minder gefährliche Bahn abzulenken. Er war der erste, der schöne junge Mädchen auf Staatskosten ankaufte und sie in bestimmten Häusern unterbrachte, aus deren teilweisem Erlöse dann der Aphrodite Pandemos (Venus Vulgivaga) ein Tempel — der erste in Griechenland — errichtet wurde. Der Lustspieldichter Philemon rühmt in einer uns erhaltenen Stelle seines Stückes »Die Brüder« — dem die »Adelphi« des Terenz nachgebildet sind — den weisen Gesetzgeber für diesen der menschlichen Schwachheit gezollten Tribut in nachstehenden Versen:

»Du hast dir, Solon, aller Menschen Dank verdient,
Denn deiner Einsicht, wie man sagt, verdanken sie,
O Zeus, ein heilsam' und volkstümlich' Institut.
Du sahst die Stadt mit jungen Leuten angefüllt,
In denen allen der Naturtrieb mächtig sprach,
So daß sie sich vergingen, wo's nicht ziemend war.
Da hast du Mädchen angekauft und aufgestellt,
Gemeinsam allen und zu ihrem Dienst bereit.
Sie stehn entkleidet; keine Täuschung gibt's dabei;
Beschaue sie nach Lust; und bist du, wie sich's wohl begibt,
Einmal bedrängt — nun gut, die Tür ist aufgetan.
Ein Obolus; du springst hinein, und drinnen ist
Von Sträuben, Zieren, Weigern keine Rede nicht.«

Es ist kaum zu bezweifeln, daß diese Auffassung des Philemon die allgemein übliche und maßgebende, daß sie vor allem die der meisten Familienväter war, welche für ihre Söhne nichts so sehr fürchteten, wie ein ernsthaftes Herzensattachement oder eine heftige Leidenschaft, ihnen die Befriedigung des natürlichen Triebes aber um so unbedenklicher gestatteten, als der Zeitpunkt der Verheiratung diesen Ausschreitungen der männlichen Jugend meist ein Ende zu machen pflegte. Die

Anschauungen von der Heiligkeit der Ehe waren — wenigstens in der »guten alten Zeit« — in Griechenland, und namentlich in Athen, strenger als man jetzt vielfach anzunehmen geneigt ist. Nur die aus einer legitimen Ehe mit einer ebenbürtigen Bürgerin entsprossenen Kinder hatten Anspruch auf bürgerliche Rechte. Schon hierdurch war eine feste und unübersteigliche Schranke zwischen Matronen und Hetären aufgerichtet. Ehebruch der Frau wurde durch Scheidung und Ehrlosigkeit bestraft; eine ehrbare Frau, die ihre Reize verkaufte, ging aller bürgerlichen Rechte und Würden verlustig und sank zur Klasse der Fremden und Freigelassenen herab. Aber auch dem verheirateten Manne legte die Sitte gewisse Verbindlichkeiten und Beschränkungen auf; es galt nicht als anständig für ihn, die Schlupfwinkel der freien Liebe aufzusuchen oder illegitime Verbindungen mit galanten Frauen einzugehen. Das Zeitalter der alten Sitte war vorüber, als sich Männer von Bedeutung und Ansehn erlaubten, öffentlich mit Hetären zu leben. Das Beispiel, das Perikles mit der schönen Milesierin Aspasia in dieser Beziehung gab, war geradezu epochemachend und fand bald zahlreiche Nachahmer.[1])

[1]) Gleichwohl haben in Athen und in Griechenland überhaupt bei aller Freiheit des Lebensgenusses wohl kaum jene Zustände geherrscht wie im christlichen Europa während der Regierung Karls II. von England oder Ludwigs XV. von Frankreich, wo die Sittenlosigkeit der verheirateten Frauen mit der der Courtisanen gleichen Schritt hielt, ja sie nicht selten überbot. — Daß übrigens auch das fromme Mittelalter, dem die Befriedigung des natürlichen Triebes offiziell als Todsünde galt, in der Praxis nichts weniger als prüde war, ist bekannt. Zu keiner Zeit waren die Frauenhäuser, wie man damals die Anstalten des Liebesgenusses nannte, so zahlreich und so besucht wie im Mittelalter. Die Courtisanen bildeten bekanntlich sogar einen besonderen Stand, der des Schutzes der Obrigkeit genoß, seine Abgaben bezahlte und die nicht zunftmäßigen Kolleginnen gerichtlich belangen durfte. In London und anderen Städten hielten die ersten Magistratspersonen und Honoratioren öffentliche Häuser, und ihr Besuch galt so wenig für anstößig, daß Männer, die in Schuldhaft genommen worden waren, ihre Gläubiger von rechtswegen nötigen konnten, ihnen zweimal in der Woche Frauengeld zu geben. Neben diesen Instituten bildeten sich auch die Nonnenklöster an mehreren Orten zu Freistätten der Liebe um. »Es ist ganz begreiflich, sagt der Herzog du Chatelet, der Portugal im Jahre 1777 bereiste, daß die Mönche ausgelassen leben, aber man erstaunt nicht wenig, wenn man hört, daß auch die Nonnenklöster eine Art von verschlossenem Serail sind, in welchem die üppigsten Lüste ihre Befriedigung finden. Das Kloster von Olivedas bestand unter Johann V. aus dreihundert jungen und schönen Nonnen, von denen jede einen anerkannten Liebhaber hatte. Selten trugen sie Ordenskleidung; alle Künste der Galanterie mit Meisterschaft handhabend, galten sie für

Perikles' Mündel und Stiefsohn, der ebenso geniale als leichtsinnige Alcibiades, lebte stets mit einer oder mehreren Hetären zusammen, wie man sagte, sogar nach persischer Sitte, mit Mutter, Tochter und Schwester zu gleicher Zeit. Als er in Asien durch die Hinterlist des persischen Satrapen ein unrühmliches Ende fand, war Timandra, die Mutter der berühmten Laïs, in seiner Gesellschaft und sorgte, so gut es die Umstände erlaubten, für seine Bestattung.

Seit jener Zeit etwa nahm die Zahl der Hetären in Athen außerordentlich zu. Die unvermeidlichen Verpflichtungen und Beschwerden, die der Ehestand auferlegte, wurden von den Männern immer lästiger und drückender empfunden, und viele zogen die freie und bequeme Verbindung mit einer Hetäre der Ehe um so lieber vor, je mehr sich diese Mädchen durch Anmut, Grazie und einschmeichelnde Bildung vor den ehrbaren Frauen auszeichneten. So lebten fast alle attischen Philosophen, namentlich die der epikureischen Schule, mit Hetären. Von Leontium, der Geliebten Epikurs, die aber mit ihrer Gunst auch den Schülern des Meisters gegenüber keineswegs kargte, ist bereits die Rede gewesen. Eine Schrift des Epikureers Idomeneus aus Lampsakos war ausschließlich dem Nachweise gewidmet, daß alle berühmten Männer des Altertums den Hetären und zwar mit Vorliebe den berüchtigsten unter ihnen gehuldigt hätten.

Der Charakter der antiken Hetären im allgemeinen ist sehr verschieden beurteilt worden. Von den alten Schriftstellern, soweit uns ihre Äußerungen erhalten sind, werden sie überwiegend in ungünstigem Lichte geschildert. Habgier, frivole Genußsucht, schnödester Eigennutz und Kaltherzigkeit werden, wie dies ja bei der Natur ihres Berufes nicht Wunder nehmen kann, als ihre hervorstechendsten Eigenschaften bezeichnet. Der Philosoph Dicaearchus in seiner »Das Leben von Griechenland« (Bios Hellados) betitelten Schrift, einer Art antiken Baedekers, warnt den Fremden, der Athen besucht, vor nichts so sehr, als vor den dortigen Hetären, die, wie er sagt, die

---

die verführerischsten Buhlerinnen in ganz Portugal. Aus diesem Kloster machte der König seinen Harem; seine zahlreichen illegitimen Sprößlinge sind aus dieser Anstalt hervorgegangen.«

Kunst verstehen, einen Menschen dahin zu bringen, daß er unvermerkt in Lust und Freude zugrunde gehe. Auch die bereits erwähnten »Hetärenbriefe« des Alciphron geben uns ein überaus anschauliches Bild von dem Leben und Treiben der Hetären und dem schlau berechnenden, rücksichtslosen Geschäftsgeist, mit dem sie ihr Gewerbe betrieben. Ein in dieser Beziehung besonders charakteristisches Schreiben möge hier, zugleich als Probe der ganzen literarischen Gattung, Platz finden:

Petale an Simalion.

»Ich wünschte, daß sich das Haus einer Hetäre mit Thränen erhalten ließe. Denn dann würde ich recht glänzend leben, da du mich so reichlich damit bedenkst. Aber wir haben Gold, Kleider, Schmuck und Mägde nötig. Dieses fordert die ganze Einrichtung unsres Lebens. Ich besitze kein väterliches Gütchen in Myrrhinus, noch habe ich teil an der Ausbeutung der Silberminen; ich lebe von meinem kleinen Verdienste und den kärglichen vielbeseufzten Gaben törichter Liebhaber. Ein ganzes Jahr lebe ich nun mit dir und bin des Wartens überdrüssig, mein Haar sträubt sich; denn in der ganzen Zeit hab' ich keine Salbe gesehen, und ich schäme mich vor meinen Freundinnen, so wahr ich lebe, wenn ich mich in dem alten abgetragenen Tarentinerkleid sehen lassen muß. Glaubst du denn, daß ich etwas davon habe, wenn ich neben dir sitze? Aber du weinst? Das wird sich in kurzem geben. Ich aber müßte, wenn sich niemand fände, der mir zur Seite steht, Hungers sterben. Wahrhaftig, ich wundere mich über deine unglaublichen Thränen! Du liebst, sagst du, du liebst, und willst den Umgang deiner Geliebten, weil du nicht ohne sie leben könnest. Nun, habt ihr denn in eurem Hause kein Tafelgeschirr? Hat deine Mutter keinen Schmuck? Kannst du denn nicht auf den Namen deines Vaters borgen? Glückliche Philotes! Die haben die Charitinnen mit freundlicheren Augen angesehen! Ihr Menekleides, was für ein Freund ist der! Täglich gibt er ihr etwas. Das ist besser als weinen! Aber ich Arme habe eine Trauerweide zum Liebhaber, der mir, wie einem frühzeitigen Grabe, Rosen und Blumenkränzchen schickt und mir meldet, daß er die ganze Nacht

hindurch weine. Wenn Du etwas hast, so komm und weine nicht, wo nicht, so bist du selbst an deinem Jammer schuld.«

Doch fehlt es keineswegs an Beispielen entgegengesetzter Art. Die Fälle waren nicht selten, wo das ursprünglich auf Sinnlichkeit und Eitelkeit von der einen, auf Eigennutz und Genußsucht von der andern Seite basierte Verhältnis durch gegenseitige Herzensneigung und Dankbarkeit veredelt wurde; ja in den Lustspielen des Menander überwogen sogar die Hetären-Charaktere, die ihren Geliebten nicht nur die Treue bewahrten, sondern ihnen in jeder Beziehung als anhängliche und rechtschaffene Freundinnen zur Seite standen. Auch dieser Hetärentypus wird in den Briefen des Alciphron mehrfach gezeichnet, so in einem Klageerguß, den ein Liebhaber nach dem Tode seiner Geliebten an einen Freund richtet und von dem wir einige besonders ausdrucksvolle Stellen hier wiedergeben wollen:

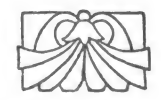
»Sie ist dahin, die schöne Bacchis, geliebtester Euthykles, sie ist dahin und läßt mir viele Thränen und das Andenken der süßesten, jetzt aber schmerzlichsten Liebe zurück. Denn nie werde ich meine Bacchis vergessen .... Mit vollem Rechte darf man ihr Leben eine Ehrenrettung des Hetärenberufs nennen .... denn jene Klagen, daß sie treulos und nur auf ihren Vorteil bedacht seien, daß sie immer dem Bezahlenden gehören, daß sie ihren Liebhabern alles erdenkliche Übel zufügen, hat sie durch die Reinheit ihres Charakters Lügen gestraft. Du erinnerst dich vielleicht des reichen Meders« — heutzutage würde es vermutlich »Russen« oder »Amerikaners« heißen —, »der aus Syrien mit Gefolge und Dienerschaft hierher kam; welche Anerbietungen er ihr machte, wie er ihr Eunuchen, Mägde und ausländischen Schmuck in Hülle und Fülle versprach, und doch gestattete sie ihm keine Vertraulichkeiten, sondern zog es vor, unter meiner dürftigen und bürgerlichen Decke zu schlafen .... Und den ägyptischen Kaufmann, wie stolz wies sie ihn ab, trotz des Silbers, das er bot! Ach, was für ein treffliches Gemüt, was für ein goldenes Herz hatte doch das Schicksal in eine so unselige Lebensbahn geworfen! .... Und nun ist sie dahin und läßt mich vereinsamt zurück. Bacchis wird künftig allein liegen und mir nicht mehr freundlich und zärtlich mit den süßesten Liebkosungen die Nächte

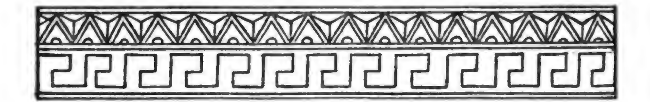
verkürzen .... Welcher Zauber lag in ihrem Umgange! Welch' ein süßer und unvermischter Nektar taute von ihren Küssen! Die Peitho (Suada, Göttin der Beredsamkeit) thronte auf ihren Lippen; von Aphroditens Gürtel umschlungen, hatte sie die Göttin mit allen ihren Reizen bei sich aufgenommen. Nun sind die Lieder dahin, die sie bei unsern Gastmählern sang; dahin ist die Leier, die sie mit Elfenbeinfingern schlug! Sie selbst, der Liebling der Grazien, liegt verstummt, Staub und Asche .... Aber die schamlose Dirne Megara, die den unglücklichen Theagenes so vollständig ausgeplündert hat, daß er von seinem ganzen glänzenden Vermögen nur einen Mantel und einen Schild gerettet hat, um Kriegsdienste nehmen zu können, sie lebt; und Bacchis, die ihren Freund liebte, ist tot .... Es erleichtert mich, geliebter Euthykles, meinen Klagen gegen dich Luft machen zu können; denn es ist mein einziger Trost, von ihr zu sprechen und zu schreiben, da mir nichts als die Erinnerung an sie geblieben ist. Lebe wohl!«

Die äußere soziale und gesellschaftliche Stellung der Hetären, die Art ihres Auftretens und ihrer Repräsentation war natürlich im Altertum ebenso verschieden, wie in der Gegenwart. Wenn eine Laïs ihre Gunst nur für Tausende verkaufte, gab eine andere sich für wenige Drachmen hin. Thargelia aus Milet vermählte sich mit einem thessalischen König; Pythionice und Glycera wurden am Hofe des Harpalus wie Fürstinnen geehrt. Thais, die Geliebte Alexanders des Großen, dieselbe, auf deren tollen Einfall nach der Legende die Einäscherung der herrlichen Königsburg von Persepolis zurückzuführen ist, wurde nach seinem Tode eine der Gemahlinnen des Ptolemaeus Lagi und gebar diesem zwei Söhne und eine Tochter, die nachmals Königin von Cypern wurde. Die Tänzerin Aristonice, die Tamburinschlägerinnen Oenanthe und Agathoklea traten nach einem Ausdruck Plutarchs königliche Diademe mit Füßen. Lamia und Leaena hatten den König Demetrius Poliorketes vollständig in ihrer Gewalt, und die Städte Athen und Theben trieben die Liebedienerei gegen den mächtigen Monarchen so weit, daß sie seinen Mätressen eigene Tempel unter dem Namen der Aphrodite Lamia und Aphrodite Leaena erbauten. Phryne, die hochgestellte Beamte und Mitglieder

des Areopags (des höchsten athenischen Gerichtshofes) an ihrer Tafel sah, erbot sich, die von Alexander zerstörten Mauern von Theben auf ihre Kosten wieder aufbauen zu lassen, unter der Bedingung, daß eine Inschrift daran angebracht würde des Inhalts: »Alexander riß sie nieder, die Hetäre Phryne baute sie wieder auf.« »An solchen Beispielen,« bemerkt ein alter Schriftsteller, »sah man die Gaben des Glücks mit denen der Schönheit vereinigt, um die ursprüngliche Schmach des ergriffenen Gewerbes zu decken, wie man beim Farbenglanz der Libelle den Schlamm vergißt, aus dem sie entsprungen ist.« Doch war, im Altertum ebenso wie heutzutage, der Natur der Sache nach hier alles noch mehr als sonst im Leben einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen; und eine Hetäre ersten Ranges sah sich oft genug durch das treulose Glück oder das Verblühen ihrer Reize nach kurzem Glanze in die unterste Klasse zurückgeworfen. Die Lebensgeschichte der meisten Hetären, auch die der berühmtesten unter ihnen, bietet reiche und überaus instruktive Belege für diesen jähen Glückswechsel dar.

An einer von sachkundiger und berufener Seite mit Verständnis und Geschmack und sorgfältiger Benutzung des weit zerstreuten Quellenmaterials ausgeführten Geschichte des antiken Hetärenwesens fehlt es bisher. Es darf Wunder nehmen, daß unsere zünftigen Philologen, die sonst jede Zeile aus dem Altertum dreimal umwenden und über eine geringfügige Textvariante bei Horaz oder Sophokles bändereiche Kommentare schreiben, an dieser so lohnenden und für das kulturgeschichtliche Verständnis des Altertums wichtigen Aufgabe bisher achtlos vorübergegangen sind.





NEOMALTHUSIANISMUS, SEXUELLER PRÄVENTIVVERKEHR, KÜNSTLICHE STERILITÄT UND KÜNSTLICHER ABORT.

Von Dr. IWAN BLOCH.*)

> Man hat früher solche Vorschläge als unsittlich und strafbar angesehen und sie strafrechtlich verfolgt, sie als Eingriff in die göttliche Schicksalslenkung verurteilt. Das geht zu weit. Menschliche Voraussicht und planmäßiges Handeln muß, wie überall, so auch hier erlaubt sein.
>
> Gustav Schmoller.

Das sogenannte »Bevölkerungsproblem« ist heute, wo zu den schon früher dafür maßgebenden wirtschaftlichen Ursachen noch Erwägungen und Bestrebungen der individuellen und der sozialen Hygiene sich gesellt haben, viel mehr ins Bewußtsein der Kulturmenschheit getreten als füher, es ist aus dem Stadium der Theorie in dasjenige der Praxis gekommen. Das erkennen selbst ernsthafte kritische Nationalökonomen, wie z. B. G. Schmoller[1]) an. Die wachsende Einsicht in die Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens, die Erkenntnis des Zusammenhanges der wirtschaftlichen Verhältnisse mit der Zahl und Qualität der Bevölkerung mußte ganz von selbst zur Diskussion der Frage führen, ob die Regelung der Kinderzahl nicht eine der Hauptaufgaben der modernen Kultur sei. Der Engländer Robert Malthus war der erste, der, angeregt durch eine Idee Benjamin Franklins, 1798 in seinem »Essay on Population« diese ernste und furchtbare Frage der natürlichen Folgen des ungehemmten geschlechtlichen Verkehrs aufgeworfen und in höchst pessimistischem Sinne beantwortet hat. Während sich nämlich nach ihm die Menschen in geometrischer Progression vermehren, im Verhältnisse von 1, 2,

*) Aus »Das Sexualleben unserer Zeit«. Siehe Besprechung im Beiblatt.

1) Vgl. dessen klassische Abhandlung »Die Bevölkerung, ihre natürliche Gliederung und Bewegung« in: Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1901, Band I, S. 158—187.

4, 8, 16 usw., vermehren sich die Nahrungsmittel nur in arithmetrischer Progression, im Verhältnis von 1, 2, 3, 4, 5 usw. Hieraus ergibt sich, daß die Bevölkerungszahl nur durch dezimierende Einflüsse, wie Laster, Elend, Krankheit, den ganzen »Kampf ums Dasein«, durch Präventivmaßnahmen und die sogenannte moralische Enthaltsamkeit in und vor der Ehe, der Ernährungsmöglichkeit proportional bleiben kann. Obgleich diese berühmte, alles, was in Europa nicht nur lebte, sondern auch Leben schaffen wollte, mit Schrecken erfüllende Theorie im allgemeinen heute als falsch erkannt worden ist,[2]) da sie die technischen Fortschritte in der Bodenbearbeitung und der Vermehrung der Nahrungsmittel gar nicht berücksichtigt, ebenso die Möglichkeit einer besseren Verteilung der Güter beiseite läßt, so ist sie doch vielfach für gewisse soziale Verhältnisse der neueren Zeit zutreffend, sie hat temporäre Gültigkeit für gewisse Kulturperioden, wie z. B. die gegenwärtige. Malthus empfahl als Hauptmittel zur Verhütung der Übervölkerung die Enthaltung vom Geschlechtsverkehr (moral restraint) vor der Ehe und verspätetes Eingehen dieser letzteren, war also schon ein Apostel der »relativen Askese«.

Diese Anschauung fand in England frühzeitig Anhänger unter den Nationalökonomen und Soziologen, wie Chalmers, Ricardo, J. St. Mill, Say, Thornton u. a. Sie wurde auch in weiteren Volkskreisen lebhaft diskutiert, so daß bereits um 1825 die »Diciples of Malthus« eine typische Erscheinung des englischen Lebens waren.

Eine weitere Entwicklung des Mathusianismus nach der praktischen Seite hin stellt der sogenannte »Neomalthusianismus« dar, d. h. die Lehre von den Mitteln zur Verhütung der Empfängnis und zur Einschränkung der Kinderzahl, die von Francis Place 1822 zuerst vor der Öffentlichkeit erörtert wurde, aber erst durch die am 17. Juli 1877 erfolgte Gründung der »Malthusian League« weitere Verbreitung fand, besonders auch in Holland und Frankreich. Die hauptsächlichsten Vorkämpfer des Neu-Malthusianismus in England sind John

[2]) Vgl. Franz Oppenheimer, Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus und der neueren Nationalökonomen. Darstellung und Kritik, Bern 1900.

Stuart Mill, Charles Drysdale, Bradlaugh und Mrs. Beasant.

Die malthusianische Praxis ist jedoch viel älter als die Theorie. Metschnikoff[3]) erklärt das Bestreben, die Kinderzahl zu verringern, für eine weit verbreitete »Disharmonie des Familieninstinkts«, der an sich viel jünger und in der Tierreihe weniger verbreitet sei als der Geschlechtsinstinkt. Tiere kennen allerdings keine Verhinderung der Empfängnis. Das ist das Privilegium der menschlichen Gattung. Bei primitiven Völkern schon bedient man sich vielfach solcher Präventivmittel, unter denen das bekannteste die »Mica«-Operation der Australier ist, die Aufschlitzung der ganzen Harnröhre an ihrer unteren Seite, so daß der Same weiter hinten am Hodensack herausfließt und außerhalb der Scheide entleert wird.[4]) Über die weite Verbreitung des künstlichen Abortes unter Naturvölkern macht Ploß-Bartels nähere Mitteilungen. Es handelt sich also durchaus nicht um eine mit dem Eudämonismus und der Genußsucht der »Kulturvölker« zusammenhängende Erscheinung, wie neuere Autoren annehmen, sondern in der Tat um eine weit verbreitete Disharmonie des Familieninstinkts,[5]) der unter bestimmten Verhältnissen eine gewisse Berechtigung zukommt. Die Periode der unbedingten Verwerfung des Neomalthusianismus durch Frömmler und absolute Moralisten ist endgültig vorüber. Nicht bloß Ärzte, sondern auch Nationalökonomen von Ruf erkennen die relative Berechtigung und Zulässigkeit von Präventivmitteln zur Einschränkung der Kinderzeugung unter

[3]) Elias Metschnikoff, Studien über die Natur des Menschen, S. 132—138.

[4]) Näheres über diese interessante »nationalökonomische« Operation bei Max Bartels, Die Medizin der Naturvölker, Leipzig 1893, S. 297—298.

[5]) Auch das Altertum kannte Präventivverkehr und Abort. Berühmt ist jene Stelle des Geschichtsschreibers Polybius (XXXVII 9,5), wo es heißt: »Zu meiner Zeit litt ganz Griechenland an Kinderlosigkeit, überhaupt an Menschenmangel; denn die Menschen hatten sich dem Wohlleben, der Geldgier und der Bequemlichkeit zugewandt, sie wollten nicht mehr heiraten, oder nur wenig Kinder aufziehen. Nicht das feindliche Schwert hat die antiken Staaten entvölkert, sondern der Mangel an Nachwuchs.« — Auch in Spanien herrschte im 16. und 17. Jahrhundert infolge der in der neuen Welt erworbenen Reichtümer eine kolossale Ehe- und Kinderscheu, so daß die Bevölkerung auf neun Millionen reduziert und die Heranziehung von vier Kindern mit dem Adel belohnt wurde. — Vgl. J. Unold, Aufgaben und Ziele des Menschenlebens, Leipzig 1904, S. 110.

gewissen Voraussetzungen an. Mit Recht hat man geltend gemacht,[6]) daß eigentlich in jeder Ehe ein Zeitpunkt eintritt, wo Präventivmaßregeln im sexuellen Verkehr ergriffen werden und notwendig sind, weil sowohl die Rücksicht auf den Gesundheitszustand der Frau als auch die ökonomischen Verhältnisse das gebieterisch verlangen. Diese Verhältnisse hat A. Hegar[7]) sehr verständig erörtert und sowohl die Berechtigung des praktischen Neomalthusianismus für jede gewöhnliche Ehe wie für die ganze Bevölkerung nachgewiesen. Durch eine »Regulierung der Fortpflanzung« soll der übermäßigen Vermehrung dei Bevölkerung vorgebeugt, durch Verringerung der Quantität die Qualität der Erzeugten verbessert werden. Späte Heirat, lange Pausen zwischen den einzelnen Niederkünften, möglichste geschlechtliche Enthaltsamkeit dienen diesem Zwecke.

Wie Hegar erkennt auch der Münchener Hygieniker Max Gruber[8]) die Notwendigkeit an, der Erzeugung von Kindern Schranken zu setzen, da die Vermehrungsfähigkeit des Menschen viel größer sei als seine Fähigkeit, die Unterhaltsmittel zu vermehren. Er schildert sehr anschaulich das physische und moralische Elend der Eltern und der Kinder bei zu großer Zahl der letzteren, weist auch darauf hin, daß vom vierten Kinde einer Mutter an die angeborene Kraft und Gesundheit der Kinder mehr und mehr abnimmt. Natürlich gebieten auch Krankheiten der Eltern und die drohende Gefahr der Vererbung den sexuellen Präventivverkehr bezw. das moral restraint. Jedenfalls stellt Gruber den durchaus neomalthusianischen Satz auf: »Die Kindererzeugung muß in Schranken gehalten werden, wenn sich der Mensch von dem grausamen Zustande befreien will, der in der unvernünftigen Natur das Gleichgewicht erhält: Massentod neben Massenzeugung!«

Ebenso erblickt L. Löwenfeld[9]) in der Empfehlung des Präventivverkehrs »nichts Unschickliches oder Unsittliches«

[6]) Vgl. z. B. H. Kisch, Künstliche Sterilität in: Eulenburgs Real-Enzyklopädie, 3. Auflage, 1900, Bd. XXIII, S. 372.

[7]) A. Hegar, Der Geschlechtstrieb, Stuttgart, 1894, S. 58—59; S. 104—105.

[8]) M. Gruber, Hygiene des Geschlechtslebens, Stuttgart 1905, S. 60—62.

[9]) L. Löwenfeld, Sexualleben und Nervenleiden, S. 154—156.



CIMON UND PERO. Von ADRIAN VAN DER WERFF

Cimon, ein Feldherr der Athener, war nach der Sage wegen Hochverrat zum Hungertode **verurteilt. Pero, seine Tochter,** besuchte ihn täglich im Kerker, da sie aber keine Lebensmittel **mitbringen durfte, so reichte** sie dem Verhungernden zur Nahrung die eigene Brust. Ein **in der bildenden Kunst mehrfach** dargestelltes Motiv.



DEUTSCHER KEUSCHHEITSGÜRTEL
:: AUS DEM XVI. JAHRHUNDERT ::

(Aus der Sammlung von Dr. Pachinger in Linz.)

Im vorigen Heft Seite 189 ist die Fundgeschichte dieses infernalischen Produkts ehelicher Eifersucht mitgeteilt. Die Ansicht, daß der Keuschheitsgürtel allein im Mittelalter im Gebrauch war, trifft nicht zu. Bandagenfabrikanten in Paris und Wien verfertigen ähnliche Vorrichtungen noch heute. Sie :: sollen guten Absatz haben. ::

und ein »Mittel, das zur Verringerung des Notstandes der unteren Klassen und der hohen Kindersterblichkeit entschieden beitragen kann, wenn auch keineswegs das Allheilmittel für alle sozialen Gebrechen unserer Zeit«, und spricht unter scharfer Polemik gegen die Verurteilung des Präventivverkehrs durch einen »widerwärtigen ärztlichen Zelotismus« diesem Verkehr eine immense hygienische Bedeutung« zu. Auch viele andere Ärzte, wie Mensinga,[10]) der Erfinder des Okklusivpessars, der zuerst in Deutschland mit Energie für die Berechtigung des sexuellen Präventivverkehrs eingetreten ist und die Indikationen desselben genauer festgestellt, besonders auch auf die nachteiligen Folgen der großen Kinderzahl für die Gesundheit der Frau hingewiesen hat, Fürbringer,[11]) Spener[12]) u. a. haben auf die eminente hygienische und soziale Bedeutung des sexuellen Präventivverkehrs hingewiesen, während dagegen in Frankreich, wohl mit Rücksicht auf den erschreckenden Rückgang der Bevölkerungszahl, die wissenschaftliche Medizin einen mehr feindseligen Standpunkt einnimmt, freilich nicht mehr ganz so kraß, wie das in dem veralteten, aber interessante Details enthaltenden Werke Bergerets[13]) zum Ausdrucke kommt. Auch ein Laie, Hans Ferdy (A. Meyerhof)[14]) hat verschiedene interessante Schriften über den praktischen Neomalthusianismus veröffentlicht.

Wir geben nunmehr eine kurze Übersicht über die gebräuchlichsten Methoden und Mittel des sexuellen Präventivverkehrs:

---

[10]) C. Haase (Mensinga), Über fakultative Sterilität, Berlin-Neuwied 1885, 4. Auflage; derselbe, Wie sichert man am besten das Leben der Ehefrauen? ebend. 1890; derselbe, Zur Prognose des eheweiblichen Lebens, ebend. 1892; derselbe, Vom Sichinachtnehmen, ebend. 1905.

[11]) P. Fürbringer, Sexuelle Hygiene in der Ehe. In: Senator-Kaminer, Krankheiten und Ehe, München 1904, Teil I, S. 162—167.

[12]) Spener, Artikel »Künstliche Sterilität« in Eulenburgs Enzyklopädischen Jahrbüchern der gesamten Heilkunde, N. F., Bd. I, Berlin und Wien 1903, S. 456—459.

[13]) L. Bergeret, Des fraudes dans l'accomplissement des fonctions génératrices, 14. Auflage, Paris 1893.

[14]) H. Ferdy, Die Mittel zur Verhütung der Konzeption, 6. Auflage, Berlin 1895; derselbe, Sittliche Selbstbeschränkung. Behagliche Zeitbetrachtung eines Malthusianers, Hildesheim 1904.

1. Beschränkung des Koitus auf bestimmte Zeiten. — Es ist klar, daß durch eine relative Askese und durch eine Einschränkung der Zahl der einzelnen Kohabitationen auch die Möglichkeiten der Befruchtung bedeutend eingeschränkt werden. So empfahl Capellmann, übrigens nach dem Vorgange des antiken Gynäkologen Soranos, in einer 1883 veröffentlichten Schrift »Fakultative Sterilität ohne Verletzung der Sittengesetze« Enthaltung vom Beischlafe 14 Tage nach und 3—4 Tage vor Beginn der Menstruation, in dem Glauben, daß die Befruchtung wesentlich an die Tage vor und nach der Menstruation geknüpft sei. Es ist allerdings nach den Versuchen des Physiologen Victor Hensen richtig, daß die größte Zahl der Befruchtungen in den ersten Tagen nach Ablauf der Menstruation erfolgt, aber die Konzeption kann auch an jedem anderen Tage erfolgen, wenn auch die Wahrscheinlichkeitszahlen immer geringere werden. Feskstitow hat eine auf statistischen Grundlagen beruhende interessante »Konzeptionskurve« entworfen, nach welcher sich die Häufigkeit der Befruchtung am 0., 1., 9., 11. und 23. Tage nach beendeter Menstruation wie 48 : 62 : 13 : 9 : 1 verhält; zwischen diesen Punkten ist der Verlauf der Kurve ungefähr geradlinig. Selbst am 23. Tage nach der Menstruation besteht also noch $^1/_{62}$ der maximalen Wahrscheinlichkeit der Konzeption. Immerhin ist die Befruchtungsmöglichkeit dann weit geringer als kurz nach der Menstruation, jedoch nicht absolut ausgeschlossen.

Ferner hat man empfohlen, in gewissen Jahreszeiten, denen man einen besonderen Einfluß auf die Fruchtbarkeit zuschrieb, — das sind hauptsächlich die Monate Mai und Juni — sich des Beischlafes zu enthalten. Das ist natürlich ganz unsicher, da dieselbe Mutter in allen anderen Monaten des Jahres konzipieren kann, wie die ganz verschieden fallenden Geburtstage der Kinder beweisen.

Etwas zuverlässiger, aber ebenfalls nicht absolut sicher ist das Verfahren, nach der Geburt eines Kindes künstlich die Laktations- oder Säugungsperiode der Mutter zu verlängern, da es bekannt ist, daß während der Stillungszeit oft die Periode ausbleibt und nur selten eine Befruchtung erfolgt. Auf diese Wahrnehmung, die, wie gesagt keine absolute Gültigkeit

besitzt, ist neuerdings eine sehr merkwürdige Methode des praktischen Malthusianismus gegründet worden, die als »neue Offenbarung« und als Verwirklichung der »Glücksehe« der staunenden Mitwelt von ihrem Entdecker Karl Buttenstedt[15]) angekündigt wurde. Dieser seltsame Apostel hat die erwähnte Wahrnehmung von der relativen Unfruchtbarkeit des säugenden Weibes mit einer anderen Beobachtung kombiniert, nämlich der, daß bisweilen auch von den Brustdrüsen nicht schwangerer oder sogar noch gänzlich jungfräulicher Weiber Milch sezerniert wird, besonders zur Zeit der Menstruation. Es war dies ja schon älteren Gynäkologen wie z. B. Dietrich Wilhelm Busch[16]) bekannt. Buttenstedt, dem wohl die »Priorität« der neuen Glückseligkeitslehre zukommt, kam als Verfechter der allerdings sehr eudämonistischen Theorie von der Möglichkeit eines ewigen Lebens der Menschheit und dem Aufhören des Todes (!) auf den Gedanken, die Laktation bei allen Weibern künstlich hervorzurufen und zwar durch Saugen der Männer an den Brüsten! Hierdurch soll künstliche Sterilität und Ausbleiben der Periode hervorgerufen werden.

Natürlich ist die Frauenmilch auch ein Lebenselixier für alte Menschen, eine wahre Panacee zur Verlängerung des Lebens ad infinitum, die »Glücks-Ehe« selbst ein Heilmittel für alle möglichen Leiden der degenerierten Menschheit.

Buttenstedt, der eine gewisse historische Belesenheit besitzt, will sogar auch die Brüste der Männer milchergiebig machen (S. 24), so daß die Geschlechter ihr »Blut durch die Brüste austauschen können, einander immer ähnlicher und zuletzt — Urninge werden!

Dieses schöne Säuge- oder besser Säugetieridyll hält der

[15]) Karl Buttenstedt, Die Glücksehe (Die Offenbarung im Weibe). Eine Naturstudie. Dritte verbesserte Auflage. Friedrichshagen o. J. (ca. 1904.)

[16]) D. W. H. Busch, das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeuthischer Hinsicht, Leipzig 1840, Bd. II, S. 94: »Das allmähliche Anschwellen der Brüste und das Vorhandensein der Milch in denselben erregt zwar in hohem Grade den Verdacht der Schwangerschaft, gibt aber keinen sicheren Beweis ab. Diese Organe schwellen oft in pathologischen Zuständen sehr bedeutend an, und man hat selbst bei Jungfrauen, unbeschwängerten Weibern, Witwen, alten Frauen und selbst bei Männern Milch in den Brüsten gefunden.

wissenschaftlichen Kritik nicht stand. Erstens ist der Erfolg der angeratenen Manipulation sehr zweifelhaft und dürfte nur in wenigen Fällen ein Resultat ergeben, zweitens wäre eine solche künstliche Laktation, längere Zeit fortgesetzt, für die betreffenden Frauen sehr schädlich, wie ja auch die über Gebühr verlängerte Laktationsperiode nach der Geburt nachteilig ist, und drittens last not least dürfte die angebliche antikonzeptionelle Wirkung wohl in den meisten Fällen ausbleiben. Jedenfalls ist gar kein Grund vorhanden, weshalb eine Schwängerung nicht eintreten sollte, da der Zustand der Genitalorgane ganz gewiß diese gestattet und jedenfalls von denjenigen der Frauen, die geboren haben, sich wesentlich unterscheidet.[17])

2. Abweichungen von der normalen Art des Koitus. Man hat durch verschiedene Modifikationen des Geschlechtsaktes die Befruchtung zu verhindern gesucht. So empfahl man, gestützt auf den alten Glauben, daß aktive Beteiligung am Akte sowie Libido und Orgasmus Vorbedingungen der Empfängnis seien, ein mehr passives Verhalten des Weibes in coitu, eine Ablenkung der Seele und der Sinne vom Geschlechtsakte, nach Art des »Cong-Fou« der Chinesen, die diesen Trick häufig während des Beischlafes anwenden. Diese Meinung ist trügerisch, da auch bei Fehlen jeder Aktivität und jedes Orgasmus, überhaupt unter den verschiedensten Umständen Konzeption eintreten kann.[18]) Es handelt sich also um eine ganz unsichere Methode.

Zuverlässig dagegen und daher außerordentlich weit verbreitet ist der sogenannte »Coitus interruptus«, der unterbrochene Beischlaf, wobei das männliche Glied kurz vor der Ejakulation des Samens aus der weiblichen Scheide entfernt wird, (sog. »Zurückziehen«, «Sichinachtnehmen«, sexueller Zwangsverkehr, »Fraudieren«, Congressus reservatus, Onanismus conjugalis). Die Ansichten über die Schädlichkeit dieser die Schwängerung mit Sicherheit verhütenden Präventivmethode haben sich in letzter Zeit gegen früher bedeutend geändert,

---

[17]) Wir verweisen hier auf die Entgegnung Buttenstedts am Schluß dieses Aufsatzes. D. Red.

[18]) Das hat Mensinga in einer lesenswerten kleinen Studie «Ein Beitrag zum Mechanismus der Konzeption«, Neuwied 1891, näher ausgeführt.

insofern man die Nachteile heute geringer einschätzt als früher. Am meisten hat Dr. med. Alfred Damm in seinem Werke »Neura« die schädliche Wirkung des Coitus interruptus übertrieben, da er die ganze Degeneration einer Rasse auf ihn zurückführte. Diese extremen, durch keinerlei Tatsachen unterstützten Anschauungen des Entartungsfanatikers Damm fanden eine kürzere Darstellung in dem Büchlein von E. Peters »Geschlechtsleben und Nervenkraft« (Köln 1906).[19]) Es ist nicht zu bestreiten und auch von anderen Ärzten, wie Gaillard, Thomas, Goodell, Valenta, Bergeret, Mantegazza, Payer, Mensinga, Beard, Hirt, Eulenburg, Freud, v. Tschich, Gattel u. a. hervorgehoben worden, daß die »vergebliche« Aufregung beim Coitus interruptus, das Ausbleiben der natürlichen Lösung der Sexualspannung, die willkürliche Hinausschiebung der Ejakulation, die Willensanstrengung während des Aktes eine vorübergehende schädliche Einwirkung auf das Nervensystem haben, die aber nach neueren Forschungen nur bei vorher bereits neuropathischen Individuen dauernde Leiden in Form von »Angstneurose«, die wie Freud[20]) nachgewiesen hat, in einem ursächlichen Zusammenhange mit dem Coitus interruptus steht, oder anderer neurasthenisch-hysterischer Beschwerden, eventuell auch lokaler Reizzustände hervorruft. Für die schädliche Wirkung frustaner sexueller Erregungen spricht auch die Häufigkeit nervöser Beschwerden in der Verlobungszeit, die ein witziger Kollege mir gegenüber als einen einzigen Coitus interruptus bezeichnete. Daß aber bei gesunden Individuen selbst durch länger fortgesetzte Ausübung des unterbrochenen Beischlafes ernstere und dauernde Schädigungen der Gesundheit erfolgen, ist nach den Erfahrungen von Fürbringer, Oppenheim, v. Krafft-Ebing, Rohleder, Spener und vor allem L. Löwenfeld, der darüber besonders genaue Forschungen anstellte, nicht erwiesen und mindestens selten. Das gleiche gilt von den angeblich durch Coitus interruptus verursachten Frauenleiden.

---

[19]) Zur Propagierung der Dammschen Ideen wurde der »Deutsche Bund für Regeneration« gegründet, dessen 1. Vorsitzender obengenannter Peters, dessen Organ die Zeitschrift »Volkskraft« ist.

[20]) S. Freud, Samml. kleiner Schriften zur Neurosenlehre, 1906, S. 70.

Eine andere, nach Barrucco besonders in Italien verbreitete Methode des sexuellen Präventivverkehrs ist die Verlängerung des geschlechtlichen Genusses durch mehrfache Unterbrechungen des Aktes unter neuen Erektionen. Das ist natürlich äußerst schädlich. Fürbringer berichtet allerdings über frigide Männer, die den ehelichen Beischlaf ohne jede Rückwirkung auf ihren Gesundheitszustand ungebührlich lange ausdehnten. Einer dieser Herren hatte während des Aktes noch Zeit zum Rauchen und Lesen gefunden!

3. Mechanische Mittel zur Verhütung der Empfängnis. Nach Kisch ist in Siebenbürgen und Frankreich ein Verfahren üblich, bei dem während des Aktes die Frau bei Beginn der männlichen Ejakulation durch energischen Fingerdruck den vor der Prostata gelegenen Teil des erigierten Gliedes komprimiert und die Ejakulation verhindert, so daß der Samen nach der Blase zu regurgitiert und später mit dem Urin entleert wird. Ohne Zweifel eine sehr gesundheitsschädliche Manipulation.

In Italien und Neu-Guinea entfernen manche Weiber das Sperma nach vollendetem Koitus durch Muskelaktionen, heftige Bewegungen des Mittelkörpers, aus der Scheide.

Eine ohne Zweifel sehr geistvoll erdachte mechanische Vorrichtung zur Verhinderung der Konzeption stellt das sogenannte »Okklusivpessar« von Dr. Mensinga vor, eine von einem Stahlringe umfaßte Halbkugel aus Gummi, die vor dem Koitus eingeführt wird bezw. längere Zeit liegen bleibt und die Muttermundöffnung verschließt. Wenn es gut sitzt, verhütet es in der Tat ziemlich sicher die Befruchtung. Aber gegen seine allgemeinere Anwendung sprechen doch verschiedene Umstände: 1. die Unbequemlichkeit der Einführung, die die meisten Frauen nicht erlernen, 2. das Verschieben des Pessars während des Aktes, 3. das Auftreten von Reizzuständen aller Art (Ausfluß, Adnexerkrankungen usw.) nach längerem Liegen des Pessars. Neuerdings aus Mosetig-Battist hergestellte Pessare sollen keine solche Reizwirkungen haben. Übrigens haben Mensinga selbst und Earlet noch andere Verbesserungen am Okklusivpessar angebracht. Leichter einzulegen ist Gall's »Ballonokklusivpessar«, bei dem Luft mittels eines Gebläses

in einen eine weiche elastische Gummischeibe umgebenden dünnwandigen Gummikranz eingeblasen wird. Zu warnen ist vor dem gefährlichen Hollwegschen »Obturator«. — Das mechanische Idealmittel für den sexuellen Präventivverkehr ist der Kondom. Einfach in der Anwendung, ist er bei guter Beschaffenheit sicher in der Wirkung und das relativ unschädlichste aller Präventivmittel, bei dem auch der normale Ablauf des Koitus, abgesehen von der Empfindung bei der Ejakulation, gewährleistet wird. Als schädlich zu verwerfen ist der Gebrauch der sog. »Reizkondoms«, die einen Ring von Stacheln oder Spitzen haben, zur Verstärkung der Libido bei der Frau.

4. Chemisch-physikalische Präventivmittel. Hierzu gehören vor allem Ausspülungen der Scheide sofort nach dem Akte, zu welchem Zwecke kaltes Wasser, Lösungen von Alaun (1%), Cuprum sulfuricum (½—1%), Chininum sulfuricum (1 : 400) usw. benutzt werden. Die Ausspülungen müssen in liegender Stellung der Frau gemacht und das Mutterrohr tief in die Scheide eingeführt werden. Die Methode ist aber sehr unzuverlässig.[21])

Dasselbe gilt von der Vernichtung der Spermatozoen durch Einblasen von chemisch wirkenden Pulvern oder Einlegen von antiseptischen »Sicherheitsschwämmchen«, die Rohleder nicht mit Unrecht »Unsicherheits-Schwämmchen« genannt hat, sowie von ihren Kombinationen mit mechanischen Vorrichtungen.

Die Zahl der zu dieser Kategorie gehörenden Mitteln ist Legion. Ich erwähne nur die Borsäure oder Chinin oder Zitronensäure enthaltenden »Sicherheitsovale«, die »Vaginalzäpfchen«, »Salus Ovula«, Kamps antikonzeptionelle Wattetampons, Hüters Scheidenpulverbläser »For the Malthusian«, Noffkes »Tamponspekulum«, »Spermathanaton«, Weißls Präservativ (Kombination von Spekulum, Gummiplatte mit Stahlfeder und imprägniertem Wattetampon), der »Venusapparat« (Doppelballon, dessen kleinerer mit »Venuspulver« (sic) gefüllter Ballon in die Scheide eingeführt wird, während die Frau selbst im Moment der Ejakulation auf den neben ihrem Schenkel liegenden großen Ball drückt, wodurch das Pulver aus dem kleinen Ballon in die Scheide entleert wird), das »Duplex-

[21]) Am bequemsten und vollkommensten wird die Scheidenausspülung durch die amerikanische Irrigatorspritze »Lady's Friend« bewirkt. — Sehr eingehend schildert die Technik der Scheidenausspülungen L. Volkmann, Die Lösung der sozialen Frage durch die Frau, Leipzig 1891, S. 29—31.

Okklusivpessarium« (mit Doppelwänden und runden Öffnungen und einer das Sperma abtötenden Borsäuretablette im Innern).

Es mag sein, daß ab und zu durch eines der genannten Mittel eine Befruchtung verhütet wird. Aber im großen und ganzen sind sie sehr unsicher. Ob die in diesen Mitteln eingeführten chemischen Substanzen immer harmlos sind, ist zweifelhaft. Vielleicht lassen sich manche eigentümlichen entzündlichen Veränderungen der Genitalien bei Mann und Frau darauf zurückführen. So berichtet Blumreich[22]) von einem Manne, der nach einem Koitus unter Anwendung einer Vaginalkugel einen äußerst hartnäckigen entzündlichen Ausschlag am Gliede bekam.

Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß der sogenannte »Herpes genitalis oder sexualis«, ein eigentümlicher, bläschenförmiger Ausschlag an den Geschlechtsteilen, besonders den männlichen, der viele Patienten in Schrecken versetzt, weil sie ihn für syphilitisch halten, in der großen Mehrzahl der Fälle durch sehr verschiedenartige Irritamente hervorgerufen wird und als eine harmlose Affektion anzusehen ist.[23])

Außer den genannten Methoden des sexuellen Präventivverkehrs kommen noch zwei Radikalmittel des praktischen Malthusianismus in Betracht, die in die rein ärztliche Domäne fallen und nur dann herangezogen werden sollten, wo es sich um Leben und Tod handelt, wo eine Empfängnis bezw. Geburt für die Frau sicheren Tod oder schweres Siechtum bedeutet. Diese beiden Mittel sind die operative Herbeiführung einer künstlichen Sterilität und der künstliche Abort.

Künstliche Unfruchtbarkeit wird durch verschiedene operative Verfahren erreicht, so durch absichtlich herbeigeführte Lageveränderungen der Gebärmutter, wie sie bei den Eingeborenen des malaiischen Archipels üblich sind, durch die von Kehrer empfohlene Durchschneidung der Muttertrompeten, durch die sogenannte »Castratio uterina« mittelst der Vaporisation, der Anwendung heißen Dampfes (Pincus), wodurch die Menstruation aufgehoben wird und die Uterushöhle obliteriert, und endlich durch die eigentliche Kastration, die Exstirpation

[22]) L. Blumreich, Frauenkrankheiten, Empfängnisunfähigkeit und Ehe in: Senator-Kaminer »Krankheiten und Ehe«, 1904, Teil III, S. 535.

[23]) Vgl. über den Herpes genitalis Iwan Bloch, Der Ursprung der Syphilis, Teil II, S. 385—388.

der Eierstöcke (Ovariotomie), die sogar von alters her bei ganz rohen Naturvölkern ausgeführt worden ist, um die Fortpflanzung zu verhindern.[24]) In dem theoretisch antimalthusianischen, praktisch aber durchaus malthusianischen Frankreich, aus dem doch das Lied stammt:

Ah! l'amour, l'amour!
C'est le plaisir d'un jour
Pour le regret d' neuf mois,

scheint nach neueren Schilderungen[25]) die Ovariotomie als Präventivmittel in der vornehmen Damenwelt sehr beliebt zu sein. Es gibt sogar Spezialärzte zur Herstellung dieser kinderfeindlichen »ovariées«, die gegen ein großes Honorar diese Operation vornehmen. In Deutschland wird glücklicherweise dieses Radikalmittel zur Verhütung der Empfängnis bei gesunden Personen nicht angewendet und auf schwer kranke Individuen beschränkt, ist also nur ein rein ärztliches Heilmittel.

Daß die früher genannten Präventivmittel, abgesehen vom Coitus interruptus und Kondom, sehr unzuverlässig sind, beweist das überaus häufige Vorkommen des absichtlichen, künstlichen Abortes in allen Gesellschaftskreisen aller Länder[26]) Die künstliche Fruchtabtreibung ist bekanntlich eine kriminelle Handlung, gegen die nach §§ 218—220 des Str.-G.B. harte Zuchthaus- und Gefängnisstrafen für alle beteiligten Personen, die Schwangere selbst und ihre Mithelfer, vorgesehen sind. Im Orient und bei Naturvölkern ist die Fruchtabtreibung straflos. In den europäischen Kulturländern wird der künstliche Abort bestraft, in Deutschland sogar der bloße Versuch, selbst wenn nur eine eingebildete Schwangerschaft vorliegt. Daß der Staat gegen die Fruchtabtreibung als eine unsittliche und widernatürliche Handlung einschreiten muß, ist klar, und vor allem durch den Umstand begründet, daß der absichtliche Abort in so vielen Fällen Leben und Gesundheit der Frauen gefährdet. Aber um strafen zu können, sollte er vor allem

---

[24]) Vgl. die Schilderungen aus Australien bei Max Bartels, Die Medizin der Naturvölker, Leipzig 1893, S. 306—307.

[25]) Vgl. R. Schwaeblé, Kapitel »Ovariées in: Les Détraquées de Paris, S. 255—258.

[26]) Vgl. H. Ploß, Zur Geschichte der Fruchtabtreibung, Leipzig 1883; Galliot, Recherches historiques sur l'avortement criminel, Paris 1884.

die sozialen Voraussetzungen dafür schaffen, sollte er die von ihm selbst begünstigte Infamierung der unehelichen Mutterschaft beseitigen und auch in anderer Beziehung die sozialen Grundlagen für Ermöglichung der Mutterschaft verbessern (Mütter- und Schwangerenheime, Mutterschaftsversicherung usw.). Es ist ein seltsamer Widerspruch, auf den auch Gisela von Streitberg[27]) aufmerksam macht, daß die uneheliche Empfängnis als Sünde und Schande angesehen, dagegen gleichzeitig das Leben des entstehenden Kindes als heilig angesehen wird, des geborenen aber wiederum infamiert wird. In der Tat haftet ja dem unehelichen Kinde in der zugleich lächerlichen und im tiefsten Grunde verderbten Gesellschaftsmoral unserer Zeit etwas Verächtliches und Ehrenrühriges an. Daß die Personen, die ein Gewerbe aus der Fruchtabtreibung machen, hart bestraft werden, ist nur recht und billig. Jedoch ist es zweifelhaft, ob gegenüber den Müttern, besonders den unehelichen, die außergewöhnliche Höhe der Strafe gerechtfertigt, ja, ob überhaupt bis zu einem gewissen Zeitpunkte eine Strafe juristisch zulässig ist. Bekanntlich beginnt nach § 1 des B. G.-B. die Rechtsfähigkeit des Menschen erst mit der Vollendung der Geburt,[28]) und es ist die Frage, ob der noch unentwickelte menschliche Fötus bereits Persönlichkeitsrechte hat, es handelt sich doch ohne Zweifel um ein noch nicht in die Existenz übergetretenes, erst werdendes Wesen. Die juristische und rechtsphilosophische Begründung der Strafen gegen den Abort liegt noch sehr im argen. Man denke z. B. nur an eine Schwängerung durch Notzucht! Soll da wirklich die Betreffende nicht berechtigt sein, sich durch irgend welche Mittel des ihr mit Gewalt aufgedrungenen Kindes in seinen ersten Anfängen zu entledigen?

Die Mittel und Methoden der Fruchtabtreibung[29]) vor der

[27]) Gräfin Gisela von Streitberg, Das Recht zur Beseitigung keimenden Lebens, § 218 des Reichs-Strafgesetzbuches in neuer Beleuchtung, Oranienburg 1904.

[28]) In einer soeben erschienenen, mir noch nicht zugänglich gewordenen Schrift »Nasciturus, Darstellung des Lebens vor der Geburt und der Rechtsstellung des werdenden Menschen« behandelt der Gynäkologe F. Ahlfeld dieses Thema eingehender.

[29]) Vgl. Lewin und Brenning, Die Fruchtabtreibung durch Gifte,

28. bis 30. Schwangerschaftswoche sind sehr mannigfaltig und zerfallen in die beiden Kategorien der inneren und der mechanischen Mittel. Sichere innere Abortivmittel gibt es nicht, fast alle sind gefährlich durch ihre Giftwirkung, am meisten gebraucht werden Mutterkorn, das ätherische Oel des Sadebaums (Iuniperus sabina), der Thujaarten, der Eibenbaum (Taxus baccata), Terpentinöl, Bernsteinöl, Reinfarren, Raute, Kampfer, Kanthariden, Aloe, Phosphor u. a. m. Mechanisch wird Abtreibung bewirkt durch Stoß, heftige Bewegungen, z. B. beim Koitus, Massage, Eihautstich, heiße Injektionen und Dämpfe, Fingermanipulationen am Muttermund, Einlegen von Sonden und anderen Gegenständen in den Muttermund, Blutentziehungen, Applikation des elektrischen Stromes usw. Stets droht bei allen diesen Praktiken die große Gefahr der Verletzung, Vergiftung, Infektion, Ruptur und Perforation der Gebärmutter, Eintritt von Luft in die Uterusvenen, Verbrennung der inneren Geschlechtsteile usw. Kein Wunder, daß so überaus häufig der Tod erfolgt und fast stets schwere Erkrankungen die Folge der Anwendung dieser Abortivmittel sind.

Der Staat würde, abgesehen von der früher erwähnten Ehrbarmachung der unehelichen Mutterschaft, am meisten dadurch den künstlichen Abort einschränken, wenn er die Kenntnis der erlaubten Mittel zur Verhütung der Empfängnis in allen Volkskreisen verbreitete.[1]

Daß die neomalthusianische Praxis besonders in den Großstädten sich geltend macht, beweist ihren Zusammenhang mit ökonomischen Fragen und dem gerade hier erschwerten Kampf ums Dasein. Das Heil der Zukunft beruht auf der Beseitigung des moralischen und des juristischen Zwanges zur Ehe, worin schon Gutzkow (Säkularbilder I, 174—175) die Hauptursache der sozialen und geschlechtlichen Misere erblickte, und auf der vernünftigen Regelung des sexuellen Präventivverkehrs, der keineswegs mit einem absoluten Widerwillen gegen die »fécondité« à la Weininger identisch ist. Die Sehnsucht nach und die Freude am Kinde wird im Gegenteil erst dann recht natürlich und innig empfunden werden.

Berlin 1899; E. v. Hofmanns Lehrbuch der gerichtlichen Medizin, herausg. von A. Kolisko, 9. Auflage, Berlin und Wien 1903, S. 220—258.

ZUR KRITIK DER „GLÜCKS-EHE".

Zu dem in vorstehendem Aufsatz zum Ausdruck gekommenen Urteil Dr. Blochs über die »Glücks-Ehe« bittet uns Herr Buttenstedt, dem wir von dem Inhalt desselben vor Abdruck Kenntnis gaben, um Aufnahme der nachfolgenden Entgegnung:

Wenn Dr. Bloch die zahlreichen Briefe von Eheleuten der »Glücks-Ehe« gelesen hätte, die ich in sechs Jahren gesammelt habe, so würde er von einem »Säugetier-Idyll« nicht gesprochen haben. Denn ich will das Werk hauptsächlich für gesunde Eheleute, besonders für normale Frauen geschrieben haben, und bis jetzt ist mir in sechs Jahren noch kein einziger Fall gemeldet, daß eine normale Frau keinen Erfolg gehabt hätte. Was aber für eine normale Frau gilt, das gilt für alle. Zu einem Arzt aber kommen nur Kranke, und da muß dieser ja zu einem ganz abfallenden Urteil kommen. Ich habe eine Anzahl Briefe von Ärzten, die völlig anderer Meinung sind als Dr. Bloch. Wer zu einem unbeeinflußten Urteil gelangen will, der lese selber mein Buch. Ich könnte aber auch Briefe von Geheilten veröffentlichen, doch möchte ich meinen Plagiatoren nicht Gelegenheit geben, sich auf Veröffentlichungen guter Resultate zu stützen, sie rauben ohnehin auf unlautere Art meine Schrift und Nachträge aus.

Da ich von jedem Käufer der »Glücks-Ehe« die schriftliche Verpflichtung verlange, das Geheimnis zu wahren, dasselbe nur für die eigene Ehe zu benutzen und das Buch nicht weiterzugeben, so muß übrigens derjenige, von dem Dr. Bloch das Buch erhalten hat, seine schriftliche Verpflichtung gebrochen haben.

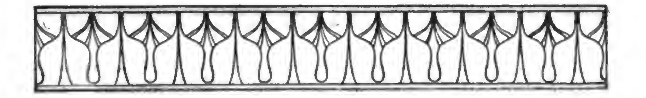
KARL BUTTENSTEDT.

* * *

Um für die Bewertung der »Glücks-Ehe« eine möglichst zuverlässige Grundlage zu finden, wäre es erwünscht, wenn diejenigen unserer Leser, welche mit der Buttenstedt'schen »Glücks-Ehe« Versuche gemacht haben, uns ihre Erfahrungen offen und vertrauensvoll mitteilen würden.

DIE REDAKTION.





DIE EROTIK IN DER LITERATUR.

Von Dr. ALFRED KIND.

Wenn ich es hier unternehme, beliebig ausgewählte Erscheinungen der Literatur aller Zeiten und Länder mit ein paar Strichen zu skizzieren, so geschieht das nicht, um dem großen Brei schönliterarischer Besprechungen auch meinerseits ein Wassersüpplein beizugießen, d. h. die plätschernde Langeweile ästhetischer Beriechung durch ein endgültiges Gähnen zu erlösen: sondern einfach vom Standpunkt der Sexualwissenschaft aus. Schließlich sind die Autoren letzten Endes Menschen, das heißt erotische Individuen. Sie drehn sich und wenden sich und machen ihre Kunst oder Kunststücke mit Gelassenheit oder Schwung, sie lachen auch den Dummen unter die Nase oder lügen dem Gläubigen die Hucke voll, sie behaupten und widerrufen und verraten doch allemal sich und ihr Innerstes. Manche gehen nackt und bloß auf die Bühne; manche mit den siebenfachen Hüllen des Verwandlungskünstlers. Aber eines Zipfelchens Haut wird man immer gewahr, und sei es zwischen einer Verkleidung und der andern.

Und das halte ich für wichtig: niemand fährt aus der Haut, die ihm von Anbeginn an ward. Man begräbt dich mit den Trieben, die dein Sehnen und Bangen gewesen; dann erst sind sie aus und vorbei. Und von neuem stehn sie auf in deinen Erben, von neuem gemischt und dividiert mit den Komplementen deiner Gefährtin. Ändern? sagst du, und erziehen? Die Flamme schlägt hoch, und der Windhauch bläst sie wohl zur Seite, aber er erstickt sie nicht. Schwelen kann sie, und das Leben ruinieren mit Bitternissen und Ingrimm.

Die erotische Individualität ist nach den Mischungsgraden ihrer Komplemente sehr mannigfaltig. Jeder, der nachdenkt, wird finden, daß er auf einen oft merkwürdig spezialisierten Komplex von Eindrücken zugeschnitten ist, negativ gesagt, daß ihn viele Erscheinungen nicht ansprechen, sondern

abstoßen, Dinge, die doch in der Natur da sind und andere zur Extase bringen. Jeder hat da sein Lieblingsthema, sein Steckenpferd, seinen Fall, oder wie ich sage, seinen unfehlbaren Eindruck. Je künstlerischer gehoben ein Werk ist, um so eher werden diese Faktoren sich sichtbare Geltung verschaffen; denn das Erotische ist die Spannkraft des Künstlers.

Der Schwierigkeit der Diagnose und der damit verknüpften Fehlschlüsse bin ich mir wohl bewußt. Manche Dichter haben das Bedürfnis, alle Werke in die besondere Farbe ihres Charakters zu tauchen. Manche leisten sich nebenher und anonym einen ungezügelten Ausbruch des Temperaments. So z. B. hat jetzt ein österreichischer Autor (man meint ihn am Stil zu erkennen!) die Geschichte einer wienerischen Dirne verfaßt — die der Fanny Hill künstlerisch durchaus ebenbürtig ist und einen lehrreichen Rückschluß gestattet — einfach, scheint mir, weil er innerlich mußte. Von unlautern Motiven kann da keine Rede sein, trotzdem die Sprache sehr stark ist. Andere wieder sind schwer zu beurteilen. Dickens und Reuter machen einen so asexuellen Eindruck, daß sie in jeder Pastorenfamilie unbedenklich gelesen werden. Dennoch, dennoch! Auch das sind Menschen gewesen. Mir fällt dabei der gute Homerverschandler Joh. Heinr. Voß ein: »Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens, saß der redliche Tamm ...« Der Mann gilt doch als »stubenrein«. Aber er hat im Wettbewerb mit Bürger und Stolberg eine Ode verfaßt, die nur den Sammlern geistiger Raritäten bekannt ist und die zwar gemein, aber mit solcher Verve geschrieben ist, daß man nach ähnlicher Kraft seine Werke vergeblich durchblättert. So mag der Rückschluß gestattet sein, daß er zum offiziellen Pegasus freiwillig den sanftern Wallach erkor, und den Vollbluthengst nur aus dem Stalle zog, um im Freundeskreis eine kleine Parade zu reiten.

Was ich bezwecke, ist die — eigentlich platte — Erkenntnis, daß das Erotische unser Bestes im Leben bedingt, daß sich kein bedeutender Mensch seiner erotischen Eigenart je geschämt hat. Nichts da von Sünde, Verirrung und Kranksein! Das sind künstliche Etiketten für gekünstelte Rubriken. Dahinter

lauert die Freiheitsberaubung des Willens anderer. Wir sind allzumal verschieden gebaut, glücklicherweise. Daher das Suchen und Streben nach der adäquaten Liebe, daher die Probleme der Nie-Erfüllung, die ungelösten Reste der Zwiespältigkeit. Wozu mit dem Schädel gegen die erste Mauer, die sich uns entgegenstellt? Gehn wir in Ruhe die Wand entlang; sie wird irgendwo ein Pförtchen haben zu neuem Ausblick.

* * *

I.

MARIE MADELEINE.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Marie Madeleine mit einer eigenartigen Nuance in den Chor der deutschen Dichterstimmen einfiel, und daß sie ein Aufsehn erregte, das weit über die Grenzen der üblichen Beachtung oder vielmehr Nichtachtung lyrischer Ergüsse hinausging. Ein Publikum, das sich in der Regel nur an Kurszetteln und Renntelegrammen begeisterte, das Gedichtbücher unter die herkömmlichen Einsegnungsgeschenke rechnete, ließ plötzlich ein schmales Bändchen verwundert und kopfschüttelnd von Hand zu Hand gehen. Man fand mit einem Male, daß Gedichte ungemein interessant sein können. Man fand Dinge abgeschildert, die verständlich, zum Teil sehr verständlich waren, und die gewisse Erinnerungen weckten. Das war so anders, als die gebräuchliche überirdische Sehnsucht und dergleichen schmerzliches Allotria, anders als die gewitterschwangeren Balladen oder die sanften, zum Schluß in einem Küßchen verschwindenden Landschaften. Ein keckes Fräulein, das alles Wissenswerte zu wissen schien, tanzte auf den Kahlköpfen der verblüfften Zuhörer einen niedlichen Cancan und tirilierte von ihren tausendunddrei Geliebten mit einer Miene der Selbstverständlichkeit, als wundere sie sich im Stillen, wie sie nur mit so wenig Verehrern zufrieden sein könne. Als man wieder zu sich kam, meinten einige, die Morgenröte einer neuen Literatur sei angebrochen; andere orakelten von Dekadenz und sittlichem Verfall; noch andere erklärten, sie warteten gespannt auf die Entwicklung der Dinge. Nun, die Entwicklung war

die, daß die mit vollen Segeln steuernde Dichterin zunächst in dem allgemein als solide geltenden Ehehafen Anker warf und ihre Versbeichte feierlich in Versen derselben Art abschwor. Und das wegen der verkehrten Auffassung der großen Öffentlichkeit, die jeden Autor, wenn er erotisch auftritt, blindlings und unbesehen mit seinen Gestaltungen identifiziert oder identifizieren möchte. Dieser Wunsch entspringt nur zum kleinen Teil dem Trieb nach Wahrheit und Erkenntnis, zumeist aber der bösen Schmähsucht und dem Begehren, die eigenen kleinen Philister-Debauchen unter dem Sonnenglanz einer ruhmvoll und lyrisch redigierten Ausschweifung zu rechtfertigen und erblassen zu machen. In Wirklichkeit ist ja von Ausschweifung nicht im geringsten die Rede, sondern nur von Phantasiegemälden mit künstlerischem Pinselstrich. Ich begreife es vollkommen, wenn mir eine andere Dichterin, der es ähnlich ging, erklärte, sie sei der Anwürfe und Zuschriften herzlich müde und zöge es jetzt vor, auf »bürgerliche Reputation« zu halten, wie jede Dutzendfrau. So grault man Talente aus dem Tempel der heiligen Unbefangenheit.

Aus diesen Gründen heraus hat auch Marie Madeleine einen Stoßseufzer an Apoll gerichtet, in dem sie voll tiefster Zerknirschung gesteht, sie sei sich der Tragweite ihres Vergehens nun und nimmer bewußt gewesen. Traumlieder, die sie mit fünfzehn und sechzehn Jahren zur eigenen Ergötzung gedichtet, habe man als Bekenntnisse einer »Vielerfahrenen« hingenommen.

Ich kann absolut nicht begreifen,
Warum Euch die Köpfe verdreht
Das, was ich bescheiden nenne:
Die Lyrik der Pubertät!

Schon vorher hatte sie in einer durchaus nennenswerten [1]) Novellenserie eine ihrer Figuren folgendermaßen aussagen

[1]) Ich komme hier einem Wunsch der Dichterin nach, die mir mit liebenswürdiger Offenheit und Selbstkritik erklärte, sie lege auf ihre Prosasachen keinen Wert. Dementsprechend verweise ich interessierte Leser besonders auf die Gedichtsammlungen: »In Seligkeit und Sünden« und »An der Liebe Narrenseil«. Erwähnt seien auch die weniger bekannten dramatischen Versuche »Das bischen Liebe«, »Katzen«, Einaktercyklus in Versen und das gereimte Lustspiel »Cousinchen«, dessen Aufführung am Berliner Residenztheater untersagt wurde.





Zu „Sexuelle Zwischenstufen“, Seite 285



WEIBLICH GEARTETE MÄNNER



(Aus Hirschfeld, Geschlechtsübergänge)



WEIBLICH GEARTETER MANN (Aus Hirschfeld, **Geschlechtsübergänge**)

Zu „Sexuelle Zwischenstufen“, Seite 286

lassen: »Weißt du, mein Freund, das lasterhafte Märchen, — das bin ich! In meiner Phantasie bin ich eine Dirne. In meiner Phantasie ist nicht eine Stelle an mir, die nicht ein brennender Mund geküßt hat! In meiner Phantasie giebt es kein Laster, das ich nicht ausgekostet bis zur Hefe! Und in Wirklichkeit — —? Aber man hat noch nicht einmal meine Fingerspitzen geküßt. Aber es gibt nichts auf der Welt, das unberührter ist, als ich! Ich habe nichts begangen, als Gedankensünden! Die Gedankensünden; die das Schlimmste sind, weil sie nur zerstören und nicht schaffen, — weil sie eine Sünde sind wider das heilige Leben! Vielleicht bin ich das traurigste Märchen von allen!«

Es darf nicht wunder nehmen, daß auch diese Stelle, deren Übertreibungen nach beiden Seiten sonnenklar sind, von gedankenlosen Kompilatoren als »wissenschaftlicher« Beweis für heutigen Sittenverfall und Demiviergetum ausgeschlachtet worden ist.[1])

Diese Stelle führt uns aber gleich zu einer Eigenart der Dichterin über, die im engsten Zusammenhang mit ihrem Nicht-erlebt-haben steht. Es drängt sie, stark und glühend auszumalen; und während es an Erinnerungsbildern plastischer Wirklichkeit gebricht, erschrickt sie vor dem Grenzenlosen phantastischer Möglichkeit. Nackte Tollkühnheit würde sie erbleichen machen; schließlich lebt man im Staate gehüteter Ordnung. Also füllt sie den klaffenden Riß zwischen dem Erträumten und dem Realen mit dem massenhaften Kitt moralisierender Bewertung. Dieser Kitt wird unter ihren Händen förmlich zum Gebilde um 'seiner selbst willen. Sie kokettiert damit, sie mischt ihn fortwährend neu; aber sie übersieht, daß ein Haus nicht aus Mörtel gebaut wird, daß der nur die Fugen zwischen soliden Quadern in dünner Lage erfüllen darf. Unbildlich: Die Begriffe »Laster« und »Sünde« und »Krankhaftigkeit» überwuchern.

---

[1]) Vergl. das Referat über H. Mann, Kunst der sexuellen Lebensführung. (Im vorigen Heft, Beiblatt, Seite 123.) Hier hat der Beurteiler, scheint es, das betr. Buch nicht einmal im Zusammenhang gelesen oder vor sich gehabt. Denn er zitiert die Stelle fälschlich aus einem ganz anderen Werk.

Lasterhaft und schmächtig, wie ein früh verderbtes, krankes Kind, heißt es an einer Stelle. Dieser Gedankenkreis kehrt immer wieder. Da ist eine »müde Stimme«, eine »sündige Liebe«, eine »kranke Seele«, da sind »schwüle Blüten«, »welke Narzissen«, »Fieberstirnen«, »schamlose Worte«, »lauernde Blicke«, »brennende Lippen«, »Nächte voll schluchzender Wonnen«, ein »heißer, gierig roter Mund«. Da »brandet krankes Blut«, wird »Frivoles, Unerhörtes« geplaudert, werden »freche und tolle« Lieder gesungen. Es ist ein Unterschied, ob etwas tatsächlich frech und toll ist, oder ob die erzeugte Luftschwingung nur den abstrakten Begriff an mein Ohr trägt. Diese unaufhörliche Abstraktion, die zum Hörer sagt: stell dir bitte was Entsprechendes vor! ermüdet ungemein und macht den Genuß schon von einem Dutzend Gedichten hintereinander zur gelinden Qual. Es mangelt aus den oben angeführten Gründen am Konkreten, das nur die Erfahrung gibt. Wie konnte das nur verkannt werden! Das mußte schon aus dem allerersten Gedichtband für jeden selbstverständlich sein, der eine kleine Ahnung davon hat, auf welche Weise sich denn eigentlich ein wahres Gedicht aus dem Innern losringt, wächst und »verdichtet«. Aber die allgemeine Dummheit der Menschen ist so gräßlich und ungeschlacht, daß sie allein daran schuld ist, daß der Dichterin die Weiterentwicklung zur völligen Unbefangenheit vergällt wurde. Sie hat abgeschworen etwas, was gar nicht von ihr gemeint war. Sie hat vor der plumpen Dummheit eine Reverenz machen müssen. Sie hat ihre wahrhaft schönen, weil unbefangenen Verse weiterhin im Manuskript für sich behalten müssen.[1])

Denn jenes Spielen mit der Vorstellung vom »Perversen« ist nur der Einfluß der Zeitströmung gewesen. Es ist kein Zufall, daß eine Dichterin (und noch eine zweite) mit dieser Modefarbe des zeitgenössischen Tuschkastens pinselte, als alle Welt, soweit sie sich für Erotik interessierte, dem harmonischen Duo jesuitischer und Krafft-Ebingscher Sexualbewertung lauschte. Das neue Stichwort vom Perversen lief wie eine Seuche um. Sollte ein junges, unerfahrenes Mädchen dagegen

[1]) Was im Interesse einer gerechten Würdigung hier auszuplaudern sie mir hoffentlich verzeihen wird.

allein opponieren können, auch wenn sie ein starkes Talent in sich glimmen fühlte? Wäre sie natürlich gewesen, man hätte sie todsicher schamlos geheißen, unter dem Beifall aller Wichtigtuer und Machthaber, und ihre Liedchen eingestampft. So sind sie geblieben und werden ein Zeichen der Zeit sein, ein Zeichen mit von einer verkehrten wissenschaftlichen Auffassung. Inzwischen kann man es ruhig blechernen Literarhistorikern überlassen, auch weiterhin Marie Madeleines künstlich gemachte Schwüle als Beweis für den »ungesunden« Niedergang der Kulturmenschheit heranzuziehen. Solches Gerede tut niemandem weh.

Schälen wir nun aus der Aufmachung heraus, was die Dichterin wahrhaft und instinktiv gibt, so ist es eine für ein »Mädchen« bedeutende und deshalb frühe Sinnlichkeit, deren Kraft und Fülle sich äußern muß. Der Moment der Konzeption eines Verses ist für sie erotische Glücksempfindung, wie bei Dichtern selbstverständlich. Die Spannung der Phantasie ist so heftig, daß das mühsame Erlernen vollendeter Technik mit diesem Impulse nicht gleichen Schritt zu halten vermag. Daher die häufige Unbeholfenheit von Reim und Rhytmus. Eine solche Natur ist nicht dazu gemacht, das Schnitzen und Schnitzeln methodisch zu betreiben. Was sie fühlt, schwillt in ihr auf; sie wirft es ungefähr hin und ist davon entlastet.

Ihre Sinnlichkeit ist so sehr ins eigene Innere gekehrt, daß ihr selbst die reine, konkrete Beobachtung des Körperlichen unwichtig erscheint. Es macht den Eindruck, als ob sie etwa nur träumend auf dem Divan ruht und mit einem Handspiegelchen ihren Mund betrachtet. Da stürmt dann schon eine überwältigende Flut von Ideen-Assoziationen über sie, so daß sie gar nicht weiter kommt. Alles Körperliche erscheint in ihren Gedichten nur verschleiert, visionär, metaphorisch. Der Mund allein wird »abgeschildert« bis in letzte Details. Die Zähne heißen: weiß, blank, feucht, leuchtend, brutal, Edelsteine, Raubtiergebiß. Vom Mund allein ist sie imstande, eine heftige Sensation wiederzugeben wie diese:

Als deine Lippen auf den meinen glühten,
Wie heißes Eisen glüht auf einer Wunde,
Vor meinen Augen wars wie Brand und Rausch, —
Ja! — — Eisen, das auf einer Wunde zischte.

Mehr als diese allgemeinen Schlüsse aus dem Werk einer Lebenden zu ziehen, halte ich mich nicht für berechtigt. Sie enthalten auch das Wesentlichste, was ich zu sagen hätte.

* * *

GEDICHTE VON MARIE MADELEINE.

Notturno.

Ich habe in mein dunkles Haar
einen Kranz von weißen Rosen gedrückt.
Ich bin so schön, wie ich niemals war, — —
zum Opfer hab' ich mich geschmückt.

Es steht mein Mund in rotem Brand;
in meinen Augen träumt ein Licht;
zu Boden gleitet mein Gewand, — —
ich warte! Warum kommst du nicht? —

Und willst du, daß ein andrer kühlt
die Glut, die du in mir entflammt,
und daß ein anderer zittern fühlt
meiner jungen Glieder weißen Sammt,

Und sollen eines andern sein
die Blüten, die ich dir geweiht?
Ich starre in die Nacht hinein,
und meine Seele schluchzt vor Leid. — —

* * *

Der Sklave.

Wie ist mein zitterndes Herz entbrannt,
du brauner Sklave von Samarkand!

Die Sonne lodert wie Gift und Glut
über die Stadt und über der Flut!
Komm du mit mir in mein weißes Haus!

Und küß ich den blassen Mund dir rot, —
deine Augen sind traurig wie der Tod.

Deine Augen blicken so leer und starr
unter dem seidenen Wimperhaar,
du Allerschönster von Samarkand!

Schweigst du noch immer? — Und kalt bleibt dein Mund!
Nieder mit dir auf die Kniee, du Hund!

Über dem Bett, das spitzenbesäumt
hinter des Baldachins Falten träumt,
hängt eine Peitsche mit goldenem Griff,

Nieder mit dir auf die Kniee, du Sklav,
hei, — wie der sausende Hieb dich traf!
— — — — — — — — — — — — — — — —

Und seltsam leuchten und wunderbar
die Lotosblumen in deinem Haar,
und die Tropfen Blut auf deiner Haut!

* * *

Ich sah Dein Bild.

Ich sah Dein Bild die ganze Nacht,
und in mir stöhnte dumpf das Tier,
und meine Sehnsucht schrie nach Dir
die ganze Nacht — die ganze Nacht.

Nach Dir und Deiner jungen Kraft,
die meiner Launen Trotz bezwungen,
O, wie Du knieend mich umschlungen
in Deiner tollen Leidenschaft.

Ich sehnte mich so sehr nach Dir,
nach Deiner Zimmer schwülen Düften,
nach Deinen götterschlanken Hüften,
nach Deiner Ringe goldner Zier.

Du lächelst stolz: »Ich hab's gewußt«
und weißt doch nicht, wie ich mich sehne,
zu graben meine Raubtierzähne
in Deine nackte Jünglingsbrust!

* * *

Sappho.

Die Meereswellen singen sacht
ihr ew'ges Klagelied, und weich
umfängt mich schwül die Frühlingsnacht
und meine Seele sucht nach euch.

O kommt! O süße Mädchenschar,
ich will von deiner Schönheit trinken,
und gib dem Wind dein wildes Haar
und laß die Hüllen lautlos sinken.

Reich deinen Mund, mein blasses Kind,
und schüre meine tolle Glut; — — —
wie kühl die roten Lippen sind;
du weißt noch nicht, wie Liebe tut.

Und du mit deiner Riesenlast
von flammend rotem Lockengold,
das dir wie Feuerwogen fast
bis auf die Fersen niederrollt.

Laß mich die Flackerlichter sehn,
die heiß aus deinen Augen sprühn,
und du darfst niemals von mir gehn,
denn du bist schön wie Sonnenglüh'n.

Ihr aber seid wie blasse Strahlen,
ihr scheuen, schlanken Schwestern beide
mit euren stummen Liebesqualen,
mit eurem stillen Herzeleide,

Mit eurer Glieder Marmorpracht,
weiß wie der Wellen Leuchteschaum,
und euer Haar ist wie die Nacht,
und schweigsam seid ihr wie ein Traum. — —

O Blütenstrauß! O Mädchenschar,
ich will von deiner Schönheit trinken,
und gib dem Wind dein wildes Haar,
und laß die Hüllen lautlos sinken! —

* * *

Champagne frappé.

Aus der eisesstarrenden Hülle
springen in goldenschäumenden Gluten,
in ihrer sinnberauschenden Fülle
heiß empor die Champagnerfluten.

Willst Du so recht das Rechte fühlen,
mußt aus dem Eis Du das Feuer genießen:
Jene Frau'n, die die Heiligen spielen,
mußt Du in Deine Arme schließen.

Glaub's! In den ruhig blickenden Weibern
zucken die allerwildesten Triebe,
und am tollsten lodert die Liebe
in den weißen Madonnenleibern.

Und aus den überschlanken Gestalten
sprüht es in lodernden Flammenbächen,
gleich wie aus Islands Gletscherspalten
schäumend die glühenden Quellen brechen.

Flammen, die Dich züngelnd umspielen,
die sich in Leib und Seele Dir gießen! — —
Willst Du so recht das Rechte fühlen,
mußt aus dem Eis Du das Feuer genießen.

* * *

Crucifixa.

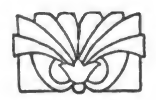
Ich sah an einem hohen Marterpfahle,
an einem dunklen Kreuz dich festgebunden.
Es glänzten meiner Küsse Sündenmale
auf deinem weißen Leib wie Purpurwunden.

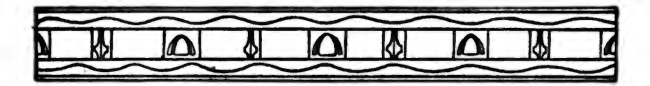
Wie hager deine jungen Glieder sind,
wie unentwickelt knospenhaft die Brüste! — —
In deinen Augen aber, blondes Kind,
da glüht der Fackelbrand der wilden Lüste.

Und warst du doch wie kühler weißer Samt
und fleckenlos wie ein geschliff'nes Schwert,
als deine Kinderunschuld mich entflammt,
als ich so schrankenlos dich hab' begehrt,

Ich gab dir von dem Gift, das in mir ist;
ich gab dir meiner Leidenschaften Stärke,
und nun, da du so ganz entlodert bist,
graut meiner Seele vor dem eignen Werke.

Ich möchte knie'n vor einem der Altäre,
die ich zerschlug in frevelhaftem Wagen, — — —
Madonna mit den Augen der Hetäre,
ich selber habe dich an's Kreuz geschlagen!





WAS MEISTER PIERRE DE BOURDEILLES, SEIGNEUR DE BRANTOME, VON DEM ANSEHEN DER RÖMISCHEN KURTISANE FLORA ZU VERMELDEN WEISS.

Flora war die allerschönste, prächtigste und gefeierteste Kurtisane, so jemals in der alten Roma ihr Wesen trieb, ganz zu geschweigen von anderen Landen. Und, was sie am meisten emporhob: sie schrieb sich aus gutem Hause her und von vornehmer Geburt, und also war manch einer von Stolz gebläht, einer so feinen und wohledlen Dame zu hofieren und ihr Herzallerliebster sein zu können.

Auch solches gereichte ihr zu unterschiedlichem Lobe, daß sie nicht einer Laïs glich, welche wie nur je eine Vettel aller Welt diente, sondern es stand auf ihrer Schwelle eine Schrift zu lesen: Könige, Prinzen, Feldherrn, Konsuln, Zensoren, Oberpriester, Gesandte und Hohe Herren, tretet ein! ihr anderen laßt euern Fürwitz.

Laïs hatte alleweil die Hand offen, Flora nimmer. Denn sie vermeinte, Vornehmheit mit den Großen sei ihrem Säckel zuträglicher denn Feilschen; und auch dies, eine hochgeborene Schöne werde nach ihrer eigenen Schätzung geachtet. Sie nahm nichts, als was ihr einer dargab; denn jede artige Dame müsse ihren Amanten aus Vergnügen gefällig sein und nicht aus Geiz; um so eher als alle Dinge ihren Preis haben außer allein die Liebe nicht.

Kurz und gut, sie verstand sich vortrefflich auf das Amouröse, und wann sie ausging in der Stadt zur Kurzweil zu spazieren, wußte man mondenlang davon zu schwätzen, von ihrer Schönheit, ihrem reichen Gewande, ihrer angenehmen Haltung, und von dem großen Schwarm ihrer dienstbaren Kavaliere und höfischen Edelleute, die gleich leibeigenen Sklaven an ihren Fersen hingen, was sie sehr gleichmütig hinnahm.

Endlich starb sie so reich und in solcher Üppigkeit, daß aus dem Erlöse ihres silbernen Geschirres, ihrer Juwelen und ganzen Einrichtung Roms Mauern hätten erbaut und die Schulden des Staates getilgt werden können obendrein.

Sie hinterließ alles dem römischen Volke als ihrem Leibeserben, und deshalb ward ihr ein prächtiger Tempel errichtet, mit Namen Florianum.

Das erste Fest, so der Kaiser Galba jemals beging, war das der liebreizenden Flora, und an sothanem Fest war den Römern und Römerinnen erlaubt, allen Zügellosigkeiten und Ausschweifungen, aller Sinnenlust und Tollheit freien Lauf zu lassen derart, daß an diesem Tage jedwede Schöne, so an Ausgelassenheit sich sonderlich hervortat, als Meisterin göttlicher Lust gepriesen wurde.

Kein Reigentanz oder Sarabande vermöchte sich damit zu messen, wie jene sich im Taumel drehten und wanden und krümmten; und welche die schwindligsten Biegungen zu erfinden verstand, galt als die galanteste aller Damen. Es lief sogar unter den Römern ein Gerücht, welche Frau den Tempel der Göttin mit schmachtender Miene und lüstiger Gewandung betrete, der werde dieselbe Huld der Grazien und der unermeßliche Wohlstand der Flora zuteil werden.



KLEINE MISCELLEN ZUR SITTENGESCHICHTE DES XVIII. JAHRHUNDERTS.

(Nach JOHN GRAND-CARTERET.)

I.

Ein Ehemann, der seine Frau mit einem Prinzen überraschte, zog sich diskret zurück, indem er sagte: »Wenigstens wirft sie sich nicht weg!«

* * *

Seit längerer Zeit hatte eine Schauspielertruppe ein neues Stück angekündigt, indem die Tugend auftreten sollte. Das Publikum wurde ungeduldig und verlangte täglich darnach. »Warum führen Sie das Stück denn nicht auf?« fragte eine hochstehende Dame die Frau des Direktors. »Wir können es nicht vor vierzehn Tagen geben,« erwiderte diese, »weil das Mädchen, das die Rolle der Tugend spielen soll, gerade niedergekommen ist.«

* * *

Eine Frau ist mit der Beichte zu Ende, und steht auf, um ihr gewöhnliches Gebet zu sprechen. Der Ehemann dieser Frau nimmt den leeren Platz ein, und hört, daß der Beichtvater ins Schnarchen gekommen ist. »Schlafen Sie, mein Vater?« fragte er. »Nein, fährt der Geistliche auf, ich schlafe nicht: die letzte Sünde, deren Sie sich angeklagt haben, war ein drei Mal wiederholter Ehebruch mit dem ersten Schreiber Ihres Gatten!« —

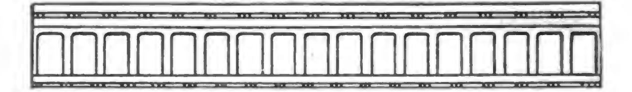
* * *

Die Marquise von ......, die einen von der Natur sehr stiefmütterlich bedachten Gatten hatte, während ihr Sohn engelsschön war, sagte: »Wahrhaftig, je genauer ich meinen Sohn ansehe, desto mehr gewinne ich die Überzeugung, daß ich mal im Vorzimmer eingeschlafen sein muß.«

* * *

Ein gutmütiger Ehemann sagte zu seiner Frau: »Ich glaube, es gibt in der ganzen Stadt nur einen Mann, der nicht Hörner trägt.« — »Wer denn?« fragte die Frau. — »Aber du kennst ihn doch.« — »Da kann ich lang suchen,« erwiderte sie, »ich kenne keinen.«





GESCHLECHTS- UND ZUCHTHAUSQUAL.

Drei Einzelfälle.

Mitgeteilt von EMIL SCHULTZE-MALKOWSKY.

Der stärkste Trieb ist der Geschlechtstrieb. Wohin man sieht, führt er das Szepter, schwingt er die Geißel. Und mögen Tod und Darre bis ans Ende drohen: — er peitscht die Armen in das Dickicht, bis der Tribut entrichtet ist.

Wie aber sucht er sich den Weg zum Ziel bei denen, die hinter Zuchthausmauern ihre Jahre fristen? — Drei Fälle mögen Zeugnis geben.

* * *

Ein Sechsundzwanzigjähriger.

Stiernacken und auch sonst grobsinnlich angelegt, wie selten einer: — Acht Jahre Zuchthaus wegen Raubanfalls. —

Fünf Tage hatte er es ausgehalten: — die Abgeschlossenheit von Freiheit, Weib und anderem Sinnenreiz. Dann war's vorbei. Krug, Schemel, Scheiben, Bettgestell und Fensterrahmen — in Trümmer schlug er, was er fassen konnte. — Da gab's verschärfte Zucht: — drei Tage Finsternis . . . nur Brot und Wasser . . . Doch zweimal noch dasselbe Bild: — die gleichen Trümmer. Dann war der Tobsuchtstrieb zermürbt. — Man tat ihn auf den Hof zum Wasserpumpen, Stein- und Mörteltragen usw. Wodurch der Überschuß an Kraft sich so entlud, daß er bald tauglich wurde. — Sechs Jahre ging es ohne Tadel. Dann aber eruptiv — wie Wettersturz aus hellstem Tag — erneut: — ein Paroxismusakt, wie selten einer. Er selbst mit eingeranntem Kopf, von Wutschaum überdeckt — in einer eklen Lache Bluts . . . Es war an einem Juliabend . . .

Man hat sich's anfangs nicht erklären können. So musterhaft war sein Betragen. Ganz ohne Zwischenfall. — Dann kam's heraus: — In der Kaserne — vis à vis der Anstalt — gleich gegenüber seiner Zelle, in die man ihn vor wenigen Tagen überwiesen hatte, war Fensterputz gewesen. Zum

ersten Mal seit all der Zeit ward ihm der Anblick eines Weibes. Da brach's heraus, was all die Jahre überschüttet war vom Einerlei des Brotes und der Arbeit: — der gelle bis zur Verzweiflungsraserei gepeitschte Wutschrei über das verlorene Leben . . .

* * *

Im Weiberhaus.

Zwei sapphisch Alliierte. Die eine 19 Jahre alt; die andere 30. Verurteilt sind sie wegen Unterschlagung. Jetzt leben sie den Tag getrennt — und einsam bleiben ihre Nächte. Nur auf dem Mittags-Rundgang sehen sie sich ab und zu. Dann schlägt die Lohe auf . . . . die Glut nach dem entbehrten Liebesrausch versehrt ihr Blut. Da finden sie, daß ihre Zellen, die in verschiedenen Gebäuden liegen, trotzdem verbindbar sind. Kaum einen Meter unter ihren Fenstern setzt eine Mauer an, direkt hinüber. Wenn nur die Fenster nicht gesperrt — da nehmen sie die Arbeitsmesser und sägen nachts, so oft die Wächter ihre Runde abgeschritten, die Stäbe an . . . erst unten durch . . . dann oben . . . Sie haben feuchtes Brot geknetet . . . Damit verstopfen sie die Ritzenstreifen, bis eines Nachts das Werk der Liebe durchgeführt. — Die ausgesägten Stücke in die Fensternische . . . Das Laken her . . . Ans Fensterkreuz das eine Ende — schon gleitet sie, die Neunzehnjährige, hinunter . . . Sie faßt den Mauerrand . . . Der schauerliche Weg beginnt — Ein Fehltritt, und sie liegt zerschmettert . . . Die Kraft ihres Triebes aber zeigt sich herrlich . . . Ein letzter Schritt — Die Hände krampfen sich ins Laken der begehrten und beglückten Freundin . . . Fast Übermenschliches gelang . . . Doch unvergleichlich ist der Preis des Sieges . . . Ein erster Hahnenschrei . . . Es geht zurück . . . Aus der Verheißung auf den nächsten Rausch saugt sie die Kraft, nicht einfach zu bekennen, was geschehen . . . Noch viermal glückt die grause Fahrt — umgähnt vom Tode — bis eines Morgens sie zu lang verblieb . . . Sie wird entdeckt, stürzt ab und bricht den Fuß. Und auskuriert, kann sie noch ihrem Schicksal danken, daß sie nichts schlimmeres getroffen hat, als lahm zu sein und lahm zu bleiben . . .

* * *

Ein Dreiundzwanzigjähriger.

Notzucht im dritten Fall. Gefangenschaft auf viele Jahre. Ein Techniker. Er hatte noch die Mutter zu ernähren, und eine Schwester, die das Seminar besucht. Da hat's nicht mehr für ihn gereicht — zur Liebe. — Aus freien Stücken aber schenkte ihm keine was. Da riß er an sich, was man ihm nicht geben wollte. — Nun eingekerkert, sollte ihm die Phantasie ersetzen, um was das Leben ihn gebracht. Das aber machte ihn vollauf zum Sklaven seines einen Triebes: — der Onanie, von der er sich losreißen wollte. Und immer schneller gings bergab ... Die Zahl der täglichen Verirrungen nahm widersinnig grausam zu ... Hallucinationen überfielen ihn — mit Schreckgrimassen ohne Beispiel. Schon fühlte er die Tatzen des Verfolgungswahnes ... Da trieb ihn der Verzweiflung letzter Dämon: — er griff zum wohlgeschärften Ledermesser, das er vor Tagen schon entwendet hatte, ein Ruck und Schnitt ... das Glied der Qual lag überströmt von Blut am Boden ...

* * *

Der stärkste Trieb ist der Geschlechtstrieb. Wohin man sieht, führt er das Szepter, schwingt er die Geißel ...



ÜBER DIE URSACHEN DER ENTSTEHUNG EINER MÄNNLICHEN LEIBESFRUCHT

finden sich in der lateinisch geschriebenen Practica des Joannis Michaelis Savonarola, der 1466 starb, eine Reihe von Hypothesen, die bei der augenblicklichen Aktualität des Themas die Leser interessieren werden. Sie sind nicht besser und nicht schlechter begründet, als alle Behauptungen, die bis heute zu dieser Frage aufgestellt wurden. Ich gebe sie also ad libitum zur geneigten Erprobung.

Erste Ursache: Die Wärme des Spermas, die sich besonders bei sanguinischem und cholerischem Temperament findet. Zweite Ursache: Die Menge desselben; ein männlicher

Embryo braucht mehr, als ein weiblicher. (Dies wissen wir nun heut besser. Zur Befruchtung genügt ein einziges Spermatozoon, das so winzig ist, daß es erst unter starker mikroskopischer Vergrößerung sichtbar wird. Als Vergleichung diene die nicht sehr unterschiedliche Größe der roten Blutkörperchen, von denen 4—5 Millionen auf ein Tröpfchen von Stecknadelkopfgröße gehen; was sich nach einer bestimmten Verdünnungsmethode berechnen läßt. Die Spermatozoen selber zu zählen, ist deshalb nicht so leicht, weil sie vielfach wie Rattenkönige zusammengeknäuelt bleiben.) Dritte Ursache: wenn die Frau möglichst »rein« von Menses ist; besonders »wässrige« Menses sind hinderlich, weil zur »Kälte« neigend. Vierte Ursache: Wenn das Sperma aus dem rechten Testikel stammt; der ist »wärmer« als der linke; sein Sperma ist fester, kompakter (spissius); alle Schäfer wissen das und binden dem Stier oder Widder den linken Testikel ab, wenn sie männliche Aufzucht haben wollen. (Diese Behauptung verdient eine Untersuchung; man kann nie wissen, ob dahinter nicht irgend etwas, vielleicht anders zu erklärendes steckt.) Fünfte Ursache: Das Sperma muß in die rechte Seite der Mutter fließen; das sei eine uralte Kunde (documentum antiquum); die rechte Seite sei eben wärmer. Dazu plauscht der alte Praktikus ein niedliches Geschichtchen aus, das ihm ein Kollege aus Venedig gesteckt hat ... »im übrigen machte er selber lauter Jungens, ich hab sie gesehen«. Sechste Ursache: Wenn die weibliche Ergießung die nötige Wärme hat und nicht etwa durch ihre Kälte die Wärme des männlichen Prinzips dämpft. Ein etwas mystischer Punkt. Siebente Ursache: Der Nordwind muß wehn! Der kühlt nicht etwa und zielt aufs weibliche hin, sondern durch eine Art Gegenwirkung bringt er die Glieder in heißere Wallung, weshalb auch die Deutschen mehr Knaben zeugen, die Südländer mehr Mädchen. Achte Ursache: Je jünger der Mensch, um so hitziger ist er, und um so mehr disponiert er zu der in Rede stehenden Angelegenheit. Zum Schluß kommt nun noch eine bemerkenswerte Auslassung. Kommt rechtes männliches mit linkem weiblichem Produkt zusammen, so gibt's ein Mannweib (foemina masculina); umgekehrt über Kreuz gibt's einen Weibmann (masculus

effoeminatus). Da haben wir die Konstatierung zweier bekannter Zwischenstufen-Typen und den Versuch zu ihrer embryologischen Erklärung schon aus dem 15. Jahrhundert! Charakteristisch für die ganze Hypothese ist aber die Mannigfaltigkeit der Forderungen. Auch der gute Savonarola wird jedesmal, wenn's nicht stimmte, die leichte Ausrede bei der Hand gehabt haben, dies oder jenes Moment sei nicht genügend beachtet worden. Ein Analogieschluß macht es indessen wahrscheinlich, daß die Geschlechtsbestimmung von einer einzigen, einheitlichen, generellen Tendenz abhängig sein wird.

A. K.



SEXUELLE ZWISCHENSTUFEN.

Über sexuelle Zwischenstufen hielt vor kurzem Dr. Magnus Hirschfeld in Berlin einen öffentlichen Vortrag. Er begann — notwendigerweise -- ab ovo Ledae, d. h. mit den Erscheinungen der Fortpflanzung überhaupt, die auf den niedersten Stufen ungeschlechtlich durch Zellteilung und -Knospung vor sich geht. Diese Zellteilung verschwindet auf höheren Stufen nicht, ist vielmehr der elementare Vorgang jeden Wachstums. Dagegen differenziert sich die Fortpflanzung des Gesamtorganismus und wird geschlechtlich, indem entweder bei den wahren Zwittern (Schnecken, Regenwürmer) jedes Individuum männliche und weibliche Keimdrüsen trägt, oder indem nur die eine Keimdrüse sich zur funktionellen Reife auswächst. Bis zum dritten Monat des Foetallebens ist es mit Sicherheit nicht zu entscheiden, welches von beiden Geschlechtern sich bilden wird. An Stelle der späteren Sexualorgane bestehen zunächst in beiden Fällen genau die gleichen Primitivorgane. Äußerlich betrachtet bildet sich das Geschlecht so, daß bei jedem von beiden nur ein gradueller Unterschied des Wachstums verschiedener Teile stattfindet (also sagen wir mal, das primitive Sexualorgan eines 6wöchentlichen Foetus bestehe aus den Teilen a, b, c, d usw. Bildet sich nun das männliche Geschlecht, so wächst a stark und wird zum Penis, beim Weibe wächst a weniger und wird zur Clitoris; b wächst beim Mann wenig und bildet einen unbedeutenden Höcker, beim Weibe wächst es stark und wird zum Uterus; c wächst — immer äußerlich gesehen — in beiden Fällen stark und wird hier zum Testikel, dort zum Ovarium, usw.) Was nun innerlich die Richtung zu der einen oder andern Entwicklung bestimmt, wissen wir nicht. Weismann hat aus dieser Sachlage heraus die latente Anwesenheit des entgegengesetzten Geschlechtsprinzips angenommen; als materielle Grundlage dafür, auch für die Vererbungserscheinungen, hat er die Hypothese von der Kontinuität des Keimplasmas aufgestellt (auf die

ich bei Gelegenheit besonders zurückkommen werde). Nur das eine sehen wir klar, daß das Sexualverhältnis konstant ist, d. h. es werden im Durchschnitt auf 100 Mädchen 106 Knaben geboren; der Überschuß an Knaben wird durch stärkere Sterblichkeit wieder reduziert. Interessant ist, daß man fast das gleiche Zahlenverhältnis bei englischen Rennpferden und Windhunden konstatiert hat.

Der Vortragende ging nun zu den Mißbildungen oder körperlichen Zwischenstufen über: Der echte Hermaphrodit oder Zwitter ist ungeheuerlich selten und sein Vorkommen war bis vor kurzem überhaupt bestritten. Doch ist 1902 in einem Fall der mikroskopische Nachweis des gleichzeitigen Vorkommens von Hoden und Eierstock bei einem Menschen erbracht worden. Viel häufiger dagegen sind die unechten Zwitter oder Pseudohermaphroditen, die immer nur dem einen Geschlechte angehören, die aber wegen Mißbildung der äußeren Genitalien schwer zu klassifizieren sind. Erst nach Eintritt der Reife pflegt sich das wahre Verhältnis herauszustellen (durch Abgang von Sperma oder durch Bartwuchs bei scheinbar weiblichen, durch Menstruation, Schwangerschaft und Milchbrust bei scheinbar männlichen Individuen). Neugebauer in Warschau hat in verhältnismäßig kurzer Zeit 1200 Fälle von Pseudohermaphroditismus gesammelt; diese überraschend große Zahl läßt es bedauerlich erscheinen, daß das B. G. B. die alte preußische Bestimmung nicht mehr aufgenommen hat, daß die sog. Zwitter im 18. Lebensjahre ihre Geschlechtszugehörigkeit eigenmächtig bestimmen dürfen.[1])

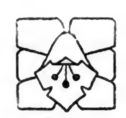
Ungleich häufiger sind nun die Mischungsverhältnisse oder verschwommene Differenzierungen auf dem Gebiete der sekundären und tertiären Geschlechtscharaktere. Auch diese kommen aus einheitlicher Anlage heraus zustande nur durch stärkeres oder schwächeres Wachstum, als das durchschnittliche. So haben wir Männer mit weiblichem Haupthaar und Brüsten, mit starkem Becken und weichlichem Linienfluß, Frauen mit Bartwuchs, männlichem Kehlkopf und schlankem Becken. Auch im Nervensystem, dem Hirn, den geistigen Anlagen dürften ähnliche komplizierte Mischungsverhältnisse obwalten. Damit kommen wir — und das ist die wesentliche Schlußfolgerung Hirschfelds — zu einer Betrachtung des Liebestriebes von demselben Gesichtspunkt aus. Das Wesen der Persönlichkeit beruht nach ihm auf der komplizierten Mischung

[1]) Im Publikum herrschen die abenteuerlichsten Vorstellungen über »Zwitter«. Damit muß im Interesse einer gesunden Aufklärung aufgeräumt werden. Diese Zwitter sind geistig ganz normale Menschen. Nur ihre äußeren Genitalien sind nicht regelrecht ausgewachsen. Eine Hasenscharte ist genau die gleiche Mißbildung; und da wir die Zeit der Hexenprozesse hinter uns haben, geziemt es sich für keinen gebildeten Menschen, daß er von diesen Dingen eine Auffassung hat, die einer wahrsagenden Zigeunerschlumpe wohl anstehn würde. Natürlich, wie die Hasenscharte, besonders die nicht operierte, auf den Charakter des bedauernswerten Besitzers einwirkt, so auch jene Verkümmerung der Genitalien. Auch das sexuelle Gefühl muß beeinflußt werden, wenn z. B. ein Mann als Mädchen in weiblicher Beschäftigung auferzogen wird und sich selbst als Mädchen betrachten gelernt hat. Aber dafür können diese Leute doch nichts! Leichtere Fälle von Mißbildungen bei Männern, wie Spaltung des Hodensacks, Steckenbleiben des Hodens in der Bauchhöhle, Offenbleiben der Harnröhre auf der Unterseite des Penis (Hypospadie) sind sogar recht häufig. Wer sich darüber orientieren will, schlage medizinische Atlanten nach, oder besuche anatomische Kabinetts oder das Berliner Pathologische Museum in der Charité und lasse sich die Sachen zeigen.

männlicher und weiblicher Eigenschaften in jedem Individuum, die vielfach variiert, weil vielfältig und in wechselnder Stärke entwickelt sind. (Allerdings ist man hierbei zu der Annahme gezwungen, daß die, sagen wir seelischen Anlagen in ihrer Mischung nicht dem körperlichen Mischungsverhältnis zu entsprechen brauchen; denn sonst könnte der bei dieser Betrachtung extreme Fall nicht vorkommen, daß sich ein in jeder Beziehung körperlich männliches Individuum ganz als Weib fühlt und sich als solches ausschließlich von Kindheit an zu Männern hingezogen fühlt. Dies ist ein Punkt, der mich in der ganzen Zwischenstufentheorie unbefriedigt läßt. Dagegen möchte ich betonen, daß Hirschfeld außerordentlich vorsichtig Schritt für Schritt deduziert und sich auch durch keinerlei prägnante Definition begrenzt oder festlegt. Es scheint, daß er seine Idee nur als ein Hilfsmittel zur weiteren, eigentlichen Erkenntnis der Dinge ansieht.)

Zum Schluß wies Vortragender auf die soziale Ungerechtigkeit des § 175 hin. Diese Erscheinungen hätten nichts mit der sog. Degeneration zu tun, da sie sich bei Aufstieg, Blüte und Niedergang der Völker finden. Sie sind eben anthropologisch verbreitet, werden von den verschiedenen, Strafgesetzen widerspruchsvoll und zerfahren behandelt, kommen bei Tieren vor, sind eben Spielarten der Variabilität. Es sei keine Gefahr vorhanden daß bei Straflosigkeit freiwilliger Handlungen eine Art epidemischer Ausbreitung eintreten könnte.

Eine Reihe von Lichtbildern wurde projiziert, darunter der Chevalier d'Éon in beiderlei Trachten, Heinrich III. von Frankreich in Frauenkostüm, Herzog August von Gotha (1772—1822) als Griechin auf der Chaiselongue, wie er in der Gartenlaube von 1857 dargestellt war, Christine von Schweden, Rosa Bonheur, Louise Michel, Männer mit Busen, Frauen mit Bärten und dgl. Dr. ALFRED KIND.



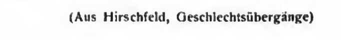




Zu Sexuelle Zwischenstufen, Seite 286



MÄNNLICH GEARTETE FRAUEN



(Aus Hirschfeld, Geschlechtsübergänge)



MÄNNLICHER DURCHSCHNITTSTYPUS

Zu »Sexuelle Zwischenstufen«, Seite 286



ZWISCHENSTUFE

(Frau mit männlichem Becken)

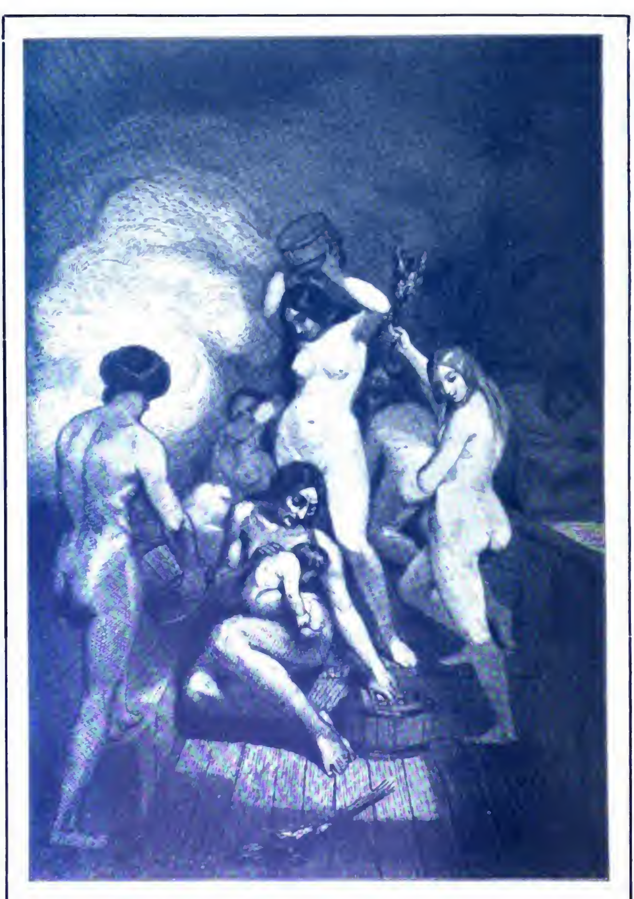


WEIBLICHER DURCHSCHNITTSTYPUS

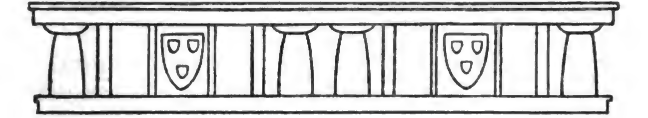
(Aus Hirschfeld, Geschlechtsübergänge)

GESCHLECHT UND GESELLSCHAFT

ZWEITER BAND ▭ SIEBENTES HEFT



RUSSISCHE FRAUEN IM DAMPFBAD.
(Aus Stern, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland. Berlin 1907.) Text Seite 334.



ZUR ANALYSE DER PROSTITUTION.

Von PAUL HAUSMEISTER.

Nachdem wir in den letzten Jahren mit Untersuchungen über das Wesen der Prostitution geradezu überschwemmt worden sind, kann man von einer neuen Abhandlung über dieses Thema mit Recht verlangen, daß sie sich zuerst über ihre innere Berechtigung ausweise. Am leichtesten gelänge dieser Nachweis, wenn ich mich in der glücklichen Lage befände, irgend einen ganz neuen soziologischen Zusammenhang entdeckt zu haben; leider ist dies nicht der Fall; dennoch glaube ich, daß auch die heutige, vorzugsweise systematischen Zwecken dienende Arbeit nicht verloren ist, da auch der bescheideneren Aufgabe, gewonnene Einzelerkenntnisse richtig zu gruppieren und in das gesamte Weltbild einzureihen, eine nicht unwesentliche Bedeutung in der allgemeinen Kulturentwicklung zukommt. Und gerade in dieser Beziehung ist vielfach gesündigt worden. Das Gebiet der Prostitution ist ja ein so weites und berührt sich mit so zahlreichen anderen Fragen, daß es besonders verlockend ist, entweder das ganze Problem nur von einer Seite zu beleuchten und alle anderen Beziehungen zu vernachlässigen oder aber alle Gesichtspunkte miteinander zu vermischen und so zu einer konfusen Betrachtungsweise zu gelangen. Natürlich sind beide Methoden gleich verfehlt; den richtigen Weg mag uns hier das Vorgehen der analytischen Mechanik lehren, welche beispielsweise von sämtlichen an einem Körper wirkenden Kräften — man erinnere sich an die Physikstunde — die Gesamtkomponenten nach den drei Achsen nimmt und erst ganz am Schluß der Untersuchung nun diese drei Hauptrichtungen zu einer Resultante zusammensetzt. Ganz analog sollen nun im folgenden die einzelnen Elemente der Prostitution nach Spezialgebieten zusammengestellt, diese Spezialgebiete je für sich abgeschlossen besprochen und erst ganz zuletzt aus diesen Sonderbetrachtungen die gemeinsamen Resultate gezogen werden. Als natürliche

Gliederung für unseren Stoff ergibt sich die Unterscheidung der wirtschaftlichen, medizinischen, rechtlichen und ethischen Seite. Daß Jurisprudenz und Moral an die letzte Stelle gerückt sind, ist die notwendige Konsequenz der modernen, u. a. auch von Prof. Forel vertretenen Auffassung, wonach Recht und Ethik nicht aus immanenten Gesetzen abzuleiten sind, sondern als Produkt der jeweiligen sozialen (sozial im weitesten Sinn) Entwicklungsstufe zu bilden sind; in diesem Sinne ist denn auch die Formulierung der ethischen Beziehungen mit der Bestimmung des Gesamtresultats im wesentlichen identisch.

* * *

I.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Prostitution.

Die Beziehung zwischen der Dirne und dem sie für Entgeld benützenden Mann läßt sich am treffendsten als Dienstvertrag charakterisieren; denn das Mädchen übernimmt eine, wenn auch mehr passive Dienstleistung, um dafür eine gemessene Vergütung zu erhalten. Dieses wirtschaftliche Verhältnis unterliegt nun auch dem wirtschaftlichen Hauptgesetz, dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Diese kurze Beleuchtung führt schon zu dem wichtigen Satz: Die Prostitution steht und fällt mit der Nachfrage.

Selbstverständlich wirkt die absolute Höhe der Nachfrage nicht auf jedes weibliche Individuum in gleicher Weise. Das in Not geratene oder arbeitsscheue Mädchen unterliegt den Verlockungen eines mühelosen und scheinbar glänzenden Lebens leichter als eine über einen ausreichenden Verdienst und eine Portion Arbeitsfreude verfügende Persönlichkeit. Man kann daher durch soziale und pädagogische Maßregeln manchen Zufluß zu dem Sumpfe der Prostitution absperren; aber seine Trockenlegung und Sanierung erfordert zuerst das Verstopfen der Hauptquelle, nämlich eben der Nachfrage.

Es muß übrigens an dieser Stelle gegen die in den letzten Jahren eingerissene Mode, die Dirnen als Opfer unserer wirtschaftlichen Gesellschaftsordnung hinzustellen und mit dem Glorienschein eines sentimental-lüsternen Mitleides zu umgeben, ganz entschieden Verwahrung eingelegt werden. Wenn

allerdings ein Mädchen nach der Geburt eines unehelichen Kindes von ihren Angehörigen verfehmt, aus ihrer Stellung mit Schimpf und Schande verjagt, auf der Straße ihren Erwerb sucht, so gehört unsere Sexualmoral mit ihrem doppelten Boden für Mann und Frau auf die Anklagebank. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle aber handelt es sich um Mädchen, die nicht arbeiten wollen, die die ihnen von seiten gemeinnütziger Vereine gebotene Hand zur Rückkehr in ehrenhafte Verhältnisse schroff zurückweisen, weil sie sich in ihrem Lebenswandel sehr wohl fühlen und sich keineswegs als die »armen Ausgestoßenen der Gesellschaft« vorkommen. Diese Charakterzüge lassen sich natürlich nicht statistisch nachweisen; man muß sich schon der allerdings recht widerwärtigen Aufgabe unterziehen, selbst Studien zu machen und in das Seelenleben dieser Geschöpfe einzudringen; dann findet man in Übereinstimmung mit allen Arzten und Beamten, die berufsmäßig das Dirnenwesen in naher Berührung kennen (man beachte z. B. die kleine, aber sehr instruktive Schrift: Dr. Hammer, Zehn Lebensläufe Berliner Kontrollmädchen), obige Behauptungen vollauf bestätigt. Auch sind die Arbeitsbedingungen für Mädchen selbst in Berlin keineswegs ungünstig. Junge Kräfte mit Volksschulbildung, die etwa ein halbes Jahr lang auf der Handelsschule Stenographie und Schreibmaschine erlernt haben, erreichen bei Vermeidung grober Fehler und oberflächlicher Kenntnis der gangbarsten Fremdwörter unschwer ein Gehalt von 100 Mark und nach Einarbeitung in ein bestimmtes Geschäft oft noch bedeutend mehr; auch Verkäuferinnen mit etwas Branchekenntnissen und Geschäftsinteresse steigen leicht auf 90—100 M., da die Prinzipale das Vorhandensein dieser häufig fehlenden Eigenschaften gerne höher bezahlen; schließlich wird bei dem augenblicklichen Dienstbotenmangel — es ist allerdings nicht jedermanns Geschmack, seine persönliche Freiheit sich soweit einschränken zu lassen — jedes Mädchen auch bei mangelhafter hauswirtschaftlicher Vorbildung mit offenen Armen aufgenommen! Die genannten Gehälter sind ihrem absoluten Betrag nach immer noch bescheiden genug; ich selbst würde ihnen eine Erhöhung von ganzem Herzen gönnen; aber wenn man bedenkt, daß z. B. junge männliche

Kaufleute mit dem Bildungsgrad der Einjährigen-Prüfung und nach dreijähriger Lehrzeit oft noch Jahre lang sich mit Gehältern von 100—150 M. begnügen müssen, so wird man doch zugeben müssen, daß relativ die Bezahlung der Frauenarbeit, besonders der Mädchen ohne besondere Ausbildung, keine so schlechte ist, daß sie im allgemeinen die Prostitution rechtfertigt oder auch nur entschuldigt. Müssen doch auch nicht wenige männliche junge Arbeiter von beträchtlich weniger als 3 M. pro Tag ohne »Nebenverdienst« leben.

Um zum Schluß dieses Abschnittes nochmals kurz auf den Hauptsatz zurückzukommen, so haben wir erkannt, daß die Beseitigung der Prostitution durch das Aufhören der Nachfrage bedingt ist. Die Nachfrage wird durch den menschlichen Geschlechtstrieb erzeugt; zu ihrer Bekämpfung müssen wir diesen entweder zurückhalten oder auf andere Weise als mit Dirnen befriedigen. Welcher von beiden Wegen überhaupt gangbar resp. vorzuziehen ist, gehört nicht mehr in das wirtschaftliche Gebiet.

* * *

II.

Die Prostitution in der Medizin.

Das Kapitel der Geschlechtskrankheiten ist eines der düstersten der ganzen Medizin, düster, weil wir alljährlich neue Beziehungen zwischen bisher als selbständig betrachteten Krankheitsformen und geschlechtlicher Infektion entdecken, noch düsterer, weil die auf anderen Gebieten so bewunderungswürdig vorgeschrittene ärztliche Wissenschaft zur Heilung der venerischen Krankheiten bis heute keine sicheren Methoden gefunden hat. Gerade dieser Umstand verleiht der sexuellen Prophylaxe eine besondere Wichtigkeit. Innerhalb des außerehelichen Geschlechtsverkehrs kann man zwei Arten ziemlich streng unterscheiden: Die Prostitution und die freie Liebe. Wenn auch in manchen Einzelfällen die Grenze verschwommen ist, indem das Mädchen von dem Mann, dem es sich in aufrichtiger Liebe hingegeben hat, zudem noch materielle Vorteile genießt, so läßt sich doch diese Unterscheidung, die für die sittliche Beurteilung von fundamentaler Bedeutung ist, im allgemeinen mit hinreichender Schärfe durchführen. Aber

auch den Arzt interessiert diese Differenzierung in hohem Maße. Denn wenn sich auch die Ansteckungsgefahr nicht mechanisch nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung darstellen läßt, so leuchtet doch ohne weiteres ein, daß mit je mehr verschiedenen Personen ein Individuum verkehrt, desto mehr etwa vorhandener Ansteckungsstoff verbreitet wird. Wenn nun eine Dirne beispielsweise täglich mit 4 Männern verkehrt, so gibt das 120 Ansteckungsmöglichkeiten pro Monat. Dazu kommt aber, daß diese Männer im Laufe des Monates auch mit anderen Dirnen verkehren werden; nehmen wir an, jeder mit 4, so ergibt das schon 480 Möglichkeiten. Und berücksichtigen wir weiter, daß die durch die Männer angesteckten Dirnen ihrerseits im Monat jede wieder 120 Männer anstecken können, so ergeben sich hierdurch weitere 480×120 = 57 600 Möglichkeiten. In Wirklichkeit werden Gott sei Dank solche »Rekorde« nicht erreicht; die ungeheure Zahl von Geschlechtskranken in Europa beweist aber doch, daß die Tatsachen hinter jenem theoretischen Schulbeispiel nicht allzuweit zurückbleiben. Demgegenüber kommt die Ansteckungsgefahr durch freie Liebe oder freie Verhältnisse kaum in Betracht. Denn selbst wenn beide Teile — was schon unwahrscheinlich häufig ist — zweimal im Monat wechseln, so ergiebt dies — analog dem vorigen Beispiel bis ins 3. Glied verfolgt — 14 (!) Möglichkeiten. Meist aber halten sich freie Verhältnisse viel länger; selbst solche von mehrjähriger Dauer findet man häufig. Man hat nun schon seit langer Zeit versucht, die schlimmen sanitären Folgen der Prostitution durch Überwachung des Gesundheitszustandes der Dirnen und ihre zwangsweise Heilung einzuschränken. Über den Wert dieser Maßregeln sind die Ansichten geteilt. Daß sie es bis heute nicht vermocht haben, auch nur halbwegs befriedigende Gesundheitszustände zu schaffen, darüber ist alle Welt einig. Streitig ist nur die Frage, ob es nicht ohne Kontrolle noch schlimmer wäre.

Die verhältnismäßige Unwirksamkeit der Überwachung ist durch mehrere Einzelursachen bedingt, die ihres fachwissenschaftlichen Charakters halber hier nur gestreift werden können. Da kommen in Betracht die Unzulänglichkeit unserer heutigen Methoden, die das Vorhandensein von Ansteckungskeimen

nicht immer mit voller Sicherheit nachweisen lassen, das Fehlen der allerdings sehr beträchtlichen Geldmittel zur Heranziehung einer genügenden Ärztezahl und zum Ankauf der nötigen Instrumente, in Verbindung damit die Möglichkeit für raffinierte Frauenzimmer, etwaige Erkrankungen durch Kunstgriffe bei der aus den angegebenen Gründen meist nur oberflächlich gehandhabten »Visite« zu verbergen, die Pause zwischen den einzelnen Untersuchungen, der häufige Wiederausbruch der Krankheit bei als »geheilt« entlassenen Frauenzimmern u. a. m. Jedenfalls bietet die Kontrolle keine Gewähr für die Gesundheit der betreffenden Dirne, und schon mancher junge Mann hat diesen Irrtum mit dem Ruin seines Lebensglücks bezahlt; denn, wie die Abolitionisten richtig hervorheben, geht mancher zu einem Kontrollmädchen in der Überzeugung, hier bedürfe er der sonst vielleicht von ihm angewandten Schutzmaßregeln[1]) nicht, und holt sich gerade durch dieses Vertrauen eine Ansteckung. Es mag in diesem Zusammenhang dahingestellt bleiben, ob der Kontrolle ein nennenswerter Schutzwert beizumessen ist; so viel steht jedenfalls fest, daß die Prostitution in jeder Form die Hauptverbreiterin der Geschlechtskrankheiten ist; im Vergleich zu ihr kann man die anderen Verbreitungswege — etwa durch freie Verhältnisse oder durch beschmutzte Eßgeräte — »als Größen niederer Ordnung«, wie der Mathematiker sagt, vernachlässigen. Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und Bekämpfung der Prostitution sind daher zwei untrennbare Ziele. Die erste Voraussetzung für einen erfolgreichen Kampf gegen die Prostitution haben wir schon am Ende des I. Abschnittes kennen gelernt.

* * *

III.
Die rechtliche Stellung der Prostitution.

Das natürliche Verfügungsrecht des Individuums über seinen Körper findet seine Beschränkung durch den notwendigen Schutz der (idealen oder realen) Interessen der Allgemeinheit.

---

[1]) Durch die Herstellung gebrauchsfertiger Protargol- und Hydrargiumoxycyanatum-Präparate scheint der Selbstschutz eine wesentliche Verbesserung erfahren zu haben.

So haben auch fast alle Kulturstaaten zur Prostitution in ihren Gesetzbüchern Stellung nehmen müssen. Ohne auf die juristische Konstruktion der Prostitution als Delikt einzugehen, bemerken wir, daß dem tatsächlichen Stand nach drei verschiedene Systeme sich ausgebildet haben. Das erste, wie es z. B. im Canton Waadt[2]) besteht, betrachtet die gewerbliche Unzucht als an sich nicht strafbar und verbietet nur gewisse, öffentliches Ärgernis erregende Handlungen, besonders die Anlockung auf der Straße. Das zweite, das Kontrollsystem, wie es auch in Deutschland eingeführt ist, bestraft bekanntlich nur die Dirne, die ihr Gewerbe ohne polizeiliche Erlaubnis und Kontrolle ausübt. Die dritte Lösung endlich, das vollständige Verbot jeder Prostitution, wurde in Zürich durch Volksabstimmung 1897 nach langen Kämpfen durchgesetzt und ebenfalls durch Volksabstimmung 1904 aufrechterhalten.

Um zu einer richtigen Würdigung der in Deutschland herrschenden Verhältnisse zu gelangen, muß man den Kuppeleiparagraphen (§ 180 des Strafgesetzbuches) in den Kreis der Betrachtung ziehen. Dieser etwas unbestimmt gehaltene Paragraph wird vom Reichsgericht in konstanter Rechtsprechung mit der äußersten Strenge ausgelegt. So ist der Bordellwirt, auch wenn er die polizeiliche Konzession hat, nach der Auffassung unseres obersten Gerichtshofes strafbar. Diese Ansicht führt zu juristischen Unstimmigkeiten, da § 361,6 von der Voraussetzung der Duldung der Gewerbsunzucht unter Polizeiaufsicht ausgeht. Immerhin kann man dem Kuppler, der aus dem Gewerbe der Lohndirnen einen mühelosen und meist recht merklichen Nutzen zieht, seine Strafe wohl gönnen. Viel bedenklicher ist es dagegen, daß auch anständige Vermieter, die in vermieteten Räumen einen Geschlechtsverkehr zwischen anständigen Liebespaaren, ja selbst zwischen Verlobten dulden resp. nicht solchen Mietern kündigen, nach Reichsgericht bestraft werden, auch wenn sie aus der Duldung keinen Nutzen gezogen haben. In Wirklichkeit werden nun Personen, die an Kontrolldirnen vermieten

[2]) Dr. Th. Weiß: Die Prostitutionsfrage in der Schweiz. Das Buch gibt einen interessanten Einblick in die Kämpfe um die Regelung der Frage; der persönliche Standpunkt des Verfassers ist übrigens m. E. unhaltbar.

resp. konzessionierte Bordelle halten, unter Umgehung des Gesetzes meistens nicht bestraft; auch gegenüber der Duldung freier Verhältnisse wird wenigstens in Großstädten meist eine mildere Praxis befolgt. Immerhin steht es noch heute de facto so, daß etwa in Berlin gegen Vermieter, welche Kontrollmädchen gegen eine Vergütung von bis zu 10 Mark (!) pro Tag aufnehmen, also direkt von der Prostitution leben, keine Anklage erhoben wird, während Vermieter, die, ohne einen Pfennig mehr für die vermieteten Räume zu bekommen, in diesen den Verkehr anständiger Liebespaare geduldet haben, wenn auch nicht gerade in Berlin, so doch an anderen Plätzen häufig zur Verantwortung gezogen werden. Dieser Zustand charakterisiert sich als eine vom Gesetzgeber ursprünglich nicht beabsichtigte Ungerechtigkeit schlimmster Sorte: Der, der von dem gemeinen Treiben der Dirnen den Vorteil hat, geht straflos aus; der andere, der durch Duldung eines anständigen und auch gesetzlich einwandfreien Verkehrs (die freie Liebe ist gesetzlich gestattet) eine in keiner Beziehung ehrenrührige Handlung begeht, muß »brummen«. Aber diese Ungerechtigkeit hat auch noch sehr gefährliche Folgen. Viele jungen Leute beider Geschlechter würden gerne ein solides Verhältnis anfangen, finden aber infolge genannter Bestimmungen nirgends ein »Liebesnest«, was wunder, daß »er«, der Chikanen satt, schließlich zu Dirnen geht, während »sie«, sehend, daß eine inscribierte Dirne viel besser behandelt wird als ein anständiges Mädchen, die ein Verhältnis hat, schließlich selbst zu einer solchen wird. Unser Strafgesetzbuch ist in seiner heutigen Gestalt und Auslegung geradezu ein Lockmittel zur Prostitution für Mann und Weib geworden. Diese hinwiederum ist die Pflanzstätte des Zuhältertums, aus dem sich die Verbrecherkolonien der Großstadt stets von neuem rekrutieren, das eine latente, gar nicht hoch genug anzuschlagende Gefahr für die persönliche Sicherheit jedes Bewohners darstellt und oft das nächtliche Betreten mancher Stadtbezirke geradezu zu einem lebensgefährlichen Beginnen macht. Es ist somit höchste Zeit, unserem Strafgesetz eine dem § 122b des Züricher Strafgesetzes analoge Bestimmung hinzuzufügen, durch welche nur die Hergabe von Räumen

zu gewerbsmäßiger Unzucht bestraft wird. Ob man die Vermietung an Kontrollmädchen und das Halten von konzessionierten Bordellen von dieser Strafe ausnehmen will, hängt natürlich von der prinzipiellen Stellungnahme zur Frage der Überwachung der Prostitution ab. Die rechtliche Ordnung der Materie bietet keine Schwierigkeit, wenn erst über das Problem der Behandlung der Prostitution und — wobei aber stets wieder der direkt gegensätzliche Charakter der beiden Begriffe zu betonen ist, die leider mitunter in einen Topf geworfen werden — der freien Liebe eine ihre eigenen Konsequenzen nicht fürchtende Entscheidung getroffen ist. Die Unbestimmtheit in der Fassung unseres Strafgesetzbuches ist nicht zum mindesten auf die Scheu vor einer solchen Entscheidung zurückzuführen; nachdem aber die Vogel-Strauß-Politik in sexuellen Dingen mehr und mehr verlassen wird, kann sich auch der Gesetzgeber der Aufgabe nicht mehr entziehen, die offen zu Tage tretenden Schäden der jetzigen Rechtsunsicherheit zu beseitigen und eindeutige, die Staatsnotwendigkeiten berücksichtigende, sonstige Beschränkungen aber verwerfende, klare Gesetze zu schaffen.

* * *

IV.
Ethik und Prostitution.

Schon der Schluß des letzten Abschnittes läßt erkennen, daß zwar die Prostitution als schlimmster Schandfleck unserer heutigen — wenn man so sagen darf — geschlechtlichen Organisation hervortritt, daß sie selbst aber auch nur einen Teil der viel allgemeineren sexuellen Frage bildet. Noch energischer macht sich diese Zusammengehörigkeit in der Ethik geltend, und wenn es auch keineswegs die Absicht dieses Aufsatzes ist, das ganze Problem zu behandeln — eine allen Seiten gerecht werdende Darstellung findet sich in Forel: »Die sexuelle Frage« — so müssen wir doch, um unseren Spezialzweck zu erreichen, gewisse, dem allgemeinen Problem angehörige Fragen berühren. Darüber, daß die Prostitution eine höchst verderbliche, mit allen Mitteln zu bekämpfende Erscheinung ist, herrscht wohl Einigkeit. (Wer etwa das Bordell für

eine geniale Erfindung zur geheimen Befriedigung des Geschlechtstriebes oder zum Schutze »anständiger« Frauen hält, dem gegenüber verzichte ich auf jegliche Diskussion; solche Leute bekunden einen derartigen Tiefstand ihres erotischen Gefühls und ihres ästhetischen Empfindens überhaupt, daß man ihr Geschlechtsleben mehr als einen Reflexmechanismus rohester Art denn als ein bewußtes Erleben bezeichnen kann.)

Die medizinische und juristische Untersuchung wies deutlich nach, welch schwere Wunden die Prostitution der Volksgesundheit und der Rechtsordnung schlägt. Die volkswirtschaftliche Betrachtung hatte uns schon zuerst zu der Erkenntnis geführt, daß das Übel nur mit Unterbindung der Nachfrage aus dem Gesellschaftskörper herausgeschnitten werden kann. Das Problem gipfelt also in der Frage: »Ist der außereheliche Geschlechtstrieb ganz zu unterdrücken oder anderweitig zu befriedigen,« wobei unter »anderweitiger Befriedigung« zu verstehen ist etwa die Erlaubnis zur Eingehung freier Verhältnisse vor der Ehe oder auch der Ersatz der Ehe durch leichter schließbare, aber auch leichter lösliche Verbindungen, jedenfalls aber die Eröffnung der Möglichkeit für beide Geschlechter, ihren Trieb in jungen Jahren auf Grund gegenseitiger aufrichtiger Neigung unter Ausschaltung jedes Anklanges an erkaufte Hingabe befriedigen zu können. Hier verlassen uns die objektiven Untersuchungsmethoden, die uns bis zu diesem Punkt geleitet haben; denn was sittlich gut und schlecht, erlaubt und verboten ist, läßt sich nicht mehr allgemeingültig beweisen. Müssen wir also in einer für unsere ganze Lebensführung so entscheidenden Materie Vernunft und Logik auf den Altenteil setzen und jede noch so konfuse Auffassung als unwiderlegbar gelten lassen? Nicht wenige wollen so weit gehen. Darauf fußend, daß schon so häufig Fanatiker ihre rein subjektiven Ansichten über Religion oder Sitte Andersgläubigen mit roher Gewalt aufgezwungen haben, setzen sie, in's umgekehrte Extrem fallend, die Herrschaft absoluter Willkür im Reiche der ethischen Wertbegriffe fest. Obwohl sonst kein Freund von Kompromissen bei ideellen Prinzipienfragen muß ich doch sagen, daß hier die Wahrheit in der Mitte liegt. Gewiß, bei der Annahme, ob etwas, in

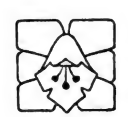
unserem Fall also der außereheliche Geschlechtstrieb, gut oder schlecht ist, ist jeder frei; ist aber diese Voraussetzung einmal gemacht, so treten für ihre Folgerungen, also den Aufbau eines Moralsystems, die gewöhnlichen Sätze der formalen Logik, besonders der alte und stets von neuem verwertbare Satz vom Widerspruch, wieder in ihr gutes Recht. Ich für meinen Teil bin nun der Ansicht, daß der anständige — d. h. auf gegenseitiger Zuneigung unter Ausschluß jedes anderen Motives beruhende — Geschlechtsverkehr zwischen einem Mädchen und einem Mann als eine die Interessen der Gesamtheit in keiner Weise schädigende Handlung durchaus ehrenhaft ist, wobei das Bestehen oder Nichtbestehen einer Ehe als rein juristische Formalität für die ethische Beurteilung keine Rolle spielen kann. Die Erörterung der Gründe für diese Auffassung und der Einordnung dieser freien Verhältnisse — die übrigens, wenn auch im Geheimen, tatsächlich bis in die höchsten Kreise hinein schon heute zahlreich bestehen — in unsere auf der Ehe basierende Gesellschaftsorganisation muß ich als aus dem Rahmen dieses Aufsatzes herausfallend einer anderen Gelegenheit vorbehalten. Ich erkenne aber auch die Vertreter der absoluten außerehelichen Keuschheit als ehrliche Feinde an, mit denen ich gern die Klinge kreuze wie mit jedem Gegner, der mit offenem Visier kämpft. Dazwischen aber gibt es weite Kreise, die nicht den Mut haben, ihre eigenen Voraussetzungen konsequent zu Ende zu denken, die entweder zwar den Geschlechtstrieb für schlecht, dagegen seine Befriedigung mit Lohndirnen — also die Degradierung des höchsten menschlichen Gefühlswertes zur Marktware — für durchaus erlaubt halten, oder die zwar gegen den freien Geschlechtsverkehr an sich gar nichts einzuwenden haben, aber doch von der »anständigen« Frau ihres Umgangskreises Keuschheit verlangen und jede Übertretung durch Ausschluß aus ihrem Verkehr verfolgen. Solche moralischen Jammergebilde, die ihren eigenen logischen Konkurs in alle Welt hinausschreien, müssen dennoch bitter ernst genommen werden; denn die Mehrzahl unseres Volkes huldigt noch immer derartigen Zwitter-Anschauungen; und gerade diese sind es, welche sich jedem Versuch zur Lösung der sexuellen Frage wie eine Bleikugel

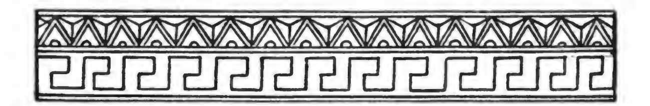
anhängen. Prägnanz und Klarheit im Wollen ist die erste Vorbedingung erfolgreicher Reformarbeit. Daher sollten sich die Vertreter der freien Liebe und der Keuschheit zunächst zum gemeinsamen Niederringen der jeder durchgreifenden Reform feindlichen inkonsequenten Mittelparteien vereinigen, damit der wohl unvermeidliche letzte Kampf zwischen zwei ehrlichen, in sich selbst abgeschlossenen Weltanschauungen ausgetragen werden kann.

* * *

V.
Allgemeines.

Wie schon einleitend bemerkt, deckt sich der ethische Teil, wie ich die Ethik auffasse, im Wesentlichen mit dem allgemeinen. Irgend welche Leitsätze aufzustellen, entspricht nicht dem analytischen Charakter des Aufsatzes; doch habe ich im Laufe der Untersuchung kein Hehl daraus gemacht, welche Wege ich meinem bescheidenen Ermessen nach für die geeignetsten halte. Nur soviel sei zum Schluß bemerkt, daß, wie ein Operateur bei körperlicher Infektion lediglich das kranke Fleisch entfernen kann, die eigentliche Heilung aber nur durch die Reaktion innerer Kräfte, besonders der sog. Leukocyten erfolgen kann, so auch die schlimmsten Auswüchse der Prostitution zwar durch gesetzliche Maßnahmen abgeschnitten werden können, die eigentliche Heilung aber nur von einer zielbewußten Aufklärung der ganzen Nation und der dadurch hervorgerufenen sittlichen Reaktion gegen die heutigen ebenso schmachvollen wie gefährlichen Zustände zu erwarten ist. In diesem Sinne kann jeder sein Scherflein zum Fortschritt der Menschheit beitragen.





DAS GESCHLECHTLICHE ELEMENT IN DER KUNST.*)

Man hat vielfach versucht, den Begriff des Schönen direkt von dem sexuellen Instinkt abzuleiten. In moderner Form tritt diese Auffassung besonders energisch bei Grant Allen hervor. Grant Allen geht von der sexuellen Zuchtwahl aus und lehrt, daß für den Menschen der Mensch das erste ästhetische Objekt sei. Das Häßliche besteht für jede Spezies immer in dem Mißgebildeten, Abnormen, Schwachen, Unnatürlichen, Unfähigen, das Schöne dagegen in dem Gesunden, Normalen, Kräftigen und Vollkommenen. Daher gehen die ersten Schönheitsbegriffe aussschließlich vom Menschen aus. Die vage Schätzung bunter Muscheln, Steine, Federn u. dergl. erreicht einen intensiveren Grad nur durch die Verwendung solcher Dinge als Körperschmuck. Erst vom Menschen, als dem Ursprünglichen und Zentralen, dehnt sich das ästhetische Bedürfnis auf das aus, was ihm am nächsten steht: auf die Waffen, das Geräte, das Haus. — Diese Auffassung hat unstreitig manches für sich. Dennoch ist es nicht sicher, ob der eigentliche Ausgangspunkt des Gedankenganges berechtigt ist. Müssen wir es als feststehend ansehen, daß die vollkommene Menschengestalt das erste Objekt ästhetischer Bewunderung gewesen ist? Es mag eine Urmenschheit gegeben haben, die noch keinerlei Kosmetik kannte. War für diese der normal gebaute, jugendkräftige Körper schön, und kam sie erst von da aus zu einer intensiveren ästhetischen Freude an bunten Steinen, Federn, Muscheln etc., indem sie solche Gegenstände als Körperschmuck benützte? Die Bejahung dieser Frage ist keineswegs selbstverständlich. Denn erstens finden wir beim Kind die lebhafte Freude an bunten oder glänzenden Objekten schon weit früher entwickelt als das Wohlgefallen an dem menschlichen Körper, und zweitens muß man nachdrücklich betonen, daß das instinktive Begehren der

*) Nach Groos, Die Spiele der Menschen. Jena 1899.

normalen und jugendkräftigen Gestalt unter Umständen fast gar nichts von ästhetischem Genuß an sich haben kann. Wäre es nicht möglich, daß doch der glänzende Stein und die bunte Feder das früheste Objekt ästhetischer Betrachtung waren, und daß erst von hier aus das geschulte Auge auch die Schönheiten der menschlichen Gestalt bewußt zu würdigen lernte? Oder wenn das zu weit geht: Ist es nicht vorsichtiger, anzunehmen, daß neben dem sexuell Reizenden auch das sinnlich Angenehme als solches eine ebenso ursprüngliche und jenem mindestens ebenbürtige Bedeutung für die Entwicklung des ästhetischen Genießens beanspruchen darf? Die Kosmetik der primitiven Stämme scheint mir doch recht deutlich zu zeigen, daß die Menschen im Anfang die reine Körperschönheit noch sehr wenig zu schätzen wußten. Denn wenn man sich auch noch so vorsichtig ausdrückt, so wird man doch sagen müssen: Die primitive Kosmetik ist im ganzen eher ein Mittel, die natürliche »Gattungsschönheit« verschwinden zu machen, als sie hervorzuheben. Man kann ja gewiß darauf hinweisen, daß manche aufgemalten oder eingeritzten Verzierungen für unser Auge die Symmetrie und Eurhythmie der nackten Gestalt gut hervorheben, daß die weißen Zahngehänge die Farbenwirkung der dunklen Haut steigern usw., dem stehen aber so viele andere kosmetische Erfindungen gegenüber, die gerade den Zweck zu haben scheinen, durch Abweichung von dem Gattungsmäßigen Auffallen zu erregen, daß man billig daran zweifeln muß, ob der Naturmensch von dem Gefühl für die reine Körperschönheit ausgegangen ist. Betrachten wir einmal die kurze Zusammenstellung Scotts: Zähne werden ausgeschlagen oder wie Sägen gefeilt, der Kopf wird rasiert, Haare werden ausgerissen, Augenbrauen rasiert und Wimpern entfernt, Schädel komprimiert, Füße gepreßt und verlängert, oder durch Umbiegen der vier kleineren Zehen verkürzt, Ohren, Nasen, Lippen werden mit Ringen und Dolchen beladen, die Ohrläppchen heruntergezogen, bis sie die Schulter berühren, Brüste werden abgeschnitten oder unnatürlich herausgetrieben, Auswüchse, Narben, Risse erscheinen auf der Haut, die auch gemalt, gefärbt, tätowiert wird. Muß man da nicht sagen: Für den Naturmenschen wird der Körper erst schön, wenn das,

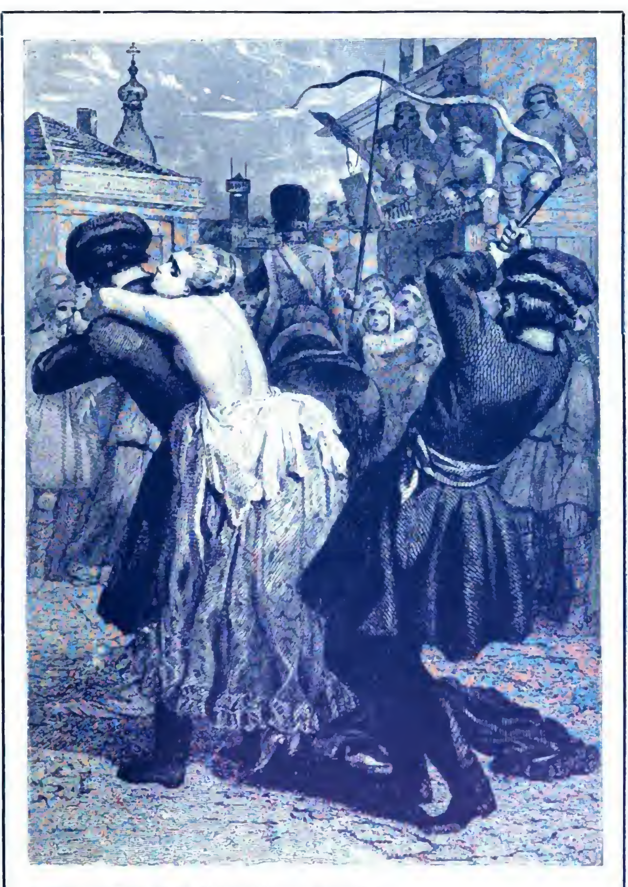
was wir die gattungsmäßige Schönheit nennen, durch alle möglichen Hilfsmittel übertüncht oder umgestaltet worden ist?

Es ist also doch sehr fraglich, ob der Begriff des Schönen einseitig von der sexuellen Erregung beim Anblick der vollkommenen Verkörperung der Spezies abgeleitet werden darf. — Gehen wir von hier aus zu den Künsten über. Es wird niemand ernstlich bezweifeln können, daß bei der Kosmetik die Selbstdarstellung vor dem anderen Geschlecht eine maßgebende Rolle spielt. Den besten Beweis dafür bilden wohl jene natürlichen Formen der Selbstdarstellung, die wir oben besprochen haben. Dennoch halte ich es sogar hier für gewagt, den Bewerbungszweck als die einzige Entstehungsursache zu bezeichnen; denn neben ihm haben wir erstens den Schreckschmuck zu beachten, der doch wohl kaum allein zum Abschrecken von Mitbewerbern erfunden sein wird; wir haben ferner soziale Zwecke (Stammesabzeichen) zu berücksichtigen, und wir können drittens bei einigen Formen der Kosmetik annehmen, daß als Ausgangspunkt einfach die Freude am Besitz von hübschen, auffallenden oder auch wertvollen Dingen zu gelten hat (unsere Jungen stecken solche Dinge in die Hosentaschen, der Wilde muß sie äußerlich anhängen). Sehen wir aber von der Kosmetik ab; wie steht es bei den übrigen Künsten? Die primitive Ornamentik kann kaum zur Verstärkung der Darwinschen Theorie angeführt werden; bei den Anfängen der bildenden Kunst tritt das Prinzip der Nachahmung beherrschend hervor; bei den Tänzen der Wilden steht der Zweck der Bewerbung durchaus nicht einseitig im Vordergrund; und was die mit Tanz und Musik verbundene Poesie betrifft, so beschäftigt sie sich gerade bei den primitiven Stämmen fast gar nicht mit sexuellen Gegenständen.

Nun könnte man einwenden: Die übrigen Künste haben sich allmählich von ihrem ursprünglichen Charakter entfernt, ihr erster Ausgangspunkt ist aber doch die Bewerbung. Wenn manche Ästhetiker meinen, daß die Ornamentik später als die Kosmetik entstanden sei, so wird das durch nichts erwiesen. Und auch bei der Entwicklung der einzelnen Künste zeigt sich die sehr beachtenswerte Tatsache, daß das sexuelle Element meistens erst auf späteren Entwicklungsstufen stärker hervortritt, während

ihm gerade im Anfang andere Elemente ebenbürtig zur Seite stehen, oder es sogar weit überwiegen. So ist in der Lyrik der Kulturvölker die Liebe durchweg in den Vordergrund gestellt, während Grosse von den primitiven Stämmen erklärt: Es ist uns nicht gelungen, bei den Australiern oder Botokuden auch nur ein einziges Liebeslied zu entdecken; und von der Poesie der Eskimos sagt ihr bester Kenner, Rink, ausdrücklich, daß sie für das Gefühl der Liebe kaum einen Raum haben. Bei unseren europäischen Tänzen vereinigen sich beide Geschlechter zu einem Bewegungsspiel; und der Orientale läßt sich von schönen Mädchen vortanzen; bei den Primitiven dagegen nehmen die Nachahmungstänze, die vielfach gar nichts von sexuellen Beziehungen ausdrücken, einen breiten Raum ein; ja wir finden sogar häufig die Sitte, daß die Tänze von den Männern in besonderen Festhütten abgehalten werden, zu denen die Frauen keinen Zutritt haben. Sogar von der Kosmetik wird man behaupten können, daß sie bei Kulturvölkern viel ausschließlicher der Bewerbung dient, als bei den Wilden.

Unter diesen Umständen wird man gut tun, die Darwinistische Theorie von der Entstehung der Kunst mit einiger Vorsicht zu verwenden. Die Bewerbungszwecke mögen vielfach bei der Entstehung und Entwicklung der Kunst mitgewirkt haben, aber als den wichtigsten Ausgangspunkt wird man doch den Begriff des Spiels bezeichnen müssen. Die Freude am sinnlich Angenehmen und am Regelmäßigen, der Zauber des Rhythmus, die Lust an der Nachahmung und an der Illusion, der Drang nach intensiver Erregung, der Reiz des Schwierigen, das sind lauter Prinzipien, die, wie wir vielfach gesehen haben und noch sehen werden, aus dem Spiel in die Kunst hinüberführen, ohne sich notwendig mit dem Begriff des Sexuellen berühren zu müssen. Und selbst in der Freude an der Selbstdarstellung liegt vielleicht ebenso viel vom sozialen als vom sexuellen Instinkt. — Groos ist daher der Meinung, daß Schiller doch im wesentlichen mit seiner Ableitung der Kunst aus dem Spiele recht behalten wird, während der Gedanke Darwins nur als ein Erklärungsprinzip zweiten Ranges in Betracht kommt.



BESTRAFUNG DER MADAME LOPUCHIN.

(Aus Stern, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland. Berlin 1907.) Text Seite 334.



VOLKSBELUSTIGUNG BEI DEN TSCHUKTSCHEN.
(Aus Stern, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland. Berlin 1907.)



PROSTITUIERTE AUS EINEM BADE IN BATUM.

Die Kunst wird nun auch die sexuellen Gefühle in ihre Sphäre hereinziehen und so den künstlerischen Genuß sehr häufig in ein Liebesspiel verwandeln. Man muß dabei unterscheiden zwischen dem Liebesspiel des künstlerisch Produzierenden und dem des ästhetisch Genießenden. Im ersten Falle haben wir tatsächlich manchmal eine Bewerbung durch die Kunstleistung vor uns, im zweiten handelt es sich nur um den spielenden Genuß sexueller Regungen ohne Bewerbungszwecke. — Die Bewerbung durch künstlerische Produktion ist (wenigstens in Beziehung auf die primitive Menschheit) schon vielfach behandelt worden. Sie erhält einen spielenden Charakter dann, wenn der Bewerber die Entfaltung seiner Vorzüge auch als solche genießt. Bei den primitiven Jägerstämmen zeigt sie sich fast nur in der Kosmetik und im Tanz. Was die Kosmetik betrifft, so findet man neuere Zusammenstellungen über ihre wichtigsten Formen bei Westermarck und Grosse. Der primitive Körperschmuck dient sicher nicht ausschließlich der Bewerbung; immerhin spielt bei ihm das Bestreben, sich vor dem anderen Geschlechte auszuzeichnen, eine bedeutende Rolle. Am interessantesten ist dabei wohl die psychologische Frage, in welcher Weise die Darbietungen der Kosmetik wirken. Offenbar ist, wie uns auch die spätere Entwicklung der Mode lehrt, nicht einfach das Wohlgefallen an dem Putz und Schmuck das eigentlich Erregende, sondern es handelt sich um eine kompliziertere Beziehung. Wenn wir in einem Badeort einen eleganten alten Herrn sehen, der sich eine Blume ins Knopfloch gesteckt hat, so werden wir leicht auf den Gedanken kommen, daß verspätete Jugendgefühle in diesem Schmuck einen symbolischen Ausdruck suchen. Ähnlich scheint es sich auch in anderen Fällen zu verhalten: der Schmuck des Wilden die auffallende Tracht der koketten Dame wirken weniger durch ihren direkten sinnlichen Reiz als durch ihre symbolische Bedeutung; sie verraten das Bedürfnis, sich zu schmücken, und dieses Bedürfnis verrät wieder unter Umständen die Bereitschaft des Geschmückten zur Anknüpfung sexueller Beziehungen. Unsere Bauernburschen stecken sich manchmal auf Jahrmärkten weiße Zettel an den Hut, auf denen in großen Lettern gedruckt ist: Ich wünsche mich zu verheiraten! Ein

ähnliches Symbol ist aller Bewerbungsschmuck, und seine erregende Wirkung liegt daher weniger in dem angenehmen Eindruck auf das Auge, als in seiner symbolischen Bedeutung. So erklärt es sich auch, daß neben dem wirklich Angenehmen das bloß Auffallende in der primitiven Kosmetik wie in der modernen Mode einen so breiten Raum einnimmt.

Die Tänze der Naturvölker dienen zum Teil gleichfalls sexuellen Zwecken. Notizen über unzüchtige Tänze findet man bei Waitz-Gerland (Australien), Turner (Samoaner), Ehrenreich (Botokuden), Powers (Kalifornier), Fritsch (Zulu) u. a.; doch kann natürlich der Bewegungsrausch wilder Tänze auch ohne direkte Anspielung auf das Sexuelle geschlechtlich erregend wirken. Wo ein solcher Tanz tatsächlich die Vorbereitung zu geschlechtlichen Ausschweifungen bedeutet, da haben wir eine für die Theorie der Bewerbungsvorgänge nicht uninteressante Erscheinung vor uns. Da es sich nämlich dabei in der Regel um wilde Massentänze handelt, wo Ausführende und Zuschauer in einen ekstatischen Zustand versetzt werden, so ist der Gedanke an eine auswählende Prüfung durch die Weiber ziemlich schwer durchzuführen; dagegen bietet das Problem gar keine Schwierigkeit für eine Auffassung der Bewerbungsvorgänge dahin, daß zur Befriedigung des Instinktes eine heftige Vorerregung nötig ist. Zwei Beispiele aus der Vogelwelt mögen das beweisen. Der schwarzköpfige Ibis in Patagonien, der fast so groß wie ein Truthahn ist, gibt sich, gewöhnlich am Abend, seltsamen tollen Spielen hin. Ein ganzer Schwarm scheint plötzlich vom Wahnsinn ergriffen zu sein. Die Vögel stürzen sich gleichzeitig mit erschreckender Gewalt aus der Höhe herab, fliegen in höchst exzentrischer Weise herum und erheben sich, wenn sie fast am Boden sind, von neuem in die Höhe, um das Spiel zu wiederholen, während sie die ganze Zeit über die Luft mit ihrem harten metallischen Geschrei kilometerweit erschüttern. — Während die Spiele der meisten Entenarten in Scheinkämpfen auf dem Wasser bestehen, führt die schöne geschwätzige Pfeifente von La Plata hübsche Luftspiele aus. Zehn bis zwanzig Stück erheben sich in die Luft, bis sie nur noch wie kleine Punkte erscheinen, ja manchmal gänzlich dem Auge entschwinden. In dieser

großen Höhe bleiben sie oft stundenlang an einem Platz, sich abwechselnd trennend und wieder vereinigend, wobei die feinen, hellen, pfeifenden Töne des Männchens mit den ernsten gemessenen des Weibchens merkwürdig übereinstimmen. Und jedesmal, wenn sie zusammentreffen, schlagen sie sich gegenseitig so kräftig auf die Flügel, daß der Lärm, der wie Händeklatschen klingt, deutlich hörbar bleibt, selbst wenn die Vögel dem Auge unerreichbar sind. Falls solche eigentümlichen Massenspiele von orgiastischem Charakter in der Vogelwelt sexuellen Zwecken dienen (was doch wohl als wahrscheinlich bezeichnet werden kann), so sind sie zweifellos nach der vorerwähnten Auffassung leichter zu erklären, als nach der ursprünglichen Theorie Darwins. Ebenso verhält es sich namentlich bei den menschlichen Massentänzen mit darauf folgender Befriedigung des sexuellen Instinktes: es wird hier viel weniger darauf ankommen, daß sich einige der Tänzer vor den anderen besonders auszeichnen, als darauf, daß die Ausführenden und die Zuschauer in einen ekstatischen Zustand versetzt werden, der alle Schranken zwischen den Geschlechtern niederreißt.

In Hinsicht auf die sexuell erregenden Tänze muß endlich noch die Frage berührt werden, ob sie in ähnlicher Weise wie die Bewerbungskünste der Vögel auf instinktive Tendenzen zurückzuführen sind. Groos bezweifelt es, daß der Tanz der Menschen ausschließlich aus der Bewerbung erklärt werden kann, da gerade bei den primitiven Stämmen Tänze ohne sexuelle Beziehungen einen besonders breiten Raum einnehmen. Man wird immer betonen müssen, daß der Mensch zwar auch eine Fülle von Instinkten besitzt, daß diese aber bei ihm meistens ganz bedeutend zu Gunsten intellektueller Anpassungen abgeschwächt sind. Bei den Vögeln wissen wir mit ziemlicher Bestimmtheit, daß sie ihre Bewerbungskünste in der Hauptsache auch ohne Belehrung erlernen und anwenden würden; beim Menschen dagegen wird niemand annehmen, daß jeder einzelne ohne alle Tradition beim Entstehen sexueller Regungen notwendig auf Kosmetik und Tanz verfallen müsse. Hier wird nur ein allgemeiner Drang zur Selbstdarstellung wirklich instinktiv sein, das Was und Wie aber im wesentlichen

der Erfindung und Tradition überlassen bleiben. Vielleicht liegt in einzelnen aufreizenden Bewegungen doch auch eine ererbte Spezialisierung dieses Dranges vor, so z. B. in dem Ausbeugen der Hüften, das der Walzertanz mit seinen starken Akzenten nahe legt und das in der bildenden Kunst seit Praxiteles eine so große Rolle spielt. Doch müßte man in diesen Fragen viel genauere Beobachtungen zur Verfügung haben, um auch nur die Wahrscheinlichkeit solcher Vermutungen behaupten zu können.

Von den übrigen Künsten kommt für Bewerbungszwecke fast nur noch die Lyrik in Betracht, die sich dabei vielfach mit der Musik verbündet. Bei den primitiven Stämmen ist sie, sofern hier überhaupt eine sexuelle Lyrik vorhanden ist, außerdem auch noch mit dem Tanz verknüpft, ja vermutlich nur eine dienende Begleiterscheinung des Tanzes. Der werbende «Troubadour» ist ein Erzeugnis höherer Kulturzustände. Ziemlich deutlich tritt die Lyrik als selbständige Bewerbungskunst auch in der islamidischen Kultur des 15. und 16. Jahrhunderts hervor, deren poetischen Niederschlag wir in den Märchen der tausend und einen Nacht besitzen. Hier spielt in der Tat die Bewerbung durch lyrische Produktion eine recht bedeutende Rolle. Sehr oft lieben die Ohren vor den Augen, heißt es in einem der Märchen, wo von der werbenden Macht schöner Verse die Rede ist. In der Geschichte der Hajat Alnufus mit Ardschir sucht der verliebte Prinz, der sich für einen Kaufmann ausgibt, die Gegenliebe der stolzen Prinzessin durch leidenschaftliche Verse zu erringen, und es ist hüsch beschrieben, wie in dem maßlosen Zorn der spröden und hochmütigen Schönen doch ein gewisses Interesse an dem beharrlichen Bewerber hervortritt, das sich freilich erst bei seinem Anblick zur vollen Liebe entwickelt. »O Hajat Alnufus! heißt eines dieser Liebesgedichte beglücke mit Deiner Nähe einen Liebenden, den die Trennung auflöst! Mein Leben war von Freude und Wonne umgeben, und nun bringe ich die Nächte rasend und liebestrunken zu. Muß immer fern von Dir seufzen und jammern, bin stets betrübt und hoffnungslos! Die ganze Nacht koste ich keinen Schlaf und schaue immer nach den Sternen hinauf. O habe Mitleid mit einem bestürzten, gequälten Liebenden, dessen

Herz stets betrübt und dessen Augen wach sind.« In der Geschichte des Hassan aus Bassrah findet sich ein weibliches Gegenstück dazu, das unter die edelsten Perlen orientalischer Lyrik gerechnet werden muß. Hassans Freundin ist so glücklich, ihn nach langer Trennung wiederzusehen, daß sie in ihrer Freude folgende Verse spricht: »Ich atme die Luft ein, die von Deinem Lande herweht und des Morgens an Dir vorüberstreifte. Ich frage den Wind nach Dir, so oft er aus Deiner Heimat kommt; an niemand denke ich außer an Dich!«

Viel häufiger sind die Fälle, wo die Kunst völlig von allen Bewerbungszwecken frei ist, aber doch mit sexuellen Regungen ihr Spiel treibt, das seine selbständigen Reize besitzt. Dabei kommt in erster Linie der ästhetische Genuß solcher Reize in Betracht. Es sei kurz darauf hingewiesen, daß die sexuell erregenden Elemente in der Kosmetik und im Tanz vielfach ausschließlich einem solchen Spiel, nicht den Zwecken der Werbung dienen. Aber sogar in der Ornamentik, die der Sphäre des Geschlechtlichen fast zu fern zu stehen scheint, wie in der Baukunst, fehlt das Liebesspiel nicht gänzlich. Und zwar gilt das nicht nur von der entwickelten Kunst, sondern auch von ihren Anfängen. V. d. Steinen hat ausführlich darüber berichtet, mit welchem Vergnügen die brasilianischen Bakairii das »Weiberdreieck« (uluri) in regelmäßigen Mustern auf ihren Gerätschaften anbringen. Das Uluri ist ein dreieckig gefaltetes Stückchen Rindenbast, das die Frauen zu tragen pflegen. Es spielt eine große Rolle in der Ornamentik jener Stämme, die aus ihrer Freude an seiner Wiedergabe kein Hehl machen. Im Grunde haben wir bei der häufigen Verwendung der nackten Frauengestalt, wie sie sich z. B. in dem Kunstgewerbe der Renaissance findet, genau dieselbe Erscheinung. — Was die Plastik betrifft, so findet man bei den Naturvölkern sehr oft recht obscöne Darstellungen der menschlichen Gestalt, besonders eine vergrößernde Übertreibung der betreffenden Körperteile, bei der sicher die naive Freude am Sexuellen einen viel größeren Anteil hat, als etwa anzunehmende religiöse Beziehungen (die Verehrung des Prinzips der Fruchtbarkeit u. dgl.). Ebenso wenig fehlt das Liebesspiel in der entwickelten Plastik; nur muß man hier

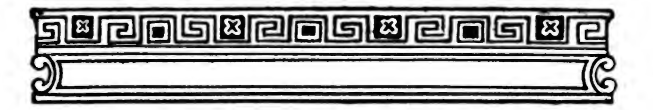
wie überall, nicht blos an die derbsinnliche Erregung denken, die von viel geringerem psychologischen Interesse ist, sondern auch an die feineren Wirkungen des Triebes, jene weichen, hinschmelzenden, zärtlichen Gefühle, die sich eigentlich nur erleben, nicht beschreiben lassen. Hier verdienen die Gründe Erwähnung, mit denen der Philosoph Stöckel die Darstellung des Nackten bekämpft. Infolge der Erbsünde, sagt er, ist die böse Begierde im Menschen erwacht, wogegen das sittliche Gebot der Vernunft sich auflehnt, und diese ist es, welche durch den Anblick des Nackten erregt wird und dann den Willen zur Einwilligung in die sündige Lust sollicitiert. Von der Erbsünde und ihren Folgen wissen freilich die meisten Lobredner des Nackten in der Kunst theoretisch nichts. Aber deshalb ist es doch wahr, und es wird durch die Erfahrung, die jeder Mensch, auch der Ästhetiker nicht ausgenommen, an sich macht, bestätigt, was der Apostel sagt, daß in uns ein Gesetz waltet, welches dem Gesetze des Geistes widerspricht, und daß wir demnach alles zu vermeiden haben, was uns unter die Herrschaft dieses Gesetzes bringen könnte: wozu auch der Anblick des Nackten in der Kunst gehört. So gewiß man im Interesse der Kunst gegen eine solche Auffassung Protest erheben und darauf hinweisen muß, daß es auch eine keusche Nacktheit gibt, so sehr bin ich doch überzeugt, daß z. B. bei der außerordentlichen Anziehungskraft, die Praxiteles und Canova auf das große Publikum ausüben, dunkle Gefühle aus dem Gebiete des sexuellen Trieblebens mit hereinspielen. Für den ästhetisch noch wenig erzogenen Betrachter bedeutet, wie ich oft beobachtet habe, Canovas Amor und Psyche einen der höchsten Gipfel plastischer Schönheit, ohne daß er darum im Entferntesten zu ahnen braucht, woher zum Teil die Intensität des Eindruckes stammt. Je höher die ästhetische Schulung steht, desto geringer scheint in der Regel (nicht immer) dieser Anteil der sexuellen Sphäre am ästhetischen Genuß zu werden, so daß man gerade im sittlichen Interesse gegen Stöckels Forderung Einspruch erheben könnte: der Künstler vermag auch der Realität gegenüber einen rein formalen Genuß zu haben, der dem ästhetisch Ungebildeten schwerlich möglich wäre.

Wie groß im Gebiete der Malerei der Einfluß des Instinktes ist, braucht kaum betont zu werden. Und auch hier zeigt sich dies, natürlich mehr bei dem Durchschnittsmenschen mit seiner naiven Freude am Stofflichen als bei dem Kenner. Andree hat mit Erfolg darauf hingewiesen, daß die anstößigen Zeichnungen und Felsenbilder so vieler Völker durchaus nicht immer die Bedeutung religiöser Symbole besitzen; man kennt auch bei uns die Vorliebe der »Narrenhände« für derartige Gegenstände. Viel wichtiger als der Genuß solcher Derbheiten ist aber die große und allgemeine Beliebtheit derjenigen Darstellungen, die von dem Kenner als »fade und süßlich« mit Entrüstung verworfen werden. Was Psychiater von der leidenschaftlichen Bewunderung erzählen, die manche krankhaft angelegten Individuen für die glatten Darstellungen in Modezeitungen hegen, ist nur eine pathologische Verzerrung und Vergrößerung der erstaunlichen Popularität, deren sich die weichlichen, großäugigen, süß lächelnden Frauengestalten und die fast noch schlimmeren blondlockigen Urgermanen vieler berühmter Künstler erfreuen. Es wird wohl nicht nötig sein, hier Namen zu nennen; wohl aber ist es nötig, darauf hinzuweisen, daß eine psychologische Ästhetik es nicht verschmähen darf, sich sine ira mit der Frage zu beschäftigen, welche Einflüsse bei dem ästhetischen Genießen des Durchschnittsmenschen sich geltend machen, und da ist in der Tat die (meist unbewußte) Einwirkung sexueller Regungen nicht zu unterschätzen.

Während die Musik für unsere Zwecke nur da in Betracht kommt, wo das begleitende Wort die Situation, der erklärende Hinweis (Programmmusik) oder endlich die subjektive Stimmung des Hörenden der Tonbewegung eine Beziehung auf sexuelle Regungen verleihen, spielt in der Poesie die Beschäftigung mit der Liebe eine sehr beträchtliche Rolle, und zwar bei den höher stehenden Völkern meist mehr als bei den primitiven. Neben der Liebeslyrik ist dabei besonders die erzählende Schilderung von Liebesvorgängen hervorzuheben. Nicht nur diese zahlreichen poetischen Erzeugnisse, die im engeren Sinne als erotisch zu bezeichnen sind, gehören hierher, sondern das ganze unermeßliche Meer der Novellen und Romane, bei

denen das Hauptinteresse darin besteht, ob »sie sich kriegen« oder nicht. Manche Menschen können solche Erzählungen nur in der Jugendzeit lesen (besonders bei dem männlichen Geschlecht kommt die Romanwut bisweilen blos als ein Übergangsstadium vor, das die Freude an Indianergeschichten ablöst); die meisten behalten aber die Fähigkeit für das innere Miterleben von Liebesschicksalen bei. Auch hier verhält sich nun der Geschmack des großen Publikums wieder ganz ähnlich, wie gegenüber jenen für den Kenner abscheulichen Erzeugnissen mancher Maler. Das Talent, diesen Geschmack zu treffen, besitzen vorwiegend die weiblichen Schriftsteller, weil zu dem »falschen Idealismus«, der sich in solchen Werken kund gibt, eine gewisse Unkenntnis des Tatsächlichen gehört, die bei Frauen häufiger anzutreffen ist als bei Männern. Es ist psychologisch nicht ohne Reiz, die erfolgreichsten Romane von weiblicher Hand in dieser Hinsicht ein wenig zu studieren, so die der Marlitt. In einem Witzblatt war vor einiger Zeit als Zitat aus einem Roman abgedruckt: »Im Nebenzimmer ertönte eine bärtige Männerstimme.« Man könnte diesen Satz als Motto auf das Titelblatt einer Abhandlung setzen, die den typischen, von hundert Tausenden von Leserinnen und Lesern aufs höchste geschätzten »Gartenlauben-Roman« zum Gegenstande hätte. Als dankbarstes Thema ist dabei wohl das jung verheiratete, aber von Anfang an entzweite Ehepaar zu bezeichnen, wie es in Marlitts »Zweiter Frau«, in Werners »Glück auf« und in Ohnet's »Hüttenbesitzer« behandelt ist. Es ist ja natürlich von allgemeinem psychologischem und ästhetischem Interesse, die Umwandlung der wirklichen oder vermeintlichen Abneigung in Zuneigung zu verfolgen, woraus, wie Spinoza sagt, eine größere Liebe entsteht »quam si odium non praecessisset«; aber die außergewöhnliche Anziehungskraft des genannten Romanrezeptes entspringt doch dem besonderen, von unserem Standpunkte aus unschwer zu erklärenden Reiz, der gerade dieser Situation innewohnt.





DIE UNBEFLECKTE FAHNE.

Von MARGARETE PICK.

Wer da meint, nur das Wuppertal sei Deutschlands schwärzeste Gegend, der irrt sich und sei belehrt, daß in den lieblichen Thüringer Wäldern auch schwarze Gründe zu finden sind, die dem normalen Menschen sogar satirisch die tiefste Unergründlichkeit bedeuten können. Man lese mit Humor das nachstehende Inserat aus der Sonneberger Zeitung:

»Warnung! Wir warnen hiermit jedermann vor dem Weiterverbreiten des falschen Gerüchts, daß unsere Fahnenträgerin Fräulein Rosa Hammerschmidt in anderen Umständen ist. Nicht diese, sondern die Begleiterin Emma Althaus ist es. Da dieselbe die Fahne nicht in die Hand bekommen hat, so ist unsere Fahne als unbefleckt zu betrachten. Diejenigen Personen, welche sich wiederholt der unverschämten Lüge bedienen und uns mit unserer Fahne beleidigen, werden wir gerichtlich belangen.

Der Vorstand des Turnvereins Hönbach.«

Die befleckte Fahnenbegleiterin! Denn soviel bleibt doch bei der Sache bestehen: ganz reinlich erscheint dem löblichen Vorstande des Turnvereins die Geschichte selber nicht. Nur seine Fahne will er möglichst rein erhalten und so zieht er öffentlich zwei Menschenleben — ein bestehendes und ein werdendes — in den Kot. Nicht anders ist seine Handlungsweise im landläufigen Sinne zu nennen, denn wer wollte mit der modernen Lebensauffassung über den Wert der Jungfrauschaft nach Sonneberg pilgern und wer hoffte, da Verständnis zu finden, wo so gehandelt und gerichtet wird!

Die Ehrenjungfrau! Fragt man, von wo altersher dieser Begriff stammt, muß man sicher, da das klassische Altertum ihn nicht hatte, in Maria, der Gottesmutter, den Ursprung vermuten. Als Gegensatz für das in der Ausschweifung zerfallende Altertum muß solch ein Idealbild ohne Zweifel tiefe Wirkungen hinterlassen haben und die asketische Anbetung der Jungfrauschaft im Mittelalter entsprach ebenfalls als Ausgleich dem wüsten Treiben der Wirklichkeit. Ein übernommenes

Anhängsel, schleppen wir nun auch noch heute dieses grundfalsche Lebensprinzip mit uns herum, in der Moral als die Pflicht des unverheirateten Weibes, bei offiziellen Festen als Ehrenjungfrau.

Wo auch immer ein Fürst oder die Größe eines Kulturstaates empfangen wird, da wählt man junge Mädchen, ihn festlich in weiß zu begrüßen. Man fragt bei dieser Wahl nicht nach Schönheit und Intelligenz, man fragt nach Rang und Stand, und ungefragt liegt dahinter die Bedingung der Unberührtheit durch den Mann. Als ob damit die Reinheit der Seele unbedingt verknüpft wäre! Die Naiven, die das noch meinen, sollte man zu »Frühlings-Erwachen« ins Theater schicken und ihnen dann das Original in die Hand geben — vielleicht, daß die Dialoge der vierzehnjährigen Schulmädchen ihnen klar sagten, Jungfernschaft und seelische Reinheit seien ganz verschiedene Dinge, die sich auch ganz gut ausschließen in einem Körper. Oder wollte eine Frau so unehrlich sein, zu leugnen, daß in jenen Dialogen ihre eigene Schulmädchenzeit wieder erstanden ist? Haben wir nicht genau so geflüstert, genau so den »kleinen Meyer« durchstudiert, unser Taschengeld auf schlechte Schwarten ausgegeben? Und doch sind gerade aus meiner Kameradinnenschar Ehrenjungfrauen hervorgegangen zu allerhöchsten Empfängen: freilich, durch den Mann waren sie nicht befleckt!

Für die heutigen Anschauungen habe ich mich offenbar schlecht ausgedrückt. Der Mann befleckt ja nicht, ihm ist ja alles erlaubt, nur das junge, liebebedürftige oder rein sexuell erregte junge Mädchen befleckt sich, gibt sie ihrem Naturtrieb nach. Ja, ihre Unreinheit ist sogar übertragbar auf leblose Gegenstände — — selbst eine Vereinsfahne kann durch sie moralisch in den Schmutz getreten 'werden. Man denke, die Fahne eines Männerturnvereins! Sicher sind seine sämtlichen Mitglieder keusche Jünglinge oder monogame treue Ehegatten. Nicht?? Das wäre gesundheitsschädlich? So ist vielleicht der Geliebte der Fahnenbegleiterin auch aus Euren Reihen? Und keiner tritt hervor, die Tiefgeschmähte zu verteidigen; vielleicht, daß sie für ihr Kind noch wird gerichtlich kämpfen müssen, denn das abscheuliche Bild wiederholt sich ja so oft, daß eine

Geschwängerte verleugnet wird, daß man ihr gute Freunde auf den Hals hetzt, nur um von der Zahlungspflicht befreit zu sein. Das ist —• Auch-Moral und noch dazu gesetzlich anerkannt.

Nehmen wir an, der Vereinsvorstand findet einen seiner Beleidiger und belangt ihn gerichtlich. Da treten nun an den Gerichtshof die originellen Fragen heran, ob eine beleidigte Fahne als Kläger auftreten oder sich ein Verein mit seinem Abzeichen identisch erklären kann, ob es für diesen Verein ehrenrührig sein kann, eine Schwangere als Fahnenbegleiterin gewählt zu haben, — last not least — ob uneheliche Schwangerschaft etwas ehrloses bedeuten kann. Es wäre recht interessant, eine höchste Entscheidung darüber zu vernehmen. Dabei sei zugegeben, daß der Vereinsvorstand wahrscheinlich von der erwählten Fahnenbegleiterin getäuscht oder wenigstens enttäuscht worden ist, aber wer wollte das der Ärmsten zum Vorwurf machen! Sich selbst zu bezichtigen, kann keiner verpflichtet werden, noch dazu ein junges Weib in einer solchen Angelegenheit, das schon in natürlicher Schamhaftigkeit seinen Zustand so lange als möglich verbirgt. Und nun kommt der Klatsch der Meute und stellt sie an den Pranger, geißelt sie mit Worten, wie im Mittelalter die Peitsche es tat. Sind wir viel weiter gekommen in vier Jahrhunderten? Es ist nur nein zu sagen. Der geistigen Fortentwicklung entspricht die geistige Strafe; die moralische Anschauung ist unverändert geblieben.

Es ist Zeit damit aufzuräumen, es ist Zeit, daß wir uns daran gewöhnen, in der Mutterschaft keine Funktion des Trieblebens sondern eine heilige Mission zu sehen, die unserem ganzen Sein die Dauer verspricht. Welche Ursache auch zur Schwangerschaft führte, physische oder psychische Erregung, ganz gleich, die Wirkung ist das wichtige Moment und das Kind ist unsere Zukunft, dem Achtung gebührt schon ungeboren und das nur gedeihen kann in einem seelisch-ruhig gestimmten Körper. Wie stimmen wir nun die Moral zu diesem Standpunkt um?

Im allgemeinen ist jeder Fortschritt vom Manne eher zu erwarten als von der Frau; das nicht allein, weil er die gesetzgebende Kraft hat (die auch hier beim unehelichen Kinde eine große Rolle spielt), sondern weil er leichter zu erobern ist für

jede Objektivität. Für diesen Gegenstand darf man sich jedoch nicht viel von ihm versprechen, denn jede ethische Reform dieser Frage greift sehr subjektiv in das Empfinden des Mannes ein. Hier, wo die Frau ihre nun einmal anerzogene Subjektivität im vollsten Maße angegriffen sieht, da muß sie für sich selbst eintreten; hier, wo meist nichts mehr zu verlieren, nur alles zu gewinnen ist, muß sie die Tatsache ihrer Mutterschaft als ihr gutes Recht vertreten. Warum sich auch feige verkriechen und schweigen, wo doch vielleicht einige Wochen später ein einziger Schrei die Wahrheit kundgibt. Der Klatsch wagt sich an die Demütige weit eher als an die Ungebeugte, und den Vater des Kindes zwingt die öffentliche Meinung eher zur Heirat als die rührendste Bitte in einer stillen Stube. (Daß hier nur der Mittelstand gemeint sein kann, ist wohl als selbstverständlich aufzufassen, denn der Arbeiter denkt ja ganz anders darüber und handelt viel schneller.) Die rührendste Bitte — — — wenn wir die doch auch über Bord werfen könnten, wenn »Fräulein Mutter« doch keine Entehrung mehr bedeuten würde! Hier setzt die soziale Frage mit ein, denn nur die berufstätige Frau kann ihr Kind allein erhalten, kann mit Wonne Mutter sein, wenn sie die veraltete Moral überwunden hat.

DIE GEFÄHRLICHKEIT DES TRIPPERS FÜR DIE EHEFRAU.

Ein Mahnwort

von Dr. ALFRED KIND.

Ich möchte zunächst auf eine Grundforderung allgemeinster Ethik zurückgreifen, die ich schon verschiedentlich in kleineren Bemerkungen streifte, und der ich auch in einem »Schönheit«-Artikel (V. Band Heft 1: Lüge und Wahrheit in der Ehe) ein etwas lyrisches Antlitz gab. Das ist die unbedingte Forderung des Mutes zur Wahrheit in allen erotischen Dingen! Man mache sich selber und andern keine Mätzchen vor, wenn die wichtigsten Angelegenheiten in Frage stehen. Ich gebe zu: die Lüge ist das Gewand der Erotik, ohne das sie zu frieren

scheint. Und man könnte die Systematik unserer ganzen Sexualwissenschaft dahin formulieren, sie habe einfach die Lüge aus der Erotik auszuschalten. Der Rest wäre die Wirklichkeit. Ich werfe keinen Stein auf die Unwahren und nehme mir keinerlei Tadel heraus; die Natur geht bekanntlich nicht mal mit der Mistforke auszutreiben. Ich will hier nur in einem Punkte auf die unnennbaren Vorteile hinweisen, die eine des lautesten Ruhmes werte Wahrheitsliebe für sich haben kann. Also fassen wir es so auf: Lügen kann jeder, und das ist der Durchschnitt; aber jenseits davon beginnt erst mit der Bezwingung des vagierenden Willens das ethische Prinzip, das den Kulturmenschen zum Herrscher der Welt macht.

Von allen häßlichen Folgen der Unwahrheit in der Ehe ist eine der häßlichsten, wenn der Mann seinen Tripper verschweigt; wenn er, der chronisch Kranke, dem Drängen der ahnungslosen Frau nach Liebe nachgibt und sich selbst aus Feigheit eine Unwichtigkeit seines Zustandes vorschwindelt. Es scheint, daß dies Usus geworden ist. Hört man nicht fortwährend von verheirateten Frauen die kuriose Ansicht äußern, ein störender Ausfluß aus den Genitalien sei die natürliche Folge des ehelichen Lebens? Bei der Schwägerin, bei der Freundin, der Mutter und Tante sei das ganz genau so? Nichts ist widersinniger! Eine gesunde Frau hat keinen Ausfluß, außer der natürlichen Sekretion der Drüsen im Stadium der Erregung und außer den Menstruations- und Wochenbetterscheinungen! Vielleicht hat aber der Hausarzt diese Ansicht der Ehefrau bestätigt. Ja, was soll der Hausarzt machen, wenn er in den Konflikt der Schweigepflichten gerät; er muß sich eben aus der Affäre ziehen. Deshalb bleibt doch wahr, was ich hier wiederhole: Die gesunde Frau leidet nicht an Ausfluß. Allerdings: ich bitte mich nicht mißzuverstehen, der Ausfluß braucht nicht immer in einer Tripper-Infektion begründet sein. Er kann auch im Gefolge anderer Schädigungen einhergehen, soweit sie eine Entzündung der Genitalschleimhaut begünstigen. Aber diese nicht-gonorrhoischen Entzündungen sind wahrscheinlich in der Minorität[1]); und jene

---

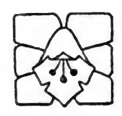
[1]) Eine bekannte Berliner Statistik stellte fest, daß im Durchschnitt jeder Mann von 30 Jahren zweimal eine Trippererkrankung durchgemacht hat.

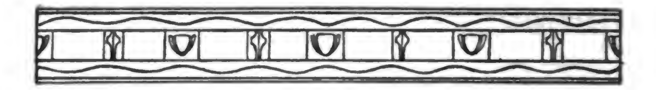
andern sind für das Allgemeinbefinden der Frau so außerordentlich ruinös und beanspruchen eine so sorgfältige Sonderbehandlung, daß auf jeden Fall jede Frau, der ihre Gesundheit lieb ist, einen vorhandenen Ausfluß als auf Tripper verdächtig untersuchen und behandeln lassen sollte.

Selbst um den Preis, daß meine Zeilen hier und da einen kleinen häuslichen Disput anstiften sollten, — es ist besser, die Krankheit wird erkannt und geheilt, als daß sie mit der Zeit die Frau durch greuliche Beschwerden herunterbringt. Das bischen ehelicher Verstimmung wird sich schon wieder ins Gleis rücken, und wo der Mut zum Eingeständnis da ist, ist die Verzeihung nicht fern.

Denn man vergesse das eine nicht: Man mag die heutige Medizin als »Heilkunst« um so viel Ruhm schmälern, wie man will; niemand kann leugnen, daß wir in der Erkenntnis des Krankheitszustandes unerhörte Fortschritte gemacht haben. So wissen wir auch jetzt, was wir früher nicht wußten, daß eine ganze Armee von Unterleibsleiden der Frau nur die Folge der unglückseligen Tripper- oder Gonorrhoe-Infektion ist. Ich will hier nicht mit unverständlichem Wissenskram aus der Pathologie anrücken. Der nützt dem Laien nichts, da jede Alleinbehandlung ein Unfug ist. Aber der Verdacht des Leidens soll die Sorglosen aufrütteln, damit diese scheußlichen Krankheiten aus der Welt geschafft werden. Ist es nicht jammervoll, daß kein Wissender imstande ist, sich einer Person des andern Geschlechtes zu nähern, ohne an Klinik und Apotheke zu denken? Manchmal, in verlorenem Grübeln, ist es mir vorgekommen, als sei diese grausame Wirklichkeit nur ein böser Traum, der Alpdruck eines widrigen Incubus. Griechische Verse heiterer Sinnenlust zogen mir durchs Gemüt, und ein Jauchzen der Befreiung quoll aus dem Gliederknäuel eleusinischer Mysterien. Aber ach! der erste Schritt auf die Straße zwischen die langweiligen Vorgartengitter führt mich unter den Geschäftstrott blasser Gesichter, und mein Auge bleibt haften auf dem Schild: Spezialist für Haut- und Harnkrankheiten. Ich komme zu mir und denke: gäbe es doch in jedem Haus einen solchen Spezialisten, der den gottverfluchten Dämon erwürgt!

Mein Rat in dieser Angelegenheit kann nur der sein: man gehe ungesäumt zum guten Spezialarzt. Für jahrzehntelanges Leiden ist allerdings nur geringe Aussicht auf völlige Heilung; das kann sich wohl jeder selber sagen. Immerhin ist Besserung möglich. Aber die junge Frau in der Blüte ihrer schönsten Jahre — und auch der nichtsnutzige Ehemann — sie sollten sofort und dauernd und unermüdlich sich auskurieren lassen! Ich will keine Schreckensgalerie hierher setzen von bösen Folgen der Unterlassung. Wer mir nicht glaubt, läßt's eben bleiben. Aber es kann ihm passieren, daß er bei Infizierung eines Gesunden nach Paragraph Soundso wegen fahrlässiger Körperverletzung und Schadenersatz belangt wird. Und das tät ich ihm dann recht aus Herzensgrund gönnen! Wer aber zum Hausarzt geht, den muß ich, so peinlich es mir ist, auf etwas aufmerksam machen. Zur sicheren Erkenntnis des Trippers, die doch erst eine erfolgreiche Behandlung ermöglicht, ist die mikroskopische Untersuchung auf Gonokokken unbedingt notwendig! Nun gibt es ja Klein-Ärzte, die exakt und wissenschaftlich prüfen; aber mancher hat kein oder kein genügendes Mikroskop oder kann kein bakteriologisches Präparat machen. Manche aber halten so etwas, selbst in diesem Falle leider, für überflüssiges Zeug. Das ist ein böser Schlendrian, der im eigensten Interesse aller gewissenhaften Ärzte kalt gestellt werden muß. Hätte ich es nicht in allernächster Nähe erlebt, wie jahrelang an Frauen zwecklos herumgepetert wurde, bis eine einzige mikroskopische Untersuchung den wahren und bedauerlichen Sachverhalt aufdeckte, ich würde kein Wort über diese fatale Möglichkeit verlieren. So aber ist es meine Pflicht, auf die Methodik der Untersuchung, die ja kein Geheimnis oder Privileg ist, ausdrücklich hinzuweisen. Die Behandlung und das Vertrauen und alles übrige ist dann Sache von Arzt und Patienten.





ÜBERSICHT ÜBER TRIEBABWEICHUNGEN, ENTHALTSAMKEITSTÖRUNGEN UND ANSTECKENDE GESCHLECHTSLEIDEN BEI HAUSTIEREN.

Von Dr. med. WILHELM HAMMER-Berlin.

Während das gemeinsame Auftreten von Hautleiden (z. B. Glatzflechte, herpes tonsurans) bei Rindern, Hunden, Pferden, Ziegen, Katzen, Schweinen und Schafen allgemein bekannt ist, während die nahe Verwandtschaft der Pocken, die bei Schafen, Kühen, Pferden, Schweinen, Ziegen, Hunden und Menschen auftreten, unter Ärzten eine Binsenwahrheit darstellt, während gerade von Menschenärzten eingehende Untersuchungen um die Knötchenkrankheit (Tuberkulosis, Perlsucht) auch bei Tieren angestellt werden, ist es den Menschenärzten weniger bekannt, daß auch die Haustiere ihre Triebabweichungen und ihre ansteckenden Geschlechtsleiden haben, daß auch bei Tieren der Liebe Lust mit Leid gepaart ist.

Eine »Psychopathia sexualis« der Haustiere ist, soweit ich weiß, noch nicht geschrieben. Wertvolle Bausteine sind jedoch schon vorhanden. Im allgemeinen sind die Nervenkrankheiten und auch die Behandlungsarten der erkrankten Tiere und der entsprechend erkrankten Menschen von überraschender Ähnlichkeit.

a) Verhältnismäßig gesteigerter Geschlechtstrieb ist bei Haustieren als Geilheit, Stiersucht, Brüllerkrankheit, Monatsreiterei, Stillochsigkeit, Samenkoller, Mutterkoller, »Hysterie« bekannt. Bei Rindern und Hunden häufiger, bei Pferden, Schafen, Schweinen, Ziegen seltener beobachtet, werden diese Zustände bei weiblichen Tieren Nymphomanie, bei männlichen Satyriasis genannt, also ganz so wie beim Menschen, die ja auch im Volke und besonders in der Dirnensprache die Verdeutschung Samenkoller anwenden.

Die Nymphomanie des Rindes entwickelt sich langsam, indem anscheinend gesunde Tiere zu den gewöhnlichen

Jahreszeiten brünstig werden und dabei nicht zur Mutterschaft gelangen. Die Brunst tritt dann zuerst alle drei Wochen regelmäßig ein, dann noch häufiger, schließlich ununterbrochen. Die Kühe sind beständig in Aufregung und Unruhe, nähern sich benachbarten Kühen, springen auf dieselben, reiten auf ihnen, ja sie warten die Liebkosungen des Bullen nicht erst ab und reiten auch auf Bullen.

Manche Kühe graben ihr Leid in sich hinein (Stillochsigkeit), andere sind stürmischer, brummen anfangs leise, um später ein stierähnliches Gebrüll zu erheben; lange lautgezogene, brüllende Töne werden Tag und Nacht, besonders des Morgens und beim Eintritt Fremder in den Stall gehört. Zuweilen artet das ganze Benehmen der Kühe in vollkommene Wildheit aus. Die Tiere werden namentlich beim Eintritt fremder Personen in den Stall rasend, zerreißen die Ketten, werden wild und greifen Menschen an. Ob es sich nun um die stillere Form der Stillochsigkeit oder die Brüllerkrankheit handelt, auffällig sind bei beiden der stiere Blick der glänzenden Augen, das leichte Aufschrecken der betroffenen Tiere.

Des weiteren werden oft bemerkt: Verminderung der Milchabsonderung, die Milch hat einen schlechten, ranzigen Geschmack, gerinnt beim Kochen, enthält Kolostrumkörperchen (Giovanoli-Soglio).

Die Tiere fallen zu beiden Seiten der Schwanzwurzel ein, wie Hochschwangere, so daß der Schweif aufgetürmt erscheint (Erschlaffung der Kreuzsitzbeinbänder). Die Halsmuskeln werden dicker, das äußere Aussehen stierähnlich, endlich kommen Abmagerung und Schwäche, schließlich ein Siechtum zustande.

Stuten werden häufig anhaltend rossig; wenn sie nicht befruchtet werden, was trotz Begattung nicht immer gelingt, oder wenn sie häufig verwerfen, steigert sich dieser Zustand. Die Haltung wird unruhig, der Blick unstet, sie wiehern häufig, haben einen lebhaften Reiz zum Lassen des Harnes, der in kleinen Mengen unter »Blitzen« (rasches Umstülpen der Schamlippen und Vordrängen des Kitzlers) entleert wird. Jede Berührung, besonders der Flanken, der Bauchwand und des Hinterteils wird schmerzhaft empfunden. Es kommt bei

Berührungen des Reiters, des Leitseiles, der Zugstränge zum Quieken, Blitzen, Schlagen, Reißen, Senken des Hinterteils, trotziger Widersetzlichkeit, dem »Stetigwerden«, bei denen selbst geringen Anforderungen an die Arbeitsleistungen nicht Genüge getan wird, auch Zwangsmaßregeln mit noch größerem Trotz beantwortet werden, endlich zu Zuckungen der Muskulatur, Krämpfen, Zähneknirschen, Schlingbeschwerden, bretthärter Spannung der Bauchmuskeln, Herzklopfen (Eletti).

Im weiteren Verlauf tritt Verblödung (»Dummkoller«, »Mutterkoller«) ein mit zeitlichen Steigerungen des Liebestriebs während des Rossigwerdens. Zeitweilig verschwinden die Erscheinungen in einzelnen Fällen, wenn die Stuten gedeckt werden.

Die Satyriasis der männlichen Tiere äußert sich in häufigen Erektionen, die zuweilen anhaltend werden (Priapismus, Chordavenerea), andauerndem Brüllen und Wiehern, ungebärdigem Benehmen selbst in Anwesenheit von weiblichen Tieren, die nicht brünstig sind, Versuchen, diese zu bespringen, ja im Verfolgen von Menschen, besonders Frauen (Spinola), später in Traurigkeit, Schwermut, Nahrungsverweigerung, Lähmungserscheinungen, Selbstbefleckungsversuchen (Reibung des männlichen Gliedes an der unteren Bauchwand oder zwischen den enggestellten Vorderfüßen), ja auch in Sodomiterei (Verkehr von Hunden mit Menschen durch Reibung des Gliedes an den Beinen der Menschen) bis Samenentleerung eintritt, falls keine Befriedigung stattfindet.

Neben der Geilheit gibt es bei den Tieren auch Selbstbefleckung, ohne daß Neigung zum anderen Geschlecht bestünde, leidenschaftliche willkürliche Bewirkung der Samenentleerung bei Hengsten und Bullen, die gegenüber weiblichen Tieren derselben Art kalt bleiben. Die Folgen der Selbstbefleckung wechseln nach dem Grade derselben. Bei ausgiebig betriebener Selbstbefleckung sind Trägheit, leichtes Schwitzen und Ermüden, Abmagerung, Gleichgültigkeit gegenüber der Außenwelt, Schwächung des Zeugungsvermögens bis zur vollständigen Zeugungsunfähigkeit, krampfartige Anfälle (Epilepsie: Trasbot), schlaganfallähnliche Anfälle die Folgen. Spinola

fand in einem solchen Falle das Lendenmark in etwa 10 cm Ausdehnung erweicht.

Weiterhin spielen auch in der Tierheilkunde »Impotenz« und »Sterilität«, männliche und weibliche Zeugungsunfähigkeit eine Rolle.

Die unvollständige Aufrichtbarkeit des männlichen Gliedes, das nicht in die Scheide eingeführt werden kann, Samenentleerung schon vor der Einführung des Gliedes, zu kurze Dauer der Gliedsteifigkeit kommen bei Haustieren ebenso vor wie Verhärtungen, Hodenschwund, Krebse (Carcinome und Sarcome) der Hoden; auch Mangel lebender Samenfäden (Azoospermie) wird z. B. bei ganz jungen und älteren Beschälhengsten beobachtet.

Unfruchtbarkeit weiblicher Tiere ist oft durch »Nymphomanie« verursacht, ferner mit Fettsucht vergesellschaftet oder Folge von Gebärmutterentzündungen mit Schrumpfung, Abweichungen in Lage und Richtung des Scheideneinganges, Entartungen der Eierstöcke oder der Gebärmutter.

Wichtig erscheint, daß Inzucht und Verbastardierung auf die Ausbildung des Zeugungsvermögens ungünstig einwirken.

Zur Behandlung der Triebabweichungen bedient sich der Tierarzt derselben Mittel, die auch beim Menschen in Gebrauch sind:

1. Regelung der Nahrungszufuhr, Beseitigung einer zu reichlichen oder zu geringen Nahrungszufuhr.
2. Wenn irgend möglich, Gelegenheit zur »natürlichen« Befriedigung des Liebestriebs.
3. Kalte Waschungen und Bäder.
4. Chloralhydrat (Pferd und Rind 20,0—50,0 g im Getränk), Bromkalium, Bromnatrium (100 g täglich bei Pferden und Rindern), Sulfonat (100 g täglich bei Pferden), Morphiumeinspritzungen (0,2—0,5 g beim Pferd unter die Haut) als Beruhigungsmittel, Hafer, Brot, Roheier, Hülsenfrüchte als Kräftigungsmittel.
5. Spanische Fliege (2,0 — 5,0 g täglich mit oder ohne Wein zwischen zwei Brotschnitten z. B. bei Kühen) oder Kantharidentinktur (bei Kühen 10 g, bei Pferden 0,2 g, bei Hunden 1,0 g) als Reizmittel, oder auch Pfeffer

(10—15 g für Kühe), Ingwer, Kümmel, Wein, Senfsamen, Wachholderbeeren, Aloe, Alkohol zur Vermehrung des Geschlechtstriebs.

6. Prügel, Arbeit, knappe Kost, Einstellen von Pferden (z. B. 10 Tage je 2 Stunden) in kaltes Wasser (Prangé) zur Dämpfung der Selbstbefleckung. — Liebevolles Zureden, Freundlichkeit.
7. Kastration bei Tieren beiderlei Geschlechts, auch Entfernung des Kitzlers bei weiblichen Tieren wurde versucht.
8. Chirurgische Erweiterung des Muttermundes, Vorhautbeschneidung.

Arzt sein heißt Künstler sein, und mit kaltem oder warmem Wasser kann man den Liebestrieb steigern oder schwächen, mit Strenge verstockt machen und Leidenschaften beseitigen, mit eiweißreicher Nahrung mästen und entfetten; Krankheiten werden nicht behandelt, sondern Kranke, so daß sich ein näheres Eingehn auf die Einzelbehandlung hier erübrigen dürfte.

Anhangweise seien von Tierleidenschaften, die mit dem Liebestrieb in entfernterem Zusammenhang stehen, die Lecksucht oder Nagekrankheit der Rinder, Schweine, Pferde, Ziegen, die bis zum Lecken an Darmentleerungen auswachsen können, die Stätigkeit der Pferde und Rinder (das beharrliche Verweigern der durchaus nicht übermäßigen Arbeit), die der menschlichen Verstocktheit ähnelt, ferner das Koppen der Pferde, Rinder, Schweine, das an die Nägelbeißerei erinnernde Wollefressen der Schafe erwähnt.

Wenden wir uns den ansteckenden Geschlechtsleiden zu, so entspricht der menschlichen Syphilis die Beschälseuche (Surra, Duri, Tsetse) des Pferdes[1]), die durch Trypanosomata hervorgerufen werden dürfte, vom Hengst auf die Stute und umgekehrt übertragen wird, sich in Schwellungen der Geschlechtsteile zunächst, acht bis sechzig Tage nach erfolgter Ansteckung, kundtut. Die Trypanosomata sind im Samen, im Vorsteherdrüsensaft, im Blute, auf der Augenbindehaut gefunden. Auf die Anschwellungen der Schamlippen und des Hodensacks folgen Geschwürbildungen, nässende und trockene

[1]) Auch bei Eseln, Kameelen, Elephanten gibt es eine Beschälseuche

Quaddeln und Knoten der Haut und Schleimhäute, Geschwüre, die in Vereiterung übergehen, mit Vernarbung enden können, Abmagerung, Blutarmut, käsige Herde in inneren Organen, z. B. in den Lungen, Nervenentzündungen mit Bindegewebwucherungen (Polywuritis tribiatis, cruratis, ischiadica), Zelleinlagerungen um die Blutgefäße des Gehirns, Trübungen der weichen Hirnhäute, entsprechende Veränderungen im Rückenmark, Muskelinfiltrationen, auch der Tod. Dauer der Erkrankung bis 4 Jahre. Heilung in etwa 30 %, Tod in etwa 70 %.

Mit angeblich gutem Erfolge wurde innerlich Hg und IK[1]) verabfolgt, während die äußeren Erscheinungen nach den Regeln der Sauberkeit behandelt werden.

Mit dem Tripper hat der »infektiöse Scheidenkatarrh« der Rinder eine große Ähnlichkeit, und mancher Dorfbulle hat Dutzende von Kühen angesteckt. Beim männlichen Tiere handelt es sich um einen Eicheltripper, beim weiblichen um schleimig-eitrigen Ausfluß mit Rötung, Schwellung der Schleimhäute und Schamlippen, Knötchenbildung (Kolpitis follicularis, Lymphknotenschwellung), ferner um Ausfluß aus dem Gebärmutterhalse, endlich um Entzündung der Gebärmutterschleimhaut mit folgender Neigung zur Früh- und Fehlgeburt und zur Unfruchtbarkeit. Die Harnröhre wird also seltener wie beim Menschen Sitz der Erkrankung.

Die Behandlung der Tiere mit Kreolin, Ichthargan, Soda-, Alaunlösungen führt oft erst nach Wochen zur Ausheilung.

Daß die Tiere ihre eigenen Hautschmarotzer haben, wie Flöhe, Milben, Stechfliegen, und daß sich gegen diese 1 % Sublimatlösung[2]), graue Salbe, Sabadillaessig bewähren, sei nur kurz erwähnt, ebenso wie die Tatsache, daß unter Hammeln, Pferden, Rindern auch Nuttenjäger, die sich an junge weibliche Tiere mit Vorliebe wenden, sowie Entjungferer, die sich von einer nicht mehr unschuldigen Gattin mit Gleichgültigkeit oder Verachtung abwenden, vorkommen.

Das »Kaviaressen« der Lebemänner (Cunnilingus) ist bei Hunden eine nicht mehr krankhafte Erscheinung, und die

[1]) Quecksilberchlorül und Jodkali.

[2]) Quecksilbervergiftungen sind beim Rinde sehr gefährlich.

Verbindung von Wollust und Grausamkeit dient zur Ausschaltung schwächlicher Männchen und zur Reizung kalter Weibchen. Lustmordversuche an heranwachsenden Jünglingen, Verstümmelung der Hoden sind bei Hirschen beobachtet und wohl nicht Erfindung von Jägern; ähnliche Männerkämpfe werden bei Haustieren bekanntlich geflissentlich durch Einschreiten des Menschen vermieden.

Literaturzusammenstellung findet sich in Friedeberger und Fröme, Spezielle Pathologie und Therapie der Haussäugetiere, Stuttgart, 1904.



KLEINE MISCELLEN ZUR SITTENGESCHICHTE DES XVIII. JAHRHUNDERTS.

(Nach JOHN GRAND-CARTERET.)

II.

Mehrere Damen gingen in einem hübschen Garten spazieren und bemerkten die Statue eines nackten Mannes; sie war wundervoll ausgeführt, und der Künstler hatte mit einigen Weinblättern das bedeckt, was die Schamhaftigkeit zu verbergen verlangt.

Wie man sich wohl denken kann, bewunderten die Damen lange dies Meisterwerk; und da sie bemerkten, daß die jüngste von ihnen nichts sagte, fragten sie sie, was sie denn davon denke: »Der Mann da ist sehr schön,« antwortete sie; »aber im Herbst, wenn die Blätter fallen, wird er noch schöner sein.«

* * *

Ein Tischler, der im Sterben lag, sagte zu seiner weinenden Frau: »Siehst du, Françoise, wenn ich sterbe, heirate unsern Burschen Jakob; das ist ein guter Junge, und in unserm Geschäft ist ein Mann nötig.« »Ach Gott!« sagte sie, »daran hab ich auch schon gedacht.«

* * *

Eine junge, hübsche Frau ging in eine Klosterkirche zur Beichte. Dort fand sie einen Ordensgeistlichen des Hauses, der allein in einer Kapelle der Kirche war. Sie fiel vor ihm auf die Knie, und beichtete ihm alle ihre kleinen Sünden; und als er ihr nichts erwiderte, bat sie ihn darauf um Absolution.

»Ich kann sie Ihnen nicht geben,« sagte der Geistliche, »denn ich bin nicht Priester.«

»Sie sind nicht Priester!« rief die Dame voll Überraschung und Zorn aus.

»Nein, gnädige Frau,« antwortete der Geistliche kalt.

»Ich werde zu Ihrem Superior gehen und mich darüber beklagen daß Sie meine Beichte angehört haben.«

»Und ich,« entgegnete der Geistliche, »werde Ihrem Ehemann Neuigkeiten berichten!«

Darauf trennten sie sich, und die Dame urteilte klüglich, daß es nicht in ihrem Interesse wäre, dies Abenteuer weiter zu verbreiten, und zwar aus triftigen Gründen.

* * *

Die verstorbene Herzogin von Orleans war im Beginn ihrer Ehe sehr in ihren Mann verliebt, und es gab wenig Schlupfwinkel im Palais-Royal, die nicht davon Zeuge gewesen wären. Eines Tages machten die beiden Gatten der verwitweten Herzogin, die krank lag, einen Besuch. Während der Unterhaltung schlief diese ein; und der Herzog und die Herzogin fanden es vergnüglich, sich am Fußende des Bettes der Kranken zu ergötzen. Sie bemerkte es und sagte zu ihrer Schwiegertochter: »Ihnen war es vorbehalten, Madame, vor der Ehe erröten zu machen!«

* * *

Herr von Barbançon, der sehr schön gewesen war, besaß einen hübschen Garten, den Frau von La Valière sich ansehen kam. Der Besitzer, nun alt und gichtisch, gestand ihr, daß er bis zur Tollheit in sie verliebt gewesen sei. »Aber, mein Gott! warum haben Sie nicht gesprochen? Sie würden mich so gut wie die anderen gehabt haben!«

* * *

Baron, der Liebhaber von Fräulein de la Force, trat eines Tages bei ihr ein ohne sich anmelden zu lassen. Die Dame hatte Gesellschaft und frägt ihn, was er sucht. »Na, ganz einfach meine Nachtmütze, die ich heute morgen vergessen habe!« war die Antwort.

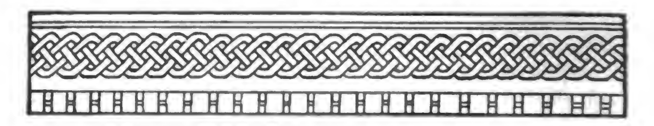
* * *

Als der berühmte Arzt Tronchin seine Frau, die sehr häßlich war, mit seinem Sekretär überraschte, begnügte er sich zu letzterem zu sagen: »Ist es möglich? Sie, im Bett mit ihr, ohne den Zwang der ehelichen Pflicht?«

* * *

Ein Flickschuster plagte Herrn von Brancas, den Bischof von Lisieux, er solle ihm zur Scheidung verhelfen; seine Frau habe ihn betrogen, sie sei im ersten Monat ihrer Ehe niedergekommen. Um ihn loszuwerden, sagte der Bischof: »Ist dir nicht von der Innung vorgeschrieben, nur gebrauchte Stiefel in Arbeit zu nehmen, mein Freund?« »Jawohl, Euer Ehrwürden!« antwortete der Brave. »Nun also,« sagte der Bischof, »worüber beklagst du dich?« Überzeugt, ging der Schuhflicker zufrieden davon.





ZUR GESCHICHTE DER ÖFFENTLICHEN SITTLICHKEIT IN RUSSLAND.

Unter dem Titel »Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland« ist kürzlich der erste Band eines neuen Werkes von Bernhard Stern erschienen, das wegen der ruhigen Objektivität seiner Darstellung rückhaltloses Lob verdient. Zu moralischen Entrüstungsrufen hätten andere Autoren reichlich Gelegenheit gefunden; Verfasser dieses Werkes aber will nur kulturhistorischer Berichterstatter sein und das Entdecken der eigenen besseren Sittlichkeit dem Leser überlassen. Außerdem füllt das Buch diesmal wirklich eine Lücke; von Rußland ist bei uns ebensoviel die Rede, wie man wenig davon weiß. B. Stern bringt nun ganz neues Material, d. h. die weniger bekannten und seltenern deutschen und französischen Quellen, und dann vor allem die russischen! Da schlummern noch Schätze, die es lohnt zu heben. Eine Inhaltsübersicht wird den Wert des Buches ins rechte Licht rücken.

Von Kultur und Aberglauben handelt der erste Teil. Die Russen sagen sprichwörtlich von sich selber: wir sind ein Volk, das noch im Finstern wandelt! Es ist die Erkenntnis vom eigenen melancholischen Dämmerleben, der eigenen Schwerfälligkeit und der Ergebnislosigkeit aller Revolutionen und Reformen. Die Russen sind ihren besonderen Weg in der Geschichte gegangen und haben jahrhundertelang recht wenig Berührungspunkte mit unserer Zivilisation gehabt. Daraus erklärt sich so manches. Unter dem Zaren Michael Feodorowitsch war der Fürst Chworostinin Gegenstand einer strengen Verfolgung, weil er seinen Freunden gesagt hatte: Ich möchte mal eine Reise nach Polen und Rom machen, um jemand zu finden, mit dem man sprechen könnte. Aus dem heiligen Rußland sich entfernen, war eben Sünde, war Hochverrat. Der Kreml sollte Angelpunkt nicht nur des Reiches, sondern der ganzen Erde sein. Als Zar Feodor einen Gesandten nach Paris schickte, weigerte sich dieser dort, vor

dem König die Mütze abzunehmen; gleichwohl verlangte er dies vom König selber, falls er dem Zaren begegnen würde.

Hinzu kommt, daß die russische Religion ein unfruchtbarer Formalismus ist, der jedem Aberglauben Platz gewährt, und daß das Popentum den Gipfel der Unbildung darstellt. Selbst ein panslavistischer Patriot hat erklärt: Inbezug auf Bildung, Erziehung, kurz alles, was den Begriff Zivilisation ausmacht, steht das russische Volk noch auf der Stufe des zwölften Jahrhunderts! Was bedeutet dies? fragt Bernhard Stern: »Raub ist kein Vergehen, Meineid eine feste Institution, Kindermord eine moralische Notwendigkeit, sexuelle unnatürliche Verbrechen sind verzeihliche Schwächen, Aberglaube ist Religion, Gewalttätigkeit heißt Regierung, Grausamkeit gegen Andersgläubige bedeutet Gottgefälligkeit und Staatsklugheit.«

Der Reformzar Peter erhob den Bartscherer zum Volkserzieher. Man sollte wenigstens westlich aussehen, wenn man's innerlich nicht sein konnte. Auf offener Straße und vor allen Toren Moskaus standen Beamte, denen die Bärte zum Opfer fielen. Allerdings konnte man sich gegen eine gehörige Taxe von der obrigkeitlichen Gewaltmaßregel loskaufen; als Quittung mußte man dann eine Medaille auf der Brust tragen mit der Inschrift: der Bart ist eine unnütze Last. Arme Leute, die nichts bezahlen konnten, steckten die abgeschnittenen Haare in ein Säckchen, das sie zeitlebens an der Brust trugen, und das man ihnen in den Sarg legte, damit sie »anständig vor dem heiligen Nikolaj erscheinen« könnten.

Sterns Urteil über diese Epoche lautet: »In allem zeigt es sich, daß die Reformen Peters ihren Zweck verfehlt und eigentlich nichts als die Erschütterung des Gleichgewichts erreicht haben. Zwischen einer bloß dekorativen europäischen Kultur und Bildung und einer immer neu hervorbrechenden Barbarei schwankt das Rußland des 18. Jahrhunderts hilflos hin und her. Ein Volk, das ein halbes Jahrtausend hindurch in tiefster Verkommenheit zugebracht hatte, ließ sich einfach nicht durch den Barbier und den Schneider brüsk zu einem kultivierten umgestalten, und umsoweniger, als der Despotismus oben, die Knechtschaft unten nicht im mindesten geändert worden, die Gesetze der barbarischen Zeiten noch

dieselben geblieben waren. Im elften Jahrhundert bestimmte die Rußkaja Prawda, daß ein Schuldner, der seine Schulden nicht bezahlen konnte, der Sklave seines Gläubigers, daß ein Mensch, der sich nicht selbst zu ernähren vermochte, der Sklave des erstbesten werden sollte. Das 18. Jahrhundert wagte daran nichts zu ändern, und die Leibeigenschaft, statt in diesem Säkulum der Aufklärung milder zu werden, wurde durch die unerträglichsten Neuordnungen verschärft.«

Ein Beispiel aus dem Aberglauben: Wenn junge Mädchen am Weihnachtsabend erfahren wollen, ob sie bald einen Mann bekommen, so streuen sie Fruchtkörner im Kreis und setzen einen Hahn hinein, der längere Zeit hat fasten müssen. Das Mädchen, das sich an der Stelle befindet, auf die der Hahn zuerst zustürzt, wird die Glückliche sein. Doch läßt sich auch prophezeien, ob der Zukünftige ein Trunkenbold sein wird; nämlich wenn man dem Hahn zu trinken vorsetzt und er dabei auffallend großen Durst zeigt.

Von Kirche, Klerus und Sekten handelt der zweite Teil des Buches. Hier ist eine Fülle von Material beigebracht über Religion, Popentum, mönchische Unsitten, Heiligenkult, Mystizismus, erotische Sekten, Flagellanten, Selbstverstümmler, Skopzen. Eine zarische Verordnung vom Jahre 1552 besagt u. a.: »Nicht das Heil seiner Seele sucht man in den Klöstern, sondern Müßiggang, Vergnügungen und niedrigste Wollust. Die Archimandriten empfangen und bewirten auswärtige Gäste in ihren Zellen. Die Mönche halten sich Diener und sind so schamlos, daß sie Frauenzimmer in das Kloster bringen, um in Saus und Braus die Güter des Klosters zu verprassen und der gemeinsten Unzucht zu fröhnen. Es soll daher von nun an in jedem Kloster bloß noch einen einzigen Tisch geben. Es sollen die Mönche ihr junges Gesinde abdanken und keinen Umgang mit Weibern pflegen, sie sollen auch weder Wein noch Meth haben und nicht mehr als Müßiggänger in den Städten und Dörfern herumlaufen. — Männer und Weiber gehen miteinander ins Bad, und sogar Mönche erröten nicht, mit Nonnen dahin zu gehen. — Endlich, und dies ist das Bejammernswerteste, das was über ein Volk den göttlichen Zorn, Krieg, Hunger und Pestilenz bringt, man ergiebt sich der Sodomie.«

Die Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland wäre unvollständig ohne eine Geschichte des russischen Sektenwesens. B. Stern hat gerade über dies dunkle Gebiet auf weiten Reisen viele Beobachtungen gesammelt und ist in der Lage, zum ersten Male einen einigermaßen erschöpfenden Überblick zu geben. Er kommt zu dem nicht unerwarteten Schluß, daß es sich bei der Betrachtung des Sektenwesens weder um politische, noch um religiöse, sondern nur um sexuelle Momente handeln kann, die die Richtung dieser eigentümlichen Erscheinung bestimmen. Selbst jene Schismatiker, die noch einen Anschein von Religion wahren, betreiben infolge der geforderten Ehelosigkeit erotische Ausschweifungen, die bei andern Sekten überhaupt zum Prinzip erhoben werden. Unter mehreren hundert Sekten finden sich nur einige, die so etwas wie ein verständiges oder verständliches System ihr eigen nennen.

Von der Rolle, die die Frau hierbei spielt, sagt B. Stern: »Das Weib, im allgemeinen das Lasttier des Muschik, die Sklavin des Sklaven, die man beim geringsten Anlaß halb tot prügelt, tritt bei den Sekten als frei und gleichberechtigt auf, als gewänne sie mit der von diesen Sekten zumeist proklamierten Geschlechtsfreiheit auch die soziale Unabhängigkeit. Bei vielen priesterlosen Sekten können Frauen die Stellungen der Ältesten erhalten, und dort, wo Taufe und Beichte noch bestehen, taufen und die Beichte abnehmen. Frauen sind auch Sektenstifterinnen, wie die Prophetin Marfa Possadniza, die zur Zeit des Zaren Alexej im Gouvernement Nowgorod eine Gemeinde von Flagellanten um sich versammelte, oder Xenia Iwanowna, die um 1880 unter den Donkosaken eine asketische Sekte gründete, deren Mitglieder sich die Enthaltsamkeit vom Fleischgenuß und von fleischlichen Genüssen gelobten. Ähnliche Prophetinnen gab es in Menge. Hervorzuheben wäre auch, daß die meisten erotischen und Geißlersekten Rußlands im 18. Jahrhundert entstanden, in jenem Säkulum, wo fast nur Frauen herrschten.«

Die Zahl der Flagellantensektierer ist bis heute ins Unermeßliche gestiegen. Man beabsichtigt in diesen Kreisen, die Sünde durch die Sünde zu töten, und betreibt dies bequeme

System besonders in den Gruppen, die ihre Mitglieder aus der höheren Gesellschaft zusammensuchen. Im Jahre 1807 machte man die Entdeckung, daß in der Wohnung einer Hauptmannswitwe im kaiserlichen Michaelspalast in Petersburg sich Leute aus den verschiedensten Ständen zum Zweck von Bußübungen und Geißelungen versammelten. Zu den Teilnehmern zählte auch der Minister für Kultus und Volksaufklärung. Es kam bald zu anderen als platonischen Beziehungen, und die Gesellschaft wurde aufgehoben. Zwanzig Jahre später erregte die gleiche Gilde in einer Vorstadt Aufsehn. 1849 wird wieder von ihr berichtet und sie wird auch heute und morgen noch nicht aussterben.

B. Stern gibt folgende psychologische Erläuterung dazu: »Das russische Volk ist entsprechend seinen Gefühlen und seinem Charakter wie geschaffen für jenen Mystizismus, der Religion mit Wollust verknüpft. Das Heidenchristentum des Muschik (Bauern) sieht in der vollen geschlechtlichen Freiheit einen Lohn und Ersatz für tausendjähriges Leiden, und für die Blasierten der oberen Zehntausend, die nicht mehr nach Herzenslust die Sklaven peitschen können, ist die Selbstgeißelung Mittel zu neuen Reizungen der Sinne. Aus diesen rohen Gründen gibt es auch bei den Geißlersekten weniger Lehren und mehr Zeremonien. Sie plagen sich nicht ab mit mystischen Motivierungen und präsentieren gleich frank und frei die grausamen und sexuellen Genüsse, die sie zu bieten haben. Mit Tänzen und Gesängen wie in einem gutgeleiteten Tingeltangel und Bordell beginnen die reizvollen Übungen. Zumeist bestehen die Tänze in Drehungen, wie sie die tanzenden Derwische im Morgenlande ausführen: Die Tänzerinnen und Tänzer bleiben auf den Plätzen, blicken hypnotisiert nach dem Bilde einer weißen Taube, das an die Decke des Versammlungssaals gemalt ist, und drehen sich mit ausgebreiteten Armen unermüdlich um sich selbst herum, anfangs langsam, dann immer schneller, zum Schlusse in rasendem Tempo, sodaß die weißen Röcke, die alle bei der Zeremonie anhaben, radmäßig mitfliegen. Im Augenblick der höchsten Ekstase beginnt ein Schreien und Rufen; jener betet zum Gotte Daniel Filipowitsch; dieser fleht Iwan Timofejewitsch

Christus an; eine Frau bricht verzückt zusammen und stößt Laute hervor, die ihr Gott eingibt. Einer nach dem andern und eine nach der andern fallen aus den Reihen, bis Erschöpfung, Ohnmacht und Starrkrampf für eine Weile die ganze Versammlung umfangen. Aber die Wildheit ist nur für kurze Zeit erloschen und wird wieder aufgestachelt durch Geißelungen mit Ruten oder durch Berührungen nackter Körperteile mit den Flammen der Kerzen. Und von neuem beginnt das erregte Tanzen um einen mit Wasser gefüllten Bottich, dem die Auserwählten in ihren Halluzinationen Christus leibhaftig entsteigen sehen. Nach vollendeter Zeremonie bleiben Männer und Frauen bis zum Anbruch des Tages in wirrem Durcheinander liegen.«

Es gibt Sekten, bei denen die, wenigstens scheinbar, andächtigen Gebete und Gesänge direkt durch obscöne Lieder ersetzt werden, oder durch Vorträge solcher Bibelstellen, die sich auf die Affaire Loths mit seinen Töchtern oder auf die Weiber Salomos beziehen. Oder die »Mutter Gottes« spricht folgende Verse von der Liebe des Heilands: Nahet euch, ihr Bräute, sehet, der Bräutigam kommt, euch liebend zu umfangen; lasset euch nicht vom Schlafe übermannen, wachet, ihr Töchter, und lasset eure Lampen brennen! Die erotischen Beziehungen sind also sonnenklar. Sie steigern sich bis zum stärksten Sadismus bei den selbstverstümmelnden Sekten, über die B. Stern ausführliche und wertvolle Mitteilungen bringt.

Von russischen Lastern handelt der dritte Teil des Buches; im einzelnen vom Ehrbegriff, Duell und Verbrechen, von Lügensucht, Diebstahl, Korruption, Trunksucht und Bettelwesen. Der Freund der Kulturgeschichte findet hier die erstaunlichsten Züge menschlicher Leidenschaften.

Den russischen Vergnügungen ist der vierte Teil gewidmet; in ihm werden Jagd und Hazardspiel, Kirchen- und Volksfeste, Hofnarren und Maskeraden, Tanz und Bälle, Musik und Theater, Rauchen, Tabakbuden und Bäder abgehandelt. Auch die Volksfeste sind deutlich und mit Vorliebe erotisch. Die eine der wiedergegebenen Abbildungen stellt eine Lustbarkeit bei den Tschuktschen im nördlichen Sibirien dar. Eine andere zeigt die Bestrafung der Frau Lopuchin; hierzu bedarf es einer

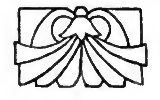
erläuternden Bemerkung. Am Hofe Elisabeths gehörte das Arrangieren von Bällen zum guten Ton, trotzdem es in Rußland noch gar nicht so lange her war, daß die Vornehmen den Tanz als etwas verachteten, das nur dem leibeigenen Volke zieme. Bei diesen Hoffesten trieb die Zarin einen unglaublichen Toilettenluxus. 15 000 Kleider fand man nach ihrem Tode vor, zwei Koffer voll Seidenstrümpfe, tausende von Taschentüchern und 100 Stück noch nicht angeschnittener Stoffe. Besondere Beamte waren angestellt, um die ankommenden Schiffe nach Nouveautés zu durchsuchen und diese für Elisabeth allein zu reservieren. Eine der Unglückseligen, die es wagte, hierin mit ihr konkurrieren zu wollen, war die Frau Lopuchin, die aus solchen Gründen der Knute überliefert wurde.

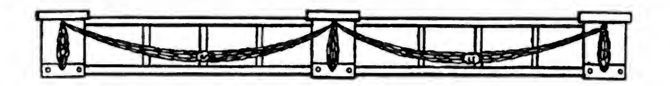
Eine dritte Abbildung zeigt das Kostüm einer Prostituierten in einem Bade in Batum, eine vierte russische Frauen im Dampfbad. Letzteres wird gewöhnlich so bereitet, daß man kaltes Wasser auf den glühenden Ofen schüttet; man liegt ausgestreckt, läßt sich tüchtig mit Birkenruten schlagen; um die anhaftenden Birkenblätter zu entfernen und zudem sich abzukühlen, überschüttet man sich zuletzt noch mit kaltem Wasser.

Der letzte Teil des Stern'schen Buches behandelt die russischen Leiden, als da sind Schicksalsglaube, Selbstmord, Feuer, Hunger, Pestilenz, Medizin und Aberglaube, Räuberwesen und Revolutionen.

Die Gründlichkeit und Gediegenheit dieses lang vorbereiteten Werkes verdient rückhaltlose Anerkennung. Hoffen wir, daß der zweite Band nicht allzu lange wird auf sich warten lassen.

A. K.





ZUR MÄDCHENERZIEHUNG.

Die Zimperlichkeit, diese übertünchte Schamhaftigkeit gegenüber allen Geschlechtsfragen, gegenüber allen geschlechtlichen Dingen, die ist's, die man als Erreger sinnlicher Lust ansehen muß. Das lügenhafte Sprödetun, mit unklarem, tastendem, ahnendem Wissen im Hintergrunde, ist's, das alle Harmlosigkeit elend zu Grunde richtet und in einem Meere von Verstellung, falscher Scham, kalter Ablehnung trotz prickelnder Wollust — — kurz, in konventionellen Lügen buntester Art ertrinken läßt!

Da soll man alles nicht tun, dies nicht und jenes nicht, natürlich vor Männern nicht und in deren Nähe nicht. Alle die geschlechtlichen Dinge betreffenden Fragen werden so geflissentlich scheu behandelt, daß wir Mädels stutzen; den Herren der Schöpfung gehts vielleicht zunächst auch so, doch die haben bald Hilfe geschafft. Aber wir? Die Unentschiedenheit, die Zweideutigkeit macht uns stutzig. Wir suchen selbst und wir finden auch. Natürlich verstehen wir nun schnell, wie schwer solche Dinge behandelt werden können und wir treten in die Fußtapfen unserer Erzieher, der Eltern, Lehrer, guter älterer Freundinnen usw. und sind — — spröde, zimperlich. Aber wir haben etwas gelernt, etwas, was uns ganz unerwartet befriedigt. Der sinnliche Hunger ist jäh erwacht, er steigert sich bis zur Begierde, alle Register der Lüsternheit werden gezogen und der Geschlechtstrieb, notwendigerweise in seiner sittlichen Höhe und Heiligkeit verkannt, wird mißbraucht; in wilden Orgien und Ausschweifungen wird er ein Stück von dem, was man meint, haben zu müssen.

Wir Mädels sehen nur den pikanten Reiz zuerst, der in dem bewußten Sprödetun liegt. Der Reiz zeigt uns den Weg, mit tötlicher Sicherheit führt dieser uns zur Unsittlichkeit. Einer Unsittlichkeit, deren Verwerflichkeit wir zunächst nicht voll und ganz zu erfassen mögen. Ging uns das Verständnis so weit erst auf — — dann sind wieder schnell eine Reihe Entschuldigungen da —; die lüsterne Phantasie ist dann meist so schnell reizbar und reagiert meist so stark, daß man nicht wider den Stachel löken kann, vielleicht nicht einmal will.

Der sinnliche Trieb entartet. Mußte er das eigentlich nicht ganz notwendigerweise? — Wir erkennen eines Tages des Rätsels Lösung. Was man so sonderbar rücksichtsvoll, so »nicht laut noch leise« stets behandelte, tritt aus seinem geheimnisvollen Dunkel plötzlich in jähe lichte Helle. Das Verständnis wird angestachelt durch die instinktiv sich sofort entwickelnde Sinnlichkeit, die, Weg und Steg nicht kennend, sich selbst ihren Ausfluß, abermals rein instinktiv, sucht und nunmehr, die Verhältnisse des Geschlechtslebens immer klarer begreifend, sich mit ihm höchst selbständig, nach und nach sinnlos ausschweifend, beschäftigt.

Glaube mir, es ist so! Die meisten deiner Klassengenossinnen, die wir im letzten Schuljahr alle so im Alter zwischen 17 und $18^1/_2$ Jahren

standen, ich sage, die meisten haben in ihrer Empfindung damals schon den Mann gleichsam prostituiert; ich sage »gleichsam«; jedenfalls weiß ich mich der Tatsache zu erinnern, daß wir uns oft den Mann in Nacktheit nicht allein, sondern in Ausübung geschlechtlicher Funktionen vorstellten.

Das Geschlechtsleben war seiner Reinheit, bei allen, die z. B. meinem Kränzchen angehörten, beraubt; ich weiß aus jener Zeit des »Hinüber und Herüber« von Kränzchen zu Kränzchen, daß es unter den Mitgliedern jener »schwesterlichen Vereinigungen« ganz ebenso war.

Ich weiß es aber aus vielen anderen Ursachen und Umständen, daß es auch sonst im breiten Leben wie bei uns im engen Kreise der Freundinnen aussah. Das sah ich ja damals nicht; aber ein ernster Umstand in meinem Leben hat mich oft gerade diese Punkte durchdenken lassen und sie sind mir klar und verständlich nach Jahren, eben jetzt in die Erinnerung getreten. Und zur Erinnerung hat sich Kritik und Urteil gesellt. — — — — — — — — — — — — — — —

Ach so — — die Ursachen und Umstände.

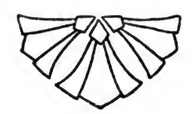
Es sind deren viele; daher nur eins: Die Kunst, das Nackte in der Kunst. Der unbefangen harmlose Blick, das ruhige natürliche Urteil fehlte uns, fehlt tausenden. Ihr Geschlechtstrieb ist sofort in Aktion, wenn er den andern Körper sieht; sei es im Bild, teils in der noch mächtiger wirkenden, weil plastischeren Skulptur. Ihr Kunstsinn ist der Sinnlichkeit gegenüber der Unterliegende. Wir bringen, oder richtiger, brachten den männlichen Körper sofort in Beziehungen zu uns, was taten wir also eigentlich mehr, als daß wir ihn prostituierten?

Aber nicht in der Kunst allein, im Leben des Alltags, in Moral und Erziehung, steht Gesicht und Urteil tausend- und millionenfach unter dem befangenen Blick geschlechtlicher Reflexion.

Ja — — — und eines schönen Tages, wenn wir etwas ruhiger geworden sind, jede Leidenschaft tollt ja einmal aus oder mildert sich doch mindestens, dann wissen wir, daß wir heiraten werden. Gerade dem Manne, dessen Name dann der unsere werden soll, spielen wir am tollsten Komödie vor. Wir sind bei der geringsten »Zweideutigkeit«, bei nur entferntester »Anspielung« auf das Problem der Liebe, entrüstet, oder tun doch so, dabei irren wir uns, wie ich heute weiß, gar sehr oft und legen die »Zweideutigkeit« hinein, sahen eine »Anspielung«, die oft garnicht vorhanden war. Wir moralisch verdorbenen »Mütter der Zukunft« ernten eben nur, was wir säeten.

HEDDA DRONECK.

(Aus »Gebt uns Manneskeuschheit«.)



GESCHLECHT UND GESELLSCHAFT

ZWEITER BAND ACHTES HEFT



NORMALER WEIBLICHER KÖRPER. (Nach Stratz.)

Fig. 1 zu dem Aufsatz »Über die Schäden durch das Schnüren« Seite 374.



KORSETTFIGUR. (Nach Stratz.)

Fig. 2 zu dem Aufsatz »Über die Schäden durch das Schnüren« Seite 374.

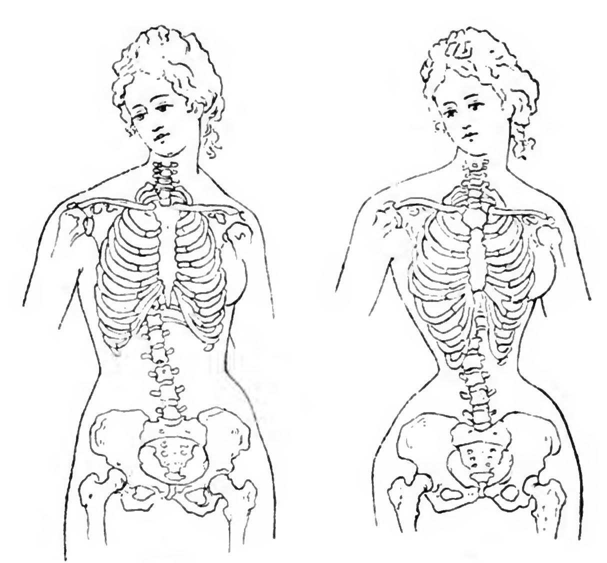


Fig. 3. Fig. 4.

EINWIRKUNG DES KORSETTS AUF DAS KNOCHENGERÜST.

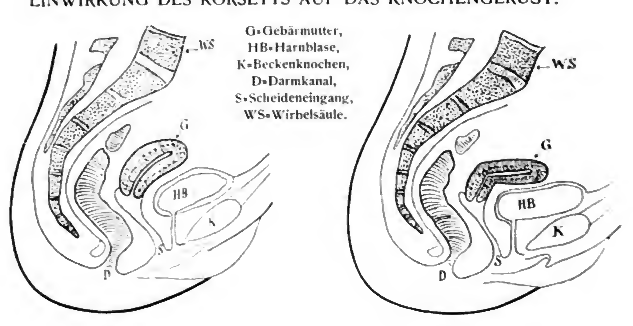
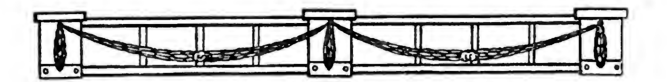


Fig. 5. Fig. 6.

EINWIRKUNG DES KORSETTS AUF DIE GEBÄRMUTTER.

Durchschnitt des weiblichen Beckens mit normalliegender (Fig. 5) und mit nach vorn geknickter (Fig. 6) Gebärmutter.

Zu dem Aufsatz »Über die Schäden durch das Schnüren« Seite 374.



DIE RICHTERLICHE BEURTEILUNG DER »ZERRÜTTETEN« EHE.

Von HANS ADNER.

Die Ehescheidung ist bekanntermaßen von dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuch bedeutend erschwert worden; sie, die sich früher auf weitestem Felde ungehindert tummeln konnte, muß jetzt in eng umgrenztem Raume, fast aller Bewegungsfreiheit bar, ein unselbständiges und vielgehaßtes Dasein fristen. Hat man ihr doch rundweg die Existenzberechtigung abgesprochen! Und damit hat man sie für ein notwendiges Übel erklärt: leider kann man sie nicht ganz ausrotten, aber man wird ihr wenigstens die Möglichkeit, sich zu betätigen und Unheil zu wirken, auf das Äußerste beschneiden. Ehemals, bis zur Jahrhundertwende, als in Preußen das Allgemeine Landrecht herrschte, war die Behandlung der Ehescheidung weniger schroff gewesen.

Das Allgemeine Landrecht war ein — etwas spätgeborenes — Kind jener eigentümlichen Zeit der Aufklärung und Humanität, die man gerade jetzt gerne mit halb verächtlichen, halb mitleidigen Blicken von oben herab betrachtet: auf allen geistigen Gebieten zeitigte diese Epoche ihre eigenartigen, noch weit in die Zukunft hinüberleuchtenden Errungenschaften; und doch fehlten ihr all die methodischen, kritischen und rein tatsächlichen Erkenntnisse des neunzehnten Jahrhunderts, die uns heute als unentbehrliche Grundlagen erscheinen. Ausschließlich gefühlsmäßig überließ sie sich dem damals rasch vorwärts flutenden Zeitstrome, und wie sie »zurück zur Natur« drängte und einer absoluten Vernunft unter etwas unklaren Begriffen huldigte, so glaubte sie auch an ein Naturrecht, das im Wesen des Menschen für alle Zeiten und alle Völker unveränderlich begründet sei. Uns haben Rechtsgeschichte und vergleichende Rechtswissenschaft dieses Glaubens Irrwahn verkündet.

Eine späte Frucht jener aufgeklärten Zeit war also das preußische Allgemeine Landrecht, unter dessen milder Herrschaft die Scheidung verunglückter Ehen außerordentlich leicht

war. Das Eherecht dieses Gesetzes fußte auf der Anschauung, daß der Richter nur die juristische, nicht die tatsächliche Seite der Ehe betrachten dürfe: es behandelte die Ehe nur als Vertragsverhältnis und schützte so sie selbst im letzten Prinzip vor jedem Eindringen staatlicher Gewalten. Der Staat mußte sich damit begnügen, die formelle Schale der Ehe herzustellen und zu zerbrechen; ob der innere Kern kräftig oder morsch, frisch oder verfault war — über solche schwerwiegenden menschlichen Dinge zu urteilen, mutete man damals einem Juristen nicht zu. Und recht fraglich ist es, ob heutzutage die Richter mehr als damals lebendige und fühlende Menschen sind, Menschen mit warmen, verständnisreichen, starken Herzen!

Das Allgemeine Landrecht kannte nicht bloß die fünf Ehescheidungsgründe des heutigen Rechts: Ehebruch und andere Vergehen wider die Sittlichkeit, Lebensnachstellung, »bösliche Verlassung«, allgemeine Zerrüttung der Ehe und Geisteskrankheit; sondern — abgesehen davon, daß es die allgemeine Zerrüttung, welche heute der Interpretation die größten Schwierigkeiten bereitet, näher präzisierte — es schied die Ehe auch, wenn sie kinderlos war und die berühmte unüberwindliche Abneigung vorhanden war, auf Grund gegenseitiger Einwilligung. Aber ferner sogar trotz des Vorhandenseins von Kindern, und wenn nur der eine Gatte unüberwindliche Abneigung hegte, sobald die Heftigkeit dieses Widerwillens so groß war, daß Versöhnung und gedeihliches Zusammenleben völlig ausgeschlossen erschien. Solche Bestimmungen, deren Wiedereinführung für uns das erstrebenswerte Ziel einer leider wohl fernen Zukunft bedeutet, kennzeichnen das Eherecht des Landrechts als ein äußerst freies, weitsichtiges und menschliches.

Im Gegensatze dazu ist das Eherecht des Bürgerlichen Gesetzbuches kalt, hart und grausam. Es behandelt die Menschen als blutlose Marionetten, als »Rechtssubjekte«, und wenn man die vielfache Beaufsichtigung und staatliche Bevormundung in Betracht zieht, geradezu als Rechtsobjekte. Man wird dies Gesetz einst als Erzeugnis unserer Kultur würdigen und daraus den Schluß ziehen, daß die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts gar sehr unselbständig, unmündig

und der obrigkeitlichen Behütung bedürftig gewesen sein müssen. Und daß auf der anderen Seite der Staat mit seinen rechtlichen Organen auf einer fabelhaft hohen Stufe der Vollkommenheit, der Einsicht, Menschenkenntnis und inneren Kultur gestanden haben muß. Jetzt besitzen die Ehegatten, welche mit einander nicht mehr auskommen können, dem Gesetze gegenüber keinen eigenen Willen mehr; was sie wünschen, wie sie die Beschaffenheit ihrer Ehe beurteilen, ist dem Gesetze ganz gleichgültig: der Eherichter ist derjenige, welcher entscheidet, ob eine Ehe zerrüttet ist, oder ob sie aufrecht erhalten werden kann. Nach welchen Gesichtspunkten er solche Entscheidung treffen wird, ist leider nur allzu klar. Denn da das Gesetz selbst im Prinzip die Scheidung für etwas Abnormes und die Ehe ihrem Begriff und Wesen nach für unauflöslich hält, so muß auch der Richter im Sinne des Gesetzes handelnd in den Fällen, in welchen seinem Ermessen ein gewisser Spielraum gelassen wird, stets bestrebt sein, die Ehe möglichst aufrecht zu erhalten, um nicht mit der allgemeinen Tendenz des Gesetzbuchs in Widerspruch zu geraten. Von den fünf Ehescheidungsgründen sind vier absolut: Ehebruch, Lebensnachstellung, bösliche Verlassung und Geisteskrankheit. Liegen die Tatbestandsmerkmale vor, so haben die Gatten einen Rechtsanspruch auf Scheidung. Nur der eine Grund, in § 1568 B.-G.-B. festgelegt, ist relativ: wenn der eine Ehegatte durch schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloses und unsittliches Verhalten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem anderen Gatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann — dann kann dieser auf Scheidung klagen, und an dem Richter ist es nun, zu beurteilen, ob durch die Handlung des einen Gatten die Ehe zerrüttet worden ist oder nicht.

Das Bürgerliche Gesetzbuch hat für seinen bedauerlichen Rückschritt auf der Entwicklungstraße des Eherechts — an diesem Rückschritt ist vielleicht auch der allzugroße Fortschritt des Allgemeinen Landrechts schuld, der eine Reaktion geradezu herausforderte — gar ernsthafte und gewichtige Gründe ins Feld geführt, die in den Motiven verewigt sind. Wie bereits

gesagt, hält es die Ehe im Grunde für unlöslich: aus welchen logischen oder psychologischen Gründen, verraten die Motive allerdings nicht. Die Ursachen sind aber wahrscheinlich in dunkelen religiösen und kirchenrechtlichen Reminiszenzen zu suchen, von denen sich gerade die in unserem Staatsleben maßgebenden Faktoren nicht loszumachen vermögen. Leider aber ist ja nun die Auflösbarkeit der Ehe nicht ganz zu entbehren, denn die Menschen sind noch nicht so musterhaft und so vollkommen, wie sie der Staat eigentlich brauchte. So soll wenigstens durch eine schwere Lösbarkeit »das Bewußtsein des sittlichen Ernstes der Ehe« gefördert werden. Vor allem aber will man die Staatsbürger dazu erziehen, die Ehe als eine »von dem Willen der Ehegatten unabhängige sittliche Ordnung« aufzufassen. »Dies geschieht durch Erschwerung der Ehescheidung.« Diktiert von dem Prinzip, daß der Mensch in erster Linie Staatsbürger und dementsprechend die Ehe in erster Linie ein juristisches Gebilde ist, hat diese Anschauung der Ehe wohl den tiefsten Tiefpunkt aller überhaupt möglichen Anschauungen erreicht. Eine gröbere Blasphemie, eine barbarischere und ödere Auffassung ist undenkbar. Die Ehe ist eine Institution des Staates, von der Gebrauch zu machen er seinen Mitgliedern gnädigst gestattet! Durch die standesamtliche Trauung schaffen die Ehegatten diese »Ordnung« sich selber, aber dann entfliegt sie ihnen und schwebt nun über ihnen, von ihrem Willen fortan unabhängig. Der Staat will, wie die Motive weiter verkünden, die Menschen dazu erziehen, keine leichtsinnigen Ehen einzugehen, in der Ehe sich würdig und angemessen aufzuführen, ehezerstörende Leidenschaften zu unterdrücken, Zerwürfnisse wieder zu beseitigen, Selbstbeherrschung und Fügsamkeit zu üben. Fürwahr, der Staat ist ein vielseitiger und weitsichtiger Erzieher! Nur schade, daß er so wenig Dank findet — und so wenig Erfolg hat.

Er ist sich auch der Konsequenzen gar nicht bewußt, welche seine Anschauung von der Ehe nach sich zieht. Er bestrebt sich, möglichst wenig Ehen zu trennen, weil angeblich durch zu viele Scheidungen das Ansehen der Ehe im Volksempfinden erschüttert werde. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall: Wenn der Richter eine offenbar zerrüttete Ehe nicht auflöst,

erklärt er damit, daß der Staat eine solche Ehe noch für eine gesunde halte und setzt also die Ansprüche, welche an den Zustand der Ehe zu stellen sind, auf ein möglichst niedriges Niveau herab. Wenn das »Volk« also sieht, was für Ehen der Staat als glückliche und dauerhafte bezeichnet, wird es selbst seine Anforderungen an die Art und Innigkeit des ehelichen Lebens herunterstimmen. So aber wird das Ansehen der Ehe nicht nur erschüttert, sondern geradezu vernichtet. Und alles im Interesse einer willkürlichen und dem tatsächlichen Leben widersprechenden Tendenz.

Das Allgemeine Landrecht hingegen sah die Menschen an, wie sie wirklich sind, es rechnete mit ihrer Schwachheit und Unvollkommenheit. Friedrich der Große erklärte, daß den Ehegatten, zwischen welchen inimicitiae capitales et notoriae herrschten, die Scheidung der Ehe nicht schwer gemacht werden sollte. Zugleich hatte das Gesetz die Diskretion und Feinfühligkeit, sich so wenig wie möglich in die privaten Angelegenheiten der Bürger, am wenigsten aber in die Intimitäten ihres psychischen und ehelichen Lebens einzumischen. Ohne den ungefügen Apparat all der vielen Ehetheorien, all der Gründe für und wider die Trennbarkeit überließ es die Entscheidung über die innere Artung und Entartung der Ehe mit instinktiver Selbstverständlichkeit den Beteiligten. Und damit auch die Verantwortung für den schweren Schritt; denn wahrlich, niemand ist wohl imstande, sie auf sich zu nehmen als die, welche ihn tun. Am wenigsten aber der Richter, welcher der Angelegenheit doch innerlich ganz fremd und unbeteiligt gegenübersteht.

Liegt einer der absoluten Ehescheidungsgründe vor, so steht das Verhalten des Richters außer jedem Zweifel: er prüft die vorgebrachten Tatsachen, und stimmen sie mit den Tatbestandsmerkmalen des Paragraphen überein, dann spricht er das Scheidungsurteil aus. Anders bei dem relativen § 1568, der beliebig eng und weit ausgelegt werden kann und um dieser seiner Dehnbarkeit willen den geschmackvollen Namen Kautschukparagraph erhalten hat. Denn die Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses durch den schuldigen Gatten muß ja

so tief sein, daß dem andern »die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann«.

Aus der Praxis des Reichsgerichts sowie aus der Literatur ergibt sich, daß man hier etwa an folgende Handlungen des schuldigen Ehegatten gedacht hat: Mißhandlung, Bedrohung, Verleumdung, Beleidigung, Zanksucht, Verweigerung der ehelichen »Pflicht«, Versagung des Unterhalts, Verschwendung, Vernachlässigung der Kindererziehung, selbstverschuldete Impotenz, Ausführung entehrender Vergehen und Verbrechen, beharrliche Trunksucht, Morphiumsucht usw., Ergreifen eines schimpflichen Gewerbes, unzüchtige Handlungen, die nicht unter den Ehebruchsparagraphen fallen, Lebensnachstellung gegenüber Verwandten des andern Gatten usw. usw. Diese Handlungen an sich genügen jedoch nicht, sie müssen erweislich die Ehe zerrüttet haben. Aber auch eine vorhandene Zerrüttung allein genügt nicht, sondern sie muß infolge jener Handlungen eingetreten oder vergrößert sein, oder fortbestanden haben. Es muß also Kausalzusammenhang vorliegen zwischen der Handlung und dem Zustande der Ehe.

Ob nun solche Handlung die Ehe zerrüttet hat, ob dem Gatten das Eheleben nicht mehr zuzumuten ist, das entscheidet der Richter.

Und hiergegen müssen sich die ernstesten Bedenken erheben. Man hat behauptet, daß durch solche Bestimmung, welche die Entscheidung so subjektiver Fragen in die Hand des richterlichen Ermessens legt, der Willkür Tür und Tor geöffnet werde. Aber diese Befürchtung wird man am wenigsten zu teilen brauchen; schon weil unseren Richterstand der Vorwurf der Willkür gerechtfertigterweise überhaupt nicht zu treffen vermag, aber auch, weil die Gesetze durch mehrere Korrektive einer solchen Möglichkeit vorgebeugt haben. Ehesachen werden vor den Landgerichten, also stets vor Kollegialgerichten behandelt; es werden daher immer mehrere Richter sich Ansicht und Urteil bilden, dies miteinander vergleichen, aneinander abschleifen und sich so gegenseitig korrigieren können. Ferner weist die erwähnte ehescheidungsfeindliche Tendenz des Eherechts schon auf den deutlichen Weg, den beiden Gatten ein weiteres Zusammenleben, wenn irgend

möglich, zuzumuten, und also an eine Ehe hinsichtlich des nötigen Grades ihrer Zerrüttung möglichst bescheidene Ansprüche zu stellen.

Aber die Freiheit des richterlichen Ermessens birgt doch nach anderer Richtung hin Gefahren in sich. Denn wenn auch eine absichtliche Willkür ausgeschlossen erscheint, so ist es doch möglich, daß der Richter trotz des besten Willens nicht den rechten Maßstab finden kann, den er an die Ehe zu legen hat. Was stellt sich ein Richter unter einer zerrütteten Ehe vor? Es ist klar und auch festgestellt, daß er auf die besonderen Verhältnisse der Ehegatten Rücksicht nehmen muß. In den einzelnen Ständen und Berufsklassen herrschen die verschiedensten Anschauungen hinsichtlich des Betragens in der Ehe. Die Bildung und die soziale Stellung haben ihre besonderen Ansichten über die Ehe zur Folge. Charakter, Lebensanschauung, sittliches Empfinden und Vorleben differenzieren die Unterschiede auch innerhalb der Berufsstände noch mehr. Wenn Mißhandlung oder Beschimpfung hier als selbstverständlich, vielleicht gar als Zeichen der Liebe gilt, kann sie dort den völligen Ruin der Ehe bedeuten.

Es werden daher hier an den Eherichter Anforderungen gestellt, die seinen Beruf und seine Fachkenntnisse gar nicht betreffen: Anforderungen an seine Person, an seine Menschenkenntnis, an sein Verständnis für allgemein menschliche Angelegenheiten. Ob er aber dieses Verständnis besitzt, wird niemals festgestellt, und der Gesetzgeber hält solches anscheinend auch nicht für notwendig. Es wird ihm das ohne weiteres zugetraut, und man läßt ihn auf diese willkürliche Annahme hin in Dingen, die mit Jurisprudenz und Gesetzesvorschrift auch nicht das geringste zu tun haben, Erkenntnisse fällen und menschliche Schicksale entscheiden. Gewiß gibt es Juristen, denen das Herz auf dem rechten Fleck sitzt und denen ein feines Taktgefühl, verbunden mit einer gediegenen Bildung, ganz unverrückbar den rechten Weg weist; aber von der großen Mehrzahl gilt dies nicht, und gewiß sind Menschenkenntnis und Lebenserfahrung Eigenschaften, die jeder Laie in ebenso hohem Maße besitzen kann wie ein Jurist. Bedenkt man dazu, daß gerade besonders viele Juristen in einer

überraschenden Unkenntnis des praktischen Lebens und Unkenntnis des menschlichen Herzens umherwandeln, so muß man mit gutem Grunde die Befürchtung hegen, daß sie auf diesem Gebiete, auf dem ihnen plötzlich Entscheidungen über rein menschliche Verhältnisse zugetraut werden, leicht versagen und mancherlei Unheil anrichten können.

Aber selbst wenn der Richter ein Menschen- und Lebenskenner ist, so kann er doch die Personen des ihm vorliegenden Scheidungsfalles niemals so genau kennen lernen, daß er das Für und Wider der begehrten Ehescheidung in erschöpfendem Maße würdigen könnte. Er kennt die Parteien vielleicht einige Wochen lang, und zwar aus ihren eigenen Aussagen und denen der Zeugen; er würdigt den persönlichen Eindruck, den sie auf ihn machen, — aber die Menschen geben sich vor dem Richtertische nicht so, wie im natürlichen, alltäglichen Leben: Masken tragen sie, vielleicht mit Absicht, vielleicht auch unbewußt, und viele Tatsachen, die ihre Ehe möglicherweise gerade scharf charakterisieren würden, viele Einzelheiten, viele intimen Vorgänge und Erlebnisse verschweigen sie, entweder aus einem gewissen Schamgefühl, oder weil sie selbst sie nicht für wichtig und erwähnenswert halten, oder weil ihnen ihr Vorhandensein und ihre Mitwirkung gar nicht bewußt ist. Auch den Aussagen der Zeugen kann man in solchen Angelegenheiten wenig Objektivität zutrauen, denn es drängt sie ja alles in ihnen, obwohl sie gewiß die beste Absicht haben, sachlich und neutral darzustellen, zur Parteinahme für den Teil, welchen sie für den unschuldigen und leidenden halten, und gegen den, welcher ihrem Gefühl als der zerstörende und schuldige gilt. So ist es mit außerordentlicher Schwierigkeit verknüpft und eigentlich so gut wie unmöglich, daß der Richter ein objektives Bild von der angeblich zerrütteten Ehe erhält. Jede Kenntnis des wirklichen inneren Lebens der Gatten, all der tausend kleinen Vorgänge, welche einer von dem andern abhängen und bis in ferne Jahre hinabreichen, die Kenntnis all jener letzten Ursachen, die unbewußt und doch wesentlich mitgewirkt haben, um das Verhältnis der Ehegatten in den jetzt vorliegenden Zustand zu bringen, — sie fällt für den Ehe-richter unbedingt aus. Dann muß ihm aber auch die innere

Tauglichkeit und Befugnis abgesprochen werden, über solche menschlichen Schicksale ein Urteil zu sprechen, welches in diese Schicksale entscheidend eingreift. Die innere Berechtigung dazu fehlt ihm.

Außerdem aber muß es für einen Richter, der ein gewisses Feingefühl für die Tatsachen des inneren Lebens besitzt, geradezu peinlich sein, über die Bedeutung solcher Tatsachen eine Entscheidung abzugeben. Sein Taktgefühl, seine Achtung vor schmerzlichen seelischen Vorgängen wird sich dagegen sträuben, die Krämpfe und Agonien einer kranken Ehe zu untersuchen, schnüffelnd in persönliche und intime Verhältnisse hineinzutasten, alle dunklen Winkel einer Ehe mit dem kalten Lichte juristischer Würdigung zu beleuchten. Solche häßliche und beschmutzende Tätigkeit müßte ihm erspart bleiben. Zumal sie wertlos und zwecklos ist: er kann das Eheband doch nur zerschneiden oder es lassen wie es ist; jedes wirkliche Eingreifen, Heilen, Bessern ist ihm unmöglich. Den Anspruch, daß nichts Menschliches ihm fremd sei, erhebt aber der Richter oder für ihn der Staat: und das ist gewiß eine Anmaßung, die, wie wir gesehen, durch nichts gerechtfertigt wird

Eine weitere Ungereimtheit liegt darin, daß der Staat die Ehe zwar als einen Teil seines Wesens, als staatliche Institution betrachtet und in der begehrten Eheauflösung eine Spitze gegen sich und einen Schaden sieht, — daß er es aber doch den Ehegatten überläßt, den ersten Schritt zur Trennung zu tun. Folgerichtiger wäre es, wenn er hier, da er doch sein Interesse verletzt glaubt, durch sein Organ, den Staatsanwalt, den Eheprozeß einleiten ließe: stattdessen überläßt er den nichtsahnenden Eheleuten die Entscheidung, ob das Staatswohl in Gefahr schwebe oder nicht.

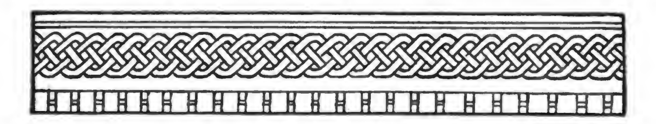
Aber die ernstlichste Gefahr besteht auf einem anderen Gebiete; eine Gefahr, an die sich zugleich eine Hoffnung knüpfen kann. All die vielen Fälle, die in das Bereich des Kautschukparagraphen fallen, stellen nur äußerliche Vorgänge und Tatsachen dar. Gar nicht berücksichtigt sind jene inneren, seelischen Ereignisse, die, vielleicht viel schneller und viel intensiver, eine Ehe zu zerstören vermögen. Sensible und geistig hochstehende Menschen, welche an ihre Ehe ganz

besonders bedeutende und verfeinerte Ansprüche stellen, können durch anscheinend geringfügigste geistige Vorgänge für immer innerlich voneinander getrennt werden. Eine einfache Lüge kann bei solchen seelisch tiefgebildeten Menschen jedes Vertrauen vernichten und so der Ehe ihre notwendigste Grundlage entziehen. Das Nora-Problem und die anderen Probleme Ibsens und sonstiger neuerer Dichter zeigen, daß durch ein Verhalten, welches bei gemeinen Menschen die Ehe nur für eine halbe Stunde oder überhaupt gar nicht gefährdet, die Ehe fein gebildeter Menschen so tief zerrüttet werden kann, daß ihnen eine Fortsetzung nicht zuzumuten ist. Und hier versagt unser Gesetzbuch gänzlich. Es ist ausgeschlossen, daß ein Richter aus einem solchen Grunde eine Ehe scheidet, ja daß er dessen Berechtigung auch nur im entferntesten anerkennt.

Dennoch beruht auf unserem Paragraphen die Hoffnung der Zukunft. An ihm kann einst eine Weiterentwicklung des Scheidungsrechts einsetzen. Das Gesetz muß mit der Kulturentwicklung und fortlaufenden Verfeinerung Schritt halten und allmählich von der engen Auslegung zu einer weiteren übergehen. Es wird die Zeit kommen, da auch der Staat und die richterliche Praxis die Ehe in erster Linie als inneres Verhältnis betrachten und behandeln werden. Hiermit werden sie anerkennen, daß das Lösungsbedürfnis an Umfang zunimmt und sich immer mehr verfeinert. Und dann werden sie auch die Zerrüttung in immer früheren Stadien als solche erklären müssen; immer mehr werden sie sich den Anschauungen und dem Verlangen der klagenden Ehegatten anpassen müssen, und so wird die Scheidung allmählich von deren Willen abhängig werden.

In dieser Weise werden wir vielleicht auf Umwegen und nach herben Kämpfen zu der alten Anschauung gelangen, welche schon vor hundert Jahren herrschte: nur wird unsere Einsicht vermehrt und unsere Überzeugung von der Berechtigung dieser Anschauung gewachsen sein.





DARF DER ARZT ZUM ILLEGITIMEN GESCHLECHTSVERKEHR RATEN?

Von San.-Rat Dr. ALBERT MOLL, Berlin.

Die Frage, ob es dem Arzt gestattet ist, einem Patienten zum illegitimen Geschlechtsverkehr zu raten, ist in neuerer Zeit mehrfach Gegenstand der Erörterung gewesen. Ich selbst habe in meiner »Ärztlichen Ethik« die Frage ganz ausführlich erörtert. Mehrere andere Autoren, insbesondere Max Marcuse, Benninghoven, Kossmann sind gefolgt. Wir haben hier mehrere Gesichtspunkte ins Auge zu fassen.

Der erste ist der rein medizinische: bei ihm haben wir lediglich zu erörtern, ob der illegitime Verkehr im Interesse der Gesundheit des Patienten liegt. Wenn, wie einzelne annehmen, die sexuelle Abstinenz die Gesundheit schädigt, wird man begreifen, daß der illegitime Verkehr von diesem Gesichtspunkt aus angezeigt erscheinen kann, und zwar sowohl bei Unverheirateten wie bei Verheirateten, z. B. Ehemännern, die durch Erkrankung der Frau oder aus anderen Gründen am ehelichen Verkehr behindert sind. Was die Folgen der Abstinenz betrifft, so sind allerdings die Meinungen sehr verschieden. Nach meinen Erfahrungen kann ich nur sagen, daß ich Fälle gesehen habe, und zwar bei beiden Geschlechtern, wo die sexuelle Abstinenz bei starkem Geschlechtstrieb zu so starken Unlustgefühlen führte und den Betreffenden so sehr an der Arbeit hinderte, daß der illegitime Verkehr hier ganz entschieden als therapeutisches Agens in Betracht kam. Andererseits habe ich niemals einen Fall gesehen, wo schwere Krankheitserscheinungen, insbesondere eine Geistesstörung oder ein progressives Nervenleiden mit Wahrscheinlichkeit auf die sexuelle Abstinenz zurückzuführen waren. Es muß allerdings zugegeben werden, daß manches von der subjektiven Auffassung des einzelnen Arztes abhängt. Wenn einmal ein Abstinenter schwere Störungen darbietet, wird man finden, daß außer der Abstinenz noch andere Faktoren eingewirkt haben, z. B. erbliche Belastung,

Aufregungen im Leben. Es wird daher oft Sache der Auslegung sein, ob und wie weit man den Zustand auf die sexuelle Abstinenz oder auf einen anderen Faktor zurückführt. Man hat auch versucht, eine theoretische Erklärung für die schädlichen Folgen der Abstinenz zu geben. Insbesondere ist man in neuerer Zeit wieder zu den alten humoralpathologischen Anschauungen zurückgekehrt, indem man beim Manne eine Art Intoxikation des Organismus durch den zurückgehaltenen Samen annahm. Indessen fehlt hierfür jeder Beweis, abgesehen davon, daß meistens der Samen, wenn er nicht durch den Beischlaf oder durch die Masturbation herausbefördert wird, auf dem Wege der Pollution den Körper verläßt.

Immerhin leugne ich nicht, daß in der eben angegebenen begrenzten Weise ungünstige Folgen der Abstinenz auftreten können. Aber ich glaube, daß, selbst wenn die Folgen noch viel größer wären, sie kleiner sind, als die Gefahr, die dem Menschen durch die Infektion bei Ausübung des illegitimen Verkehrs droht. Die früher oft für harmlos gehaltene Gonorrhoe, ganz abgesehen von der Syphilis, bringt der Gesundheit unvergleichlich größere Nachteile, als man im allgemeinen von der sexuellen Abstinenz erwarten darf. Schon deshalb wird eine allgemeine Empfehlung des illegitimen Verkehrs seitens des Arztes unter keinen Umständen stattfinden dürfen. Wenn es einmal gelingt, im konkreten Fall die Infektionsgefahr zu mindern oder auszuschließen, sei es durch Benutzung eines Kondoms, sei es durch Untersuchung der zweiten Person, dann würde diese Erwägung nicht stattzufinden brauchen. Man wird aber begreifen, daß ein voller Ausschluß der Gefahr immerhin nur selten erreicht werden kann, da die Untersuchung der zweiten Person verhältnismäßig selten möglich ist, die Benutzung eines Kondoms aber nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vor der Infektion schützt. Kann doch die syphilitische Infektion schon durch einen Kuß entstehen.

Der zweite Gesichtspunkt, der für die Frage der sexuellen Abstinenz in Betracht kommt, ist der der Ethik. Wessen ethische Anschauungen sollen aber maßgebend sein? Die Ansichten über die Unsittlichkeit des illegitimen Verkehrs sind sehr verschieden. Sie waren nicht nur zu verschiedenen Zeiten

verschieden, sondern sind auch heute bei einzelnen Völkern und innerhalb desselben Volkes bei verschiedenen Gesellschaftsklassen und Personen durchaus nicht gleich. Zweifellos spielt auch bei der Brandmarkung des illegitimen Verkehrs viel Heuchelei und Mangel an Überlegung mit. Jedenfalls müssen wir uns aber fragen, wessen sittliche Anschauungen sollen maßgebend sein, die des Arztes, die des Patienten oder die dritter Personen? Ich persönlich kann etwas so Unsittliches nicht darin finden, wenn man eine vom Staate anerkannte Institution, wie es die Prostitution ist, zu therapeutischen Zwecken benutzen würde. Ich kann auch etwas so Unsittliches nicht darin sehen, wenn zwei erwachsene Personen nach reiflicher Überlegung, weil schwere Hindernisse der ehelichen Verbindung entgegenstehen, unter freier Vereinbarung illegitim verkehren. Voraussetzung ist hierbei natürlich, daß die Rechte dritter Personen nicht verletzt werden. Ich habe mich über diese Frage vor einer Reihe von Jahren bereits geäußert, als sich der Verband der deutschen Sittlichkeitsvereine an mich wandte. Aber, wenn ich auch persönlich in dieser Frage etwas freiere Anschauungen habe, so muß ich doch anerkennen, daß es Ärzte gibt, die den illegitimen Verkehr als etwas schwer Unmoralisches und Sündhaftes ansehen. Soll ein Arzt, der auf diesem Standpunkt steht, den Patienten einfach zu einem andern Arzt weisen, wie es Max Marcuse verlangt? Ich glaube nicht, daß man eine solche Forderung stellen kann. Man wird von einem Arzt, der den illegitimen Verkehr für sittlich absolut verwerflich hält, nicht verlangen dürfen, daß er zu ihm rät, selbst wenn er eine Besserung für die Gesundheit erwartet. Da aber überhaupt nicht des Arztes Anschauung den Ausschlag gibt, sondern die des Patienten, darf man vom Arzte höchstens verlangen, daß er dem Patienten seine Meinung sagt, etwa des Inhalts, daß gewisse Krankheitssymptome auf die sexuelle Abstinenz zurückzuführen seien, daß aber er, d. h. der Arzt, auf Grund seiner ethischen Anschauungen zu dem illegitimen Verkehr nicht raten könne. Die Entscheidung liegt dann bei dem Patienten, und ich bin in der Tat der Meinung, daß dies der Kernpunkt sein muß. Es braucht der Arzt, der den illegitimen Verkehr für verwerflich

hält, nicht zu ihm zu raten; aber er hat den Patienten darüber aufzuklären, daß die Krankheitserscheinungen eine Folge der Abstinenz sind. Die Entscheidung hat der Patient auf Grund seiner ethischen Anschauung zu treffen. Natürlich hat gleichzeitig der Arzt den Patienten auf die etwaige Infektionsgefahr und auf andere Gefahren hinzuweisen. Wie man auch mitunter bei Operationen dem Patienten die Entscheidung überläßt, so muß es hier auch der Fall sein. Höchstens hätte der Arzt die Entscheidung dann zu treffen, wenn der Patient darauf verzichtet, und wie es ja auch bei Operationen zuweilen geschieht, erklärt, er wolle alles tun, was der Arzt bei solchem Konflikt ihm rate. Sonst aber mag der Arzt noch so frei über den illegitimen Verkehr denken, nimmermehr hat er das Recht, den Patienten, der ihn für eine sittlich verwerfliche Handlung hält, dazu zu veranlassen.

Die ethische Frage hat natürlich im weiteren Sinne auch eine rein ärztliche Bedeutung. Denn, wenn ich einen Patienten dazu veranlasse, seine ethischen Grundsätze aufzugeben, die ich unter allen Umständen achten muß, so wird dies für ihn später schwere Seelenqualen im Gefolge haben. Man stelle sich doch nur den Fall eines katholischen Priesters vor, der infolge seiner sexuellen Abstinenz an einer Neurasthenie leidet. Hat irgend ein Arzt das Recht, einen solchen Mann zum illegitimen Verkehr zu veranlassen? Selbst dann, wenn alle Vorsichtsmaßregeln gegen Infektion, Schwängerung oder Bekanntwerden des Verkehrs getroffen sind, ist man nicht befugt, einen solchen Rat zu geben. Der Arzt hat das Recht, auch diesem Patienten zu sagen, daß die sexuelle Abstinenz gewisse nervöse Beschwerden bei ihm bewirkt habe, weiter gehen darf er nimmermehr. Welche Seelenqualen würde ein solcher Mann nachher erleiden, wenn er auf dringenden Rat des Arztes sein Keuschheitsgelübde verletzt hat, und wie müßten diese Seelenqualen wieder ungünstig auf seinen Gesundheitszustand wirken! Unter Berücksichtigung auch dieses Gesichtspunktes bleibt also als Kernpunkt immer wieder der: Ausschlaggebend ist im wesentlichen das ethische Gefühl des Patienten, nicht das des Arztes, wenn ich auch dieses nicht ignoriere, wie ich oben angeführt habe.

Als drittes Moment, das in Betracht kommt, sind die sozialen Folgen des illegitimen Verkehrs zu berücksichtigen. Auch sie kann kein Mensch ganz ignorieren, da man innerhalb der Gesellschaft und innerhalb des Staates lebt und von den Anschauungen anderer mit abhängig ist. In Kreisen, wo der illegitime Verkehr junger Männer ohne weiteres statthaft ist, werden die sozialen Folgen den Rat des Arztes nicht zu beeinflussen brauchen. Anders aber da, wo ein solcher Verkehr den Ausschluß aus den dem Patienten unentbehrlichen Gesellschaftskreisen bedeutet. Noch vielmehr kommen hier in Betracht die Folgen für das Mädchen. Denn, wenn auch der illegitime Verkehr des jungen Mannes in weiten Kreisen als erlaubt angesehen wird, so denkt man doch anders über den des Mädchens. Daß dies eine Härte gegen das einzelne Weib ist, kann bei der ärztlichen Würdigung dieses Punktes nicht in Betracht kommen, denn der Arzt hat sich bei seinen Ratschlägen nicht danach zu richten, wie die Welt sein sollte, sondern, wie sie ist. Wenn eine Frauenrechtlerin, Helene Stöcker, den ärztlichen Rat zum illegitimen Geschlechtsverkehr glaubt verteidigen zu müssen, weil man auf eine Reform der sexuellen Moral hinarbeite, so beweist dies, daß diese vielleicht sonst recht tüchtige Dame von den tatsächlichen Verhältnissen der ärztlichen Praxis wenig Ahnung hat. Denn der Arzt kann sich nicht in seinen Ratschlägen danach richten, wie er oder Fräulein Stöcker die Ehe reformiert sehen möchte, sondern nur danach, wie die Verhältnisse zurzeit der Behandlung liegen. Wenn ein Mädchen bei der Ausübung des illegitimen Verkehrs so schwere Folgen zu befürchten hat — Ausschluß aus der Gesellschaft, Infektion, Schwangerschaft, uneheliche Kinder — so können diese nicht dadurch gemildert werden, daß der Arzt sagt: Es ist Unrecht, daß den jungen Mädchen dies alles zur Last fällt; ein gerechter Staat, eine gerechte Gesellschaft müßten für das uneheliche Kind sorgen, dürften das Mädchen nicht ächten. Damit werden im konkreten Fall die schweren sozialen Folgen nicht beseitigt. Man hat weiter bei dem jungen Mädchen daran zu denken, daß der illegitime Verkehr seine spätere Verheiratung außerordentlich erschwert; denn der Umstand, daß das Mädchen vor der Verheiratung geschlechtlich

intimen Verkehr hatte, kann bei den allgemeinen Anschauungen, die darüber herrschen, sogar als ein Eheanfechtungsgrund angesehen werden. Der Einwand, daß dieser Verkehr nicht bekannt zu werden braucht, er mithin diese Folge nicht hat, wäre nur für einzelne Fälle richtig. Jedenfalls ist mir der Fall einer Dame bekannt, die vor der Verheiratung illegitimen Verkehr gehabt hat, und die, da der Ehemann hiervon nichts weiß, dauernd das Opfer schwerer Erpressungen seitens dritter Personen, die davon Kenntnis hatten, geworden ist. Diese sozialen Folgen sind vollständig von der hygienischen und ethischen Bedeutung des illegitimen Verkehrs zu trennen.

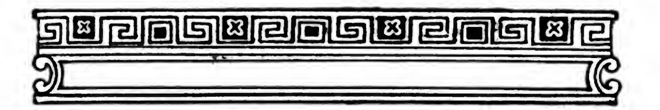
Man wird begreifen, wie viele Momente bei der ganzen Frage in Betracht kommen, und es ist eine gänzlich falsche Auffassung, wenn einzelne Ärzte glauben, sie müßten in jedem Fall dem Patienten oder der Patientin sagen, was sie zu tun haben. Ebenso wie bei Operationen, von denen ich schon sprach, liegt es auch mit vielen anderen Heilmitteln. Wenn Konflikte vorhanden sind, ist es im allgemeinen nicht Sache des Arztes, diese zu lösen, und er hat nur dann das Recht dazu, wenn ihm alle Verhältnisse hinreichend bekannt sind und ihm die Lösung des Konfliktes ausdrücklich vom Patienten aufgegeben ist. Sache des gewissenhaften Arztes ist es aber, den Patienten über die verschiedenen Gesichtspunkte aufzuklären, die bei der Frage in Betracht kommen.



VIELWEIBEREI IN DEUTSCHLAND.

In Deutschland ist nach dem dreißigjährigen Kriege Vielweiberei gestattet gewesen, wenn auch nicht im allgemeinen, so doch in einzelnen Ländern oder Herrschaften. So liegt ein Kreisbeschluß aus Nürnberg vom Jahre 1650 vor, in welchem es wörtlich heißt: »es soll jedem Mannsperson zwey Weyber zu heyraten erlaubt sein.« Man hoffte dadurch die im Kriege so verminderte Einwohnerzahl der Städte wieder zu heben. Leider verschweigt das Fränkische Archiv von 1790, welchem der Beschluß entnommen, ob jemand von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht hat.





DIE ÜBERSCHÄTZUNG DER PHYSISCHEN REINHEIT.

Von HANS MENJAGO.

Die physische Reinheit des Menschen — so ungefähr sagt Ellen Key — ist nur in dem Maße etwas wert, wie sie dazu dient, den Menschen stärker zu machen. Heute wird diese körperliche Unberührtheit beim weiblichen Geschlechte in einer Weise hochgehalten, wie vielleicht niemals bisher, aber es scheint doch fraglich, ob sie denn auch wirklich in demselben Maße dazu dient, den Menschen besser zu befähigen für die Forderungen des Lebens. Sie ist in einer Weise zu einer Wichtigkeit erhoben, daß sie alle unsere gesellschaftlichen und sozialen Einrichtungen geradezu beherrscht, und alles andere muß vor ihr zurückstehen, ohne Rücksicht darauf, ob die Menschheit dadurch schwächer wird anstatt stärker.

Die physische Reinheit war wohl ursprünglich geschätzt als Zeichen größerer Willensstärke und Charakterfestigkeit, und sie bedeutet ein Erheben über primitive Verhältnisse. Daß man auf sie Wert legt, dürfte also als ein Beweis sich entwickelnder Kultur über den ursprünglichen Zustand der Gleichgültigkeit in sexuellen Dingen anzusehen sein. Diese Reinheit war schwierig zu erhalten in jenen unsicheren Zeiten, sie war etwas seltenes, ungewöhnliches. Die Reinheit als Kulturmoment mischt sich mit religiösen Ideen und aus ihrer Seltenheit entstand wohl der Aberglaube von übernatürlichen Kräften, die der reinen Jungfrau innewohnen sollten. Doch hat dies nur solange Sinn, als solche Reinheit nicht allgemein ist, und besondere hervorragende Charakterstärke zu ihrer Erhaltung bedingt. Der Grund für die Voraussetzung ungewöhnlicher Kräfte ist hier derselbe wie bei anderen Asketen, Einsiedlern, in Enthaltsamkeit von irdischen Genüssen lebenden »Heiligen«.

Diese Anschauungsweise ist uralt und berührt das religiös

vorgeschriebene Fasten, wie es von manchen Sekten, religiösen oder philosophischen Gemeinschaften zu allen Zeiten gefordert wurde. Alle diese Enthaltsamkeitsvorschriften von Speisen, von der Liebe, für bestimmte Zeiten oder dauernd, sie beruhen auf dem Grundgedanken, daß solches Kasteien den Menschen zu besserer Einsicht aufgeschlossener, zu höheren Gedanken und Empfindungen fähiger und für tiefere Erkenntnis empfänglicher mache, und daß er so, durch die Enthaltung von den täglichen Genüssen des Daseins und von der Beeinflussung alles Irdischen abgeschlossen, übernatürlicher Kräfte teilhaftig werden könne.

Aber auch einen greifbaren Vorteil brachte die Unberührtheit mit sich, denn diejenigen Mädchen wurden bei der Eheschließung vorgezogen, deren Reinheit außer Frage stand, teils infolge jenes Einflusses religiöser Anschauungen, teils wohl aus dem natürlichen Gedanken, daß sie ihre Kräfte noch nicht vergeudet hätten.

Da aber alle jener Vorteile teilhaftig werden wollen, so wird die Reinheit zur Regel und schließlich sogar eine Forderung für alle, ohne Rücksicht, ob nicht durch zu große Wertschätzung dieses einen Punktes andere wichtigere Forderungen der Ausbildung vernachlässigt und unterdrückt werden.

Denn die allgemeine Vorschrift dieser Reinheit zu erfüllen, ist nicht leicht, zumal nicht jede über die erforderliche Charakterfestigkeit und Kälte verfügt. So wurden denn, um ihre Töchter für die Heirat wertvoller zu machen, von vorsorgenden Eltern Schutzeinrichtungen und Sitten eingeführt, welche die Mädchen vor jeder Gefahr sicherstellen und durch fortwährende Beaufsichtigung zur Enthaltsamkeit zwingen sollten, ob freiwillig oder unfreiwillig. Die allgemein verbreiteten Anschauungen in dieser Beziehung und ein gewisser gegenseitiger Neid um die Vergünstigung, welche die Reinheit mit sich bringt, tun dann das Übrige, um einen Zustand zu schaffen, wo jedes weibliche Wesen alle anderen beaufsichtigt und von allen anderen beaufsichtigt wird. Und wehe derjenigen, die sich diesem festgeschlossenen Ringe der sogenannten »guten Sitte« zu entziehen sucht! Daraus entsteht die ewige schreckliche Angst vor dem schlechten Rufe, nicht vor der wirklichen

Schlechtigkeit, und es wird eine innere Unwahrheit großgezogen, die die schädlichsten Folgen hat.

Ob die Mädchen bei dieser Unselbständigkeit, zu der sie erzogen werden, gedeihen können oder nicht, danach wird gar nicht gefragt; wenn sie nur infolge ihrer garantierten physischen Integrität an den Mann kommen — denn in der Ehe sind sie ja versorgt. Weiter denkt man nicht. Aber was sind das für Voraussetzungen für eine Ehe: Vollste Unselbständigkeit und Unerfahrenheit! — Was daraus in der Ehe wird, ist gleichgültig. Der Mann findet bei diesen unselbständigen jungen Frauen auch selten Verständnis für sich und sein Dasein. Und wie wirkt das ganze System auf die Männerwelt selbst, und speziell auf das Verhältnis der jungen Leute untereinander? Jedenfalls nicht in dem Sinne, Offenheit und Natürlichkeit im Umgange mit einander zu fördern. Die jungen Männer geben sich oft genug ungezügelter Freiheit hin und es wird ihnen gestattet — ein ganz anderes System der Vorbereitung auf die Ehe! Kann das zusammen passen? Woher denn sonst die vielen unglücklichen oder doch unbefriedigten Ehen? Und wie können sich die jungen Leute unter diesen Verhältnissen vor der Heirat kennen lernen? Und was haben sie nachher in der Ehe gemeinschaftlich als höchstens die Sinnlichkeit. Denn das gemeinschaftliche Interesse für die Kinder ist auch sehr zweifelhaft, wenn sonst nichts Gemeinsames als Grundlage vorhanden ist.

So ist denn die körperliche Unberührtheit heute nicht mehr eine seltene Eigenschaft, wie ehemals in wilden Zeiten bei rohen Sitten; man erwartet, ja verlangt sie von jeder unverheirateten Frau und so ist sie bei vielen vorhanden, bei den übrigen wenigstens vorgeschützt; es ist schließlich keine da, die diesen Vorzug nicht für sich beanspruchte. Und dabei die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit der Feststellung. Als Folge bildet sich allmählich heraus ein grausam strenges Gericht über die, bei der jene Unberührtheit nicht mehr vorhanden ist, die dieselben Vorteile genießen will wie die anderen, ohne die schweren Entbehrungen derselben mit in den Kauf zu nehmen, weil es als ein Betrug, als falsche Vorspiegelung erscheint. Doch dies strenge Gericht ist nur

logisch berechtigt, wo man diesen Betrug als beabsichtigt ansieht. Scharf ist deshalb die äußere Markierung der jungfräulichen Reinheit durch den Myrtenkranz, eine Sitte, die in ihrer brutalen Deutlichkeit klar auf die äußerlichen Vorteile, den Vorzug bei der Eheschließung hinweist. Aber Abscheu trifft alle diejenigen, welche diese höhere Stufe der Reinheit nicht für sich in Anspruch nehmen, sei es mit Recht oder ohne. Dies ist der Punkt, wo die Sucht nach Täuschung in das Leben der Frau hineingelangt, die sich dann nach allen Seiten hin ausbreitet. Dieselbe spricht sich schließlich in allem aus, was mit ihrem Körper zusammenhängt, in der Kleidung wie in ihrem Benehmen.

Hier wird der Schaden so recht deutlich, der durch das heute übliche aber in langen Zeiten allmählich ausgebildete gegenseitige Benehmen der Geschlechter gegeneinander entsteht.

Erst hat der Mann die Frau zur Sklavin seines einseitigen Sittengesetzes gemacht, indem er die physische Reinheit verlangt, nur dann hat sie Anspruch auf die Ehe. Nun aber die Gegenwirkung, indem das Mädchen, um ihre Reinheit zu schützen und den Mann zur Eheschließung, die ja den Kampfpreis bildet, zu zwingen und sich zugleich für dieselbe möglichst wertvoll zu machen, sich dem Manne so sehr versagt, daß von einem Verkehr, einem Umgang miteinander, einem Kennenlernen, gar nicht die Rede sein kann. Sie gibt nichts her von dem, was ihn reizt, außer in der Ehe, auch nicht das geringste. Er soll entbehren! Nicht einmal den Anblick des Körpers soll er haben. Damit er aber nicht verzichten lernt und gegen das Weib gleichgültig wird, wird bald hier bald dort ein wenig gezeigt, um den Appetit zu reizen, um seine Sinne anzuregen. Das gibt dann die unwahren Verhältnisse; und keine Frau hat ein Recht, ihre Wahrheitsliebe zu betonen, die nicht mit aller Macht bemüht ist, dagegen anzukämpfen. Die Folge dieses ganzen Systems aber ist, daß weder Mann noch Weib auf ihre Rechnung kommen. Denn auch die Frau leidet unter diesen Verhältnissen, die die Gestaltung ihres ganzen Lebens beeinflussen. Sie darf auch nicht von dem für alle vorgeschriebenen Wege abgehen, ohne den ganzen Schwarm ihrer Mitschwestern gegen sich zu haben.

Auch der Mann kann den fortwährenden auf ihn eindringenden Reizen nicht widerstehen, ohne einen großen Teil seiner Kraft in dem ewigen Kampfe einzubüßen, den er neben seiner Berufsarbeit zu bewältigen hat.

Das sind bedauerliche Zustände, und passen nicht mehr für unsere heutigen Kulturverhältnisse, dieser Kampf der Geschlechter: wer dem andern am meisten mit List abgewinnt! Er ist nicht anständig, nicht wahr, nicht edel, nicht aufrichtig, sondern niedrigster Egoismus. Er macht nicht glücklich. Niedrige Naturen haben dabei am meisten Aussicht auf Erfolg.

Die durch das ganze heutige System gebotene allzugroße Zurückhaltung der Frau vor der Ehe um der Garantie der körperlichen Unberührtheit willen dient nicht dazu, die Vorbedingung für eine glückliche Ehe abzugeben, wenn sie auch nach unseren bisherigen Begriffen als notwendige Vorbedingung zur Aussicht auf die Ehe erscheint. Es ist eine sehr auffallende Tatsache, daß mancher Mann seine sittenstrenge Ehefrau vernachlässigt und sich von einer anderen, die etwas freier in ihren Anschauungen ist, von einer Sängerin, Tänzerin etc. angezogen fühlt und bei ihr die Befriedigung findet, die er bei seiner Hausfrau vergeblich sucht. Zwar dürfte er eine Frau, deren Reinheit nicht verbürgt war, der Leute wegen nicht ehelichen; aber um ihn anzuziehen und zu fesseln, sein Interesse in Anspruch zu nehmen und ihm in jeder Beziehung das im Verkehr zu bieten, was er beim Weibe sucht, dazu ist die weniger ängstlich sittenstrenge oft viel besser geeignet, schon deshalb, weil sie in der Welt lebt und nicht abgeschlossen aufgewachsen ist, wie seine Frau.

Die jungen Mädchen werden in eigentümlicher Weise und in eigentümlichen weltfremden Ansichten erzogen, um sie als »weißes Blatt« für den zukünftigen Ehemann zu erhalten.

Mit Beginn der Ehe werden sie aus diesem Zustande durch einen Gewaltakt herausgerissen und können dann als Wissende weiterleben und am allgemeinen Leben teilnehmen. Den alternden jungen Mädchen aber fehlt dieses plötzliche Herausreißen aus ihren weltfremden Träumen. Falls sie also nicht schon vorher selbst sich die Wahrheit des Lebens selbständig gesucht haben anstatt der Täuschung, — leben sie

so weiter in dem Zustand, der nicht Wachen und nicht Traum ist; denn sie sehen den Abstand zwischen ihren Anschauungen und dem Leben, müssen aber tun, als sähen sie ihn nicht. Und so bleiben sie dabei, das Leben immer in einer schiefen Stellung anzusehen, von einem falschen Standpunkte aus, von dem sie es nicht verstehen. Für eine richtige Mitwirkung am Leben, eine rege Anteilnahme sind sie oft verdorben, da sie, wenn sie endlich zum Verständnis des Lebens gelangen, zu verknöchert sind in ihren alten Anschauungen und nicht mehr umdenken können.

Und das alles nur, damit das junge Mädchen dem Manne als weißes Blatt entgegentritt, worauf dieser oft genug nichts zu schreiben weiß, oder nicht Zeit und Muße findet, es zu tun. Also dieser ungeheuere Verlust an Menschenwert und Lebenskraft wegen einer falschen Theorie.

Es ist ein sehr beachtenswerter Punkt bei der Beurteilung dieser ganzen Sache, daß gerade von Männern, die sich selbst längst nicht mehr im Stadium der Keuschheit befinden, auf die körperliche Integrität des Weibes bei der Heirat am meisten Wert gelegt wird. Gerade für Lebemänner ist, wenn sie sich zur Ehe entschließen, die körperliche Unberührtheit von besonderem Reiz, da sie ihren erschlafften Nerven eine neue Anregung bietet, d. h. einen starken sinnlichen Reiz. Dies ist wohl zu unterscheiden von dem feinen seelischen Eindruck, den ein reines jungfräuliches Wesen auf jeden gesund empfindenden Menschen ausübt. Nein, ein grobsinnlicher Kitzel ist jener, ähnlich dem, der alte Lebemänner reizt, mit halbreifen Mädchen zu verkehren.

In einem eigentümlichen Zusammenhange steht das Schamgefühl mit der Erregung des geschlechtlichen Gefühls, bezw. mit der Sinnlichkeit überhaupt. Ich könnte mir nichts vorstellen, was sexuell stärker erregend wirken würde, als eine Person des anderen Geschlechtes zu beobachten, die durch irgend welche Macht, äußere oder innere, gezwungen würde, gegen ihr körperliches Schamgefühl anzukämpfen. Je stärker das Schamgefühl in diesem Falle ist, das sie zu überwinden gezwungen wäre, desto mehr würde der Anblick sexuell erregend wirken. Nun wird durch die Anerziehung des starken

Schamgefühls beim jungen Mädchen eine gewisse Pikanz künstlich erzeugt, die es in den Augen der Männer begehrenswert machen soll. Denn nur der Übergang von der Jungfrau zur Frau bietet diese Gelegenheit zur gewaltsamen Überwindung des Schamgefühls. Es wird so eine künstliche Gelegenheit zur Erzeugung sexueller Erregung geschaffen, die nicht als natürlich und darum auch nicht als sittlich angesehen werden kann, da sie übertrieben, künstlich gesteigert ist.

Denn sobald das Mädchen Frau wird — und das ist ja ihre natürliche Bestimmung — muß dies Schamgefühl mehr oder weniger gewaltsam überwunden werden; ist es auch nicht äußere Gewalt, so ist es eine innere, es entsteht jedenfalls ein Kampf zwischen Liebe oder Pflicht und Schamgefühl; immerhin ein Kampf widerstreitender Gewalten. Ist dabei die Zuneigung zum Manne der Wahl sehr groß, so überwindet diese alles andere und das Schamgefühl wird kaum zum Bewußtsein kommen. So empfinden wir unwillkürlich die geschlechtliche Vereinigung als um so sittlicher, je größer die Liebe ist; ohne diese aber als unsittlich, mögen die Motive sonst sein, welche sie wollen, mit oder ohne den Segen der Kirche und des Staates.

Nun müssen wir uns wohl fragen, was denn zu dieser heute üblichen Überschätzung der Jungfrauschaft geführt hat. Die physische Integrität, auf die so viel Wert gelegt wird, dient ja wohl ursprünglich nur als Grundlage zum Beweise der psychischen. Nicht daß das Weib früher einmal einem anderen Manne angehört hat, wäre im Grunde das Bedenkliche, sondern daß von diesem Verhältnisse in ihrer Seele noch ein Rest zurückgeblieben ist, daß sie vielleicht noch des früheren Liebhabers gedenkt in den Armen des Ehemannes, oder ihn als Liebhaber beibehält. Denn einer Witwe wird ihre frühere Ehe nicht verübelt, sie genießt dieselbe Ehre bei der Wiederverheiratung wie die Jungfrau. Ebenso ist es bei der geschiedenen Frau, wenn der Mann der schuldige Teil war; denn man setzt hier voraus, daß zwischen diesen beiden kein Verkehr mehr stattfinden kann, daß alle Verbindungen abgebrochen sind, der eine ist für den anderen so gut wie tot. Wenn aber der Mann noch lebt, der mit dem

Mädchen früher in Verbindung gestanden hat, so ist die Gefahr vorhanden, daß ein psychisches Band noch durch die Erinnerung besteht. Das Schlimmste dabei ist immer der Gedanke, daß der Verführer eines Mädchens in späterer Zeit, wenn er sie als Frau wiederfindet, wieder erscheinen und die Ehe stören könnte, oder daß doch die Erinnerung an frühere Zeit störend einwirken könnte. Diese Furcht ist eben berechtigt, soweit in der heutigen falschen Erziehung der Töchter das Lebensfeindliche und Lebensfremde im Vordergrunde steht, das eine Sentimentalität erzeugt, die das Alte, Vergangene, Abgelebte nicht vergessen will, und nicht begreift, daß die tote Vergangenheit auch die lebendige Gegenwart töten kann. Ein solches müßiges Sichzurückerinnern ist in jedem Falle ein Unrecht des einen Gatten gegen den anderen, das großes Unglück meist über beide bringt.

Denn wer in eine neue Lebenslage tritt, die seinem ganzen Leben ihren Stempel aufdrückt, der hat auch die Pflicht, alles Alte, was hinderlich ist, abzutun und sich dem Neuen ganz hinzugeben. Das bringt der Mann weit leichter fertig als die Frau, sei es, weil seine Naturanlage oder seine Erziehung ihn mehr dazu befähigt. Deshalb aber wird ihm auch eine »Vergangenheit« leichter verziehen.

Der Mann verlangt vom Weibe Reinheit, er sucht sie bei ihr als sein Ideal. Und doch hat er das natürliche Streben, diese sogenannte Reinheit wenigstens in physischer Beziehung zu zerstören. Das erscheint entschieden als ein Widerspruch, wenigstens solange man seelische Reinheit von körperlicher Integrität abhängig macht. Es scheint daraus hervorzugehen, daß das Weib nur so lange des Mannes Ideal sein könne, als sie ihre Jungfräulichkeit bewahrt hat, und nachher nicht mehr. Es könnte demnach nur die Geliebte, die Braut seinen idealen Ansprüchen entsprechen, nicht die Ehefrau. Es ist auch vielfach die Meinung verbreitet, daß dem Manne das Weib gleichgültig wird, sobald er erst einmal mit ihr die Liebe genossen hat. Das mag vorkommen, aber es ist stets ein Zeichen davon, daß etwas nicht in Ordnung ist. Entweder war dann überhaupt mehr Sinnenreiz als Liebe vorhanden oder der Mann ist bereits an Abwechselung gewöhnt.

Wo das aber nicht der Fall ist, wird es an der fehlenden Reife des Mannes liegen, so daß er nur sieht, was er zerstört hat, nicht aber, daß darin der Grund liegt zum Aufbau von neuen Lebensverhältnissen und eines späteren Geschlechtes. Denn die Unberührtheit ist an sich nichts, sondern hat nur ihren Wert darin, so lange fortzubestehen, bis ein neues Motiv, das Muttermotiv, das Leben beherrscht. In jener Überschätzung spricht sich also ein bedauerlicher Mangel aus. Erstens ein Mangel an sittlicher Reife, der nicht einsieht, daß die physische Reinheit nur ein Mittel zu einem höheren Zwecke ist, nur da ist, um auf den Beruf der Gattin und Mutter vorzubereiten. Und zweitens liegt darin ein Mangel der richtigen Erkenntnis, daß der Liebesgenuß etwas Erhabenes und die Zeugung etwas Heiliges ist. Jene Anschauungsweise, der diese wichtige Erkenntnis fehlt, baut sich auf dem alten Grundsatz auf, der durch die christliche Religion und das mit ihr von Generation zu Generation vererbte Asketentum auf uns gekommen ist, die Anschauungsweise, die in dem »sündigen Fleisch« die Wurzel alles Übels sieht und den Körper verachtet und ihn kasteien möchte.

Aus dieser Anschauungsweise heraus muß der Mann nach dem physischen Liebesgenuß, den er für etwas Gemeines, ja sogar Tierisches hält, zu dem aber der Naturdrang in ihm liegt, sich selbst ebenso wie das Weib, das sich ihm gab, verachten. Er muß auch denken, daß ihn die Natur durch diesen verächtlichen Drang erniedrige, daß also das Niedrige von Natur in ihm liege. Will der Mensch aber nicht ganz auf Selbstachtung verzichten, so kommt er auf die Idee der Zweiteilung, des verächtlichen Körpers und der aufwärtsstrebenden Seele. Aber mit diesem Dualismus kommt man in eine Sackgasse, wie die Erfahrung gezeigt hat; es ist keine lebensfördernde, sondern eine tote Anschauungsweise. Aus alledem kommt er nur heraus, wenn er die Ehrbarkeit des Leibes, die Erhabenheit der Zeugung anerkennt. Darin nur kann sein Sinn gesunden.

Havelock Ellis (Geschlechtsgefühl) sagt in dieser Beziehung: »Das Verurteilen der Sexualität schloß die Verherrlichung der Jungfrau in sich; und dem Weibe, welches sexuelle Funktionen

verrichtete, wurde Gleichgültigkeit, ja Verachtung entgegengebracht.« Jeder konnte, je nach seinem Temperament, das Durchschnittsweib mit dem einen oder mit dem anderen Typus identifizieren; der Fond latenten Gefühls, den keine asketische Vorschrift im menschlichen Herzen vernichten kann, führte zu der Entstehung des engelhaften und des teuflischen Typus des Weibes. Diese uralten Einflüsse lassen sich heute noch in allem nachweisen, spurenweise wenigstens, was die Ärzte und Anthropologen vom Weibe sagen, auch wo sie streng wissenschaftlich sein wollen.

Obgleich wir wissen, daß die der Jungfrau zugeschriebenen Kräfte und Fähigkeiten in für uns völlig veralteten Anschauungen, dem heidnischen Volksglauben, ihren Ursprung haben und zu unserer heutigen Zeit nicht mehr passen, so ist doch die Idee geblieben, als ob das Mädchen mit der Unberührtheit ihr wahres Wesen, alle guten Eigenschaften und Fähigkeiten verloren hätte. Aber das in seinen Grundlagen richtige Prinzip der Wertschätzung der Reinheit hat sich im Laufe der Zeiten zu einer wahren Geißel der Menschheit entwickelt, dadurch, daß dieser eine Punkt in einer übertriebenen und unberechtigten Weise in den Vordergrund gestellt und zur einzigen Grundlage der Erziehung gemacht wird, zu dem maßgebenden Faktor, dem sich alles, alles, alles beugen und unterordnen muß. Die ganze Ausbildung, das ganze Leben, die ganze geistige wie körperliche Entwicklung des jungen Mädchens dreht sich nur um diesen einen Punkt und werden dieses einen Grundes wegen aufs äußerste vernachlässigt, wo man nicht einmal die sicheren Garantien hat, die Unberührtheit zu erhalten. Und zwar die körperliche Unberührtheit, denn die seelische Reinheit wird dabei oft genug ohne Bedenken aufs Spiel gesetzt. Daß also alles andere unter diesem Bemühen nach künstlich zu erhaltender Reinheit leiden muß, das ist der unberechenbare Schaden.

Gerade die früher üblichen Probenächte, wie sie selbst heute noch trotz eifriger Anfeindung in manchen Gegenden unseres Vaterlandes beim Bauernstand sich erhalten haben, zeigen, daß im Rechtsbewußtsein des Volkes die Anschauung haftete, daß nicht der einmal vollzogene Beischlaf die Ehe

ausmachte, sondern das Zusammenleben und Zusammengewöhnen der Eheleute, gewissermaßen das Ineinandereinleben.

Die übertriebene Wertschätzung der körperlichen Integrität scheint nicht, wie es vielfach heißt, eine Charaktereigenschaft der Germanen gewesen zu sein, sondern im Gegenteil von den Südländern oder Orientalen, wo das Weib eine weit geringere Achtung genoß, speziell von der semitischen Rasse übernommen zu sein. Da bei diesen das Weib weniger galt und Vielweiberei offen oder geheim häufiger war, der Geschlechtsgenuß raffinierter betrieben wurde, machte man einen größeren Unterschied zwischen benutzter und neuer Ware, sah in der Unberührtheit eine besondere Stimulanz, einen raffinierteren Genuß. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß neben den mit dem Christentum eingeschmuggelten altjüdischen Anschauungen auch später die Berührung mit dem Orient durch die Kreuzzüge in dieser Richtung stark beeinflussend wirkte.

Das gar zu sorgfältige Beschützen und Verhüllen des Körpers beim Weibe ist kein Zeichen hoher Sittlichkeit; denn gerade die Vorsicht, mit der der Körper der Frau, speziell des jungen Mädchens behandelt wird, deutet darauf hin, daß dieser Körper um seiner selbst willen, und das Weib eigentlich nur als Körper und der von ihm zu erwartenden sinnlichen Genüsse wegen geschätzt und geradezu als Ware behandelt wird.

Die Sorge um die Unberührtheit sinkt bei dieser Sachlage zu dem Streben herab, daß diese in möglichst gutem, unbeschädigtem Zustande an den Käufer kommt, um einen möglichst hohen Marktwert zu erzielen, d. h. eine möglichst gute Partie — in bezug auf Vermögen und Stellung des Mannes — zu machen. Würde auf den Geist, Charakter, kurz auf die individuellen Eigenschaften der Frau mehr Wert gelegt und sie mehr als Person betrachtet, so könnte man bezüglich der körperlichen Integrität nicht mit einer Vorsicht verfahren, die in keinem Verhältnis zu ihrem Erfolge steht. Denn obwohl man theoretisch annehmen sollte, daß die körperliche Unberührtheit die logische Folge der geistigen Unverdorbenheit und Unerfahrenheit sein sollte, so ist das doch in der Praxis nicht der Fall, wenigstens ist es durchaus nicht durchgehende Regel, sondern kann nur in einzelnen Fällen zutreffen. Die

körperliche Reinheit kann nur Wert haben, wenn sie die Folge eigener Charakterstärke ist, nicht aber wenn sie aus den Zwangsmaßregeln der Sitten hervorgeht.

Die Germanen, die von Natur sittenreiner waren als die orientalischen Völker und in dieser Beziehung frei von Raffiniertheit urteilten, auch voraussetzten, daß ein Mädchen sich nicht leichtsinnig und genußsüchtig verschenken würde, legten nicht groß Gewicht darauf, ob sie einmal die Probenacht mitgemacht habe. Sie wollten in der Frau mehr als den bloßen Sinnengenuß, sie wollten eine rechtschaffene Hausfrau und Mutter ihrer Kinder. So deutet diese ganze Anschauungsweise auf eine weit reinere Denkungsart, als jene, die die Unberührtheit so hoch stellt, daß sie von dieser die Befähigung zur Heirat abhängig macht.

ZUR REFORM DER ETHIK.

Von MARGARETE PICK.

Die Klage um Gehaltszahlung bei einem Berliner Kaufmannsgericht brachte kürzlich die Heldentat eines Handlungsgehilfen zutage, eine Tat, wie sie in ihrem beispiellosen Leichtsinn und ihrer Roheit wohl nicht viel ihresgleichen findet.

Ein Angestellter eines großen kaufmännischen Betriebes hatte frivol mit einem seiner Geschäftskollegen gewettet, daß er es fertig bekommen würde, eine Kollegin desselben Geschäftes zu seiner Geliebten zu machen. Er gewann die Wette — wodurch ist nicht festgestellt — und das folgenschwere Verhältnis wurde noch durch ihn im Geschäft publik gemacht, so daß es schnell den Gesprächsstoff bildete und derart ausgeschlachtet wurde, daß der Chef in Wahrung guter Sitten den prächtigen Jünger Merkurs sofort entließ. Wegen Gehaltszahlung verklagt, sprach das Kaufmannsgericht den Chef frei, unter der Begründung, »daß es zu den Pflichten des Chefs gehöre, zur Aufrechterhaltung der guten Sitte eine Sonderung unter den Geschäftskräften vorzunehmen, wenn diese dagegen verstoßen.« Das Gericht hat dem Handlungsgehilfen das Unmoralische seiner Handlungsweise vorgehalten

und danach sein Urteil gebildet. Ist jedoch mit dem materiellen Ausfall des Gehalts, der vielleicht bei schnellem Neuengagement ganz unbedeutend ist, dem hoffnungsvollen jungen Mann eine Strafe geworden für seine empörende Handlungsweise? Was ist solch einem Exemplar diese amtliche Rüge? Ruft solch ein Fall nicht nach dem Gesetzbuch?

Es ist, wie schon oben gesagt, leider nicht festgestellt, ob die Verführung nicht mit Hilfe des Eheversprechens zustande kam. Wohl hat die Verkäuferin dann gesetzliche Entschädigungsrechte, die sie geltend machen kann. Doch was nützen solche Gesetze für den moralischen Punkt dieser Sache. Und dann weiter, ist der junge Mann so materiell begütert, daß er neben der Alimentation des kommenden Kindes auch die Entschädigungssumme zahlen kann? Sicher nicht. Wenn also schon der Verführten nur eine sehr minimale materielle Entschädigung werden wird, welch ein Ausgleich wird ihr für die tiefe moralische Demütigung, die der frivolste Leichtsinn ihr bereitet?

Man sage nicht, sie hätte sich ja nicht hingeben brauchen. Ein junger Mensch, der, bar jedes sittlichen Gefühls, eine solche Wette eingeht, läßt dann, um sie durchzusetzen, auch »alle Minen springen«. Er war ja von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt, so wird er wohl auch schon Erfahrung im Umgang mit Frauen gehabt haben und sehr richtig die Gefühlsseite, dieses hervorragend weibliche Gut, erregt haben. Gerade was den Frauen als ihr Bestes immer wieder rühmend nachgesagt wird, ist ja so oft ihr Unglück. Es wird wohl auch hier so gewesen sein. Denn d i e Frauen, die kleine Minderheit, die sich heute nicht mehr von ihren zarten Gefühlen mitreißen läßt, das ist diejenige, die das Leben schon in seiner harten Schule durchgearbeitet hat. Die anderen teilen, verheiratet oder unverheiratet, das Schicksal der Handlungsgehilfin. Sie lassen sich von einem trauten Manneswort beschwatzen, lassen sich in die Hoffnung einer sorglosen Zukunft einwiegen und geben sich, sagt der Verehrer »entweder — oder«, willig hin, nur um sich den Mann zu erhalten, »Frau« (im legitimen Sinne natürlich) zu werden.

Außerdem, geht ein Mann, wie jener Berliner Handlungsgehilfe, nur auf das sexuelle Resultat hinaus, dann weiß er auch beim Weibe den sexuellen Trieb zu wecken, bis zum Verlangen zu entflammen. Denn mit dem Märchen von der geringeren Sexualität des Weibes haben wir ja wohl endlich aufgeräumt. Wo die Sinnlichkeit gereizt wird, verlangt die Natur ihre Befriedigung, ganz gleich ob Mann, ob Weib. Jedoch, welcher Grad von Gewissenlosigkeit gehört dazu, eine Unbescholtene (denn um eine solche dürfte es sich gehandelt haben, da um eine andere wohl kaum jene Wette geschlossen worden wäre) in diese Erregung hineinzutreiben und auszunützen, da dem Kavalier genau bewußt war, daß jene nach unseren heutigen Moralanschauungen damit ihre Ehre verliert!

Aber nein, der junge Mann hatte, um mit Sudermann zu reden, den Begriff »Frauenehre« eben noch nicht erfaßt; er hatte nur »das ganz gemeine Vergnügen«, »Ehre« muß man auch ihm absprechen.

Leider sind wir noch nicht so weit, daß dieser Maßstab als allgemein gültig erkannt worden ist. Wir werten die Moral noch immer einseitig, richtet man sich bei dieser Feststellung nach der Majorität der Zahl. Denn die besten, die führenden Geister, die die Umwertung bereits vollzogen haben, sind noch immer zu wenig Köpfe, um die Massen für ihre Anschauungen gewinnen zu können. Und doch tut gerade die Geschlechts-Ethik der Aufklärung der Menschheit am nötigsten, ja sie kann ohne allgemeine Anerkennung nie ein Kulturfaktor werden. Wohin die Menschheit schon geraten ist, wenn sie meinte, der sexuellen Sittlichkeit ganz entbehren zu können, das hat die Geschichte in den Zeitaltern der größten Ausschweifungen mit tiefen Runen als Beginn des Zerfalls jedem Volke ins Antlitz geschrieben. Heute dünken wir uns weit, weit fortgeschritten, sind stolz auf unser Zeitalter der Erfindungen. Wir haben auf allen Gebieten der Wissenschaften Gipfel erklommen, haben manch verschleiertes Bild enthüllt, — — auf dem Gebiete der Ethik ist die Masse der Völker nicht viel weiter gekommen, als daß der offenen, übertriebenen Sexualität die heimliche gefolgt ist. Aber auch

dies nur eingeschränkt in sehr weite Grenzen für den Mann, in enge für die Frau; wenn nicht, wie oben geschildert, ein Rückfall eintritt und die breiteste Öffentlichkeit zum Schauplatz sexueller Lüsternheit gemacht wird.

Und wann hätte solch ein Rückfall nicht Schule gemacht? In wieviel Variationen mag er sich schon wiederholt haben, ohne daß die zunächst interessierten Kreise etwas davon erfuhren? Denn zu diesen Kreisen zähle ich in erster Reihe die Führerinnen der Frauenbewegung und die Anhänger der Reform der Ethik, zwei Bewegungen, von denen noch immer von unverständiger Seite verlangt wird, daß sie ihre Daseinsberechtigung begründen sollen und die doch ihre Notwendigkeit in solchen Fällen frivoler Roheit am deutlichsten dokumentieren können. Wohl liegt all diesen Vorkommnissen der Mangel einer rechten Kinderstube zugrunde; jedoch, wo die eben nicht vorhanden sein konnte, da soll dem heranwachsenden Menschen in der Schule schon Ethik und Aufklärung geboten werden, und die weitere Feile sollen fesselnde Bücher und Vorträge bilden, dem entwickelten Menschen den letzten, als Stützpunkt nunmehr nicht sehr bedeutenden Halt zu geben. Denn es bildet sich heute selten mehr ein Charakter in dem Strom der Welt; weit eher geht er, frühzeitig allein gelassen, darin unter. Und dieser Strom leitet heute die meisten Menschen abwärts zur Mündung; der Weg aufwärts zu den Quellen des Lebens dünkt ihnen zu schwierig und nicht lohnend genug. Denn die Früchte, die da zu holen sind, glänzen nicht von weiter Ferne; sie wollen mühsam gepflückt und fein säuberlich gereinigt sein, ehe ihr wahrer Wert zum Vorschein kommt. Die Menschheit hat sich aber leider in den letzten Jahrhunderten eben sehr wenig geändert und ein erkennendes Wort Shakespeares paßt auch noch heute auf sie:

»Man liebt den Staub ein wenig übergoldet,
Weit mehr als Gold ein wenig überstäubt.«

Nur in den wenigen Tausenden, die darüber hinausgekommen, zeigt die Entwicklung, daß sie nicht stehen geblieben, somit nicht zurückgegangen ist. Doch weist sie damit nicht gleichzeitig darauf hin, daß die Menschen in ihrer

Gesamtheit jenen Weg zu gehen haben, daß wir alle Teile und Mitarbeiter jenes Entwicklungsgedankens sein müssen? Lehrt nicht die Philosophie die Notwendigkeit allgemeingültiger Erkenntnis? Und was von den Besten als allgemeingültig erkannt, neue Gesetze der Ethik, soll es nicht mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auf die Massen übertragen werden? Das Gesetzbuch straft den Verbrecher; jedoch welches Gesetz behütet ihn davor? Die Religion reicht nicht und hat nie dazu ausgereicht. So bleibt die Ethik als notwendiger und höchster Wert des Lebens übrig. Sie ist die Quelle, die die Kraft in sich trägt, die rohen, die animalischen Instinkte der Menschen zu unterdrücken oder zu veredeln. Aus diesen heraus sind zu allen Zeiten die meisten Verbrechen begangen, eine große Anzahl Menschen unglücklich geworden. Daß es heute noch so ist, zeigt jene Wette des jungen Mannes mit seinem ebenbürtigen Kollegen.

Doch noch keinem Kranken ist damit gedient gewesen, daß man seinen Krankheitserreger kannte, ebenso wenig, daß man das Heilmittel gefunden, ohne es praktisch zu erproben, es in tausenden Fällen versuchsweise anzuwenden. Was in stiller Studierstube an sittlichen Werten gefunden, das muß erzieherisch angewandt werden, als göttliches Geschenk den Menschen so gern gereicht werden, daß sie voll davon werden. Denn sie bedürfen dessen so nötig, wie zu Zeiten des Feuers, das Prometheus ihnen aus dem Himmel brachte.



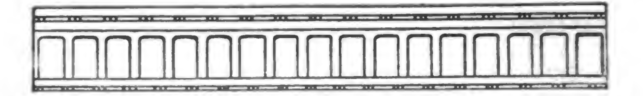
MANN ODER WEIB IM MODERNEN KUNSTGEWERBE.

Von Dr. HEINRICH PUDOR.

In der politisch-anthropologischen Revue Jahrg. 1902 habe ich untersucht, wie stark das Geschlechtliche in der Kunst der Vergangenheit und Gegenwart beteiligt ist. In ähnlicher Weise liegen die Dinge im Kunstgewerbe. Man würde davon nicht viel Aufsehen zu machen brauchen, wenn nicht das moderne Kunstgewerbe im Kulturleben unserer Zeit eine sehr bedeutungsvolle Rolle einnähme, die sich aber auch wieder rückwirkend durch eine starke Beteiligung des geschlechtlichen Momentes erklärt. Im Grunde genommen kann von dieser letzteren auch im Kunstgewerbe früherer Zeiten die Rede sein. So hatte z. B. das Kunsthandwerk des Rokoko-Zeitalters einen angesprochenen femininen Charakter. Das Weib

als Geschlechtswesen war es, das den Inhalt dieses Kunstgewerbes ausmachte, mit andern Worten das Hingebende, Auflösende, weichlich-weiblich Zersetzende, gepaart mit einer aus geschlechtlicher Brunst quellenden, üppigen, oft genug geilen Phantasie, die in verschlungenen, in sich zurückkehrenden, weich abgerundeten Linien ihren Ausdruck fand. Und diese feminine, ja man möchte sagen kokottenhafte Kunst wuchs weiter über die Zeiten des eigentlichen Rokoko hinaus, mit geringfügigen Unterbrechungen der Reaktion des Louis Seize, der immer noch etwas vom Femininen zurückbehielt, des Empire, der sich einigermaßen männlich, aber nicht sozusagen mann-trotzig daneben stellte, des Biedermeier, bei dem das Feminine schon wieder hervorsieht, der wiederauflebenden Renaissance in die Romantik hinein und besteht heute noch als Reaktion des eigentlich modernen Kunstgewerbes. Dieses letztere aber nun bäumt sich gegen den femininen Zug des reaktionären Kunstgewerbes auf und ist ausgesprochen männlich. Aus eben diesem Grunde verbannte es Figur und Pflanze und beschränkt sich auf das herbe Linienelement mit grundsätzlicher Betonung des Rechtwinkeligen und Geradlinigen. Keine Amoretten mehr und Cartouchen, keine Blumengewinde, auch keine Arabesken, sondern streng dem Richtmaß folgende Geraden, Würfel, Bausteine, Vertikale und Horizontale, gelegentlich ein Kreis, Arme, die flügelartig angreifen, aber alles ernst und herbe, streng und sogar feierlich. So ist das männlich sexualisierende Kunstgewerbe Peter Behrens', auch Van de Veldes, Joseph Hoffmans und Kolo Mosers in Wien — in Wien eine ganze Schule dieser Richtung —, Albin Müllers im Gegensatze zu dem wieder etwas nach der femininen Richtung einlenkenden, Biedermann - Spuren folgenden Kunstgewerbe Vogelers, Schultze-Naumburgs und anderer. Und abgesehen von diesen einzelnen Vertretern steht das ganze moderne Kunstgewerbe im Zeichen der Linie, der geraden Linie, nicht nur in Deutschland, sondern auch in England, wo es am ersten und stärksten ornamentfeindlich auftrat, dann besonders stark in Amerika. Daß diese starke Strömung Hand in Hand geht mit einer Bewegung für das Einfache, nämlich einfach Männliche, Natürliche liegt auch nur im grundsätzlichen Charakter derselben. Ging doch das ganze moderne Kunstgewerbe von England aus, und ging es doch in England selbst von Ruskin aus. Wenn man einwenden will, daß der mit diesem englischen Kunstgewerbe so eng verwandte Praeraffaelismus eher etwas Feminines, als etwas Männliches habe, so muß dem entgegengehalten werden, daß das Feminine dieses englischen Praeraffaelismus nichts Feminines im weiblichen Sinne, sondern im bisexuellen Sinne enthielt, es war sozusagen urnindenhaft. Und damit sind wir zu dem Endziele unserer Betrachtung gelangt. Das moderne Kunstgewerbe steht, wie im allgemeinen unser modernes Fühlen, Dichten und Träumen im Zeichen der Bisexualität. Es ist entweder urnisch oder urnindenhaft, aber weder weiblich, noch schlechthin männlich.





DER SEXUELLE TRIEB IM KINDESALTER.

Von EMIL SCHULTZE-MALKOWSKY.

In Heft 5 des zweiten Bandes von »Geschlecht und Gesellschaft« ist unter dem Titel »Sexuelle Regungen bei Kindern« eine Reihe von Fällen mitgeteilt, die lediglich den Drang nach Berührungen zum Inhalt haben. Das ist die zarteste Form, in der das Kind das meist noch unbekannte Ziel verfolgt.

Ich will im folgenden fünf Szenen wiedergeben, die uns den sexuellen Trieb im Kindesalter in weitaus stärkerem Gepräge zeigen. Geschehen sind sie 1864. Zum Schauplatz haben sie dieselbe Stadt. Zur Täterin ein Kind im siebenten Lebensjahr, ein Mädchen.

Die Brödchen.

Die Siebenjährige hatte eine 13jährige Schwester, die ungewöhnlich früh entwickelt war. Sie ging zur Töchterschule, und eine Reihe von Gymnasiasten — hinter ihr. Das hat die Jüngere mit einer Eifersucht erfüllt, die sie nicht ruhen ließ. Sie schrieb's den Brüsten zu, die ihre Schwester hatte und recht geschickt zur Schau zu tragen wußte. Wenn das der Ursprung des Erfolges war —! Nun kaufte sie sich heimlich Brödchen, die sie sich in der Früh ins Mieder steckte, um es der Schwester gleich zu tun. Der Eindruck blieb nicht aus — und mancher »errötende« Quintaner trat nun in ihre Spur. — Jetzt weihte sie beglückt die Freundin ein. Die tat gleich mit — und immer mehr Gymnasiasten folgten. Das aber war bei diesem Abenteuer nicht mal die größte Freude; denn immer, ehe sie sich trennten, weil sie nach Hause mußten, schlichen sie sich hinter ein Gebüsch, wo sie die Brödchen aus dem Mieder holten, gegenseitig tauschten und in heimlich stiller Lust an dem besonderen Gaumenreiz — verzehrten.

Die schwarze Schnecke.

Nicht viel danach hat sich der Trieb realeres Terrain gesucht — das Zentrum der Geschlechtsempfindungen: — die

Scheide. Erst mit den Fingern ausgeführt, erhöhte sie den Nervenkitzel, indem sie Fremdes in die Scham einführte. Mit Pflaumen fing sie an, und junge Rüben, Birnen und dergleichen folgten. Als eines Tages eine Bohne sich tiefer eingeschoben hatte, bekam sie's mit der Angst, bis sie's der Freundin anvertraute, die ihr dann half. Sie ließ jedoch trotzdem nicht ab, und wochenlang hat sie nicht einen Tag verstreichen lassen, an dem sie ohne Füllung auf der Schulbank saß, was ihr natürlich doppeltes Vergnügen machte, seitdem sie eine Spielgenossin hatte, die nicht zu lange auf sich warten ließ, es mitzumachen. Gemeinsam irrten sie nun immer weiter ab. Sie schlichen in den Keller, wo sie das lasterhafte Spiel mit jungen Katzen weiterführten. Auch damit nicht genug, ging es hinaus auf's Feld; und was die Katzen abgelöst, das sagt der Titel dieses Abschnitts.

Der Kaninchenstall.

Die Spielgenossin hatte einen Bruder, der sich Kaninchen hielt. Die mehrten sich — und ganz nach ihrer Art nicht eben langsam. Nun wurde eifrig ausgeforscht, wie das wohl so zustande kam. Und als die Antwort nicht sogleich gefunden wurde, bestürmte unsre Alles-wissen-wollende den Vater, ihr auch Kaninchen anzuschaffen. Ihr Wunsch war bald erfüllt, und ihre freien Nachmittage war sie nur noch im Stall bei den Kaninchen .... Nun endlich sah und lernte sie — z. T. geheimnisvoll belehrt — worauf es ankam. Da spornte sie der Ehrgeiz, die Zahl des anderen Kaninchenstalls zu überbieten. Im Sinne der erworbenen Erkenntnis teilte sie zunächst den Stallbestand geschlechtlich ein und animierte nun die Paare: — die Männchen auf die Weibchen setzend. — Was sie gewollt, erreichte sie. Ob's ihr die Zuchtmethode eingebracht, sei noch dahingestellt.

Das Wochenbett.

»Die Menschen machen es wie die Kaninchen« — war ihr ins Ohr geflüstert worden; und ein Sextaner, der immer schon mit ihr zusammen Erdbeeren und Radieschen wegstibitzt, den Hunden Kürbisschalen an den Schwanz gebunden und sonstige Allotria getrieben hatte, hat's im Kaninchenstall an

ihr versuchen müssen. Das schlug natürlich fehl. Nun aber wollte sie doch wenigstens so tun, als ob's geholfen hätte. Sie stahl sich in der Küche aus dem Mörser den Kartoffelstoßer und hüllte ihn in zwei, drei ihrer Hemden ein. Das Ganze stopfte sie sich unter ihren Rock und rief die Freundin her. Der klagte sie, was vorgefallen, daß sie den »Vater«, den — Sextaner hole. Der kam nun auch. Da lag sie stöhnend im Kaninchenstall und jammerte: »O Gott ich sterbe . . . « — Und der Herbeigeholte, von Ahnungsnot gepeinigt, sah zitternd nach . . . . Sie aber stieß ihn weg und sträubte sich, solange sie konnte. Dann faßte er's und zog's hervor — — —. Nun brach die so »Entbundene« in eine Lache aus, so laut und wild, daß ihr in's Stroh des »Wochenbetts« die dicken Tränen rollten.

Das Pferdchenreiten.

Als sie des Streichelns mit den Katzen müde war, hat sie sich Menschen ausgesucht. Auch hier gelang es ihr, das Ziel vollständig zu erreichen. Wie sie dabei zu Werke ging? — Sie lud sich eine Schar Gespielinnen in ihren Garten, beschenkte sie mit Obst und animierte sie — zum Pferdchenspiel. Sie nannte sich die Königin; die andern waren ihre Pferde. Die mußten sich auf alle Viere niederlassen und wurden nun von ihr mit nackten Schenkeln zugeritten. Zum Sattel wählte sie den Hals der Mädchen. Und war ihr eins besonders lieb, dann setzte sie sich rücklings auf, umschlang voll Heftigkeit den Leib der Auserlesenen und — wässerte, die Freundin immer fester an sich drückend.

* * *

Es ist zwar Grund vorhanden, anzunehmen, daß unsere Siebenjährige nach dieser Kindeszeit total entgleiste. Das trifft nicht zu. Im Gegenteil. Als Zwanzigjährige wurde sie getraut von Staat und Kirche. Der Gatte pries sie, wo er konnte. Als Mutter war sie mustergültig! Auch sonst bewährte sie sich als ein Mensch voll Edelmut. Was unsern Fall noch ganz besonders beachtenswert erscheinen läßt, ist wohl der Umstand, daß die Eltern von dem Treiben dieser Tochter auch nicht das mindeste erfahren haben. Abseits ins Kraut geschossen, ist hier der Trieb nach sexueller Ausgelassenheit auch abseits

wieder eingegangen. Das ist es auch, was mich veranlaßt hat, die Szenenreihe mitzuteilen. Sie soll zu denken geben, vor allem dem, der immer noch der Ansicht ist, daß nur die Peitsche helfen kann. In 70 unter 100 Fällen macht solche Zucht das Kind verstockt und treibt es so erst recht in unerlaubte dunkle Winkel ...

Man bringe sich zunächst in Ruhe und sage sich: — das ist ein Fall von ungezählten anderen Tausenden. In diesem Sinn ist auf das Kind zu wirken. Denn wenn es weiß, daß es die andern auch getan, dann wird der Anreiz des verbotenen Spieles die schlimmste Wirkung bald verloren haben. Man führe die Verirrten viel ins Freie; erfreue und erfrische sie mit leichten Turngeräten, Bädern, Wettlauf, Ball- und anderen gymnastischen Gesellschaftsspielen. Das heilt das Kind von innen aus.



APHORISMEN.

Die Behauptung, es sei unmöglich, immer dieselbe Frau zu lieben, ist so abgeschmackt, wie wenn man sagen wollte, ein berühmter Künstler brauche mehrere Violinen, um ein Musikstück zu spielen und eine Zaubermelodie zu schaffen.

BALZAC.

* * *

Die Männer wollen stets die erste Liebe einer Frau sein. Darin liegt eben ihre Ungeschicklichkeit. Die Frauen haben in diesen Dingen einen subtileren Instinkt; sie wollen die letzte Leidenschaft eines Mannes sein.

OSCAR WILDE.

* * *

Es ist keine Kunst, eine Göttin zur Hexe, eine Jungfrau zur Hure zu machen; aber zur umgekehrten Operation, Würde zu geben dem Verschmähten, wünschenswert zu machen das Verworfene, dazu gehört entweder Kunst oder Charakter.

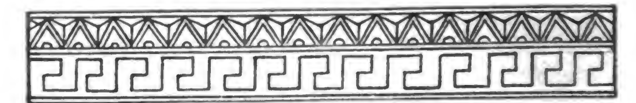
GOETHE.

* * *

Wer nicht im Weibe das Ideal sieht, wo soll der es überhaupt noch sehen, da das Weib doch offenbar in seiner Blüte die idealste Erscheinung der Natur ist.

HEBBEL.





ÜBER DIE SCHÄDEN DURCH DAS SCHNÜREN.

Von Dr. ALEXANDER NIGRIN-GERFF.

Es ist schon so unendlich vieles gegen das Korsett und das Schnüren gesagt und geschrieben worden, daß man grundwegs am Erfolg aller Mühen verzweifeln möchte. Abgesehen von rein medizinischen Werken finden wir in der Tagespresse, in ästhetischen Abhandlungen, in populär-hygienischen Büchern, in Frauenzeitungen u. s. f. so mannigfach Stimmen gegen diesen Unfug, daß man glauben müßte, der zehnte Teil an Strafpredigten müßte genügen, um ihn gänzlich zu beseitigen. Statt dessen der Erfolg? Fast Null! Es ist dies eine betrübende Tatsache, nicht nur wegen ihrer faktischen Konsequenzen als vielmehr als Charakteristikum des ganzen weiblichen Empfindens und weiblicher Denkkraft. Und da behaupten nun unsere rabiatesten Frauenrechtlerinnen: »Dem Weibe sei die gleiche Logik eigen wie dem Manne.« Ganz wenige treten allerdings als lichte Punkte aus dem Chaos des Weiblichen mit oft bewundernswerter Energie heraus — die große Masse bleibt dennoch stumpf! Will man alte Schäden ausmerzen, die uns Männern das Weib verderben, so muß mit rücksichtsloser Schärfe vorgegangen werden gegen gewollte Torheit. Alle schönfärbenden Epitheta ornantia sind hierorts verwerflich. Es würde lächerlich wirken, aus Bücklingsgalanterie gegen das »schöne Geschlecht« zu allen seinen Fehlern, Schwächen und Torheiten ein süßes Nachsichtigsein walten zu lassen. Ebenso falsch wäre es, wenn wir aus Prüderie oder kindischer Scham die freie Wahrhaftigkeit unterdrücken wollten. Hier muß offen von Dingen geredet werden, die zu besprechen bitter not tut. Das ist der Ort, wo der Zweck das Mittel heiligt. Wir kämpfen hier gegen ein Übel an, das unter unsern Frauen mehr Schaden angerichtet hat, als alle übrigen Krankheiten zusammenaddiert.

Ich lasse daher in diesem Aufsatze jede galante Rücksicht gegen »die Damen« beiseite, werde auch freimütigst über Dinge sprechen, die zwar an sich absolut ernste Worte vertragen,

aus verkehrtem Schamgefühl jedoch sonst gesellschaftlich als verpönt gelten. Ich will nicht zärtliche Ermahnungen flüstern, ich will tadeln, raten, helfen! Was alle schönfärberischen, schüchternen Standpauken nicht erreicht haben — vielleicht tut diese Philippika das ihrige: sie bessert einige!

Ich setze ein mit einem scharfen Tadel über die energie- und kritiklose Nachäffungssucht des Weibes! Wenn eine eine Lächerlichkeit vormacht — die andern plärren sie in gedankenlosem Jubel nach. Ist das logische Notwendigkeit? Ein Individualitätsgefühl ist entweder niemals dagewesen, oder durch dauernde Unterdrückung ausgestorben. Sollen denn die fanatischen Weiberverächter und Antifeministen wirklich recht haben, wenn sie die Frau als minderwertig, als dumm, als Herden- und Zuchttier kennzeichnen? Mit dem Gesagten also soll der gute Kern im Weibe, das gesunde kontrollierte Denkvermögen jeder einzelnen angeregt werden. Zeigt doch, Ihr Schönen, auch Eure Klugheit! Verteidigt Euren Willen gegen Unaufgeklärte!

Ich will hier ohne Übertreibung alle die Schäden aufdecken, denen der weibliche Körper in jahrelangem Martyrium in die Arme getrieben wird, bis entweder eine schwere Krankheit das Weib zur Vernunft bringt — meist, wenn es zu spät ist — oder gar ein frühzeitiges Ende der Trägerin ein Korsett fürderhin entbehrlich macht. Ich male nicht zu schwarz. Fragen Sie, meine Damen, in Ihrem weiblichen Bekanntenkreise nach Frauenleiden und Ärztebesuchen; das Resultat wird erschrecken! Oder kennen Sie vielleicht gar selbst solche Dinge aus eigener Erfahrung? Fünfzig Prozent aller Frauenärzte melden innerhalb eines Jahres ihren Bankerott an, wenn die törichte Korsettmode endgültig aufhört. Auch über der Männer Schwäche möchte man die Hände überm Kopfe zusammenschlagen — keiner hat den Mut, energisch zu verbieten, wo überzeugtes Zureden versagt! Dieser wohl sehr wichtige Punkt allein bestimmt jedoch den Kampf Vernünftiger gegen den Stahlpanzer nicht. Außer rein medizinischen Gründen sind es noch ästhetische und hygienische Momente, die sich vereinen zu dem überzeugten: Fort mit dem Korsett!

Nun freilich behauptet jede Frau, jedes Mädchen, daß sie niemals ein festgeschnürtes Mieder trage, die Hand könne man bequem dazwischen schieben, und sie hätte keinerlei Beschwerden. Das kennen wir! Ich gebe zu, daß sich ein solcher Panzer bei manchen noch ärger zusammenziehen ließe — bis man auch kein Streichholz mehr dazwischen schieben könnte. Bedeutet solches eine Entschuldigung? Und wenn sich noch keine positiven Leiden fühlbar gemacht haben — wann werden sie uns mit Schrecken an das Korsett erinnern? Der Fluch des Ganzen liegt schon im Beginnen. Der knöcherne Brustkorb (Thorax) erweitert sich bei jedem normalen Menschen — Mann und Weib — um ein beträchtliches nach unten hin. Eine Schnürfigur ist gebrandmarkt durch nach unten zu abnehmende Weite der Rippenbögen. Ganz vortreffliche Abbildungen solcher Krüppelkörper bringt Dr. C. H. Stratz in seiner »Schönheit des weiblichen Körpers«. Seht und staunt! Nun sind die richtigen törichten Mütter stolz, wenn ihr liebes Töchterchen 12, 13, 14 Jahre alt ist, um endlich ein »Schnürleibchen« tragen zu dürfen. Das dumme Ding wartet gleichfalls mit einer Ungeduld, die eines bessern wert wäre, auf solch ein Schmutzding. (Daß das Korsett ein sobenanntes Werkzeug ist, werden wir später sehen.) Also, das Korsett ist neu, das Kind zwölf, dreizehn Jahre alt. Es soll die Zeit kommen, in denen die Organe sich entwickeln sollen, die bisher schliefen, die Organe geschlechtlicher Reife. Mutter empfiehlt natürlich zur eigenen Beruhigung ein wohlmeinendes: Elschen, nicht zu fest! Tableau! Schon steht Elschen und klemmt und preßt und drückt und schnürt — daß Gott erbarm. Endlich gehts nicht enger. Nun wirds hinten festgebunden und monatelang in gleicher Zwangsform getragen. Und da sollen sich die Organe des Unterleibes frei entfalten? Die ersten paar Ohnmachten werden in Kauf genommen, dann gehts schon leichter. Die blasse Farbe gilt »fürnehm«. Elschen leidet — »Gott, noch so jung und schon die gleichen Beschwerden wie bei einer Erwachsenen,« ringt Mama die Hände. »Das Kind ist in den Entwicklungsjahren, wo dergleichen Zustände ja erklärlich.« Unsinn! Das Kind ist zu stark geschnürt und Mutter und Töchterlein verdienen — Prügel, pardon, Belehrung.

Und nun gehts heiter immer weiter, d. h. immer enger. Denn jetzt setzt die liebe dumme Eitelkeit noch drastischer ein. Hand aufs Herz! Stimmts? Daraus resultiert dann das gutta cavat lapidem.

Zuerst einmal muß das Korsett unmoralisch und unästhetisch wirken, denn es zeitigt einen offensichtlichen Betrug, es spiegelt eine Form des Körpers vor, die nicht wahr ist. Mit gleichem Rechte könnte man sich die Ohrmuscheln abschneiden und behaupten, so sähe der Kopf eines Menschen aus, oder der Mann könnte sich einen Gummibusen umschnüren, um den Neid der Frauen zu erregen. Das Korsett täuscht eben eine andere, wenn auch häßlichere Form des Frauenkörpers vor. Nun, Gottlob! so sieht keine Frau aus, wie sie sich macht! So häßlich wird sie nicht geboren. Es ist ein böses Zeichen unserer Geschmacksrichtung, wenn wir eine möglichst geschnürte Frauenfigur schön finden. Auch hierfür gibt Stratz ein wohlgelungenes Bild, wenn er uns die »Danseuse« mit moderner Schnürtaille gegenüberstellt der Milenischen Venus, die so schön ist, weil ihre weichen, geschmeidigen Linien königliche Ruhe atmen. Und sehen wir uns einen Frauenkörper an, wenn er soeben des Korsetts entledigt wurde: Endlich einmal ein tiefes Aufatmen nach des Tages Korsettqual! Wie entsetzlich häßlich wirkt solch ein gemarterter Taillenteil auf ein empfindliches Auge. Die Haut ist gelblich glanzlos, oft bräunlich dunkel; in dicken Quetschwülsten und -Falten liegt das normale Fettpolster übereinander geschoben. Blaurote Venen scheinen durch die Pergamenthaut, durchkreuzt von dicken Striemen, die entstanden sind durch Druckfalten und -Kniffe der Wäsche. Pfui! Ist dies Bild denn »bezaubernd schön«? Statt des Reizes eines freientwickelten Frauenkörpers muß es Abscheu erregen. Bis an die Brust hinauf laufen die »Blutmale« — und der Leib? Plattgedrückt durch das gradlinige Frontkorsett, überzogen gleichfalls von ekelhaften Quetschfalten und blauen Streifen. Das ekelt an!

Aber kann es denn anders kommen? Nein! Luft und Licht sind hermetisch abgeschlossen von diesem Teile des Körpers. Eventuelle Schweißabsonderungen machen hier Halt und verkleben zwischen Korsett und Körper. Eigner Schweiß

dieser Körperstelle kann nicht verdunsten; wo soll er denn hin durch den Panzer? Dann muß die Haut pergamentartig, glanzlos, gelb und braun werden. Der Künstler kann eine Jeremiade anstimmen, denn, hat er endlich eine Figur von sonst schönem Wuchs und guter Proportion gefunden, dann heißts unbrauchbar, ad acta — Schnürfigur! Es besteht freilich ein kleiner Unterschied zwischen dem Modell des Malers oder Plastikers und dem der Kostümdirektrice. Unter der eleganten Bluse oder der fashionablen Taille ist das alles ja nicht sichtbar. Die Welt der Äußerlichkeiten. Wenn die Männer sich solche Jammerfiguren als »Ideale« vorgaukeln lassen, nun dann tragen sie eben mit die Schuld am Übel. Die Arztliquidation und alle die Lamentos der »kranken Frau« strafen wenigstens etwas. Ist es denn nicht ein trauriger Beweis des Übels, daß heute kaum eine Frau mehr sitzen, stehen oder gehen könnte, wenn man ihr das Korsett vorenthielte?

Der Panzer trägt ja den Oberkörper auf den Hüften wie eine Schildkrötenschale. Durch den Nichtgebrauch degenerieren die beiden kräftigen Rückenmuskelgruppen, und was noch einigermaßen restieren würde, geht durch den Druck des »Frackkorsetts« in der hinteren Nierengegend gänzlich verloren. Nimmt man nun die äußere Stütze — eben das Korsett —, so vermag der Oberkörper allein sich nicht mehr aufrecht zu erhalten. Die feine weiße Rückenlinie und die beiden Taillengrübchen am schönen Weiberkörper, auf welche der Künstler so hohen Wert legt, sind längst dahin. Statt dessen haben wir den häßlichen »Entensteiß« (Wackelgesäß), den »Fettsteiß« (weil alles natürliche Fettpolster nach unten gepreßt wird), die »Wespentaille« und ein Becken mit herausragendem Schaufelknochen, wie bei einem mageren Percheron. Die Zwischenrippenmuskeln entarten ebenfalls durch Nichtgebrauch und Parforcequetschung — und dann ist das Weib erst wirklich schön. Sapienti sat! Auch diese Zwischenrippenmuskeln erfüllen nicht nur den Zweck, aus dem Rippengestell einen luftdichten »Atemkasten« zu machen, sondern bewirken durch Fixation der Rippen untereinander sehr wohl einen Halt im Thorax und ermöglichen eine bessere Aufrechtstellung des Oberkörpers. Daß diese Muskeln jedoch in der Hauptsache

die Atmung ermöglichen, scheint nur natürlich. Die Folgen der Einklemmung dieser sekundären Atemorgane und die Fixation der Rippenbögen wiederum durch das Korsett erschweren das Füllen der Lungen mit frischer Luft ungemein. Das bewirkt aber gerade beim weiblichen Geschlecht einen Mangel an Kohlensäureaustausch gegen Sauerstoff der Atmosphäre, weil das Weib mehr »thorakal« atmet im Gegensatz zum Manne, dessen Atmung stärker durch Zwerchfell und Bauchhöhle ermöglicht wird, der also »abdominal« atmet. Natürlich zeigen sich auch die Folgen eines Vergehens nach dieser Richtung hin durch Bleichsucht, chemische Zirkulationsstörungen, Ermüdungsgefühl und fahles Aussehen.

Nächst der Taillengegend werden nun an außen liegenden Organen die Brüste des Weibes am nachhaltigsten gefährdet. Zuerst natürlich durch direkten Dauerdruck. Wir sind ja schon dahin gelangt, bei dem Schnürleibchen entweder diese Organe gänzlich frei zu lassen oder doch wenigstens durch elastische »Ausarbeitungen« den Druck ad minimum zu reduzieren. Immerhin müssen auch durch den dauernden Halt, die Unterstützung der Brüste, die Muskeln erschlaffen, auf denen die Brustdrüse aufliegt. Es ist ein hervorragendes Rassezeichen, das die Weiber der weißen Rasse mit »halbkugelig, nach außen divergenten Brüsten« kenntlich macht, im Gegensatz zu vielen Stämmen der gelben, braunen und schwarzen Rassen, für die »herabhängende, euterartige Brüste« als typisch gelten. Wo nun aber bei krankhafter Schwäche (Phtyse) die Brüste an sich schlaff herabhängen, da können wir durch Hebung des Allgemeinzustandes, kalte Frottage und Massage der Brüste entschieden weit sicherer bessernd eingreifen, als durch »Brustschnürleiber«, die das wenige Gute noch verderben. Durch dauerndes Hochschnüren der Brüste müssen zunächst Druckatrophien entstehen; alsdann werden die Milchdrüsenlappen gedrückt und geknickt, die Milchkanäle »veröden« und, wenn die Drüsen einmal zur Funktion kommen sollen, versagen sie zum Schaden ebensosehr für das Kind als die Mutter; der Saugreiz an den Brustdrüsen (als sekundären Geschlechtsorganen) wirkt reflektorisch auf die Nerven der Tragbänder der Gebärmutter und diese selbst, indem er ein allmähliches

Wiederaufsteigen der letzteren verursacht, die durch den Geburtsakt nach vorn-unten herabgesunken war.

Die Brustwarzen nun können nicht, wie sie sollen, »erdbeerartig« auf dem hervorragendsten Punkte der Brüste aufsitzen, wenn sie durch das feste Anliegen des Korsetts in die nachgiebige Substanz der Drüse selbst hineingedrückt werden, so zwar, daß sie, um dem Säugling das Trinken zu ermöglichen, nicht selten mittels einer Pinzette erst hervorgezogen werden müssen. Daß, wie die Taille und die Brüste durch Unmöglichmachen gesunder freier Ausdünstung und Atmung, durch Verkleben der Poren und Schweißauflage und Zirkulationsstörungen auch die »rosigen« Brustwarzen oft zu scheußlichen braunroten Mißgebilden degradiert werden, sei nur im ästhetischen Interesse hervorgehoben.

Wenn die Leibesmitte dauernd durch äußeren dichten Druck zusammengepreßt wird, so muß diese Einschnürung unbedingt Nachteile zeitigen, die, abgesehen von den rein örtlichen Schäden, auch Stauungen und Zirkulationsstörungen weiter nach oben und unten hin wirken. Es werden äußere wie innere Organteile eine Unterernährung durch verminderten Blutzufluß (arteriellen) und mangelhalte Neuersetzung durch unterdrückten Blutabfluß (venösen) erfahren. Es werden sowohl die äußeren als inneren Organe derartig beeinflußt werden, daß, abgesehen von beschränkter Atmung und mechanischem Drücken, die Zirkulationsstörungen schon genügen, um ein Entarten dieser Teile zu erwirken. Die Hautpartien werden sich von der Decke jener feinen rosigen Tinten in gelbe, fahle, glanzlose Lederüberzüge wandeln, da die sehr feinen, haardünnen Blutgefäße dicht unter der Epidermis durch Druck in der Herzgegend abgeschnürt werden. Durch diese Unterernährung wird ein reichliches schwammiges Fettpolster erzeugt, das sich als Doppelkinn und Unteraugenwülste präsentiert. Die Venen des Halses und der oberen Brustgegend werden wegen behinderten Rückflusses ihres Inhaltes stark entstellend hervortreten, und an den Beinen werden sich leichter die häßlichen Krampfadern bilden. Natürlich werden letztere durch die altmodischen engen ringförmigen Strumpfbänder — namentlich wenn sie aus unnachgiebigem

Leder gefertigt sind — noch höhere Prädisposition vorfinden.

Am meisten gefährdet sind nun aber die inneren Organe der Brust- und Bauchhöhle durch den von Jugend an unausgesetzten Druck durch den Stahlpanzer. Durch das heftige Einschnüren in der Lendengegend müssen die genannten Organe nach oben und unten ausweichen, werden also im Brustkorb gegen die durch den Druck an und für sich zusammengepreßten Rippen, in der Bauchhöhle gegen die Beckenschaufeln und durch die Beckenöffnung hinausgedrängt werden. Wie dabei die Lungenbläschen sich mit genügend sauerstoffreicher Luft füllen sollen, wie das Blut kräftig und frei die Lungen durchlaufen soll, das ist mir ein Rätsel, um so mehr, als auch das Trieborgan des Blutkreislaufes, das Herz, stark behindert worden ist!

Der menschliche Körper ist eine Maschine, die durch Zuführung chemischer Stoffe in Betrieb erhalten werden muß. Die Organe der Ernährung sind in erster Reihe: Magen und Darmtraktus. Beiden ist zur Arbeitsleistung eine spezifische Wellen- oder wurmartige Eigenbewegung das Mittel zum Zweck. Schalten wir diese aus oder hindern wir sie teilweise, so hindern wir sie auch in ihren Funktionen. Das bedeutet den logischen Schluß, daß die zu versorgenden Körperteile geschädigt werden müssen. Der Magen kann weder die eingeführten Speisen umformen noch zerkleinern, noch kann er sie genügend erweichen, wenn wir einen dauernden Druck auf seine nach Bewegung strebenden Wände ausüben. Der Darmkanal kann unter gleicher Voraussetzung die ihm nötigen peristaltischen Bewegungen ebenfalls nicht verwirklichen. Er wird samt seinem Inhalt aus dem Magen »festgelegt«. Die notwendigen Flüssigkeitsmengen können nicht von außen her durch die Darmwand eindringen; sein Inhalt wird nicht nur in seinem natürlichen Wege nach dem Darmende durch den Druck im Darme selbst festgehalten, er wird auch erhärten. Soll man sich nun wundern, daß fast ausnahmslos den Frauen eine ungenügende Verdauung, ein schlechter Stuhlgang eigen sein soll? Die Fäkalmassen — namentlich aber die ungenügend verdauten — gehen in der feuchten Darmwärme alsbald in

Fäulnis über unter Absonderung äußerst giftiger Gase (Schwefelkohlenstoff und Schwefelwasserstoff). Diese durchdringen die Darmwände und gelangen ins Blut. Wir haben also eine tatsächliche »interne Blutvergiftung« mit allen Anzeichen einer solchen: Kopfschmerz, Schwindel, Ohrensausen, Übelkeit und schließlich Erbrechen! Alle diese »täglichen Beigaben« unserer Frauen fallen weg, sobald der Darm seine abgeschiedenen Giftstoffe schleunigst zu entfernen vermag. Dagegen helfen Pillen, Latwergen, Tees und die sonstigen Formen der Laxantien nur momentan und ungenügend. Freie Bewegung von Magen und Darm und reichlich Wasser getrunken, das ist das Kardinalmittel! Natürlich absorbiert ein durch Druck blutleer gemachter Darm auch nur mangelhaft die zum Aufbau und zur Unterhaltung unseres Körpers nötigen Nährstoffe aus den ihm dargereichten Speisen, abgesehen davon, daß bei vollem Darm Appetitmangel, Ekel vor Speisenaufnahme eintritt und ein zusammengepreßter — auch leerer — Magen Sättigkeit vortäuscht, also ein gesundes Hungergefühl nicht aufkommen läßt. Ja, viele Frauen bekommen mitten in der Nacht einen typischen Heißhunger, weil der Magen druckfrei geworden ist durch das Ablegen des Korsetts.

Die Zirkulationsstörungen, die bei Männern mit reichlich sitzender Lebensweise jene unangenehm schmerzhaften Hämorrhoiden erzeugen, treten bei Frauen weit häufiger auf: durch das Schnüren.

Auch die Nieren und die Leber, Bauchspeicheldrüse und Harnblase gehören zu den malträtierten Organen des Innenkörpers. Nierenschrumpfungen, Wandernieren und die so häufigen Krebsformen dieser Ausscheidungsdrüsen sind höchstwahrscheinlich ein Resultat der dauernden Gewebekompressionen. Wir haben für das letztgenannte bösartige Leiden, den Krebs, noch nicht nachweisen können, ob einzig ein pathogenes Lebewesen die Ursache derselben sei, wissen auch nicht, ob die Gewebeform des Parenhyms eine alleinige Bedeutung für die Krebskrankheit in sich trägt. Dauernd gewissen Reizen (Druck, Reibung usw.) ausgesetzte Organe sind — wie eben auch die Brustdrüsen — entschieden prädisponiert für die Entwicklung des Krebserregers.

Das Gleiche gilt von Leber und Gallblase. Es sind zahlreiche Fälle bekannt, in denen durch starkes Schnüren ganze Außenpartien der Leber zwischen den Rippen eingeklemmt und zum Absterben gebracht wurden, und den Ärzten spezifischer »Gelbsuchtheilkurorte« (z. B. Karlsbad) sind die sogen. »Schnürleber« bekannte Dinge.

Für das weibliche Geschlecht von ganz besonders physischer und psychischer Bedeutung ist der Geschlechts- und Geburtsapparat, da erstens bei unterdrückter Funktionsmöglichkeit das seelische Wohlbefinden ein stark herabgedrücktes ist, zweitens körperliche Leiden des menstruierenden, schwangeren oder gar kreißenden Weibes eine mit starken körperlichen Schmerzen verbundene Gefahr in sich tragen.

Die Gebärmutter, das Hauptorgan des Geburtstraktus, stellt bei ungeschnürtem Körper ein etwa birnenförmiges, etwas plattes Gebilde dar, das sich mit dem breiten Grunde nach vorn-oben aufstellt. Bei der allmonatlichen Menstruation wird unter reichlicher Schleim- und Blutabsonderung das Eichen von den zu beiden Seiten liegenden, mit dem Grunde der Gebärmutter durch die Eileiter verbundenen Eierstöcken in die Gebärmutter befördert, und Blut und Schleim suchen den natürlichen Weg nach außen durch die Scheide. Die Gebärmutter selbst enthält einen engen Innenraum (vgl. d. Abldg.). Durch das Zusammenpressen von Brustkorb- und Beckenorganen wird natürlich die Gebärmutter selbst stark gequetscht. Der etwas gebogene, kanalartige Innenraum, der das Blut ausfließen lassen soll, wird nun mitsamt der Gebärmutter sehr häufig durch das Schnüren nach vorn oder hinten »umgeknickt« und damit durch den Knick geschlossen, ähnlich einem durch scharfes Umknicken geschlossenen Gummischlauch (vgl. Fig. 6). Hier muß nun die Blutmenge Halt machen, staut sich, dringt zurück in die Eileiter und erzeugt Entzündungen und Überfüllung der Eierstöcke selbst, die äußerst schmerzempfindlich werden. Diese akuten Entzündungen gehen natürlich bei genügender Dauer in chronische über, dauernde Schmerzen treten in den Seitengegenden auf, und das Resultat solchen Maltraitements ist zumeist die Unfähigkeit der Eierstöcke, lebensfähige Eichen abzusondern, d. h. »Unfruchtbarkeit«.

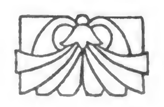
Wenn die Gebärmutter an sich nun stark geschwächt ist, die beiden breiten, sie tragenden Gebärmutterbänder (ligamenta lata) stark gedehnt und kontraktionsunfähig gemacht worden sind, stülpt sich dieses Organ abwärts in die Scheide hinein und präsentiert einen der gefürchteten, leider so weit verbreiteten »Gebärmuttervorfälle«.

Es resultieren aus der Unvernunft des Korsetttragens also zunächst Ernährungs- und Zirkulationsstörung der Zeugungsorgane, Knickungen und Vorfälle der Gebärmutter, daraus starke Schmerzhaftigkeit während der Periode, Fehlgeburten, schwere Geburten und Wehenschwäche oder gänzliche Unfruchtbarkeit, und wahrscheinliche Krebsdisposition.

Auch Vaginalverstülpungen und die blaurot gefärbten Nymphen sind in zweiter Linie Druck- und Stauungsfolgen, die kaum im späten Alter eintreten dürften.

Aus all dem Gesagten nun sollte sich der Schluß ergeben, das Korsett gänzlich beiseite zu lassen. Ein weiches, nachgiebiges Mieder zum Befestigen der Röcke und dem Hochhalten der Brüste bei alten Frauen ist nicht verwerflich. Das »Suspensionsmieder« ist aber ein Ding für alte, unmäßig dicke Weiber und nicht für junge, blühende Mädchen- oder Frauenleiber, die unsere Mutter Natur viel zu schön erschuf, als daß wir sie verderben sollten. Die körperlichen Verunstaltungen sind aber auch künstlerisch und ästhetisch abstoßend. Vergleichen wir doch die bisher niemals geschnürte Gestalt eines jungen, hübschen Blutes oder einer gesundheit-strotzenden, schönen Frau mit den Jammergestalten der früh-welken, kompressions-gewöhnten, abstoßend-häßlichen Frackkorsettweiber, das wird die beste Illustration zu dieser Philippika sein!

Und wer gefehlt hat, werfe die Leinen- oder Seidenlappen zum Fenster hinaus; dann wird die Natur selbst die Sünden tilgen, weil sie dankbar ist.



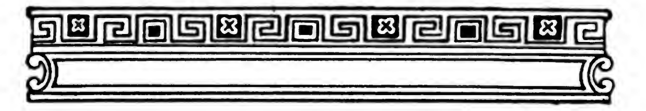
GESCHLECHT UND GESELLSCHAFT

ZWEITER BAND ▭ NEUNTES HEFT



LOTH UND SEINE TÖCHTER. Von ADRIAN VAN DER WERFF.
(Petersburg, Eremitage.)

Zu dem Aufsatz über die Lasterhaftigkeit im alten Israel, Seite 409.



ANALYSE DES GESCHLECHTSTRIEBES[1]

Von

Sanitätsrat Dr. ALBERT MOLL, Berlin.

Eine der wichtigsten psychischen Funktionen des Menschen und der Tiere, der Geschlechtstrieb, ist, wenn wir von der oft vortrefflichen Bearbeitung durch Dichter und Schriftsteller absehen, fast nur von Naturforschern und Ärzten zum Gegenstand eingehender Studien gemacht worden, während sich die meisten Berufspsychologen von diesem Gebiete fernhielten und ihm höchstens einige wenige Seiten in ihren Büchern widmeten. Am ehesten waren noch die älteren Psychologen, etwa am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts geneigt, den Geschlechtstrieb in ihren Büchern zu besprechen, während die meisten neueren allgemeinen Werke über Psychologie dieses wichtige Erscheinungsgebiet entweder ignorieren oder mit wenigen Zeilen abtun. Selten hat einer von ihnen einige Seiten für den Geschlechtstrieb zur Verfügung, und noch seltener kommt es vor, daß ein Berufspsychologe wie Binet in Frankreich oder Dessoir[2]) in Deutschland durch eigene Studien das Gebiet zu erhellen sucht. Zu dieser Vernachlässigung des Geschlechtstriebes seitens der Berufspsychologen haben verschiedene Umstände beigetragen. Erstens wurde durch das Aufblühen der experimentellen Psychologie die Aufmerksamkeit von anderen wichtigen Erscheinungen mehr und mehr abgelenkt. Wir haben ein Analogon dafür auch in der Medizin gesehen, wo die Erschließung der pathologischen Anatomie durch Virchow, Rokitansky und andere eine bedenkliche Vernachlässigung der funktionellen Krankheiten bewirkte. Aber nicht nur das Aufblühen der experimentellen Psychologie ließ die Psychologen den Geschlechtstrieb vernachlässigen, sondern offenbar auch eine gewisse Prüderie, die sich so häufig in die Wissenschaft

[1]) Vortrag, gehalten in der Psychologischen Gesellschaft zu Berlin.

[2]) Max Dessoir: Zur Psychologie der Vita sexualis. Zeitschr. f. Psychiatrie. Bd. 50.

einschleicht. Wenn auch leider nicht geleugnet werden kann, daß in neuerer Zeit das Studium des Geschlechtstriebes spekulativen Buchhändlern dazu dient, eine unzüchtige Literatur unter dem Deckmantel der Wissenschaft zu verbreiten, so darf doch die Wissenschaft als Wahrheitssucherin nicht durch falsches Schamgefühl vor dem Studium des Geschlechtstriebes Halt machen; sie darf nicht wie jene Mutter handeln, die in derselben Minute dem Kinde die Lehre gibt, man soll nicht lügen, und auf die Frage des Kindes, woher die Kinder kommen, das Märchen vom Storch vorträgt. Die Psychologie hat die Aufgabe, alle psychischen Erscheinungen zu erforschen, und deshalb ist es nicht als richtig anzusehen, daß sich die Psychologen im allgemeinen von der Erforschung des Geschlechtstriebes ferngehalten haben. Aber unabhängig davon haben Männer, die auf anderen Wissensgebieten forschten, unsere Kenntnis des Geschlechtstriebes reichlich gefördert. Nur wenig verdanken wir, um dies gleich vorweg zu nehmen, den neueren Philosophen, am ehesten vielleicht noch Eduard von Hartmann. Aber die Naturforscher haben uns manche reiche Belehrung gegeben. Ich brauche nur an Darwin und seine Nachfolger zu erinnern. Wie förderten z. B. unsere Kenntnis auf dem Gebiete des Geschlechtstriebes die Forschungen über geschlechtliche Zuchtwahl. Ganz besonders aber waren es die Ärzte, die an der Aufhellung dieses Gebietes gearbeitet haben. Unter diesen war es in erster Linie der verstorbene Krafft-Ebing, der durch seine Studien auf dem Gebiete der Psychopathia sexualis reiche Anregung gab. Indessen findet sich bei fast allen Ärzten eine störende Lücke, die darauf beruht, daß sie fast ausschließlich den krankhaften Geschlechtstrieb untersuchten und dabei das normale Geschlechtsleben nur verhältnismäßig kurz behandelten. Es gilt aber für den krankhaften Geschlechtstrieb dasselbe, wie für andere Erscheinungen der Psychopathologie. Die pathologischen Erscheinungen lassen sich nicht erforschen, wenn nicht auch die entsprechenden normalen Erscheinungen untersucht werden. Der Umstand, daß dies für den Geschlechtstrieb so selten geschah, hat zu vielen Verwirrungen geführt, die schon in der Nomenklatur zu Tage treten. Die Ausdrücke

Geschlechtstrieb, Fortpflanzungstrieb, Zeugungstrieb, Begattungstrieb werden beliebig für einander gesetzt. Allerdings meinte Hegar[3]), daß man unter Geschlechtstrieb zwei verschiedene Dinge zusammenfasse, den Begattungstrieb als Verlangen nach fleischlicher Vereinigung mit einer Person des anderen Geschlechts, und den Fortpflanzungstrieb, das Verlangen nach Kindern, und Eulenburg[4]) faßt den Begattungstrieb und den Fortpflanzungstrieb sogar als die zwei psychischen Komponenten des Geschlechtstriebes auf. In Wirklichkeit aber werden die genannten Worte im Sprachgebrauch nicht scharf von einander geschieden, und nur selten macht sich derjenige, der eines dieser Worte braucht, dessen Sinn klar. Will man z. B. mit Fortpflanzungstrieb sagen, daß der Trieb der Fortpflanzung dient, oder daß er ein Trieb zur Fortpflanzung ist? Beides ist wesentlich von einander verschieden. Wenn ein Tier das andere begattet, so können wir hier doch nur von einem Fortpflanzungstrieb in dem Sinne sprechen, daß der Akt der Fortpflanzung dient. Wir werden nicht annehmen dürfen, daß das Tier mit der bewußten Absicht, sich fortzupflanzen, den Geschlechtsakt ausübt. Selbst im Zeitalter des »klugen Hans« wird eine solche Auffassung kaum möglich sein. Aber auch für den Menschen gelten diese Erörterungen. Wer mit dem Wort Fortpflanzungstrieb den Begriff Trieb zur Fortpflanzung verbindet, darf das Wort auch für den Menschen kaum anwenden; denn wenn sich auch das Weib im allgemeinen nach Kindern sehnt, so tritt doch beim Mann der Drang zur Fortpflanzung sehr in den Hintergrund, und jedenfalls dürfte bei beiden Geschlechtern nur selten die bewußte Absicht zur Fortpflanzung das bewußte Motiv eines konkreten Geschlechtsaktes sein. Ich wollte hierauf nur hinweisen, um die Unklarheiten zu beleuchten, die auch die Terminologie bietet. Indessen wollen wir uns bei dieser nicht aufhalten, zumal da auch sonst in der Wissenschaft sehr oft eine Terminologie angewendet wird, die etymologisch nicht berechtigt ist, und schließlich ist auch gegen das am häufigsten gebrauchte Wort Geschlechtstrieb manches einzuwenden.

[3]) Hegar: Der Geschlechtstrieb. Stuttgart 1894. Seite 1.
[4]) Eulenburg: Sexuale Neuropathie. Leipzig 1895. Seite 88.

Notwendig ist indessen, daß wir wissen, was man unter einem bestimmten Ausdruck zu verstehen hat. Dies wird aber wesentlich erleichtert werden, wenn wir die einzelnen Prozesse, die sich in einem Vorgang vereinigen, analysierend betrachten. Eine solche Analyse hat aber nicht nur für die Terminologie Bedeutung, sie ist auch geeignet, das ganze Gebiet zu klären und weitere Forschungen zu erleichtern. Ich[5]) habe deshalb vor etwa acht Jahren versucht, eine Analyse des Geschlechtstriebes zu geben, die im allgemeinen als richtig anerkannt ist, wenn auch einzelne Einwände gemacht wurden. Eine solche Analysierung des Geschlechtstriebes darf aber nicht in dem Sinne stattfinden, daß man die einzelnen Komponenten als von einander unabhängig auffaßt. Die Tatsache einer regelmäßigen oder doch gewöhnlichen Verbindung verschiedener Vorgänge weist schon mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine innere Verknüpfung hin; diese wird sich aber bei dem Geschlechtstrieb auch sonst ergeben. Trotzdem erleichtert eine Analyse des Geschlechtstriebes das Verständnis. Und deshalb werde ich versuchen, eine solche an dieser Stelle zu geben, indem ich meine früheren Forschungen durch eigene neue Erfahrungen und auch durch Berücksichtigung der Arbeiten anderer ergänze.

Die eigene Beobachtung zeigt sofort, daß zwei ganz verschiedene Vorgänge bei dem Geschlechtstrieb beteiligt sind: erstens die Prozesse, die sich an den Genitalien abspielen und die sich durch Organempfindungen dem Bewußtsein bemerkbar machen, zweitens jene Erscheinungen, die zunächst lediglich im Psychischen gelegen zu sein scheinen und den Mann zum Weib, das Weib zum Mann führen. Diese beiden Vorgänge sind so verschiedener Natur, daß sie leicht von einander getrennt werden können, und wir werden sehen, daß sie auch verschiedenen Teilfunktionen bei der Begattung dienen. Es wird das Beste sein, dabei vom Geschlechtstrieb des Mannes auszugehen.

Der Geschlechtstrieb des Mannes dient dazu, seine in den Hoden abgesonderte Samenzelle mit dem weiblichen Ei in Berührung zu bringen, indem es sie in den Mutterorganismus hineinbefördert, wo beim Menschen die Befruchtung erfolgt.

[5]) Albert Moll: Untersuchungen über die Libido sexualis I. Berlin 1898.

Zweierlei ist hierzu nötig: erstens die Ausstoßung aus dem Vaterorganismus, zweitens die Einführung in den Mutterorganismus. Der erste Vorgang heißt Ejakulation, ihr dient die eine Komponente des Geschlechtstriebes, die ich als Detumeszenztrieb bezeichnet habe. Wir werden sie uns am ehesten vorstellen können, wenn wir die Fälle betrachten, wo sie isoliert auftritt. Der Detumeszenztrieb ist nämlich manchmal die einzige Äußerung des Geschlechtstriebes. Es gibt Idioten, die die Masturbation wie einen physischen Akt ausüben, weil die von den Genitalien ausgehenden Organempfindungen dazu ebenso drängen, wie etwa das Jucken einer Hautstelle zum Kratzen treibt. Die Betreffenden masturbieren, ohne dabei an eine andere Person zu denken, und haben auch niemals den Drang, eine andere Person geschlechtlich zu berühren. Es gibt auch normale Knaben, bei denen der Drang zur Masturbation als ausschließliche Äußerung des Geschlechtstriebes im Beginn der Pubertät auftritt; sie haben noch keine Gefühle für das andere Geschlecht, wohl aber organische Empfindungen an den Genitalien, die zur Masturbation führen. Es wird auch bei einigen erwachsenen Männern, die bereits den Trieb zum Weibe kennen, der organische Drang an den Genitalien zeitweise als einzige Äußerung des Geschlechtstriebes empfunden, und zwar so stark, daß er zur Masturbation führt. Es wird dann der Akt ohne Gedanken an eine andere Person ausgeführt. Analoges sehen wir ja auch in der Tierwelt, bei der Onanie von Affen, Bullen und Hengsten. Da die Onanie bei diesen Tieren oft geschieht, ohne daß ein weibliches Tier in der Nähe ist, müssen wir annehmen, daß diese Art der Befriedigung lediglich aus Organempfindungen hervorgeht. Es wird uns wenigstens nicht leicht sein, zu glauben, daß sich ein solches männliches Tier dabei in der Phantasie das Weibchen vorstellt, wie es meistens die Menschen in analogen Fällen tun. Diese Komponente des Geschlechtstriebes, die sich an Vorgänge der Genitalien knüpft, habe ich Detumeszenztrieb genannt; tumescere heißt anschwellen, detumescere abschwellen. Ich habe das Wort Detumeszenztrieb gewählt, weil stets eine Abschwellung, eine Volumenverminderung das wesentliche ist und den Akt

beschließt. Allerdings lege ich bei der Volumenverminderung auch einen Hauptwert auf die Herausbeförderung des Samens. Daß dabei eine sonstige Volumenverminderung des Gliedes durch Abschwellung stattfindet, kam bei der Wahl des Wortes nicht ausschließlich in Betracht, und jedenfalls erscheint mir die Herausbeförderung der Keimzelle aus dem Vaterorganismus sehr wichtig. In diesem Sinne habe ich das Wort Detumeszenztrieb gewählt, weil es auch vom Standpunkt der Entwicklungsgeschichte den physiologischen Vorgang charakterisiert; entspricht doch die Volumenverminderung, wie sie durch Herausbefördern des Samens erfolgt, dem Vorgang bei den niederen Organismen, die sich eingeschlechtlich fortpflanzen, und bei denen sich gleichfalls ein Teil des Organismus abtrennt, um ein neues Individuum zu bilden. Nur ist hier nicht wie bei den höheren Organismen eine Befruchtung durch eine zweite Keimzelle erforderlich.

Meistens tritt beim Menschen der Detumeszenztrieb überhaupt nicht isoliert auf, er ist vielmehr beim Mann mit der zweiten Komponente des Geschlechtstriebes, dem Trieb zum Weibe, vereinigt, der den Mann zur körperlichen Berührung, zur Umarmung des Weibes drängt und auch dazu führt, höhere geistige Interessen für dieses zu zeigen. Wir sahen eben schon, daß im Gegensatz zu niederen Organismen die Abtrennung der Keimzelle vom Vaterorganismus beim Menschen nicht genügt, ein neues Individuum hervorzubringen; es ist vielmehr die Hineinbeförderung der Samenzelle in den Mutterorganismus nötig. Und diesem Zwecke dient eben die zweite Komponente des Geschlechtstriebes, die ich als Kontrektaktionstrieb bezeichnet habe. Contrectare heißt berühren, geschlechtlich berühren, aber auch sich geistig mit etwas beschäftigen. Auch der Kontrektaktionstrieb kommt, wenigstens zeitweise, isoliert vor. Es gibt Knaben, die lange vor der Pubertät den Drang haben, weibliche Personen zu berühren, zu umarmen, zu küssen, sich mit ihnen geistig zu beschäftigen, denen jeder Gedanke an Masturbation oder einen sonstigen Akt mit den Genitalien fehlt. Sehr oft kommt es vor, daß der Betreffende selbst eines Tages überrascht ist, wie sich die Vorstellungen in Erscheinungen an den Genitalien äußern, sei

es, daß es nur zur Erektion kommt, sei es, daß er beim Andrücken eines sympathischen Mädchens Erektion und Ejakulation hat. Dasselbe finden wir beim perversen Geschlechtstrieb, und es gibt nicht wenig Homosexuelle, die lange Zeit homosexuelle Empfindungen haben, ohne diese als mit den Genitalien zusammenhängend zu empfinden. Sie fühlen sich zu diesem oder jenem Altersgenossen hingezogen, sie reden sich ein, daß dies lediglich Freundschaft sei, daß es eine Verehrung der glänzenden Charaktereigenschaften des andern sei, bis eines Tages die Vorgänge an den Genitalien ihnen keinen Zweifel darüber lassen, was eigentlich vorliegt. Bei Umarmung des Freundes bemerkt der Betroffene dann plötzlich, daß Erektion und Ejakulation eintreten, die ihm vielleicht anfangs noch rätselhaft sind, allmählich aber, wenn sie sich wiederholen, ihm beweisen, daß die vermeintlichen Freundschaftsgefühle in Wahrheit sexuelle Vorgänge waren.

Ebenso wie beim Perversen so vereinigen sich Detumeszenztrieb und Kontrektaktionstrieb auch beim geschlechtsreifen normalen Mann, und hieraus geht der Drang hervor, bei Berührung des Weibes zu detumeszieren und schließlich bei Einführung des Membrum in die Vagina den Samen zu entleeren, das heißt den Beischlaf auszuüben. Wie sich dieser Drang, bei Berührung des Weibes zu detumeszieren, in den Drang zum Beischlaf verwandelt, will ich hier nicht erörtern, es würde dies zu weit führen. Ich erwähne deshalb hier nur, daß ich in meinem genannten Buche »Untersuchungen über die Libido sexualis« diesen Punkt sehr ausführlich besprochen habe. Jedenfalls wollen wir festhalten, daß sich der Trieb des erwachsenen Mannes zum Beischlaf mit dem Weibe in die genannten beiden Komponenten zerlegen läßt und bei dem erwachsenen Mann das bildet, was den normalen Geschlechtstrieb ausmacht.

Selten fehlt beim Mann der Detumeszenztrieb dauernd, wenn die Genitalien und der sonstige Geisteszustand intakt sind. Auch das dauernde Fehlen des Kontrektaktionstriebes, das heißt jeden sexuellen Triebes zu einem anderen Wesen, ist bei dieser Voraussetzung etwas äußerst seltenes, während eine falsche Richtung dieses Triebes, z. B. Neigung des Mannes

zum Manne, häufiger auftritt. Überhaupt wollen wir festhalten, daß alle sexuellen Perversionen, mag es sich um Homosexualität, Fetischismus, Masochismus, Sadismus, Nekrophilie usw. usw. handeln, auf dem Gebiete des Kontrektaktionstriebes liegen, indem der Kontrektaktionstrieb nach einem falschen Objekt strebt. Mitunter fallen allerdings beim Manne Detumeszenztrieb und Kontrektaktionstrieb, wenigstens längere Zeit, auseinander. Es kann beispielsweise eine wahre Liebe und hohes Interesse für eine Frau bestehen, ohne daß der Trieb vorhanden ist, mit ihr geschlechtlich zu verkehren, wenigstens kann dieser Trieb lange Zeit zurücktreten. Wir sehen dies nicht bloß in jener Liebe, die wir als Primanerliebe bezeichnen können, und die sich bei Beginn der Pubertät oft genug zeigt, sondern auch bei vollkommen geschlechtsreifen Männern in der Periode der romantischen Liebe. Mitunter kann aber hierbei der organische Drang an den Genitalien vorhanden sein. Fälle dieser Art führen manchmal zur psychischen Impotenz und zwar gerade der eigenen Frau gegenüber. Der Mann liebt die Frau leidenschaftlich, aber jeder mit den Geschlechtsteilen zusammenhängende Akt erscheint ihm als eine Profanierung der Liebe, als eine Entweihung der von ihm schwärmerisch geliebten Frau und führt dadurch zur Impotenz.

Gehen wir jetzt zur Betrachtung der Vorgänge beim Weibe über, so können wir auch bei diesem, mindestens in einer sehr großen Zahl von Fällen, beobachten, daß die sexuellen Vorgänge in zwei große Gruppen zerfallen: erstens in die Vorgänge, die sich an den Genitalien abspielen, und zweitens in diejenigen, die sich in dem Drang zum anderen Geschlecht bemerkbar machen. Die Vorgänge an den Genitalien können sich hier nicht in gleicher Weise äußern, wie beim Mann. Da nämlich die Eizelle im Mutterorganismus liegen bleibt und hier von der Samenzelle befruchtet werden muß, darf der Geschlechtstrieb nicht zur Ausstoßung, zur Ejakulation der Eizelle führen. Es gibt zwar auch bei der Frau einen Detumeszenztrieb; er führt aber nur zur Herausbeförderung indifferenten Schleims, nicht der Eizelle. Soviel wir bisher wissen, stammt der Schleim, der beim Weibe

während des Aktes herausbefördert wird, aus den Bartholinischen Drüsen, vielleicht auch aus den Schleimdrüsen der Scheide und der Gebärmutter. Man sollte es kaum für denkbar halten, wie wenig sicheres Material in dieser Beziehung vorliegt. Eine genaue Beobachtung veröffentlichte Adler,[6]) der während der gynäkologischen Untersuchung den Orgasmus bei einer Patientin beobachtete und Flüssigkeit aus den Ausführungsgängen der Bartholinischen Drüse austreten sah. Von anderen wird wieder angegeben, daß sich auch aus anderen Drüsen des Weibes und zwar den Schleimdrüsen der Vagina und des Uterus Sekrete entleeren. Gleichviel welche Drüsen dabei beteiligt sind, es scheint, daß diese Sekrete, die natürlich an Bedeutung gar nicht mit dem die Keimzellen enthaltenden Samen verglichen werden können, zur Erweckung des Geschlechtstriebes eine ähnliche Rolle spielen können, wie der Samen beim Mann. Ebenso wie die Samenanhäufung beim Mann als ein sensibler Reiz wirkt und dadurch den Detumeszenztrieb und den Kontrektaktionstrieb zu erwecken vermag, so kann im konkreten Fall auch, wie es scheint, das Vorhandensein dieses indifferenten Schleimes beim Weibe reflektorisch den Detumeszenz- und den Kontrektaktionstrieb herbeiführen. Indessen kann der Detumeszenztrieb auch durch allerlei andere Reize angeregt werden, z. B. durch Friktionen bestimmter Stellen. Hierbei spielen die Labia minora eine wesentliche Rolle, was ich deshalb erwähnen will, weil von vielen ausschließlich auf die Reizung der Klitoris mit Unrecht Gewicht gelegt wird.

Der Detumeszenztrieb ist auch beim Weibe mitunter isoliert, beispielsweise bei manchen sexuell frühreifen Mädchen, denen jeder Gedanke an ein anderes Wesen bei der Masturbation abgeht, ebenso auch bei Idiotinnen. Auch in der Tierwelt findet sich mitunter der Detumeszenztrieb des Weibchens als isolierte Erscheinung. Rossige Stuten, die fern vom Hengst gehalten werden, zeigen deutliche Organempfindungen an den Genitalien, die dem Detumeszenztrieb zugrunde liegen. Aber auch hier werden wir kaum annehmen können, daß die

---

[6]) Otto Adler, Die mangelhafte Geschlechtsempfindung des Weibes. Berlin 1904, S. 22.

Stute, wenn sie längere Zeit vom Hengst ferngehalten ist, sich eine Phantasievorstellung von ihm macht.

Auch einen Kontrektaktionstrieb hat das Weib; er entspricht dem des Mannes, nur ist er nicht auf das Weib, sondern auf den Mann gerichtet. Er äußert sich in dem Drang zur körperlichen Berührung mit dem Mann, beziehungsweise in dem geistigen Interesse für diesen. Daß die psychische Seite des Geschlechtstriebes viele Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern zeigt, brauche ich nicht zu erwähnen. Die beiden Komponenten des Geschlechtstriebes, Detumeszenztrieb und Kontrektaktionstrieb, sind auch beim Weibe meistens vereinigt, und aus der Vereinigung ergibt sich der Drang zum Beischlaf mit dem Manne.

Weit häufiger allerdings als beim Mann fehlt beim weiblichen Geschlecht der Detumeszenztrieb, und es besteht der Kontrektaktionstrieb für sich allein. In diesem Falle hat das Weib keine spezifischen Organempfindungen an den äußeren Genitalien, keinen Drang zur Masturbation, keinen Drang zum Beischlaf, und auch keine Befriedigung bei ihm, überhaupt keinen Drang zu irgend einem Akt mit den Genitalien; wohl aber kann trotzdem Neigung zur Umarmung des Mannes und auch Interesse für diesen bestehen. Man hat diese Fälle, bei denen die organische Empfindung an den Genitalien des Weibes fehlt, sehr häufig sexuelle Anästhesie genannt, ein Ausdruck, der leicht zu Mißverständnissen führen kann, wenn man sich nicht darüber klar ist, daß dabei der Drang zum anderen Geschlecht vollkommen bestehen kann. Andere bezeichnen sogar als sexuelle Anästhesie des Weibes solche Fälle, bei denen das Weib nur beim Koitus nichts empfindet, dabei aber z. B. durch eigene Masturbation zur Befriedigung kommt. Ich halte letzteres keineswegs für richtig; man müßte dann wenigstens von sexueller Anästhesie beim Koitus sprechen, um Mißverständnisse zu vermeiden. Die sexuelle Anästhesie des Weibes hat schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen. Sie ist offenbar sehr häufig, wenn auch über die Ursachen und den Prozentsatz der sexuellen Anästhesie bei Frauen die Meinungen noch auseinander gehen. Leichtere Grade der beim Koitus

stattfindenden sexuellen Anästhesie werden auch als Frigidität bezeichnet. Übrigens gehören zu diesen frigiden Frauen viele, die als kokett und putzsüchtig gelten, von denen man erzählt, daß sie in Badeorten und anderswo auf die Männerjagd gehen, bei denen sich aber in Wirklichkeit das ganze Geschlechtsleben auf diese sozusagen platonische Männerjagd beschränkt, während der Koitus ihnen häufig direkt zuwider ist. Auch bei Perversionen findet man oft eine analoge Erscheinung. Beispielsweise sind mir Fälle von weiblichem Sadismus bekannt, wo nicht der geringste Drang besteht zu irgend einem Akt mit den Genitalien. Die Betreffenden halten sich wohl auch für sehr keusch, wenn sie sich auch bei ruhiger Überlegung selbstverständlich sagen, daß die sadistische Neigung sexueller Natur ist.

In anderen Fällen, wo beide Komponenten des Geschlechtstriebes beim Weibe bestehen, fallen diese aber auseinander, es kann z. B., ohne daß ein Drang zum Beischlaf oder Befriedigung bei ihm stattfindet, der Drang zu einem Akt mit den Genitalien, z. B. zur Masturbation in starkem Maße und unabhängig hiervon der Kontrektaktionstrieb bestehen, der zur körperlichen und seelischen Annäherung an den Mann führt, den Beischlaf, wie erwähnt, aber nicht erstrebt.

* * *

Für die Erweckung jeder einzelnen Komponente des Geschlechtstriebes sowohl des Detumeszenztriebes wie des Kontrektaktionstriebes sind zwei Gruppen von Vorgängen wichtig, deren eine peripherer, deren andere zentraler Natur ist, das heißt in der Psyche abläuft. Die Bedeutung der letzteren Gruppe ist selbstverständlich, da ohne psychischen Prozeß der Trieb nicht empfunden werden kann. Aber abgesehen davon kann der Geschlechtstrieb, und zwar beide Komponenten desselben, auch durch zentrale Vorgänge, z. B. durch wollüstige Vorstellungen erweckt werden. Was die peripheren Vorgänge anlangt, so haben wir hier auch zweierlei zu unterscheiden, einen peripheren Vorgang, der überhaupt eine Vorbedingung für die Entwicklung jeder Komponente ist, und einen Vorgang, der im konkreten Fall als peripherer Reiz wirken kann. Das Vorhandensein der Keimdrüsen, das heißt der Hoden beim

Mann und der Eierstöcke beim Weib, ist eine Vorbedingung für die Entwicklung jeder Komponente. Wenn die Keimdrüsen fehlen, entwickelt sich keine dieser beiden Komponenten. Aber abgesehen hiervon gibt es noch bestimmte periphere Vorgänge, die im konkreten Fall als peripherer Reiz wirken und die entsprechende Komponente zu wecken vermögen. Sie sind aber hierzu nicht eine absolute Vorbedingung, wie etwa die Keimdrüsen, deren originäres Fehlen keine der beiden Komponenten zur Entwicklung kommen läßt.

Das Ganze dürfte verständlicher werden, wenn wir vom Detumeszenstrieb des erwachsenen Mannes ausgehen. Wenn die Keimdrüsen in frühester Kindheit entfernt wurden, entwickelt sich der Detumeszenztrieb überhaupt nicht. Wenn er sich aber entwickelt hat, so kann er in konkretem Fall auf mehrfache Art geweckt werden. Oft wird der Geschlechtstrieb durch zentrale Vorgänge ausgelöst, durch wollüstige Bilder, wobei zuerst der Kontrektaktionstrieb, dann aber im Anschluß daran auch der Detumeszenztrieb erweckt wird. Aber auch ohne zentrale Erregungsquelle kann, wie ich schon angedeutet habe, manchmal der Detumeszenztrieb geweckt werden, und zwar auch da, wo bereits eine allgemeine Verbindung zwischen Kontrektaktions- und Detumeszenzvorgängen stattgefunden hat. Es kann durch periphere Prozesse, z. B. Samenanhäufung, die eine Kitzelempfindung, eine Empfindung der Völle und Hitze in der Gegend der Genitalien bewirken, der Detumeszenstrieb erregt werden, während erst sekundär der Kontrektaktionstrieb auftritt. Wir können als Analogien andere Vorgänge heranziehen. Wenn es an einer Hautstelle stark juckt, so hat man den Trieb, an ihr zu kratzen, das heißt, wir haben hier einen peripheren Vorgang, der als Reiz zu einer bestimmten Handlung drängt. Ähnlich liegt es mit dem Detumeszenztrieb, indem bestimmte Reize an den Genitalien, eventuell auch an anderen Stellen des Körpers, zu diesem Trieb führen. Es muß natürlich der periphere Vorgang eine Empfindung ausgelöst haben. Diese stellt sich, wie erwähnt, oft als Kitzelempfindung an den Genitalien dar und kann am ehesten zu den Gemeinempfindungen gerechnet werden. Sie drängt den Mann dazu, eine Entladung an den Genitalien,

eine Befreiung von dieser Empfindung zu suchen. Abgesehen von der Anhäufung von Samen, können aber auch andere Reize die gleiche Empfindung herbeiführen, Friktionen, Reizungen der erogenen Zonen, die sich bei vielen Menschen an der Haut finden und deren sensible Reizung den Geschlechtstrieb erweckt. Ich erwähne weiter, daß bei Kindern sehr häufig Würmer im Darm zu solchen sexuellen Reizungen Veranlassung geben. Wahrscheinlich wirken auch die sogenannten Aphrodisiaka, darunter Kanthariden, durch einen peripheren Reiz. Daß der periphere Reiz, der den Detumeszenztrieb erweckt, nicht immer primär durch die Anhäufung von Samen herbeigeführt wird, dafür sprechen verschiedene Umstände. Ich weise darauf hin, daß mitunter das Hodensekret kaum als Samen zu bezeichnen ist, z. B. bei der Azoospermie, und daß diese Flüssigkeit doch in gleicher Weise als Reiz wirken kann, wie der normale Samen. Ich erwähne, daß anscheinend der Detumeszenztrieb bereits zu einer Zeit bestehen kann, wo Samen noch nicht abgesondert wird, daß er auch noch im hohen Alter vorkommt, wenn die Samenherstellung aufgehört hat, daß er sich auch bei Kastraten mitunter findet, wo die Hoden entfernt sind, und endlich, daß er sich zuweilen, wenigstens bei einigen Personen, unmittelbar nachdem Ejakulation stattgefunden hat, wieder einstellt. Wenn der Detumeszenztrieb, wie erwähnt, auch in den meisten dieser letzten Fälle durch einen zentralen Vorgang, insbesondere durch sexuell erregende Bilder erweckt sein mag, so gibt es doch auch Fälle, wo er durch einen peripheren Vorgang erregt wird, ohne daß eine Reizung durch Samenanhäufung erfolgt. Es ist sicher, daß in dieser Beziehung das Hodensekret keine spezifische Wirkung ausübt. Die Annahme von Pflüger[7]), daß die Samenfäden eine Reizung der inneren Wände in den Ausführungsgängen bewirken, ist irrig. Es kann die Anhäufung indifferenter Sekrete in den Samenblasen bei Kastrierten zuweilen den Detumeszenztrieb auslösen. Es ist dies deshalb wichtig, weil wir in der Ablehnung der spezifischen Wirkung des Hodensekrets eine volle Analogie zu den Vorgängen beim Weibe haben. Bei

---

7) E. F. W. Pflüger, Die teleologische Mechanik. 2. Aufl. Bonn 1877. S. 46.

ihm ist der periphere Reiz, der den Detumeszenztrieb im konkreten Fall herbeiführt, überhaupt nicht das Produkt der Keimdrüsen, das heißt der Eierstöcke, sondern rein indifferente Sekrete vermögen hier anscheinend als Reiz zu wirken.

Wenn aber auch dieser periphere Reiz im konkreten Fall nicht von den Keimdrüsen auszugehen braucht, so ist die Keimdrüse, wie ich bereits vorhin andeutete, doch eine Vorbedingung für die Entwicklung des Detumeszenztriebes. Ich will diesen Punkt deshalb hier nicht weiter erörtern, weil ich nachher beim Kontrektaktionstrieb noch ausführlicher darauf eingehen muß. Hier sei nur erwähnt, daß der Detumeszenztrieb bei ganz frühzeitiger Kastration nicht zustande kommt.

Gehen wir jetzt zur Frage über, wie der Kontrektaktionstrieb erweckt wird. Wir müssen ihn als einen höheren Prozeß auffassen als den Detumeszenztrieb, und wenn er auch bei dem einzelnen Individuum oft eher auftritt als der Detumeszenztrieb, so sind doch die Detumeszenzvorgänge, wenn wir uns auf den Standpunkt der Deszendenztheorie stellen, entwicklungsgeschichtlich unbedingt das primäre. Nun wissen wir zwar, daß der Kontrektaktionstrieb durch zentrale Vorgänge beim entwickelten Menschen ausgelöst wird. Ein Mann oder eine Frau, die sich wollüstigen Erinnerungsbildern hingeben, werden dabei oft den Drang zu einer Person des andern Geschlechts empfinden. Ebenso können natürlich die Kontrektaktionsvorgänge durch Sinnesvorstellungen ausgelöst werden, z. B. durch das Erblicken einer sexuell reizenden Person. Periphere Reize, insbesondere in den Genitalien, können aber auch den Kontrektaktionstrieb im konkreten Fall wecken, z. B. Friktion der Genitalien, Samenanhäufung in ihnen. Die periphere Empfindung weckt dann oft den Kontrektaktionstrieb, ohne vorher zum Detumeszenztrieb zu führen. Jedenfalls hat auch hier der Samen keine spezifische Wirkung. Havelock Ellis[8]) erwähnt Versuche von Tarchanoff; dieser fand, daß die Entfernung von Herz, Lungen, selbst vom Hoden bei einem Frosch auf den Geschlechtstrieb wirkungslos blieb, daß aber Entfernung oder selbst einfache Punktion der Samenblasen sofort

[8]) Havelock Ellis: The analysis of the sexual impulse. »The Alienist and Neurologist« Nr. 2. 1900. St. Louis.

die Begattung unterbrach, oder auch deren Eintritt verhinderte, während die Füllung der Samenblase mit Milch wieder den Geschlechtstrieb weckte.

Aber weder die genannten psychischen Vorgänge, noch diese peripheren Reize im konkreten Fall genügen zur Erweckung des Kontrektaktionstriebes. Ebenso wie beim Detumeszenztrieb ist vielmehr zur Entwicklung des Kontrektaktionstriebes ein peripherer Vorgang nötig, nämlich der Vorgang in den Keimdrüsen. Es geht dies daraus hervor, daß die frühzeitige Kastration die Entwicklung des Kontrektaktionstriebes ebenso wie die des Detumeszenztriebes hindert. Wie die Keimdrüsen wirken, ist noch zweifelhaft. Man nahm im allgemeinen früher wohl an, daß es sich um einen peripheren Reiz handelte, der auf dem Wege der Nerven seine Wirkung ausübte. In neuerer Zeit tritt aber entsprechend den Anschauungen über Organtherapie die Auffassung mitunter zutage, daß ein chemisches Produkt der Keimdrüse, indem es in die Körpersäfte aufgenommen wird, auf die entsprechenden Teile des Zentralnervensystems wirkt und hier zur Entwicklung des Geschlechtstriebes führt[9]). Die Frage mag zweifelhaft sein; Tatsache ist jedenfalls, daß sich, wenn nicht bestimmte Reize von den Keimdrüsen ausgehen, ein Kontrektaktionstrieb ebenso wenig entwickelt wie ein Detumeszenztrieb.

Man wende gegen diese Ausführung nicht ein, daß doch bei Kindern oft genug schon Kontrektaktionsvorgänge beobachtet werden. Wir wissen, daß viele Kinder sogar leidenschaftliche Liebesempfindungen äußern zu einer Zeit, wo die Zeichen der körperlichen Pubertät noch vollkommen unsichtbar sind, zu einer Zeit, wo das stärkere Wachstum der Genitalien noch nicht stattgefunden hat, wo die Behaarung noch nicht vorliegt, und wo insbesondere diejenigen Zeichen, die wir gewöhnlich als die wichtigsten der Pubertät betrachten, die Samenabsonderung und die Eireifung sowie die Menstruation noch nicht eingetreten sind und keinerlei Drang zu irgend einem Akt mit den Genitalien vorliegt. Dies ist ohne weiteres zuzugeben, auch wenn man manche Erscheinungen bei Kindern,

[9]) Genaueres hierüber s. Moll, Untersuchungen über die Libido sexualis, S. 87 f.

z. B. das Anschmiegen an die Mutter oder an die Amme und an andere Personen von den Kontrektaktionsvorgängen, die eine sexuelle Grundlage haben, trennt, was beiläufig bemerkt in praxi mitunter Schwierigkeiten machen kann.

Aber wenn auch zugegeben werden muß, daß es bereits beim Kind solche Kontrektaktionsvorgänge gibt, für diese also anscheinend die Pubertät keine Vorbedingung ist, so haben wir doch folgendes zu berücksichtigen. Es gibt somatische und psychische Zeichen der Pubertät. Die psychische Pubertät zeigt sich im wesentlichen darin, daß der Drang zum andern Geschlecht erwacht, aber auch in mannigfachen anderen psychischen Eigentümlichkeiten, z. B. beim Mädchen oft in einem träumerischen Wesen und in dem Nachlaß der kindlichen Wildheit. Als wichtigstes Symptom der psychischen Pubertät haben wir jedenfalls das Erwachen des Kontrektaktionstriebes zu betrachten. Nun haben wir festzuhalten, daß die einzelnen Symptome der Pubertät nicht gleichzeitig eintreten, vielmehr bald dieses, bald jenes zuerst auftritt. Wir müssen ferner berücksichtigen, daß sich die somatische Pubertät in Symptomen zeigt, die teils äußerlich sichtbar sind, teils nicht sichtbar sind. Es finden in den Keimdrüsen oft längere Zeit, bevor sichtbare Zeichen der Pubertät eintreten, Vorgänge statt, die wir aus theoretischen und praktischen Gründen als Symptome der Pubertät betrachten müssen. Sie treten weder beim Knaben noch beim Mädchen erst dann auf, wenn beide zeugungsfähig sind, sondern oft genug schon in früher Kindheit. Die Tatsache, daß der Kontrektaktionstrieb bei Knaben und Mädchen mitunter lange Zeit vor der Pubertät erwacht, das heißt, bevor reife Eier beim Weibe abgestoßen werden und beim Mann der Samen hergestellt wird, beweist nicht im mindesten, daß die peripheren Vorgänge nicht eine notwendige Voraussetzung für die Entwicklung des Kontrektaktionstriebes sind. Die Erfahrungen der Kastration weisen vielmehr, worauf ich jetzt zu sprechen komme, unwiderleglich darauf hin, und zwar in gleicher Weise beim männlichen wie beim weiblichen Individuum.

Auf einer Verkennung dieser Verhältnisse beruht die häufig falsche Auffassung von den Folgen der Kastration. Man unterscheidet gewöhnlich eine Kastration vor und nach der Pubertät.

Es geht aus dem vorher Erwähnten schon hervor, und mit Recht weist auch Möbius[10]) darauf hin, daß die Pubertät nicht ein Vorgang ist, der eines Tages plötzlich eintritt und damit eine scharfe Scheidegrenze gibt, daß sich vielmehr die Pubertät ganz allmählich entwickelt. Wenn die Kastration nach Beginn der Pubertät vorgenommen wurde, bleibt der Kontrektaktionstrieb bestehen und damit oft die leidenschaftlichste Liebe. Ich brauche nur an Abälard und Heloise zu erinnern, mag auch die Dichtung dieses Liebespaar idealisiert und dabei manches übertrieben haben, so können wir doch aus zahlreichen analogen Beobachtungen mit Sicherheit den Schluß ziehen, daß die Kastration nach der Pubertät den Kontrektaktionstrieb nicht notwendigerweise vernichtet. Etwas anders liegt die Sache bei der Kastration, die vor der Pubertät erfolgte. Aber hier ist festzuhalten, daß die von der Keimdrüse im Gehirn bewirkten Reize, die zum Kontrektaktionstrieb führen, und die als ein Vorgang der Pubertät anzusehen sind, bereits in früher Kindheit stattfinden können, mögen es chemische oder physische Reize sein. So erklärt es sich, daß sich mitunter trotz Kastration im frühen Alter leidenschaftliche Liebesempfindungen entwickeln. Die Tatsache, daß, obschon die Kastration vor der Zeugungsfähigkeit stattfindet, sich trotzdem der Kontrektaktionstrieb entwickelt, beweist absolut nicht, daß nicht die peripheren Reize der Keimdrüse zur Entwicklung notwendig waren. Es ist eben zur Erweckung des Kontrektaktionstriebes nicht immer nötig, daß nun in jedem konkreten Fall ein peripherer Reiz von den Hoden oder Eierstöcken ausgeht, es ist nur notwendig, daß überhaupt eine Keimdrüse vorhanden war. Später genügen offenbar die zentralen Vorgänge, ohne den speziellen Keimdrüsenreiz, die aber nur dann eintreten, wenn früher Reize von der Keimdrüse aus stattgefunden haben. Vielleicht wird der Fall durch eine Analogie deutlicher. Personen, denen eine stark schmerzende Extremität amputiert worden ist, empfinden später oft noch dieselben Schmerzen, wie zur Zeit, ehe die Amputation stattfand. Man nimmt gewöhnlich an, daß an den Nervenstümpfen Reizungen

[10]) P. J. Möbius, Über die Wirkungen der Kastration. Halle a. S. 1903. S. 28.

des Nervenstammes stattfinden, die nun nach dem Gesetz der exzentrischen Projektion peripherwärts verlegt werden. Diese Annahme dürfte für viele Fälle nicht zutreffen, ich glaube vielmehr, daß es sich oft um zentral bedingte Erinnerungsbilder, eine Art Halluzination handelt, die mit dem Reiz an den Nervenstümpfen nichts zu tun hat. Folgende Erwägung führt zu dieser Auffassung. Stellen wir uns vor, es sei jemand der Unterschenkel amputiert worden wegen eines äußerst schmerzhaften Unterschenkelgeschwürs. Einige Zeit nach der Amputation hat der Betreffende nun genau dieselben Empfindungen wieder, als ob er noch das Bein besäße, und zwar empfindet er den Schmerz qualitativ genau wie früher und auch an derselben Stelle. Wie soll man sich dies durch Reize in den Nervenstämmen erklären? Damit wäre nur erklärbar, daß der Betreffende überhaupt Schmerzen peripherwärts empfindet; es hat aber gar nichts damit zu tun, daß er sie wieder an derselben Stelle des alten Geschwürs zu empfinden glaubt. Dies wird vielmehr weit eher erklärbar, wenn wir uns sagen, daß der frühere peripher ausgelöste Schmerz jetzt durch rein zentrale Vorgänge reproduziert wird, es ist gewissermaßen eine Halluzination des Schmerzes[11]). Ähnlich können wir es uns vorstellen, daß die ursprünglich durch periphere Reize ausgelösten Kontrektaktionsvorgänge auch später noch, wenn der periphere Reiz fehlt, z. B. nach der Kastration selbst in früher Jugend, durch zentrale Vorgänge reproduziert werden. So ist es denkbar, daß jemand auch trotz früher Vornahme von Kastration Neigung zum andern Geschlecht empfindet, kurz und gut, daß sich der Kontrektaktionstrieb voll entwickelt.

Auch der Detumeszenztrieb schwindet, wie ich hier nochmals bemerke, nicht immer durch die Kastration. Ich hatte beim Vergleich des Detumeszenztriebes und des Kontrektaktionstriebes früher angenommen, daß sich der Detumeszenz-

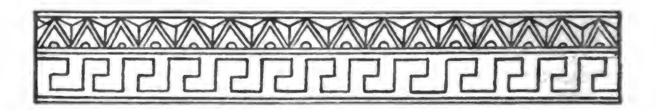
[11]) Analoges bieten viele Erscheinungen der Pathologie, und sicherlich beruht darauf der Umstand, daß in zahlreichen Fällen nach organischen Erkrankungen, z. B. Gelenkrheumatismus, die Schmerzen noch lange bestehen, nachdem bereits die organische Veränderung zurückgegangen ist. Ich erinnere hier auch an die Hysterie, die, wie Charcot scharf hervorhob, so häufig organische Erkrankungen begleitet. Übrigens ist, wie ich glaube, auf jene Entstehungsursache bei Schmerzen nach Amputationen bereits anderweitig hingewiesen worden.

trieb unmittelbar an die Keimdrüsen knüpft. Dies muß etwas modifiziert werden. Was zunächst den Mann betrifft, so gibt es Fälle, wo mindestens längere Zeit nach der Kastration der Detumeszenztrieb bestehen bleibt, obwohl die Keimdrüse einen unmittelbaren Reiz nicht mehr ausübt. Zunächst würde, ähnlich wie für den Kontrektaktionstrieb, auch hier die zentrale Reproduktion für die Auslösung der Empfindung in Betracht kommen. Aber es kommt noch ein weiteres hinzu. Wenn der Detumeszenztrieb entwickelt ist, ist für das Empfinden desselben das Vorhandensein von Samen in den feinen Samenausführungsgängen des Hodens nicht immer notwendig. Es scheint vielmehr, daß andere Reize hierfür genügen. Irgend welche Sekretionsansammlung an bestimmten Stellen der Ausführungsgänge, besonders in den Samenblasen, scheint für die Erweckung des Detumeszenzdranges zu genügen. Hierfür spricht, daß auch bei Kastrierten einige Zeit nach der Kastration volle Befriedigung auftritt. Es handelt sich um die indifferenten Drüsensekrete, die hierbei herausbefördert werden. Und ebenso wissen wir, daß beim Weib überhaupt indifferente Sekrete im konkreten Fall zum Detumeszenztrieb Veranlassung geben können.

Natürlich hört nach der Kastration des Mannes die Zeugungsfähigkeit auf. Gelegentlich berichtete Fälle, die das Gegenteil beweisen sollen, gehören wohl mehr in das Bereich der Fabel, wenn es auch nicht unmöglich ist, daß in den ersten Tagen die vor der Kastration abgesonderte und noch nicht ejakulierte Samenflüssigkeit zur Zeugung benutzt wird. Ich will bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß das Material über die Folgen der Kastration noch keineswegs zur Beurteilung aller Verhältnisse ausreicht, z. B. haben wir fast gar kein Material über die Folgen der frühzeitigen Kastration beim weiblichen Geschlecht des Menschen, wenn wir auch etwas mehr darüber aus der Tierwelt wissen.

(Schluß folgt.)





BETRACHTUNGEN ÜBER ZUSTÄNDE, WELCHE DIE PROSTITUTION BEGÜNSTIGEN UND IHRE BEKÄMPFUNG ERSCHWEREN.

Von HANS MENJAGO.

In den Untersuchungen über die Prostitution, ihre Ursachen und ihre Bekämpfung werden meist einige Punkte nicht beachtet, auf die ich hier aufmerksam machen möchte.

Da ist zunächst die Frage, ob einer Prostituierten, wenn sie einmal aus Leichtsinn, des leichten Erwerbes wegen, oder aus Not, zu diesem Gewerbe gegriffen hat — ohne sich der Tragweite und der Folgen dieses Schrittes bewußt zu sein — unter den heutigen Verhältnissen die Möglichkeit gegeben ist, wieder in ehrenhafte Verhältnisse zurückzukehren. Ich möchte diese Frage im allgemeinen mit »nein« beantworten, trotz der Bestrebungen gemeinnütziger Vereine. Und wenn deren Bemühungen in vielen Fällen von unter Kontrolle stehenden Mädchen zurückgewiesen werden, oder die in Asylen Untergebrachten davonlaufen oder wieder zu ihrem traurigen Berufe zurückkehren, so dürfte daran wohl hauptsächlich das falsche Vorgehen und das mangelnde Verständnis für die Erfordernisse in diesem Falle die Schuld an den Mißerfolgen trotz guter Absicht und Bemühung tragen.

Der erste Grund des Mißerfolges ist wohl darin zu suchen, daß man die bereits unter Kontrolle stehenden zu retten sucht. Dies aber sind meist solche, die sich schon länger dieser Lebensweise ergeben haben, die gegen die widrigen Seiten derselben gleichgültig geworden und abgestumpft sind und sich in ehrenhafte Verhältnisse mit regelmäßiger Tätigkeit am wenigsten wieder eingewöhnen können. Daher kann auch den Erfahrungen der Beamten und Ärzte, die ihr Beruf mit der kontrollierten Prostitution in Berührung bringt, resp. deren negativem Urteil über die Möglichkeit einer Hülfe, nicht der Wert beigelegt werden, daß man dies Urteil als maßgeblich und entscheidend gelten lassen dürfte.

Bessere Erfolge müßten schon zu erzielen sein, wenn man die rettende Hand denjenigen reichen würde, die noch nicht unter Kontrolle stehen. Denn es ist eine allgemeine Tatsache, daß die Prostituierten sich so lange als möglich derselben zu entziehen suchen, wohl in dem Bewußtsein, daß sie, sobald sie erst unter polizeilicher Aufsicht stehen, ganz an dieses Gewerbe festgeschmiedet sind und ihnen das Loskommen von demselben damit sozusagen unmöglich gemacht oder jedenfalls erst recht erschwert wird. Und das geschieht ja schon dadurch, daß sie dabei mit anderen ihres Berufes bekannt und von diesen festgehalten oder wieder hineingezogen werden, wenn sie wirklich Aussicht hatten, sich diesem Leben zu entziehen. Dieser Einfluß von ehemaligen Bekannten ist bei der Rettung der Gefallenen ja nicht zu unterschätzen und er ist es wohl in sehr vielen Fällen, der alle Bemühungen zur Hülfe vereitelt. Auf alle Fälle also ist die Aussicht auf Erfolg größer, wenn man den noch nicht unter Kontrolle stehenden zu helfen sucht. Aber diese sind weit schwerer aufzufinden als die bei der Polizei eingeschriebenen, und sie suchen sich der Berührung mit den Beamten und Ärzten möglichst zu entziehen.

Dagegen sollte man glauben, daß sich diese, die sich eben noch nicht in ihrem Berufe wohl fühlen, sondern nach kurzer Zeit die schrecklichen Folgen ihres leichtsinnigen Schrittes einzusehen beginnen und sich in ehrenhafte bürgerliche Verhältnisse zurücksehnen (soweit sie aus diesen hervorgegangen sind), um so leichter freiwillig zur Unterbringung in Rettungsasyle gemeinnütziger Vereine melden würden. Der Grund, daß dies nicht geschieht, dürfte in der falschen Behandlungsweise zu suchen sein, die man solchen Mädchen dort vielfach angedeihen läßt und die eben in vielen Fällen für diese speziellen Verhältnisse ungeeignet ist. Es heißt, daß sie »nicht arbeiten wollen«. Richtiger sollte es oft aber meist heißen, daß sie nicht arbeiten können, und das gilt auch von solchen, die sich jenem Leben noch nicht gar lange ergeben haben und die vorher gewohnt waren, sich durch ihrer Hände Arbeit ihr Brot zu verdienen als Dienstmädchen, Fabrikarbeiterin oder dgl. Bedenkt man die ganze Lebens-

weise der Prostituierten, den Mangel jeder Tätigkeit und Beschäftigung, dazu das Nachtleben, oft ungenügende Ernährung im Verein mit dem unnatürlich gesteigerten sexuellen Verkehr, so begreift man, daß dies alles, oft noch verstärkt durch Gemütserregungen bei Erkenntnis dessen, wohin ihre Laufbahn führt, bezw. auch infolge der Umstände, die zu dieser geführt haben, wie Geburt eines unehelichen Kindes etc., einen nicht sehr widerstandsfähigen Körper und Geist in kurzer Zeit derart herunterbringen müssen, daß sowohl die physischen Kräfte als auch vor allem die psychischen Willensfähigkeiten erlahmt sind und zu einer anhaltenden Arbeit, zumal einer ungewohnten, groben, körperlichen Arbeit einfach nicht ausreichen.

Nun ist ja allerdings Arbeit das einzige Mittel zur Zurückführung der Mädchen in geordnete bürgerliche Verhältnisse, in denen sie dann in ehrenhafter Weise wieder ihr Brod verdienen können. Aber das Arbeiten muß erst wieder langsam und allmählich gelernt werden und der reduzierte Körper muß auch die notwendigen Kräfte sehr allmählich sammeln wie nach einer langen Krankheit, nicht nur die körperlichen, sondern noch mehr die psychischen Kräfte. Darin wird häufig trotz der besten Absichten ein Fehler gemacht, daß dieser Punkt übersehen wird.

Ein weiterer Fehler wird in diesen Anstalten in ebenso — guter Absicht gemacht. Der Grundsatz, nach dem sie geleitet werden, heißt: bete und arbeite. Und haben die Mädchen schon für die Arbeit das Interesse verloren, so haben sie für das »Beten« wohl nie Sinn gehabt und es dürfte ihnen das Andachthalten und Choràlesingen oft derartig widerstehen, daß sie schon aus diesem einen Grunde den Aufenthalt in solcher Anstalt für unerträglich halten. Zu verwundern ist das nicht, denn auch vielen nicht unreligiösen Leuten der soliden bürgerlichen Gesellschaft ist diese Art von Religionsbetrieb zuwider. Und doch liegt diese Art der Wertlegung auf äußere Zeichen der Religion leider sehr oft im Wesen der gemeinnützigen Vereine, welche diese Anstalten in der Absicht errichten, durch solche gemeinnützige Betätigung ihrer Religion zu dienen. Diese unglückliche Verquickung

religiöser Ideen mit dem praktischen Leben erweist sich wie so oft so auch hier als unfruchtbar und den Erfolg schädigend.

Daß es aber abgesehen von dem allen Prostituierte genug gibt, die ihre Lebensweise als die bequemste Art des Daseins ansehen und sich wohl dabei fühlen und keine anderen Verhältnisse wollen, soll durchaus nicht bestritten werden. Sondern es war hier nur die Rede von denjenigen, denen geholfen werden könnte, falls man ihnen früh genug und in der richtigen Weise helfen würde.

Ein Wort sei noch gesagt zur Entgegnung auf die Behauptungen, die häufig wiederkehren, als ob die Arbeitsbedingungen in unseren Großstädten, speziell Berlin, so wären, daß ein Mädchen nicht durch Mangel genügenden Erwerbes zur Prostitution gedrängt würde. Daß eine Maschinenschreiberin 100 Mark verdient, ist selbst bei den schon mehrere Jahre in diesem Berufe tätigen nicht häufig. In der Regel fangen sie mit 60, höchstens 70 Mark an, oft genug mit weniger. Daß einzelne es bis zu einem Gehalt von 200 Mark und mehr bringen, macht einen bestechenden Eindruck, ist aber äußerst selten und nur bei besonderer Befähigung als Correspondentin etc. ausnahmsweise der Fall. Auch bei Verkäuferinnen dürfte der Verdienst von unter 60 Mark häufiger sein als darüber. Besondere Ausnahmen sind auch hier für die Beurteilung der Verhältnisse nicht maßgebend. Aber es kann nicht jedes Mädchen die Ausbildungskosten für Schreibmaschinenkursus etc. aufwenden, und die für die Prostitution in Betracht kommenden Elemente rekrutieren sich hauptsächlich aus anderen Lebenslagen. Da sind weit mehr Fabrikarbeiterinnen oder in der Konfektion tätige Arbeiterinnen in Betracht zu ziehen, deren Tagesverdienst von 1,50 oder nur 1 Mark oft genug vorkommen dürfte. Daher auch das häufige Vorkommnis, daß schlecht bezahlte Arbeiterinnen aus der Prostitution einen Nebenberuf machen, den sie solange zur Ermöglichung einer besseren Lebenshaltung betreiben, bis einmal der Verlust ihrer Arbeitsstelle, schlechter Geschäftsgang oder sonst ein Grund sie der Prostitution gänzlich in die Arme treibt.

Noch einen Punkt möchte ich erwähnen, und das sind die Wohnungsverhältnisse. Gerade die nicht unter Kontrolle

stehende Prostituierte, die also noch mit der Rückkehr in geordnete bürgerliche Verhältnisse rechnet und die Hoffnung darauf nicht aufgegeben hat, die aber ihre Lebensweise vor der Polizei aus diesem Grunde zu verheimlichen gezwungen ist, ist bezüglich der Wohnung sehr schlecht dran, infolge des sehr bedauerlichen Kuppeleiparagraphen, der Wohnungsvermieter zur Strafe heranzieht bei Duldung des Geschlechtsverkehrs, auch wenn jener keinen Vorteil davon hat. Es ist deshalb für eine solche nicht unter Kontrolle stehende Prostituierte besonders schwer eine Wohnung zu finden, und gelingt nur dadurch, daß sie einen ganz unverhältnismäßigen Preis zahlt, der den Vermieter für das Risiko strafrechtlicher Verfolgung entschädigt. Dadurch wird dann mit Hülfe des Kuppeleiparagraphen das erzielt, was der Gesetzgeber gerade durch ihn verhindern wollte, nämlich, daß der Wohnungsvermieter von dem Gewerbe der Prostitution mit lebt.

Um diesen riesigen Wohnungspreis zu bezahlen, ist dann die Betreffende gezwungen, ihr Gewerbe möglichst intensiv auszuüben, wodurch sie um so schneller die Fähigkeit einbüßt, zu geordneten Verhältnissen zurückkehren zu können, indem sie möglichst raffiniert darauf ausgehen muß, Männer anzulocken — anderseits gerät sie trotzdem meist in Schulden und somit in eine Abhängigkeit vom Vermieter, die sie wieder um so fester an ihren Beruf kettet und ihr keine Möglichkeit des Loskommens offen läßt.

Eine Änderung dieser traurigen Zustände, die der Gesetzgeber sicherlich nicht beabsichtigt, und die durch die gegenwärtig übliche gerichtliche Handhabung des Kuppeleiparagraphen begünstigt werden, könnte nur durch Beseitigung bezw. sachgemäße Änderung desselben herbeigeführt werden, derart, daß diejenigen Personen zur Bestrafung herangezogen werden können, die direkt von der Prostitution Nutzen ziehen, also außer den Zuhältern die Bordellwirte, bezw. alle diejenigen, die Wohnungen an Prostituierte zu ungewöhnlichen Preisen vermieten, dagegen nicht solche, die ohne besonderen Vorteil oder Nutzen den außerehelichen Geschlechtsverkehr in ihren Räumen nur dulden. Dabei könnte ja durch Polizeiverordnungen vorgeschrieben werden, in welchen Straßen und Stadtteilen

die Prostituierten wohnen dürfen, bezw. in welchen nicht, damit anständige Familien nicht durch deren Nähe belästigt werden. Dann würden die Mädchen von der drückenden Fessel der Übervorteilung durch den Wohnungspreis erlöst, wodurch ihre Rückkehr in geordnete Verhältnisse im Anfange, solange es noch Zeit ist, erleichtert würde, und der Aussaugung derselben, also der wirklichen Begünstigung gegen Entgelt, der eigentlichen Kuppelei, ein wirksamer Riegel vorgeschoben.

□ □

DIE LASTERHAFTIGKEIT IM ALTEN ISRAEL.

Von EMIL SCHULTZE-MALKOWSKY.

Die Existenz des Volkes, das hier in Frage kommt, gehört einer Vorzeit an, die um Jahrtausende vor der Zeit der Völker in Europa liegt. Die Uranfänge der Geschichte dieses Volkes sind ähnlich alt. Sie lassen es daher nicht zu, sich jetzt noch über das, was rein historisch und was Sage ist, ein Bild zu machen; auf keinen Fall jedoch ein Bild, das unanfechtbar ist. Da ist es angebracht, zu fragen, ob es bedenklich sei, die Frage nach den Lasterhaftigkeiten eines derart frühen Volkes aufzustellen? Ich meine: — nein. Denn ob es sich in der Geschichte eines Volkes um Mythos oder Leben handelt, der Geist des Volkes spiegelt sich in Beiden.

Von dieser Warte aus ist leicht ersichtlich, daß die Bibel das beste Buch für unser Thema ist. Sie greift am weitesten zurück und gibt die Einzelfälle wieder. Der Talmud liefert die Gesetze, die Israel, das »auserwählte« Volk, vor der erotischen Versumpfung retten sollten. Und nicht zuletzt ist noch der Wissenschaft des Baal- und Molochdienstes zu gedenken. Sie klärt die lasterhaftesten Momente auf, die überliefert sind: — den Phalluskult in einer seiner rasendsten Geberden, was umsomehr verdient erwähnt zu werden, weil eben jetzt auch hier, im westlichen Europa, der Kult des Lingam-Yoni von sich reden macht.

* * *
*

Die Schuld der ersten Menschen, die Israel für sich in Anspruch nimmt, soll hier nicht angerechnet werden. Die Kinder dieser Eva-»Sünde«, Kain und Abel, sind weniger von Laster frei. Daß sie in Streit gerieten, als sie mannbar wurden, war vorauszusehen, wenn man vom Tatbestand der Bibel aus bedenkt, daß nur ein Weib auf Erden war . . . Ob Kain daher aus Eifersucht um Gott den Brudermord begangen hat, sei noch dahin gestellt . . .

Nicht viel danach erfahren wir von Lamech, der Noah 's Vater war, daß er zwei Weiber nahm, und daß die Brut aus diesen Schößen in »irdischem« Gewerbe schnell verseuchte. Es heißt aus jener Zeit, »die Erde war verderbt vor Gott«. Nur Noah war dem Herrn ergeben. Auch seine Söhne waren tugendhaft, wofür die folgende Geschichte ein gutes Beispiel ist. Noah hatte Wein gebaut und wurde trunken und lag entblößt in seiner Hütte. Als Cham, der jüngste Sohn, des Vaters Blöße sah, da sagte er es seinen Brüdern. »Und Sem und Japhet legten einen Mantel auf die Schultern und gingen rückwärts hin, die »Schande« ihres Vaters zu bedecken.«

Daß damals diese Scham und andere Tugendhaftigkeiten sonst nicht so hoch gewertet wurden, zeigt die Geschichte Abrahams und Lots, die bald auf Noahs Tage folgte. — Zunächst von Abraham ein Fall, der deshalb noch besonders wert ist, mitgeteilt zu werden, weil er am wenigsten bekannt sein dürfte und weil er uns den Patriarchen von einer Seite zeigt, die immer noch, so weit es geht, bemäntelt wird. Die Genesis erzählt darüber so: — Als Abraham gen Mittag nach Aegypten zog, sprach er zu Sara, seinem Weibe: »Ich weiß, daß Du ein schönes Weib bist. Und die Aegypter, die Dich sehen, werden sagen: Sie ist sein Weib. Und sie werden mich töten, Dich aber leben lassen. So sage allen, die Dich fragen werden, daß Du meine Schwester seist, daß es mir wohlergeht um Deinethalben.« Und es begab sich bald, daß Abraham sich nicht verrechnet hatte. Denn Pharao, der gleich von ihrer Schönheit hörte, nahm Sara in sein Haus und liebte sie. Und Abraham, der so sein Weib verkuppelt hatte, erhielt von Pharao zum Zeichen, wie Sara seinen Beifall

habe, »Schafe und Rinder, Knechte und Mägde und Eselinnen und Kamele«. — Daß Isaac ein Gleiches tat und in der Zeit, die er mit seinem Weibe in Gerara war, Rebecca seine »Schwester« nannte, auch er in dem Bedacht, »daß mir es wohlergeht um Deinethalben«, ist aus der Genesis, Kapitel 25 zu ersehen . . . Daß Sara und Rebecca mit den Patriarchen blutsverwandt gewesen sind und daß sie deshalb nach der Sitte ihrer Zeit und ihres Landes auch »Schwestern« angeredet wurden, das ändert nichts an der Geschichte. Ein Gegenstück hat später Sara aufgestellt, indem sie Abraham, als sie noch ohne Kinder war, zum Beischlaf angestiftet hat — mit Hagar, die eine Magd der Sara war. Die Theologen haben es versucht, sich hier herauszuhelfen, indem sie darauf hingewiesen haben, daß es im alten Israel so Sitte war. Wenn eine Ehe ohne Kinder blieb, dann hat die Frau dem Manne die Magd zum Beischlaf überlassen, und wenn sie brauchbar war und schwanger wurde, ist sie zur Nebenfrau erhoben worden. So lesen wir, daß beispielsweise Rachel, sobald sie sich als unfruchtbar erwiesen hatte, mit Jakob ebenso verfuhr, indem sie ihm zum Nebenweibe Bala gab, die gleichfalls eine Magd des Hauses war. Und Rachel sprach zu ihrem Manne: »Lege Dich zu Bala, daß ich auf meinen Knieen aus ihrem Schoß ein Kind gebäre«. Und Jacob tat, wie ihm geheißen war; und Bala, seine Magd, gebar ihm Dan und Nephtali. — Und Lia, die die Schwester Rachels war und Jakob ebenfalls zum Manne hatte, beneidete das Haus der Schwester, als es so fruchtbar war, und sprach zu Jacob, da sie selber eingehalten, zu gebären: »Nimm Zelpha, meine Magd, daß ich aus ihrem Schoß ein Kind gebäre.« Und Jakob tat, wie ihm geheißen war, und Zelpha, seine Magd im Hause Lia's, gebar ihm einen Sohn mit Namen Gad, und einen Sohn mit Namen Aser. —

Das Argument, daß das so Sitte war, kann also nicht bestritten werden. Es liegt mir fern, in die Trompete der Moral zu stoßen, doch meine ich, die rassenreine Frau ist monogam veranlagt und will den Mann, dem sie sich gibt, allein besitzen. — Und Israel? — die Frauen boten ihren Männern selbst die Fremde an, und wenn sie niederkam,

dann nahmen sie das Kind, als sei's ihr eigen. Und alles nur, weil sie, an Müßiggang gewöhnt, dem Hause ihrer täglichen Versorgung und dem geliebten dolce far niente nicht entsagen wollten. Das hatte für das Volk die schlimmsten Folgen. Die Nebenfrauen, durch den Beischlaf mit dem Herrn des Hauses stolz gemacht, verstiegen sich, sobald sie merkten, daß sie schwanger wurden, und trachteten sehr oft danach, die Herrinnen, die sie als unfruchtbar verachteten, von Haus und Hof zu verbannen, was ja im Sinne ihrer Zeugungsfähigkeit und sonstigen Verwendbarkeit natürlich war. Die Folge davon war, daß hier wie dort die häßlichsten Instinkte entfacht und immer widerwärtiger entfesselt wurden, bis sich der Kampf entschieden hatte. Im Hause Abrahams fiel er zur Niederlage Hagars aus, die sich nur noch durch Flucht vor ihrer Herrin Wut und Rache retten konnte. — Auch kam es vor, und schon bei Sara haben wir den Fall, daß eine Herrin doch noch niederkam. War es ein Sohn, der dann geboren wurde, dann wurden die Befugnisse der Erstgeburt dem Sohn der Nebenfrau entrissen, und wenn er sie auch noch so lange Zeit genossen hatte. Wenn dann ein Teil der Knechte ihm gewogen war, und er der Spätgeburt des ersten Weibes seines Vaters nicht ohne weiteres den Vorrang räumen wollte, dann kam's zu einem Erbschaftshader, der meist ein blutiges Ende nahm. —

Wir kommen nun zu Lot, von dem geschrieben steht, er sei, solange er in Sodom war, vor Gott gerecht gewesen, was zwar aus vielen Gründen nicht sehr wahrscheinlich ist. Zunächst erfahren wir von ihm, daß er zwei Männer, die nach Sodom kommen, bittet: »Kehret ein bei mir und bleibet«. Die aber wollen auf der Gasse bleiben. Da dringt er in sie ein und ladet sie zu einem Mahle. Kaum aber sind sie eingetreten, da rotten sich die »Jünglinge und Greise« Sodoms um das Haus und fordern unter infernalischem Geschrei die Fremdlinge heraus, um sich an ihnen paederastisch auszulassen. Da bietet Lot der bestialischen Gesellschaft — die eigenen Töchter an! »Ich führe sie heraus zu Euch mißbrauchet sie, wie es Euch gutdünkt, nur diesen Männern fügt kein Leides zu.« — Zu diesem Anerbieten Lots, das

wie kein anderes in das Gesamtgemälde Sodoms paßt und durch den Brauch der Gastfreundschaft wohl kaum gemildert wird, zu diesem Anerbieten stimmt vollauf, was Lot nach Sodoms Untergang getrieben hat. Es heißt davon: — er zog hinauf in das Gebirge und wohnte hier in einer Höhle, in welcher er mit seinen Töchtern — Umgang hatte, so daß sie ihm je einen Sohn gebaren. Wir sind berechtigt, anzunehmen, daß er sich auch schon ehedem an ihnen ausgelassen. Und weil er die Nuancen seiner Kinder zur Genüge kannte, die beiden Gäste aber, die wie »Engel« schön gewesen, ihm neue Orgien versprachen, pries er den Sodomitern die ausstudierten Töchter an,

So gibt es kaum ein Laster, das von den Kindern Israel nicht schon gekannt und in den zügellosesten Exzessen gefeiert worden wäre. Zwei Lasterhaftigkeiten verdanken Israel sogar den Namen: — die Unzucht mit den Tieren, die Sodomie, und die Befriedigung der Selbstbefleckung, die Onanie.

Beide sind wohl verursacht durch den Müßiggang, dem dieses Hirtenvolk ergeben war. Zur Angewohnheit wird die Sodomie gewöhnlich nur bei denen, die an der Möglichkeit, sich auf normalem Wege zu befriedigen, gehindert sind. Der Gründe hierzu gibt es mehr, als sich die Schulweisheit hat träumen lassen. An physischen Motiven sind vor allem anderen zu kleines Glied und falsche Ansatzstelle häufig, was zum Gebrauch von Vögeln, Ziegen und Kaninchen führt. An psychischen Gebrechen ist zunächst der Schwachsinn anzuführen. Damit Behaftete sind vielfach ein Gespott der Leute und werden von den Mädchen meist verschmäht. Das treibt die Ärmsten in die Ställe. Und werden sie hierbei ertappt, dann müssen sie ins Zuchthaus wandern.

Die Sodomie aus reinem Trieb ist ziemlich selten. Und wenn die Zahl der Sodomiten trotzdem nicht unbedeutend ist, so setzt sie sich, wenn hier vom Schwachsinn abgesehen wird, zu ihrem größten Teil aus Individuen zusammen, die Perversionen unterworfen sind, welche strafbar sind und schwieriger als Sodomie zum Ziele und leichter zur Entdeckung führen.

Verwerflich ist die Sodomie vor allem dann, wenn sie

mit Hühnern, Enten, Gänsen und Kaninchen vorgenommen wird, weil diese kleinen Tiere meist dabei zerschunden werden und verbluten. Das findet sich jedoch nur da, wo mit der Sodomie auch noch sadistische Motive tätig sind. Die Frage der Ästhetik hat wohl auszuscheiden, weil bei der Sodomie der Trieb nach Publikum nur ganz vereinzelt ist. Der Sodomit vergnügt sich meist allein, im Winkel eines dunklen Stalles . . . Wenn das ästhetische Moment trotzdem erörtert wird, dann sollte man mit Vorsicht walten. Das Thema »Leda mit dem Schwan« ist von den größten Künstlern immer neu geschildert und verherrlicht worden. Und Beardsley, Rops, de Bayros usw. eroberten aus dieser Nebenwelt noch manches andere Motiv der Kunst.

Wie sehr man es auch unternommen hat, die Unzucht mit den Tieren auszurotten, verschwunden ist sie nie. Daß sie nach Sodoms Ende auch in Israel nicht aufgehört und sehr verpönt gewesen, sagt ein Gesetz, das Moses an sein Volk erlassen hat, in dem es heißt: — »Du sollst mit keinem Tiere Dich vermischen, und auch ein Weib soll sich mit keinem Tier vermengen, weil das ein Greuel ist.«

Die Onanie, auch Masturbation genannt, wird weniger oft in der Geschichte Israels erwähnt. Das erste Mal erzählt das 38. Kapitel der Genesis von ihr, und die gedachte Stelle lautet: »Und Juda sprach zu Onan, seinem Sohne: Geh zu Thamar, zu dem Weibe Deines Bruders, und lege Dich zu ihr, daß Du dem Bruder Samen weckest.« Da Onan aber wußte, daß die Söhne, welche Thamar mit ihm zeugen sollte, nicht ihm geboren würden, so goß er jedesmal den Samen, bevor er sich zu Thamar legte, auf die Erde, damit die Kinder nicht geboren würden.«[1]) Und die Berichterstattung fährt entrüstet fort: »Gott aber strafte den Verwerflichen für seine grauenvolle Tat und ließ ihn sterben.« Und Onan starb, und die Entrüstung blieb. Das aber ist ein Standpunkt,

[1]) Zum völligen Verständnis dieser Stelle ist noch mitzuteilen, daß Onans Bruder, Her, gestorben war, als Juda ihm die Weisung gab, und daß im alten Israel die Witwe eines Mannes, der ohne Kinder starb, stets von des Toten nächsten Anverwandten zum Weib genommen werden mußte, und daß, wenn nunmehr Kinder kamen, diese als die Nachkommen des Verstorbenen und nicht des eigentlichen Vaters angesehen wurden.

der veraltet ist. Und weil man da, wo über Onanie verhandelt wird, voll Abscheu immer noch an Onan denkt und überhaupt an Israel, »das dieses Laster in die Welt gesetzt«, so scheint es mir sehr angebracht zu sein, in kurzen Zügen auszuführen, warum man hier mehr Milde walten lassen sollte, als das bisher geschehen ist.

Versuchen wir auch hier, uns über die Motive klar zu werden, die einen Menschen dazu bringen können, Onanist zu werden. Gleich von Bekanntem ausgegangen, finden wir zunächst bei Onan, daß er zur Masturbation getrieben wurde, weil er die Zeugungskraft nicht in die Dienste eines anderen stellen wollte. Der Fall liegt zwar extrem, ist aber wert, noch einmal angeführt zu werden, weil er zu denken gibt. Wie ihn die Bibel zu erklären sucht, ist wohl nicht einwandfrei. Nur angenommen, Thamar sei von ausgesuchtem Sinnlichkeits- und Schönheitsreiz gewesen, und die Geschichte wird noch unverständlicher. — Ich gebe zu, daß der im alten Testament gebrachte Grund ihn mitbewogen haben mag, sich jedesmal so auszulassen, daß er in Thamars Armen saftlos und kraftlos war und es zu weiterem nicht reichte. Daß ihn jedoch noch andere Motive zu dieser Unzucht angestiftet haben, wird kaum zu widerlegen sein. Wir brauchen nur hinzuzudenken, daß Thamar häßlich oder wenig sauber war, und sonstige Gebrechen hatte, die sie für Onan ganz besonders antipathisch machten, und seine Tat ist menschlich aufgeklärt und schon weit weniger so unverzeihlich, daß er dafür gleich hätte sterben müssen ... Wenn man dann noch bedenkt, daß man im alten Israel nur dann zum Weibe durfte, wenn man es in die Ehe nahm, dann könnte Onan unter einem sozialen Druck, bezw. einer Freiheitsnot gehandelt haben, die ihm ein anderes nicht übrig ließ; es sei denn, aus dem Lande einer derart engen Sexualverfassung auszuwandern ... Und so ergeben sich bereits aus diesem Fall des Onan, in dieser etwas breiteren Gestalt der Analyse, drei Möglichkeiten, die zur Masturbation verleiten konnten. Erstens: — alle antipathischen Empfindungen, die man den Frauen gegenüber hat, die man besitzen könnte; zweitens: — die sozialen und noch son-

stigen gesetzlichen Unmöglichkeiten, ein Weib, das man besitzen möchte, heimzuführen; und drittens: — die Angst, für das womöglich nur von Zeit zu Zeit begehrte Weib die Freiheit eines ganzen Lebens und sonstige zu große Opfer aufzuwenden. Die zweite Möglichkeit, die soziale Unzuträglichkeit ist bis zur Stunde die verbreitetste gewesen, von Onan an, und ist die häufigste für alle andere Unzucht. Die vierte Möglichkeit, der Selbstbefleckung — auch diese kann bei Onan vorgelegen haben — enthält — wie bei der Sodomie — der ganze und der partielle Schwachsinn, der in der Schüchternheit und Scheu des Mannes vor dem Weibe die ersten Triebe zeigt . . . Was nun die Folgen dieser Unzucht anbetrifft — und diese müssen einbezogen werden — um sich im einzelnen vom Grad der Lasterhaftigkeit ein Bild zu machen — so sind sie wohl nicht so fürchterlich gesundheitsschädlich, wie sie — von wenigen Vernünftigen hier abgesehen — von Mund zu Mund zu Gunsten aller niederen Salbaderei und noch um vieles mehr zu einer Riesenpropaganda der Prostitution geschildert werden. Verderblich ist die Onanie weniger durch den Einzelfall. Was sie gefährlich macht, ist lediglich die Frage des »wie oft«. Die Onanie ist eine Unzucht, die stündlich vorgenommen werden kann. Und da hier die direkten Folgen meist ohne weiteres beseitigt werden können, so bleibt der Täter unbehelligt. Ist diese Unzucht also einmal eingeführt, dann steigert sich die Reizbarkeit und Lust der Organe; und ihnen erneut Erleichterung zu schaffen, ist jeder unbewachte Augenblick geeignet. So ist es in der Tat die Häufigkeit, mit der die Onanie betrieben werden kann, die so gefahrvoll ist. Wenn man nun glaubt — und allzu weit verbreitet ist die Ansicht — mit schauerlichen Schreckgeschichten und schließlich noch mit Prügelstrafen den Onanisten von den dunklen Winkeln seiner Unzucht fernzuhalten, täuscht man sich sehr. Das macht nervöser und verstockter. Die Schuld trifft meistens die Erziehung, wenn ein »Mißratener« total entgleist. Nur liebevoller Zuspruch hat Erfolg, im Rahmen einer umsichtvollen Umerziehung. Der Geist muß einen Stoff bekommen, der neubelebend ist; der Körper muß ein Spiel erhalten, das ganz

gefangen nimmt; und beides muß die Stunden füllen bis zum Abend. Dann ist ein tiefer und gesunder Schlaf die Folge und aller Geistes- und Fleischeslasterhaftigkeit fehlt es alsdann an Lust und Raum, sich, einmal ausgetrieben, wieder einzunisten. Wenn man das eingesehen hat, dann ist im Drachenschlund der Lasterhaftigkeit des Onan der schlimmste Giftzahn ausgefallen . . .

In höherem Grade als die Onanie und Sodomie, die man auf Israel zurückzuführen pflegt, haben andere Laster das alt-israelitische Volk verseucht und seine Existenz gefährdet. Von diesen soll im folgenden die Rede sein.

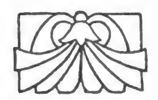
(Fortsetzung folgt.)

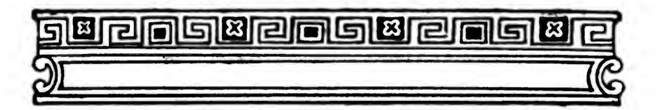


DIE BEDEUTUNG DER LIEBE.

Daß viele Menschen ohne das Glück der Liebe zufrieden leben, daß andere, nachdem sie es erreicht, neue Ziele ihres Strebens suchen, beweist nichts gegen die Erfahrung: daß für die Menschen im allgemeinen das erotische Verhältnis zwischen Mann und Weib das am tiefsten Lebensentscheidende wird, entweder negativ, dadurch, daß sie dieses Verhältnis entbehren, oder dadurch, daß sie es in unglückbringender Weise knüpften; oder positiv, dadurch, daß sie darin des Lebens Fülle gefunden haben.

Die Unterschätzung der Bedeutung des Geschlechtsverhältnisses für die Menschen und der Bedeutung der Liebe für das Geschlechtsverhältnis bringt all die Unsittlichkeit in dieses Verhältnis, die vom Konventionalismus noch als Sittlichkeit geboten wird. Ellen Key (Essays).





DIE EROTIK IN DER LITERATUR.

II.

VICTOR HUGO ALS EROTIKER. Von KARL BLEIBTREU.

Es ist nicht gut, daß die Frau allein sei, ich will ihr eine Gehilfin schaffen! dachte der große Pathetiker, nachdem er früher das Publikum mit keuschen Versen an seine Frau gefüttert, und führte als Graf von Gleichen im eigenen Hause eine Wirtschaft zu dreien. Seine Maitresse, die Schauspielerin Drouet, saß bei öffentlichen Banketten an seiner Seite. Solche Erotik wunderte viele bei diesem Pontifex Maximus der idealen Phrase. Wer näher zuschaut, begreift sofort.

Im Mittelpunkt seiner historischen Tragödien, wo künstlich als »Charaktere des Kontrastes« in der Retorte des romantischen Schulsystems zusammengebrauten Homunculis ein Kostüm aus der Theatergarderobe auf den Leib gepaßt wird, steht stets das verliebte oder verbuhlte Weib. Nymphomanische Megären wie Maria Tudor, büßende Magdalenen wie Marion Delorme, diese Großmutter der »Kameliendame«, sadistische Giftmischerinnen wie Lucrezia Borgia tummeln sich in diesen Orgien, bis die Bombe platzt und der Vorhang vor Verblüffung fällt. Rigoletto mit seinem »Donna é mobile« stammt bekanntlich aus Hugos »Der König amüsiert sich«, und liederliche Renaissancetyrannen wie Franz I. und Alfonso d'Este gelangen ihm am besten. In seinen Romanen wirft er barocke Wechselbälge und stellt sie als Löwenjunges vor. Der »L'Homme qui rit« bleibt hier zuletzt der Leser selbst. Doch unter der Lächerlichkeit des Lachenden Mannes glimmt auch hier die schwüle Sinnlichkeit, die auf dem Grunde seiner berechnenden Verstandesrhetorik und des zügellosen Hochflugs unstet schwärmender Reflexion lauert. Auch hier tobt deskriptive Bravour sich am üppigsten in der großen Verführungsszene aus. So spärlich sonst seine Gestaltungsgabe sprudelt, so gerät er unversehens in leidenschaftliche Bewegtheit, wo sein brennendes Kolorit sich an Erotik berauscht. Wo er nicht

einem gewissen sadistischen Zug zum Grausam-Geilen und -Gewaltsamen fröhnen darf, wird seine epische Breite zum Breittreten, lauter Hors d'Oeuvres statt eines nahrhaften Ganges, Überfütterung mit Nebengerichten, Hungersnot in der Hauptnahrung. Ein orgiastisches Chaos als sybillinische Bücher, deren sieben Siegel der Prophet uns löst mit Manipulationen eines Taschenspiels. Dies mystische Orakeln krächzt feierlich, als habe jeder Hugosche Romanunsinn ein Kolumbuspatent auf Entdeckung Amerikas. Auch der Gläubige, der nach allen Brosamen hascht, die von so reichbesetztem Altartische fallen, duselt ein. So spann sich zwischen Hugo und seiner Gemeinde der alleinseligmachenden Demokratie ein Band gegenseitigen Träumens. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bei ihm nicht mal ein Schritt, liebevolles Wiederkäuen des Cambronneschen »Merde« bedeutet die ganze Schlacht von Waterloo. Diese Lust am grotesken Schmutz ist ein Pathologen bekannter erotischer Zug. Seine Graphomanie hat es mit der Länge und Breite, die Masse muß es bringen, die Romane haben unzählige Bände, die Dramen unzählige Verse, die Gedichte nehmen kein Ende. Pompöse Pfauenräder schlagende Rhetorik verdeckt die verdrehte Verrenktheit. Zuletzt begrub die Mittelalterruine »Die Burggrafen« — ein hundertjähriger Burggraf Hiob, ein wiederauferstandener Barbarossa, nie waren Sterbliche weiser und greiser — seine Bühnenherrschaft. Auch hier wird von Foltern und Notzucht gemunkelt, und die sadistischen Junker singen:

In den Bürgerkriegen haben wir alle Rechte,
Und vor unsern Siegen beben Fürst und Knechte.
Wo wir Starken drohten, fliehn die feigen Haufen.
Trotz sei euch geboten, Papst und Hohenstaufen!
Schaut nur unsre Tat an, Herrn durch Brand und Eisen!
Eurer, Gott und Satan, lachen wir, die Weisen.

Aber sein verliebter Karl V. und die sadistischen Grabestöne des liebestollen alten Gomez im berühmten Erstling »Hernani« gaben den schauderösen Burggrafen nichts nach. Überall beleidigen bei ihm erotische Sentiments angefaulter Lebenshaltung den Geist der Geschichte. Seine Schilderungswut ist monomanisch. Was nur zum wundertätigen Elixier der Antithese herhalten kann, muß ihm vor die Klinge. Sein

Größenwahn, besessen von der fixen Idee einer apostolischen Mission, spreizt sich wie St. Christof, ein Jesuskind zu tragen. Selbst sein Nationaldünkel ist nur Ableger seiner Gottähnlichkeit. Deutschland ist unsere liebe Großmutter, die wir ehrerbietig in die Ecke stellen, wo sie mit der Brille alte Postillen studieren darf; aber sich als gepanzerte Germania aufzupflanzen, ist ein Einbruch in die sittliche Weltordnung des siegreichen Victor. »Jedes Haus speie Möbel auf die Vandalen, jedes Kind an der Mutterbrust schwinge das Chassepot!« Als dies Traumland mit außer Kurs gesetzten Münzen kapitulierte, klopfte er sich trotzdem unter der dritten Republik als Schutzgeist Frankreichs auf die Brust, als sei das Dritte Reich nun angebrochen. Er war bei der Vorsehung angestellt, das Sprachrohr der Allseele, er besang orphisch das Universum als Epopö eines andern V. Hugo, den man Gott zu nennen pflegt. Bei so unbestrittener Legitimität der Dynastie Hugo gefiel die Gemütsflunkerei des »erhabenen Greises« sich zuletzt als Großvater, wie er schon im Manifest an die Deutschen versicherte: »Ich, der ich zwei Enkel an der Mutterbrust habe.« Er beschrieb nun wieder diese Dauphins von Frankreich. Mit selbstbetrügerischer Kurssteigerung und schwindelhafter Hausse seiner Gemeinde hat seine Bank unzählige Papierassignaten in Umlauf gesetzt, sowohl er selbst als der ihm geweihte Kult schmecken uns pathologisch. Was man als solides Gold auf Treu und Glauben von ihm annahm, ist ein faules Vertuschungsmanöver des poetischen Manko und Bankerott: seine unvergleichliche Sprachmeisterschaft. Doch auch sie bleibt eine große Hyperbel, unter Prachtstücken voll feierlicher Erhabenheitsweihe lauert frostige Rhetorik. In den »Herbstblättern« ergreift wohl manchmal eine Herbststimmung absterbender Resignation wie in der Kirchhofbetrachtung:

Die Sterblichen dahin zu Lust und Qualen wandern,
Der Narrheit folgen sie und lachen unterdessen.
Ich fühle ihren Blick, mich sehen sie, die andern,
Die Toten, die so stumm, die Toten, die vergessen.
Den Mann der Einsamkeit, sie kennen seine Mienen,
Der einsam wandelt, wie vom Leben abgeschieden,
Dem seine Schmerzen nur zur Selbstbetrachtung dienen,
Der auf dem tiefsten Grund des Leids entdeckt den Frieden.

Doch alles geht in Langatmigkeit unter wie in der »Traurigkeit Olympios«, wo er unter fremder Maske vor seiner eignen Größe kniet. Wenn er, dem das Requisitenstück der erotischen Intrigue in seinen Geschichtsdramen stets zum Selbstzweck wird, »keusche« Töne anschlägt, versteckt nur flüssige Form die gemachte Banalität. So:

Wenn du sprichst zu deinem Freier,
Liebliche: ich liebe dich!
Glaub ich, daß des Himmels Schleier
Vorm entzückten Auge wich.
Und aus deinem Blicke nieder
Lacht der Liebe Sonnenschimmer . .
Sage mir's wieder!
Liebe du immer!

Siehst du, dieses ganze Leben
Liegt in dieser Worte Bann.
Alle Freuden, die uns heben
Allbeneidet himmelan.
Was nur Reize kann entfachen,
Was verführt zu seligen Trieben . .
Lieben und lachen!
Lachen und lieben!

Aber wenn man von jeher in dieser pathologischen Dichtererscheinung, wo Größenwahn und graphomanische Gedankenflucht sich mit überstarken Formmitteln unerquicklich verschmolzen und Unreife blendeten, auf die Lyrik den Hauptakzent legte, dann verdient gerade sein verhältnismäßig verschollenes Jugendwerk »Die Orientalen« den Preis. Solche Farbenpracht und Versbeherrschung hat er nie wieder erreicht, und gerade hier rechtfertigt sich, was ja auch seine Dramen bewahrheiten, daß wir ihn in erster Linie als Erotiker auffassen. Dies lüsterne Schwelgen in Farben und Formen hat schon an und für sich einen erotischen Grundzug, hier aber verrät sich auch stofflich überall die Sehnsucht nach ungefesselter Sinnenlust und sadistische Grausamkeitswollust. Man höre nur das folgende Gedicht:[1])

[1]) Alle Übertragungen rühren von dem Verfasser dieses Aufsatzes her. Wer das Original vergleicht, wird die genaue Treue anerkennen.

Die Flamme zehrt und frißt, Kalif, auf dein Gebot,
Und grollend sie erstickt der Weiber Todeswimmern.
Die Giebel rötend wie ein düster Morgenrot,
Tanzt sie im Freudenflug in den zerstörten Zimmern.

So tausendarmig wie ein Riese droht der Mord,
Der flackernde Palast verwandelt sich zum Grabe,
Die Gattin und den Greis das Schwert frißt alle fort.
Umkreisend diese Stadt, ruft seine Brut der Rabe.

Die Mütter schauderten, doch Tränen heiß vergoß
Die Jungfrau, o Kalif, um die zerknickte Jugend.
Noch zuckend schleifte hin den Leib das zornige Roß,
Von Kuß und Schlag erstickt, geschändet ihre Tugend.

Ja, wo dein mächtiger Arm hinfährt und niedermäht,
Ist in ein Leichentuch die ganze Stadt gebettet.
Der Priester sank, vom Stahl durchbohrt noch im Gebet,
Sein heilig Buch als Schild, es hat ihn nicht gerettet.

Der Säugling selber hat, am Estrich hingerollt,
Dem blutberauschten Erz gezahlt die schwere Buße.
Dein Volk, o Padischah, küßt, der als Reif von Gold
An deiner Sohle hängt, den Staub am Siegerfuße.

Die gleiche sadistische Lust am Grausamen durchzieht viele andere Stellen. So wird z. B. in einer »Verfluchung« jede nur denkbare Quälerei hervorgesucht. Als Probe die Strophe:

In Gletschern, glatt und scharf wie ein geschliffen Beil,
Da gleite er dahin, und an die Eiswand steil
Mit nackten Nägeln er sich klammere!
Für eines andern Schuld soll ihn der Richter plagen,
Verröchelnd auf dem Rad, ihn noch ans Kreuz zu schlagen,
Er aber, weil er schuldlos, jammere!

Auch das gräuliche Ertränken im Sack, das man lästigen oder ungetreuen Haremsdamen zufügt, erhitzt Hugos Phantasie:

Es spielte heiterklar im Meer der Mondenschein.
Durchs offene Fenster bläst die Brise frisch und frei.
Die Sultanin sie schaut hinaus. Es schäumt die Bai
Und faßt mit Silbersaum die schwarzen Inseln ein.

Die Laute, sie entfiel den Fingern unbewegt.
Sie horcht . . ein dumpfer Ton herbringt ein Echo dumpf.
Kommt es von Cos, wo schwer des Türkenschiffes Rumpf
Den Griechenarchipel mit Tartarrudern schlägt?

Seeraben etwa sind's, schnell tauchend hin und her,
Das Wasser teilend, das mit Perlen sie bestreut?
Ist es ein Djinn, der hoch mit Geisterstimme dräut
Und Turmeszinnen leis zerbröckelt in das Meer?

Wer ist's, der am Serail der Frau'n die Flut verwirrt?
Nicht Cormoran, gewiegt von Wogenkatarakt,
Nicht Mauersteine, nicht der abgemessene Takt
Des schweren Schiffes, das auf Brandung rudernd irrt.

Gefüllte Säcke sinds, der Seufzer Grabesschrein!
Betrachte nur die Flut, die strömend sie umwallt!
Da sieh, da regt es sich wie menschliche Gestalt!
Es spielte heiterklar im Meer der Mondenschein.

Dann wieder berauscht sich Hugos Erotik an liebeseliger Weiblichkeit, wie in dem flottgemalten Mädchenbildnis »Lazzara«:

Wie eilt sie keck und flink durch den bestaubten Pfad,
Durch Hagebuttenstrauch und durch die Weizensaat,
Wo Mohn erhebt sein rotes Kleid.
Bald unwegsame Spur und ebene Straßen bald
Durcheilt sie, durch Gebirg und Ebene und Wald
Rennt sie, die schmucke junge Maid.

Groß ist sie, sie ist schlank. Mit lustig leichtem Schritt
Die neckische Gestalt vor unser Auge tritt,
Den Blumenkorb auf ihrem Haupt.
Hebt sie den weißen Arm zu ihrer Stirne Bug,
Von Alabaster so den schönsten Henkelkrug
Das Auge dann zu sehen glaubt.

Jung ist sie, und sie lacht und singt ein schmetternd Lied,
Wo sie von Busch zu Busch die Grillen hascht am Ried
Und tauscht mit allen Vögeln Gruß.
Sie schürzt ihr Kleid am Bach und schreitet durch den Tag,
Sie geht, sie fliegt: fürwahr, der Vögel Flügelschlag
Beneidet ihren nackten Fuß.

Am Abend, wo im Tanz sich lustig alles schwingt,
Zur Stunde, wo von fern der Herde Glöcklein klingt,
Die blökend zu den Ställen eilt,
Da naht sie. Frauenputz verschönern braucht sie nicht,
Denn jede Blume selbst strahlt hier in schönerm Licht,
Wenn sie auf ihrer Stirne weilt.

Der greise Pascha, hoch auf Negropontes Thron,
Er gäbe für sie hin die ganze Flotte schon,
Dreidecker mit Geschützereih'n —
Der Mutterschafe Vließ, der Rosse reich Geschirr,
Den seidnen Turban auch, das funkelnde Geflirr
Der Stickerei von Edelstein —

Pistolen, Donnerrohr und Flinte, abgenutzt
Am Silbergriff, wo ihn die rauhe Hand beschmutzt,
Und Büchse, die des Schützen harrt —
Den Damascenerstahl und, reicheres Geschenk,
Das große Tigerfell samt goldenem Gehäng'
Des Köchers, der von Pfeilen starrt —

Und die Schabracke noch, den breiten Bügelschuh,
Mit dem Schatzmeister selbst die Schätze noch dazu,
Der dreimalhundert Kebsen Zahl —
Die Meute, die da ziert am Hals ein rotes Band,
Die Albanesen, die gebräunt vom Sonnenbrand,
Mit den Gewehren lang und schmal —

Die Juden auch mit dem Rabbiner ihrer Wahl,
Den Kiosk rot und grün mitsamt dem Badesaal,
Sein Estrich ist von Mosaik —
Mit ihren Zinnen selbst die hohe Citadell'
Und an Cyrenes Golf sein Sommerhaus, das hell
In blaue Fluten taucht den Blick.

Alles! Sein Leibroß selbst, den Liebling schlank und weiß,
Deß Brust wie Silber glänzt, wenn ihm entströmt der Schweiß,
Bis zu dem goldverbrämten Zaum —
Selbst die Hispanierin, geschenkt von Algiers Dey,
Die im Fandanjo schwenkt die Glieder stolz und frei,
Aufhebend ihres Rockes Saum.

Kein Pascha, nein, ein Klepht mit schwarzen Auges Blitz,
Er nahm sie und er zahlt nichts, nichts für den Besitz.
Der Klephte ist der Armut Sohn.
Als Güter sind nur sein Quellnaß und Himmelshauch,
Die Büchse, die gebräunt zu Bronze Pulverrauch,
Und auf dem Berg der Freiheit Thron.

Wilde Lebenslust, die sich in Wein, Weib und — Blut berauscht, dröhnt auch aus dem »Türkenmarsch«:

Von meinem Dolche rinnt herab das schwarze Blut,
Die Streitaxt kampfbereit am Sattelbogen ruht.
Den Krieger lieb ich, der den Satan fürchten lehrt,

Die Stirn in düstern Ernst zieht ihm der Turbanbund.
Und unterwürfig küßt des Vaters Bart sein Mund,
Mit Kindesliebe er sein Ahnenschwert verehrt.
Sein Dolman aber ward im Kampfgedräng' zerfetzt,
Mehr als ein Tigerfell mit Flecken dicht besetzt,
Weil oft durch Hieb und Stich versehrt.

Zehntausend Christen ruft das kriegerische Horn,
Antwortend naht der Held, und einer Windsbraut Wut
Haucht er der Zinke ein mit seines Mundes Mut.
Haut ein, im Leichenschwall fühlt wachsen er den Zorn.
Sein roter Kaftan wird mit Feindesblut benetzt
Und, mehr zu würgen noch, sein Fuß dem Renner setzt
In seine Weichen wild den Sporn.

Ich liebe, daß er, wenn der Trommel Laut verklingt,
Die schöne Sklavin mit geschwungener Braue liebt
Und, lachend des Verbots, das die Moschee ihm gibt —
Die andern trinken nachts — den Wein am Tage trinkt!
Ich liebe nach dem Kampf, daß seine Stimme lacht
Und daß er wollustvoll, noch heiser von der Schlacht,
Von Huris und von Liebe singt.

Außer dem dämonischen Kraftstück »Das Himmelsfeuer« (Sodoms Untergang), dem »Piratensang«, »Der Schleier«, »Sara im Bade«, »Nourmahal die Rote« dürfte wohl »Die Favoritsultanin« überzeugen, daß Hugos Stärke in derlei erotischen Ergüssen lag. Hier ist auch statt der sonstigen steifen Freskomalerei das naive Sultansgeplauder ohne gezierte Floskeln wiedergegeben, hier ist noch jugendliche Frische und Anschaulichkeit, die später in geziertem Schwulst erstickte. Jugendwerke bieten dem Analytiker die beste Handhabe zur Ergründung der Spiralfeder in einer Poetenseele.

Ist, schöne Jüdin, dir zu Lieb
Genug nicht mein Serail verwaist?
O dulde, daß der Rest noch blieb!
Dein Fächerschlag ist Beileshieb,
Dein Lächeln immer Töten heißt.

Wenn der Gedanke dich erfaßt,
Wie sanft schmiegst du dich an mein Knie!
Auf jedem Fest du ohne Rast
Köpfe von mir zu fordern hast
Mit einem Blick so süß wie nie.

So eifersüchtig sonder Maß,
Stahlherz, so lieblich anzusehn!
Verzeiht denn nie dein bittrer Haß?
Muß jedes Blümlein welken blaß,
Wo solche stolzen Rosen stehn?

Bin ich, mein Liebchen, dir nicht wert?
Wenn dich mein Sultanarm umschließt,
Der Frauen Herz, in Glut verzehrt,
An meinem Tor, das ihnen wehrt,
In heiße Seufzer sich ergießt.

Kein Schimmer ihre Nacht erhellt,
Wohl jede dich beneiden mag.
Vorüber gehn sie, wie zerschellt
Die leere Flut. Doch dein die Welt,
Dein ist mein Thron, mein Lebenstag.

Mein Volk, das zitternd vor mir liegt,
Ist dein, und Stambul, das am Bord
Des Meers sich tausendmastig schmiegt
Und schlummernd in der Bucht sich wiegt,
Der Flotte gleich, die ankert dort.

Dein, dein allein der Spahis Zug
Mit rotem Turban frisch und frank,
Sich drängend im Vorüberflug,
Gebeugt auf ihrer Stuten Bug,
Wie Sklaven auf der Ruderbank.

Smyrnas palastumkränzte Bucht
Mit ihrer Salzflut silberklar!
Ganges, von Wittwen tief verflucht,
Die Donau, die fünfströmig sucht
Das Meer wie mit gelöstem Haar!

Bassora flicht in deinen Kranz
Und Cyperns alte Inselstadt!
Fez, wo der Staub birgt Goldesglanz,
Mosul, der Markt des Morgenlands,
Erzrum, gepflastert breit und glatt!

Kränkt dich die Griechin zart und bleich?
Die Lilie von Damanhour?
Der Mohrin Blick so feurigweich,
Die, einer jungen Tigrin gleich,
Brunstbrüllend auf die Beute fuhr?

Was soll die Stirn von Elfenbein,
Der Busen schwarz wie Ebenholz?
Du bist nicht schwarz, nicht weiß, allein
Du bist ein goldner Sonnenschein,
Geliebte Jüdin, wild und stolz.

Sieh, die Platanen winken fern,
Das Bad, mit Ambraduft gewürzt!
Den Dolchgriff ziert die Perle gern,
So schmückt die Sultanin den Herrn,
Dem sie die Langeweile kürzt!

Später glaubte Hugo es wohl seiner Würde schuldig zu sein, sich sein Lebtag nicht mehr mit solchen Kleinigkeiten abzugeben. Doch Orakeln greift an und die verkniffene Erotik schlug verderblich nach innen. Ein gut Teil seines Phrasenwahnsinns stammt aus Hemmung seiner natürlichen Dichtertriebe, die ihn zum Stifter einer littérature de boue et de sang in gebundener Rede bestimmt hätten.

* * *

SODOMS UNTERGANG.

Von VICTOR HUGO. Verdeutscht von KARL BLEIBTREU.

Seht ihr die Wolken dort mit schwarzen Flanken gehen?
So bleich, so glühendrot, so glänzend anzusehen,
Wie unfruchtbarer Sommer düster?
Gleich wie ein Städtebrand, der brausend sich entfacht,
Hinweht ihr Flammenhauch im Wirbelwind der Nacht
Mit bang unheimlichem Geflüster.

Woher? Vom Berg, vom Meer? kommt sie von Himmelsthronen,
Ein Feuerwagen, der im Schoße trug Dämonen
Und hin zu fernen Sternen streifte?
Und was bedeutet dies chaotische Gesicht,
Das oft aus ihrem Schoß ein geisterhaftes Licht
Wie eine Schlange lang sich schweifte?

Meer, Meer nur überall! Nur Wogen Zug um Zug.
Ja, hier erlahmt sogar des Vogels schlanker Flug,
Wo Woge über Woge rollt.
Fluten, die immer nur an Fluten sich zerschellen.
So hoch sie aufgetürmt, zerschäumen alle Wellen,
Wo abgrundwärts die Tiefe grollt.

Wie Wasserlilien ziehn dahin der Fische Gruppen,
Es leuchtet sonnempor das Silber ihrer Schuppen,
Der breiten Schwänze sanft Azur.
Das Meer, dem Widder gleich, sein Vließ zu schütteln scheint.
Ein ehrner Zirkel sich am Horizonte eint,
Die Luft mengt sich des Wassers Spur.

»Dies Meer soll dörren?« fragt die Wolke mit den Feuern.
»Nein!« Unter Gottes Hauch muß sie den Lauf erneuern.

Egypten! Es entrollt von Garben blondgelockt,
Den Teppich des Gefilds, mit Farben bunt beflockt.
Endlose Ebenen sich weiten.
Der Nord mit kaltem Meer, der Süd mit heißem Sande
Bekämpfen sich darum und lachend ruhn die Lande
Zwischen der beiden Meere Streiten.

Ein grüner Marmorgott, aus rotem Stein die Sphinx
Sind Hüter, ohne je, tobt auch die Wüste rings,
Zu senken ihres Auges Lider.

Der fallende Palast senkt seinen Sims zum Tale.
Gefesselter Orkan rast in dem Riesensaale
Mit schauerlicher Wohllautweise.
Wie Bienen summte hier das Menschenvolk im Bunde,
Denn Babel sollte einst hoch überm Weltenrunde
Thronen in grenzenlosem Kreise.

Die Treppen sollten hier ansteigen zum Zenith.
Die größten Berge an den Flanken von Granit
Sie sollten nur als Pfeiler streben,
Und Gipfel, immer neu sich hoch auf Gipfel türmend,
Und über ihnen stolz, dem Menschenblick entstürmend,
Die Pyramidenspitze schweben.

Es stampft der Elefant durch ihrer Mauern Ritzen,
Es wächst ein ganzer Wald auf ihrer Pfeiler Spitzen,
Vervielfacht von dem Übermut.
Wo Risse klaffen, schwirrt ein Schwarm von roten Aaren,
Und Geier tummeln sich hier Tag und Nacht in Scharen,
Wie um den Bienenkorb die Brut.

»Vollend ich's hier?« so fragt der Wolke Wetterdrohn.
»Nein, weiter!« »Herr, wohin führst du mich denn davon?«

Sieh da, zwei Städte hier, ein Wunder aller Lande,
Ankletternd stufenweis bis zu der Wolken Rande.

Verhüllt im Nebelkleid der Nacht sie träumend lagen
Mit Göttern und mit Volk, mit Gassenlärm und Wagen.
Zwei Schwestern Hand in Hand der Schlaf zur Ruhe ladet,
Die Türme mondbeglänzt ein tiefer Schatten badet.
Das Auge kaum erkennt im Chaos wildzerronnen
Pfeiler mit breitem Schaft, Treppen und Wasserbronnen,
Und Elefanten von Granit, die mißgestaltet
Tragen auf ihrer Stirn hoch einen Dom entfaltet.
Kolosse starren drin, es kriecht in ihrem Schatten
Gräuelgetier, erzeugt durch scheußliches Begatten.
Schwebende Gärten auch voll Blumen und Arkaden
Und Riesenbäume, schwarz sich spiegelnd in Kaskaden.
Tempel! Vom Sockel hoch die hundert Götzen schauen,
Dem Stiere gleicht ihr Haupt, aus Jaspis zugehauen.
Aus einem Block gefügt, auf weiten Sälen Decken,
Wo, ohne je empor ihr Riesenhaupt zu recken,
Auf ihrem Knie die Hand, im Halbkreis unverdrossen
Sich anschaun regungslos Götter, aus Erz gegossen.
Geländer, Gänge rings im Kreis, die finsterkalten,
Auftauchen überall befremdliche Gestalten.
Die Aquäducte und die Brücken, Säulen, Bogen
Zu breitem Hafen ziehn viel Schiffe breitgeseitet
Und eine Riesenstadt, am Meeresstrand gebreitet,
Dort badet ihre festen Glieder.

Der Obelisken Grau sich spitz zum Himmel reckt
Gelb wie ein Tigerfell, mit Inseln schwarz gefleckt,
Streckt sich die Wasserflur im Nile.
Du hörst den Samum fern in der Sahara pirschen
Und auf dem blanken Kies hörst du den Panzer knirschen
Unter dem Bauch der Krokodile.

Der Königsstern erblich. Das Meer, das stille, hold
Rückstrahlte diesen Ball von lebenswarmem Gold,
Die Welt, die unsrer Erde Leuchte.
Zwei Fürsten engvereint, umarmen sich die Gluten
Im roten Äther und den blauen Wasserfluten,
Zwei Sonnen, wie dem Auge deuchte.

»Wo soll ich halten?« aus der Wolke es gewittert.
»Suche!« die Stimme sprach und dumpf der Tabor zittert.

Nur Sand und wieder Sand, chaotisch Einerlei!
Ein unerschöpflich Land des Tods, die Wüstenei!
Stets wechselnde Gestalt! Die Berge gelbgeballt,
Wenn Sturmeswirbel schallt,
Wie Wellen fliehn vorbei.

Unheilig Lärmen stört die finstre Weihe hier.
Die Karawane, hört ihr keuchen Mensch und Tier?
Wie eine Schlange glitt in Ringeln hin ihr Tritt,
Als sie zur Wüste schritt
Vom Küstenreich Ophir.

Die Einsamkeit der Flur ist Gott nur zugewandt.
Ein Grenzmal setzte nur er selbst mit seiner Hand.
Ein Nebel ewig haucht über dies Meer, das raucht.
Statt Schaum nur Asche braucht
Es werfen an den Strand.

Die Wolke sprach: »Soll hier die Wüste sein ein See?«
Jedoch vom Himmel kam die Stimme: »Geh nur, geh!«

Wie eine Klippe, hoch im Wogenschwall errichtet,
Ein Wust von Türmen, die zertrümmert und vernichtet,
So Babels öde Mauerplatten.
Vom Nichts der Sterblichen zeugt sie, die Ohnegleiche.
Im Strahl des Mondes heut bedeckt noch ihre Leiche
Vier Berge unter ihrem Schatten.

Den irren Blick in ihrer Krümmung Tiefen zogen.
Du siehst zum Himmel hoch mit ihres Schattens Breiten
Wie Vorgebirge starr die düstern Bauten schreiten.
Ein ungeheurer Spuk, von Finsternis umdunkelt.
Von Sternen hoch das All am Horizonte funkelt.
Ach, Höllenstädte ihr, der Fluchbegierde Toren,
Wo jede Stunde in wahnsinniger Lust verloren,
Daß sie erfinderisch ein neues Laster künde,
Verbrechen unerhört! Pestbeulen ihr der Sünde!

Und alles schlief. Nur an der Schwesterstädte Spitzen
Kaum einige Funken noch in fahlem Schimmer blitzen,
Der Wollust Lampen, die verlöschen im Entstehen,
Festfackeln im Verglühn noch durch die Gassen wehen.
Den Schatten schnitten nur vom Monde weiß bemalte
Wallecken, zitternd auch vom Wasser rückgestrahlte.
Vielleicht auch hörst du noch in den verborgenen Nischen
Erstickte Küsse und Brunstseufzer, die sich mischen.
Die Schwesterstädte, müd vom Feuer ihrer Lüste,
Umarmen liebessiech leismurmelnd ihre Brüste.
Die Winde kühlend um die Sykomoren flogen,
Den Duft von Sodom hat Gomorrha eingesogen.

Die Wolke wogt vorbei in ihrem stummen Grimme.
»Hier ists! Vollende du!« von droben schallt die Stimme.

* * *

Von der Wolke First Scharlachflamme birst.
Wo ihr Bauch zerbricht,
Sich ein Schlund erschließt, Schwefelstrudel gießt
Auf die Häuser dicht.
Weiße Giebelreihn mit unstetem Schein
Färbt ihr blutig Licht.

Gomorrha, Sodom! Welch ein Flammendom
Über euch sich baut!
Zehrend euer Gut, stürzt der Flamme Glut.
Volk, in Schmach ergraut!
Aus dem tiefen Riß Blitze speit ihr Biß,
Schleudert Donnerlaut.

Volk, nun werde wach! Schliefst in Deiner Schmach,
Doch die Gottheit wacht.
Giebel schon zerschlagen, viele tausend Wagen
Irren durch die Nacht.
Feuerflüsse drängen durch entsetzte Mengen,
Jede Straße kracht.

Fruchtlos sie zu Türmen und Kolossen stürmen.
Wo die Flamme brüllt,
Sterben sie in Scharen, die im Dunkel waren,
Noch vom Schlaf umhüllt,
Wie die Mauerwehr ein Ameisenheer
Schwarz und wimmelnd füllt.

Rettet noch ein Pfad vor der Todessaat?
Todesrufe gellen.
Wie das Feuer wettert, Dächer heiß zerschmettert!
Brücken rings zerschellen.
Auf dein graues Pflaster wälzt sie, Stadt der Laster,
Ihre roten Wellen.

Unter jedem Funken Feuer siegestrunken
Wächst und weiterleitet
Bläulichgrelle Helle. Nimmer also schnelle
Steppenrenner reitet.
Götze ringt den Arm, all sein Erz schmilzt warm,
Wo die Flamme gleitet.

Höre jetzt den Sturm, Volk im Silberturm,
Das nie Gott gelauscht!
Grün und rosig fließend, Schwefel niederschießend,
Es vorüberrauscht.
Wälle glitzernd glänzen, wie auf Eidechsschwänzen
Sich die Schuppe tauscht.

Grabessteine ihr, Agat und Porphyr,
Seid zu Wachs erweicht!
Marmorungeheuer vor dem Dämon Feuer
Wie ein Baum sich neigt.
Jede Säule, glühend, flackernd und versprühend,
Einer Fackel gleicht.

Mögen Priester zeigen ihrer Götzenreigen
Machtlose Gestalten,
Mag der König kühn über's Schwefelsprühn
Seinen Mantel halten —
Flut, auf die er weist, Tempel mit sich reißt
In den Feuerfalten.

Alle fliehn entsetzt, alles blendend jetzt
Rast das Glutgetümmel.
An gestürzten Toren Dämpfe schwarz umfloren
Dieses Todgewimmel.
Sodom, wo du bangst, droben sieht die Angst
Höllen nur im Himmel.

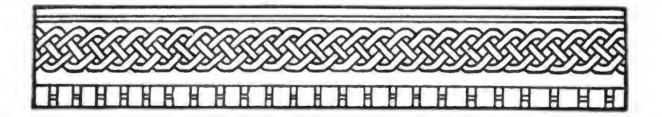
* * *

Zu schaun ein Hochgericht, vor dem ihm selber graut,
Mag ein Gefangener sich vom Kerker niederbücken.
So Babel schuldbewußt hierher hinüberschaut
Am fernen Horizont ob der Gebirge Rücken.
Und als es so geschah, das Wunder unerhört,
Ein dumpfer Donnerton die weite Welt durchdrang,
So tief, daß bis zur Stadt der Todten er erklang.
Die Unterirdischen sie wurden aufgestört.

Erbarmungslos die Glut und nichts entrann den Schauern
Der bald zu Asche schon verkohlten Sündenmauern.
Gekrümmt die schandbefleckte Hand,
Fragt jeder, eng umarmt im letzten Lebewohl,
Betäubt einander, welcher Gott als sein Symbol
Auf sie den Feuerberg gesandt.

Vor dem lebendigen Strahl, dem Strahl, den sandte Gott,
War jedes Marmordach nur wie ein leerer Spott.
Er kann, wer Trotz ihm beut, erreichen.
Zu blöden Götzen mit metallnem Haupt sie riefen,
Das Feuer aber ließ die Stummen, die da schliefen,
Zu Lavatränen sich erweichen.





ANALYSE DES GESCHLECHTSTRIEBES.

Von San.-Rat Dr. ALBERT MOLL, Berlin.

(Schluß.)

Wir dürfen nun aber unter keinen Umständen annehmen, daß Kontrektaktion und Detumeszenz beim normalen Menschen zwei von einander unabhängige Vorgänge sind. Beide haben nicht nur einen zufälligen zeitlichen, sondern auch einen inneren Zusammenhang. Fast jeder kann dies an sich selbst beobachten. Wollüstige Bilder pflegen nicht nur den Drang zur Kontrektaktion anzuregen, sondern auch in Zusammenhang damit den Drang zur Detumeszenz. So wird beim Manne durch wollüstige Vorstellungen, die das Weib betreffen, einerseits die Neigung zur Berührung und Umarmung des Weibes herbeigeführt, andererseits treten dabei Prozesse an den Genitalien auf; sie schwellen an, die Organgefühle an ihnen werden lebhafter, und es wird gleichzeitig der Drang rege, mit den Genitalien eine bestimmte Handlung auszuführen. Andererseits kann auch der Kontrektaktionsdrang durch das Organgefühl an den Genitalien herbeigeführt werden. Es gibt z. B. auch Erwachsene, bei denen die Kontrektaktionsgefühle zunächst in den Hintergrund treten, sich vielmehr der Geschlechtstrieb zunächst in Organgefühlen an den Genitalien äußert, und trotzdem pflegt auch bei diesen Leuten sekundär der Drang aufzutreten, ein anderes Individuum zu umarmen. Meistens kann man beim Erwachsenen diese beiden Vorgänge überhaupt nur noch theoretisch, nicht mehr praktisch von einander trennen, weil eins kaum noch ohne das andere deutlich empfunden wird.

Deutlich geht der innere Zusammenhang der beiden Komponenten auch aus dem Einfluß hervor, den die Kontrektaktion auf den Orgasmus bei der Detumeszenz ausübt. Ich will damit folgendes sagen: Um bei dem Geschlechtsakt volles Wollustgefühl zu haben, muß er dem seelischen Empfinden angepaßt sein. Der normale Mann hat das volle Wollust-

gefühl beim Beischlaf mit dem Weibe, der homosexuelle kommt zwar auch beim Weibe mitunter zur Erektion und Ejakulation, aber es fehlt dabei der eigentliche Orgasmus, er hat zwar das Gefühl der Entleerung, wie es auch bei einer Urinentleerung schließlich stattfindet, es fehlt aber auch das Wollustgefühl. Freilich kann mitunter auch ohne adäquates Objekt durch Phantasievorstellung das Wollustgefühl künstlich erzeugt werden, aber in vielen Fällen ist es nicht möglich, und es muß das bestimmte adäquate Objekt zum Akte selbst benutzt werden.

Weiter zeigt sich der innere Zusammenhang aller dieser Vorgänge in der Tatsache, daß ohne den vollen Orgasmus ein volles Gefühl der Befriedigung bei dem Geschlechtsakte fehlt. Unmittelbar nach der Ejakulation pflegt zwar der Geschlechtstrieb zunächst zu erlöschen. Der Betreffende hat kaum den Drang, noch einmal unmittelbar darauf den Beischlaf auszuüben, wenn er auch, bei dem einen nach kürzerer, bei dem anderen nach längerer Zeit, von neuem erwacht. Es tritt aber ein vollständiges Gefühl der Befriedigung nur dann ein, wenn der Orgasmus auf der vollen Höhe war, und dies hängt, wie erwähnt, meistens wieder davon ab, ob der Akt dem sexuellen Empfinden des Betreffenden angepaßt war. Der Perverse, für den der Koitus kein adäquater Akt ist, gibt daher an, daß dieser ihm nicht nur keinen vollen Orgasmus gebe, sondern daß er dabei auch kein Gefühl der Erleichterung und Befriedigung erfährt. Andererseits hat der Perverse den Orgasmus und das Gefühl der Erleichterung und Befriedigung bei dem seinem Empfinden angepaßten perversen Akt. Wir können jedenfalls die Behauptung aufstellen, daß der volle Orgasmus das Gefühl der Erleichterung und Befriedigung begünstigt, und daß der volle Orgasmus oft davon abhängt, ob der Akt dem seelischen Empfinden angepaßt ist. Würde zwischen Kontrektaktion und Detumeszenz nicht ein innerer Zusammenhang bestehen, so wären diese Vorgänge nicht erklärlich, es müßte dann die einfache Ejakulation oder jedenfalls der periphere Reiz das gleiche subjektive Gefühl bewirken, gleichviel, ob die Ejakulation bei einem adäquaten Akt erfolgte oder nicht. Jedenfalls genügen die Vorgänge an den Genitalien,

die Erektion, die Muskelkontraktion, die Ejakulation zum vollen Wollustgefühl meistens nicht, es muß vielmehr der Akt dem psychischen Empfinden angepaßt sein, um volle Befriedigung zu geben, wenn auch, wie ich nochmals erwähne, die Phantasievorstellung mitunter das adäquate Objekt ersetzen kann. Man darf diese Vorgänge nicht mit jenen verwechseln, die bei absoluter oder relativer sexueller Anästhesie des Weibes vorkommen, wo das Weib beim Beischlaf überhaupt zu keiner Befriedigung kommt, diesen vielmehr gewissermaßen ganz passiv hinnimmt und oft als eine das Nervensystem angreifende Quälerei empfindet. Ich meine vielmehr gerade die Fälle, wo die peripheren Vorgänge zu vollem Ablauf kommen, aber wegen des Fehlens des adäquaten Objektes nicht das eigentliche Gefühl der Befriedigung und Erleichterung geben.

Es ist dies auf den ersten Blick nicht leicht verständlich, es wird aber etwas weniger mysteriös, wenn wir uns anderer Fälle erinnern, wo gleichfalls bestimmte Handlungen ausgeführt werden müssen, um zu einer vollen Erleichterung zu kommen. Dies ist bei vielen Zwangshandlungen der Fall, die wir aus der Pathologie kennen, und die überhaupt manche Analogie mit den Handlungen bieten, die auf dem Geschlechtstrieb beruhen. Wer den krankhaften Trieb hat, eine bestimmte Handlung auszuführen, wird sich, wenn der Drang mehr und mehr zunimmt, am ehesten dadurch erleichtern, daß er die betreffende Handlung ausführt. Diese Zwangshandlungen sind mitunter ganz törichter Natur, und obschon der Patient dies weiß, tritt für ihn erst dann Erleichterung ein, wenn die betreffende Handlung ausgeführt ist. Es gibt Patienten, die eine solche Angst vor dem Geschlossenen haben, daß sie dieses überall zu meiden trachten. Ein Patient von mir war nicht imstande, um ein Häuserviertel herumzugehen, weil es sich dabei um einen geschlossenen Kreis handelte. Um Ruhe zu haben, mußte er unbedingt den Weg wieder zurückgehen, weil er dabei den Kreis, wenn auch nur figürlich, wieder öffnete. Der Betreffende wußte genau, daß die ganze Sache unsinnig war, er konnte sich aber dem Einfluß nicht entziehen. Andere Patienten sind nicht imstande, auf dem Trottoir so zu gehen, daß sie die Berührungslinie der Granitfliesen betreten.

Sie haben dabei stets ein Gefühl des Unbehagens, das aber mitunter so weit geht, daß der Betreffende von der heftigsten Unruhe befallen ist, wenn er die Linie zwischen den Fliesen betritt. Ich will weiter daran erinnern, daß manche Fälle von Exhibitionismus gleichfalls den reinen Charakter der Zwangshandlung tragen. Der Betreffende, der weder an Paralyse, noch Epilepsie, noch an ähnlichen Zuständen leidet, hat eine Zwangsvorstellung, die sich ihm zeitweise aufdrängt und die ihn dazu treibt, sich zu entblößen. Manche dieser Exhibitionisten führen gar keine andere Handlung aus, sie kommen dabei nicht zu einem eigentlichen peripheren Geschlechtsakt; die Entblößung muß aber ausgeführt werden, um ihnen Ruhe zu verschaffen. Nur der Inhalt der Idee hat mit den Sexualorganen etwas zu tun, während die Handlung selbst nicht dem Geschlechtstrieb dient. Solche Zwangsantriebe finden sich ganz besonders auf dem Boden schwerer erblicher Belastung. Hier haben wir Analogien, wo eine Handlung ausgeführt werden muß, die dem an sich logisch unmotivierten Vorstellungsinhalt angepaßt sein muß. Wird eine andere Handlung ausgeführt, so tritt dabei keine Erleichterung ein. Etwas ganz Ähnliches findet man beim Geschlechtstrieb, wo die Ejakulation zwar den Trieb zunächst mildert, dabei aber ein volles Gefühl der Befriedigung und Erleichterung nicht hinterläßt, wenn nicht die Ejakulation mit dem Akte verknüpft ist, der dem Kontrektaktionstrieb des Betreffenden entspricht.

Diese Erwägungen sind auch praktisch wichtig, z. B. für die so oft erörterte Frage, ob die sexuelle Abstinenz schädlich ist oder nicht. Man hat hierbei nicht immer das Physische und Psychische genügend auseinandergehalten. Es liegt nahe, toxische Wirkungen beim Zurückhalten des Samens oder der Drüsensekrete des Weibes anzunehmen und als Ursachen für nervöse Erscheinungen anzusprechen, die durch sexuelle Abstinenz hervorgerufen werden. So hat in neuerer Zeit Jastrowitz[1]) diese These verfochten. Er nimmt an, daß in den Genitaldrüsen oder in den Organen, die mit diesen verbunden

[1]) M. Jastrowitz: Einiges über das Physiologische und über die außergewöhnlichen Handlungen im Liebesleben des Menschen. Leipzig, 1904. S. 15 ff.

sind, Stoffe bereitet würden, die ausgeschieden und verwendet werden, die aber, wenn sie in dem Organismus zurückbehalten werden, erotisch wirken und dabei auch Erscheinungen herbeiführen, die wir als pathologische Wirkung der sexuellen Abstinenz betrachten. Ich glaube aber nicht, daß diese Annahme von Jastrowitz mehr als eine auf unsicherem Boden aufgebaute Hypothese ist. Schon der Umstand, daß Pollutionen fast in allen Fällen nach einer Reihe von Tagen stattfinden, wenn eine sexuelle Abstinenz bei bestehendem Geschlechtstrieb zu lange geübt wird, spricht dagegen, und besonders auch der Umstand, daß solche Pollutionen oft die Abstinenzerscheinungen nicht zum Verschwinden bringen. Nach meinen Beobachtungen bietet die sexuelle Abstinenz überhaupt nur in seltenen Fällen schädliche Folgen dar, und zwar besonders dann, wenn der Geschlechtstrieb sehr stark ist und nur mit Anspannung aller Kräfte mühselig unterdrückt werden kann. Dies ist auf die Dauer schädlich. Die Meinung, daß durch Energie das Nervensystem nur gekräftigt wird, findet eine Grenze da, wo allzu starke Triebe nach einer Entäußerung drängen. Ich gebe auch ohne weiteres zu, daß da, wo durch Übung und Selbstdisziplin die Stärke des Geschlechtstriebes vermindert werden kann, die sexuelle Abstinenz keine schädlichen Folgen hat.

Wenn aber jedesmal dieselbe geistige Abspannung angewendet werden muß, um den starken Trieb nicht befriedigen zu müssen, und wenn dies Jahre und Jahrzehnte hindurch fortgesetzt wird, so glaube ich, wirkt dies ungünstig für die Nerven. Es ist zuzugeben, daß dies nur verhältnismäßig selten der Fall ist. Wir können durch Erziehung, durch Vermeidung sexueller Gespräche sehr viel zum Zurückdrängen des Geschlechtstriebes tun; aber es gibt eben einige Ausnahmen, bei denen die Hyperästhesie des Geschlechtstriebes eine immanente Eigenschaft ist, und diese Minorität wird durch eine künstliche, fast gewaltsame sexuelle Abstinenz geschädigt, aber, wie ich glaube, nicht durch Intoxikationserscheinungen, sondern durch eine Überlastung der Psyche. Wenn es sich um eine toxische Einwirkung handelte, so ist doch nicht recht einzusehen, weshalb nur bei manchen

Menschen die Abstinenz schädlich wirkt; oder sollen wir annehmen, daß bei dem einen der Samen toxisch wirkt, bei dem anderen nicht? Ebenso wie die Zwangshandlungen ausgeführt werden müssen und nicht der Antrieb dazu durch Toxine kommt, ebensowenig brauchen wir die wohltuende Wirkung des Geschlechtsaktes auf die Ausscheidung von Toxinen zurückführen. Gerade der Umstand, daß die Handlung dem Trieb adäquat sein muß, um die wohltuende Wirkung zu hinterlassen, spricht gegen die toxische Wirkung. Ich will mit meinen Ausführungen nicht etwa die Möglichkeit toxischer Wirkungen bestreiten, ich behaupte nur, daß, was uns bisher auf diesem Gebiete mitgeteilt wurde, die toxischen Wirkungen nicht beweist, und daß die Bedeutung des dem Kontrektaktionstriebe adäquaten Aktes für das Gefühl der Befriedigung durch die Annahme von Toxinen nicht erklärt ist.

* * *

Selbstverständlich ist mit einer Zerlegung des Geschlechtstriebes in die beiden Komponenten, Detumeszenztrieb und Kontrektaktionstrieb, die Analyse nicht beendet. Mit meiner Analyse wollte ich zunächst nur feststellen, daß zwei ganz verschiedene Arten von psychischen Vorgängen im Geschlechtstrieb vereinigt sind: der eine, der Detumeszenztrieb, ist ein subjektiver, er strebt nach einer Veränderung am eigenen Organismus; der zweite, der Kontrektaktionstrieb, strebt nach einem anderen Objekt. Diese beiden Vorgänge sind aber nicht nur analytisch beim menschlichen Individuum, sondern wie ich schon andeutete, auch vom Standpunkt der Entwicklungsgeschichte und der vergleichenden Zoologie aus von einander zu trennen.

Jede der beiden Komponenten kann man wieder in Einzelvorgänge zerlegen. Wir wissen, daß der Geschlechtstrieb zuerst zu einer gewissen Steigerung der Empfindungen an den Genitalien drängt und erst mit der Ejakulation und dem Orgasmus die periphere Spannung nachläßt und die Befriedigung des Detumeszenztriebes erfolgt. Dies geschieht sowohl dann, wenn der organische Drang an den Genitalien durch wollüstige Bilder, als auch, wenn er durch physiologische Reize, z. B. Anhäufung von Samen oder Friktionen ausgelöst

wurde. Ebenso tritt bei dem Kontrektaktionstrieb zunächst eine allgemeine Anschwellung im ganzen Seelenleben durch die geschlechtliche Erregung ein, sie läßt erst mit der Beendigung der beim Geschlechtsakt auftretenden peripheren Prozesse nach. Man könnte also sehr wohl jede der beiden Komponenten, sowohl den Kontrektaktionstrieb, als auch den Detumeszenztrieb wieder in zwei Phasen zerlegen: die Zunahme der Spannung und die Lösung derselben. Dies festzuhalten ist deshalb wichtig, weil gegen meine Analyse von Havelock Ellis[2]) ein Einwand gemacht wurde, der nur dann berechtigt wäre, wenn ich die beiden Komponenten als zwei zeitlich von einander getrennte Phasen hingestellt hätte. Havelock Ellis erkennt die beiden Komponenten an, will jedoch den Ausdruck Kontrektaktionstrieb durch Tumeszenztrieb ersetzen, und zwar deshalb, weil beim Menschen, und besonders auch in den Liebesspielen und den Liebeskämpfen der Tiere, zunächst das psychische Element vorwiege und dabei stets eine Anschwellung des ganzen psychischen und sexuellen Empfindens stattfindet, dem nachher die Abschwellung folge. Letzteres ist richtig. Wir würden aber, wenn wir in diesem Sinne das Wort Tumeszenz auf die psychischen Vorgänge übertragen, die der Ejakulation vorangehen, zu Mißverständnissen kommen. Der Irrtum von Havelock Ellis rührt daher, daß er den Geschlechtstrieb in zwei Phasen zerlegt und als die eine den Kontrektaktionstrieb betrachtet, als die andere den Detumeszenztrieb. Dies ist aber gerade ein Irrtum. Meine Analyse soll nicht eine Einteilung in Phasen darstellen; denn wenn auch mitunter eine Komponente, z. B. der Kontrektaktionstrieb, die andere Komponente, den Detumeszenztrieb zu wecken scheint, so wäre es nicht richtig, dies nur als eine Phasenbildung zu betrachten. Erstens kann jede der beiden Komponenten fehlen, zweitens tritt bald die eine, bald die andere Komponente im konkreten Fall zuerst auf, drittens, und dies ist das wichtigste, verlaufen die beiden Komponenten gleichzeitig miteinander. In den Drang zum andern Individuum spielen die Erscheinungen des Detumeszenz-

[2]) Havelock Ellis, I. Kapitel von »Studies in the Psychology of Sex«. Philadelphia 1903. Vol. III.

triebes, der auf die eigenen Genitalien gerichtet ist, hinein und ebenso umgekehrt. Höchstens kann man jede der beiden Komponenten wieder in Phasen zerlegen. Havelock Ellis meint, daß die Verknüpfung der beiden von mir geschilderten Komponenten viel intimer sei, als ich es dargestellt hätte. Ich meine im Gegenteil, daß, wenn man die Komponenten nur als Phasen von einander trennt, die Verknüpfung weit lockerer wäre, während ich sie beim normalen Mann als in einander übergehende Vorgänge, die keineswegs zwei Phasen darstellen, auffasse.

Einwendungen ließen sich gegen die von mir gewählten Worte in Beziehung auf den Geschlechtstrieb des Weibes machen und zwar deshalb, weil, wie wir gesehen haben, bei ihm die Detumeszenz eine ganz andere Bedeutung hat, als beim Mann. Ich will diese Frage hier nicht ausführlich erörtern, da es zu weit vom Thema abführen würde. Ich will nur die Gründe angeben, die mich dazu gebracht haben, dieselbe Terminologie für das Weib wie für den Mann zu wählen. Erst auf einer höheren Entwicklungsstufe, so nehmen wir an, haben sich die Geschlechter von einander getrennt. Aber selbst noch bei Wirbeltieren, z. B. Fischen, ist die Herausbeförderung der Keimzellen für das Weibchen eine conditio sine qua non für die Zeugung. Es werden die Eier einfach abgesetzt, und nachdem dies geschehen ist, findet die Befruchtung durch den männlichen Samen statt. Obschon nun aber bei dem Menschen und den höher stehenden Tieren die Verhältnisse insofern anders liegen, als sich die Frucht im Mutterorganismus entwickelt und deshalb die Keimzellen des Weibes nicht herausgefördert werden, machen sich doch gerade psychologisch die Detumeszenzerscheinungen beim Weibe in ähnlicher Weise bemerkbar, wie beim Mann. Nur werden nicht wie beim Mann die Keimzellen hinausbefördert, sondern nur indifferenter Schleim. Wahrscheinlich spielt dieser als Reiz für die Erweckung des Geschlechtstriebes oft dieselbe Rolle, wie der Samen des Mannes. Wenn der Schleim daher auch für die Zeugung nicht unbedingt notwendig ist, so liegt dies doch vom psychologischen Standpunkt aus anders. Abgesehen davon sahen wir ja, daß auch beim Mann mitunter

indifferente Flüssigkeiten herausbefördert werden, und daß der Samen auch für die Erweckung des Geschlechtstriebes keine spezifische Wirkung ausübt. Endlich kommt hinzu, daß die sonstigen peripheren Vorgänge bei beiden Geschlechtern ganz analoge sind.

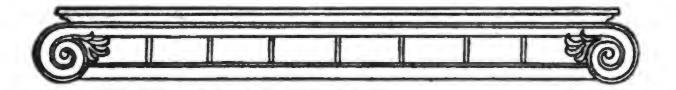
Die Vorteile, die eine Analyse des Geschlechtstriebes bieten, liegen nicht ausschließlich auf medizinischem und psychologischem Gebiete, sondern auch auf forensischem. Die forensische Praxis fordert sehr oft, daß man sich über die Begrenzung des Sexuellen klar werde, und dazu verhilft am ehesten eine richtige Analyse. Vor einer Reihe von Jahren hatte ich einen Fall gerichtlich zu begutachten, der psychologische Schwierigkeiten bot. Ein Mann war wegen unzüchtiger Handlungen an seinen Mündeln angeklagt. Abgesehen davon, daß er sie nackt ausgezogen hatte, hatte er sie häufig grundlos geschlagen. Trotz vielfacher Zeugenvernehmungen, und obschon ich bei allen Zeugen die entsprechenden Fragen stellte, konnte in keinem Falle festgestellt werden, daß die Genitalien des Angeklagten bei irgend einem der zur Anklage stehenden Fälle beteiligt waren. Ebenso hatte er niemals die Genitalien seiner Mündel — in einem Fall handelte es sich um ein Mädchen, sonst um Knaben — berührt. Die Verteidigung hatte deshalb die Frage aufgeworfen, ob denn überhaupt von einer unzüchtigen Handlung die Rede sein könnte, da bei einer solchen doch die Geschlechtsteile irgendwie beteiligt sein müssen, dies aber bei dem Betreffenden nicht der Fall war. Das Entkleiden sei vielleicht eine unanständige Handlung und möglicherweise wie das Schlagen eine Beleidigung, aber man könnte doch nicht sagen, daß es eine unzüchtige Handlung, das heißt eine sexuelle sei. Der zugezogene Gerichtsarzt hatte schon in der Voruntersuchung auf meine Analyse des Geschlechtstriebes hingewiesen und aus diesem Grunde die Frage des sexuellen Charakters der betreffenden Handlung mit vollem Recht bejaht. Er wies darauf hin, daß eine zweifellos in das Gebiet des Kontrektaktionstriebes fallende Handlung auch dann sexueller Natur sei, wenn die Detumeszenz nachweislich nicht stattfände. Ich führte dies dann in einem schriftlichen Gutachten, um das

ich vom Gericht ersucht wurde, und in der Hauptversammlung ausführlich aus und wies darauf hin, daß an dem sexuellen Charakter der Handlung nicht gezweifelt werden kann. Die einzelnen Gründe will ich hier nicht anführen. Ich will nur erwähnen, daß die Verteidigung dies auch schließlich zugab.

Auch in andern Fällen kann die Analyse wichtig sein, beispielsweise zur Beurteilung mancher Beziehungen des Weibes, die sonst einen sexuellen Charakter tragen, aber mit Rücksicht auf das Fehlen aller Vorgänge an den Genitalien als solche bestritten werden. Praktisch hat diese Frage nach meiner Erfahrung mehrfach eine Rolle gespielt, beispielsweise bei homosexuellen Beziehungen von verheirateten Frauen. Es handelte sich einige Male darum, festzustellen, ob die Beziehungen, bei denen keinerlei die Genitalien betreffenden Handlungen nachgewiesen werden konnten, ja als ausgeschlossen betrachtet werden mußten, sexueller Natur waren. Man wird begreifen, daß es für einen Ehemann immerhin einen großen Unterschied macht, ob seine Frau mit einer andern Dame nur sehr befreundet ist, oder ob die Beziehungen einen sexuellen Charakter haben.

Aber abgesehen von solchen praktischen Fällen ist die Analyse auch wissenschaftlich von Bedeutung. Man muß sich doch darüber klar sein, welche Vorgänge überhaupt bei der sexuellen Vereinigung zweier Individuen vorkommen, welche Beziehungen sie zu einander haben, wie sie unter verschiedenen Gesichtspunkten zu beurteilen sind, z. B. unter dem der Deszendenztheorie, dem der Teleologie usw. Für jede derartige Vertiefung des Problems ist die analytische Betrachtung eines solchen komplizierten Vorganges, wie es der Geschlechtstrieb ist, notwendig. Und deshalb habe ich versucht, ihn in seine zwei grundverschiedenen Komponenten, den Detumeszenztrieb und den Kontrektaktionstrieb, zu zerlegen.





DIE HYPOTHESE DER FERNZEUGUNG (TELEGONIE).

Von Professor Dr. ROBERT MÜLLER.

Die große Unklarheit, welche in Laien- und selbst in Fachkreisen über die Fernzeugung oder Telegonie herrscht, läßt es wünschenswert erscheinen, daß diese Frage in gemeinverständlicher Weise auch an dieser Stelle behandelt werde. Mit aufrichtiger Freude ist wahrzunehmen, daß sich die Gebildeten aller Stände mehr und mehr für die biologischen Probleme zu interessieren beginnen und, soviel die Wissenschaft klärend und anregend wirken kann, soll sie es tun. Der »weite Blick, die Welt zu schau'n«, ist wohl eins der schönsten Geschenke, die sie darzubieten vermag. Und an diesem »weiten Blick« tut es wahrlich not.

Die folgenden Ausführungen sind nach dem betreffenden Abschnitt in meinem unlängst erschienenen Werke »Sexualbiologie«[1]) bearbeitet und ich bin gern der Einladung des Herausgebers gefolgt, sie der Zeitschrift »Geschlecht und Gesellschaft« zur Verfügung zu stellen.

Die Telegonie (Fernzeugung, auch Imprägnation oder Infektion) ist ein Problem, das namentlich in der Tierzucht ernste Beachtung gefunden hat. Sie beruht auf der Annahme, daß ein männliches Tier, nachdem es sich mit einem bestimmten Weibchen gepaart hat, auch die Nachkommen aus einer späteren Begattung dieses Weibchens mit einem anderen männlichen Tier zu beeinflussen vermag. So glauben z. B. viele Züchter, daß, wenn ein reinrassiges Weibchen von einem rasseunreinen Männchen belegt war, auch die spätere Paarung mit einem rassereinen Männchen keine rassereinen Nachkommen zur Folge hat, da sich noch der Einfluß des ersten Männchens geltend mache. Aber nicht bloß in der Tierzucht will man Fälle von Telegonie beobachtet haben, sondern auch beim Menschen soll sie vorkommen.

---

[1]) Verlag von Louis Marcus in Berlin.

Es ist klar, daß, wenn die Telegonie wirklich besteht, die Eizellen der Mutter unter dem Einflusse des von einem früheren Erzeuger stammenden Samens Veränderungen erfahren müssen. Die Frage, ob und wie solche Veränderungen zustande kommen können, ist natürlich von großer Bedeutung und die Wissenschaft muß es sich angelegen sein lassen, durch Erwägungen und Versuche zu ihrer Klärung beizutragen. Bevor ich jedoch an die wissenschaftliche Untersuchung des Problems herantrete, möchte ich eine kurze Darstellung der in der Litteratur bekannt gewordenen Fälle von Telegonie geben.

Am bekanntesten ist die Geschichte der Lord Morton'schen Stute. Lord Morton ließ durch einen Quaggahengst eine junge kastanienbraune Stute, nahezu Vollblut ($^7/_8$), die noch nie zur Nachzucht benutzt worden war, belegen. Das Ergebnis der Paarung war ein weiblicher Bastard, der in Farbe und Form deutliche Anzeichen seines gemischten Ursprungs aufwies. Später ließ er die Stute durch einen sehr schönen arabischen Rapphengst decken. Die Nachkommenschaft aus dieser Paarung, ein männliches und ein weibliches Fohlen, hatte ausgesprochenen Arabercharakter. In ihrer Farbe und ihrem Haar hatten die Fohlen eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Quagga. Die Farbe war rotbraun mit quaggaähnlicher, aber dunklerer Zeichnung, beide waren durch den dunklen Streifen ausgezeichnet, der in der Mitte des Rückens verläuft, und durch die dunkeln Bänder am Vorderteil des Tieres und am hinteren Teile seiner Beine. Gegen die Deutung dieses Falles als Imprägnation lassen sich aber gewichtige Bedenken anführen. Schon der Einwand Albrechts, daß nicht einzusehen sei, warum sich die Fernwirkung des Quaggas nur im Haarpigment der Nachkommen des Araberhengstes bemerkbar gemacht haben sollte, verdient Beachtung, noch entschiedener sprechen sich aber gegen die Telegonie in diesem Falle die Berichte über gestreifte Pferde aus. So hat zunächst Nathusius es in seiner eigenen Zucht erlebt, daß eine einfarbige hellbraune Stute zuerst hintereinander fünf einfarbige Fohlen von dem Vollbluthengst Belzoni, darauf zwei einfarbige Fohlen von einem Traberhengst und bei der

achten Geburt von dem Schimmelhengst Cheradam Fohlen zur Welt brachte, welche alle an den Füßen, auf dem Rücken und an der Schulter dieselben zebraartigen Zeichnungen und zwar noch in einem viel höheren Grade hatten, als die Fohlen in dem Morton'schen Falle.

Auch Darwin kann hier als Gewährsmann angerufen werden. So erzählt er von den Kattywarpferden Ostindiens, daß sie allgemein gestreift sind. Fehlen die Streifen, so gelten die Tiere geradezu als rasseunrein. Auch in Amerika sollen Streifungen bei Pferden sehr häufig vorkommen. Nach Darwin besteht bei Pferden überhaupt die Neigung streifig zu werden. Er deutet die Streifungen bei Pferden als Rückschläge auf eine gemeinsame Stammform, die ähnlich wie das Quagga gestreift war. Hartmann fand Streifungen im Haarkleide außer bei Eseln und Eselbastarden auch bei echten Pferden in Afrika, Polen, Italien, Frankreich und Skandinavien. Das Auftreten von Streifungen bei Pferden ist also nichts Seltenes und wird nur deshalb in vielen Fällen übersehen, weil nach dem ersten Haarwechsel in der Regel eine andere Färbung auftritt und dann die Zeichnungen verschwinden. Und so dürfte wohl auch bei der Morton'schen Stute das Auftreten von Streifen auf einer anderen Ursache beruhen als auf Telegonie. Ob es sich um einen Rückschlag oder eine spontane Variation handelt, läßt sich allerdings nicht entscheiden. Um die Unhaltbarkeit der Telegonielehre darzutun, wird vielfach auf die Fälle hingewiesen, in denen Stuten zuerst zur Maultierzucht und dann zur Pferdezucht verwendet wurden. Und in der Tat hat man nie beobachtet, daß Stuten, die zuerst mit Eseln gepaart worden waren und Maultiere geboren hatten, später, als sie von Pferdehengsten gedeckt wurden, Fohlen warfen, die eine Ähnlichkeit mit Eseln hatten. Besonders schlagend beweisen dies die Erfahrungen, die man in den württembergischen Gestüten, in Trakehnen und Kladrub gemacht hat.

In neuester Zeit hat zunächst Cossar Ewart in Edinburgh insbesondere durch Kreuzung einer größeren Anzahl von Pferdestuten mit einem Zebrahengst die Telegonie auf ihre Richtigkeit zu prüfen versucht. Daneben nahm er aber

auch mit anderen Haussäugetieren und mit Vögeln Versuche vor. Alle diese Experimente sind für die Infektionslehre ergebnislos verlaufen. Auch Baron de Parana in Brasilien hat gefunden, daß die Stuten, welche ihm Zebrahybriden schenkten, später, als sie von Pferdehengsten gedeckt wurden, gewöhnliche Fohlen hervorbrachten. Weiterhin war Baron de Parana eine Reihe von Jahren hindurch mit der Kreuzung von Rindern und mit der Ueberwachung der Ergebnisse mehrerer Maultierzuchtanstalten, in denen 900—1000 Zuchtstuten gehalten wurden, beschäftigt gewesen. Da in diesen Anstalten die Stuten abwechselnd Maultiere und Pferde zur Welt brachten — zwei oder drei Maultierfohlen und dann ein Pferdefohlen — so wurde ohne Zweifel ein Telegonieversuch im großartigsten Maßstabe angestellt. Aber auch dieser Versuch lieferte keine Beweise für das Vorkommen der Fernzeugung. Viele Anhänger hat der Glaube an die Telegonie in der Hundezucht gefunden, ohne daß aber auch hier ein zuverlässiger Beweis vorläge. Die Hundezüchter haben sich offenbar durch die sogenannte Überschwängerung d. i. die Befruchtung zweier zu verschiedenen Zeiten in einer Menstruationsphase ausgestoßenen Eier täuschen lassen. Denn wenn man nicht genau weiß, daß Hündinnen von verschiedenen Rüden belegt wurden, kann man leicht annehmen, daß an der Verschiedenartigkeit der Welpen in den einzelnen Würfen ein früherer Erzeuger schuld hat.

Was die Infektion beim Menschen anbelangt, so hat Spencer, der wohl als der bedeutendste Anhänger dieser Lehre gelten kann, Belege zu sammeln gesucht. Aber die Nachrichten, die ihm namentlich von Amerikanern zugekommen sind, erweisen sich als so unbestimmt und unzuverlässig, daß sie einer ernsteren Prüfung nicht standzuhalten vermögen. Es liegen einwandsfreie Beobachtungen darüber, ob die Kinder einer in zweiter Ehe lebenden Frau Ähnlichkeit mit dem ersten Mann hatten, nicht vor. Nur ein Fall ist merkwürdig genug, um hier Platz zu finden. Ein Mann, der mit Hypospadie, welche bereits in der 3. Geschlechtsfolge auftrat, behaftet war, heiratete eine Frau aus einer nicht verwandten, gesunden Familie und zeugte mit ihr 3 Kinder, die alle hypospadisch

waren und selbst zum Teile wieder hypospadische Kinder hatten. Dieselbe, also nicht erblich belastete Frau, heiratete einen zweiten, ebenfalls gesunden Mann und zeugte mit ihm 4 Kinder, die sämtlich die Mißbildung ihres ersten Mannes darboten. Zwei dieser Kinder zeugten gesunde Nachkommen, aber von den anderen hatte wieder ein Teil der Nachkommen die Hypospadie geerbt. Es hätten also in diesem Falle — Telegonie vorausgesetzt — die bei der Begattung des ersten Mannes nicht zur Verwendung gelangten Spermafäden eine Veränderung des Eierstockgewebes hervorrufen müssen, die sich den Eizellen dann mitgeteilt hätte.

In jüngster Zeit hat Gustave Loisel eine Erklärung der Telegonie zu geben versucht, die allen für die Fernzeugung in Betracht kommenden Bedingungen gerecht zu werden sucht.

Er hält es für sehr wahrscheinlich, daß der Einfluß des männlichen Individuums auf das weibliche nach der Begattung einige Zeit nachwirkt. Damit aber die Einwirkung dauernd werde und sich auf die Kinder eines anderen Vaters erstrecke, muß eine Reihe günstiger Bedingungen vorhanden sein, die nur selten in der Natur zusammentreffen. Vor allem ist dazu die Schwängerung der Mutter durch die männlichen Geschlechtsstoffe erforderlich. Die flüssigen und festen Bestandteile des Samens werden von den Gefäßen des Eileiters aufgesogen und wirken dann auf den Gesamtorganismus. Daß eine derartige Aufsaugung möglich ist, geht aus mehrfachen Beobachtungen hervor. Sie ist bei Würmern gefunden worden, die unter der Haut befruchtet werden, auch bei Gliedertieren u. a. Für die Wahrscheinlichkeit ihres Vorkommens spricht auch die bei der Hündin und der Kuh gemachte Beobachtung, daß die Samenfäden die kleine an der Oberfläche des Eierstockes durch Aufstoßung des Eies hervorgerufene Wunde auszufüllen bestrebt sind. Nehmen wir noch die innere Sekretion der aufgenommenen Samenzellen hinzu, so erscheint der Einfluß auf den mütterlichen Organismus verständlich. Die Schwängerung des weiblichen Organismus durch den nicht für die Zeugung verwendeten Samen hält dennoch Loisel für die wichtigste Ursache der Telegonie, zumal sie bei Pflanzen wie bei Tieren möglich ist.

Eine zweite Möglichkeit für das Zustandekommen der Telegonie ist dann die Schwängerung mit unreifen Samenzellen. Wenn die Samenfäden durch die bei der Eiablösung entstandene Wunde in das Innere des Eierstockes eindringen, so können sie von jungen Eiern, die später ausgestoßen werden, aufgenommen werden und dann unter dem Einflusse eines anderen Männchens zur Entwicklung gelangen. Die Aufsaugung der Samenfäden durch unreife Eier ist insbesondere bei den Holothurien beschrieben worden. Das Junge, das sich aus einem befruchteten Ei entwickelt, wird dennoch wohl aus der Vererbungssubstanz des zweiten Vaters gebildet, aber unter der Mitwirkung der Vererbungssubstanz des früheren Erzeugers.

Was die Säugetiere anbelangt, so läßt sich nach Loisel das Zustandekommen der Telegonie auch noch aus den innigen Wechselbeziehungen erklären, die zwischen dem Fötus und der Mutter bestehen. Er nimmt an, daß die Mutter durch lösliche Stoffe, die von dem Fötus einer früheren Zeugung herstammen, geschwängert werden kann und daß sie die dadurch erworbenen Eigenschaften auf spätere Kinder zu übertragen vermag. Dabei beruft er sich auf die Tatsache, daß der Embryo seine Mutter gegen verschiedene Krankheiten, z. B. gegen Syphilis, zu immunisieren vermag. Auch haben Untersuchungen ergeben, daß sich Teile der Plazenta in den ersten Monaten der Schwangerschaft loslösen und durch die mütterlichen Blutgefäße in gewisse Gegenden des weiblichen Organismus getragen werden können, wo sie aufgesogen werden. Ferner verweist Loisel auf die Feststellung, daß sich die fötale Plazenta des Maulwurfs und einiger Beuteltiere nicht nach der Geburt wie bei den übrigen Säugern ablöst, sondern vom Fruchthalter aufgesogen wird. Die Annahme, daß eine Beeinflussung des mütterlichen Organismus von der Plazenta aus stattfinden kann, wird aber schließlich auch durch den Umstand gestützt, daß die Plazenta zum Teil von Furchungszellen abstammt; sie enthält infolgedessen Keimplasma. Das Zustandekommen der Telegonie durch plazentare Wirkung kann allerdings nur für die Säugetiere, nicht aber für die Vögel und Pflanzen in Betracht gezogen werden.

GESCHLECHT UND GESELLSCHAFT

ZWEITER BAND ZEHNTES HEFT



PARISER DAMEN IM WINTERKOSTÜM FÜR 1800.
Englische Karikatur von ISAAC CRUIKSHANK auf die französische Mode der durchsichtigen Frauenkostüme (»Das Kostüm der Nacktheit«) 1799.
(Zu dem Aufsatz »Der nackte Mensch in der Karikatur« Seite 462.)



DIE TOILETTE. Karikatur auf die künstlichen Busen zur Zeit des Kaiserreichs.



ENGLISCHE KARIKATUR AUF DAS DEKOLLETIEREN (1782) von ISAAC CRUIKSHANK. (Eine königliche Loge nach der Natur gezeichnet.)

(Zu dem Artikel »Der nackte Mensch in der Karikatur« Seite 462.)



AH, S'IL Y VOYOIT! Französische Modekarikatur von VINCENT auf die französische Frauenwelt unter dem Direktorium.

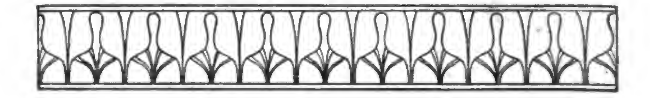


A! E! I! O! U! Zeichnung von W. CASPARI aus der »Jugend« 1897. (Zu dem Aufsatz »Der nackte Mensch in der Karikatur« Seite 462.)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die gedankenreichen Ausführungen Loisels geeignet sind, die Telegonie verständlicher zu machen. Aber von der Lösung des Problems sind wir noch sehr weit entfernt. Meines Erachtens liegt der Schwerpunkt desselben in dem Vorhandensein einer inneren Sekretion der Geschlechtsstoffe. Je tiefer wir in die Erkenntnis dieses eigentümlichen Vorganges eindringen werden, desto näher werden wir auch der Lösung des Telegonieproblems kommen. Aber vorher harrt noch eine andere Frage der Beantwortung, nämlich die: Wirkt tatsächlich die innere Sekretion der männlichen Geschlechtsstoffe im mütterlichen Organismus fort und, wenn sie fortwirkt, welches sind dann die günstigsten Bedingungen ihrer Wirksamkeit? Wahrscheinlich wird es auf ein Zusammentreffen begünstigender Umstände ankommen und die Schwängerung mit den väterlichen Zeugungsstoffen wird Hand in Hand gehen müssen mit der plazentaren Nachwirkung des früheren Fötus. Es handelt sich also, kurz gesagt, zunächst um den Nachweis, daß die männlichen Keimstoffe imstande sind, den mütterlichen Organismus unmittelbar abzuändern. Eine solche Abänderungsfähigkeit des männlichen Zeugungsstoffes ist für die Pflanzen erwiesen. Schon Darwin hat im 11. Kapitel seines Werkes »Das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation« eingehend darüber gesprochen. Befruchtet eine Varietät die Eier einer anderen, so breitet sich ihr Einfluß nicht selten von den Eizellen auf den Eierstock, ja auf den Kelch und Blütenstiel der mütterlichen Pflanze aus. Dieser Einfluß, der sich auf Größe, Form, Farbe und Bau der Gewebe der Mutterpflanze erstrecken kann, ist bei einer großen Zahl von Pflanzen, welche zu den verschiedensten Ordnungen gehören, beobachtet worden.

Soviel kann man nun über die Telegonie heute schon sagen: Sollte sie wirklich vorkommen — ein zuverlässiger Beweis dafür wird schwer zu erbringen sein — so wird sie doch immer nur eine höchst seltene Erscheinung sein.

◻ ◻



ZOOLOGISCHES ZU MODERNEN EHEFRAGEN.

Naturwissenschaftliche Plauderei von

JOHANNES REICHELT, Dresden.

Bei gewissen Tieren scheinen manche Widersprüche des modernen Ehelebens gelöst zu sein. Wieso? Wer sind die Glücklichen?

Du hast gewiß einmal auf einer Badereise oder in einem Seeaquarium das Seepferdchen kennen gelernt. Anspruchsvollere Mütter und geduldigere Gatten sind dir kaum begegnet. Eins mag zur Entschuldigung der Pantoffelhelden, der Seehengstchen, gelten, es würde ihnen gar schlimm bekommen, wenn sie, da sie bei weitem in geringerer Zahl sind und auch an Stärke ihren Schönen nicht gleichkommen, ihren Weibertyrannen trotzen wollten.

Kommt die Laichzeit heran, so heften die Weibchen ihre Eier an den Leib des Seehengstchens. Nun sind die trägen Mütter aller Sorgen enthoben, das Seehengstchen muß die Kindermume machen. Der treue Gatte übernimmt die Pflege der Sprößlinge mit rührender Aufopferung. Die Eier, und mit ihnen der Umfang des Männchens, schwellen an, es bildet sich durch Wucherung der Oberhaut eine Tasche, worin die Kleinen ihre früheste Kindheit verleben. Und eines Tages — o seltsames Schauspiel! — entschlüpfen der Wiege im männlichen Leibe, erst probeweise, dann aber, kühn geworden, für immer, die winzigen, fast durchsichtigen jungen Seepferdchen, die sich um die getreue Mutter, pardon, um den getreuen Vater scharen.

Einige Fische in den südamerikanischen Gewässern wählen ihre Mundhöhle zum ersten Aufenthalt der hoffnungsfrohen Jugend. Wie seltsam es auch klingt, der Herr Papa trägt eine ganze Kinderschar mit sich im Maule. Die Wiege ist unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu verachten. Hier ist der Nachwuchs der besorgten Fischeltern vor Feinden geborgen. Durch die Kiemenöffnungen strömt fortwährend frisches,

Wasser und mit dem Wasser winzige Infusorien, Nahrung für die Fischbrut, zu.

In unseren heimischen Gewässern ist es vor allem der Stichling, dessen Vaterliebe zu wunderlichen Erscheinungen führt. Während sich Herr Stachelinsky müht, die Wiege für seine Nachkommenschaft vorzurichten, lebt das treulose Weib ohne Gewissensbisse in den Tag hinein. Für den Stichlingsvater beginnt eine schlimme Zeit voll Arbeit und Sorge. Aus einfachen Pflanzenfäserchen, die er mit seinem Maule mühsam herbeischafft, errichtet Herr Stachelinsky ein Nest zwischen den Wasserpflanzen, die Wiege für seine zukünftige Kinderschar. Mit seinem Maule verfilzt er die Fäserchen zu einem dichten Gewebe, mit Schleim vermengte Sandkörnchen bilden den Mörtel. Ein Nest im Wasser! Wenn wir bedenken, daß der kleine Architekt ein Fisch ist, der weder Hände noch einen kunstgeübten Schnabel hat, der bei seiner Arbeit eigentlich mit dem ganzen Körper zugreift und durch Drücken und Schwenken desselben das Baumaterial zu einer kunstvollen Wiege zusammenfügt — die Tätigkeit seines Maules und seiner Flossen beim Nestbau wird meist überschätzt — so müssen wir über sein kunstvolles Nest um so mehr staunen.

Jetzt beginnt aber erst die aufregende Zeit für den sorgenden Vater. Frau Stichling legte ihre Eier in das Nest und suchte das Weite. Sie kommt auch nicht wieder zur Kinderwiege, höchstens, wenn sie einmal die Wachsamkeit und die Vatergefühle ihres Gemahles unterschätzt und mit hungrigem Magen in räuberischer Absicht dem Neste naht. Derartige Angriffe bekommen ihr aber nicht gut. Mit sinnloser Wut und grenzenloser Tapferkeit stürzt sich der treue Vater auf jedes Tier, das seiner Brut im Neste naht. Und wäre der Feind ein Hecht, ein Riese, der hundertmal mehr wiegt als er, er wird angegriffen.

Eines Tages wird Leben in der Kinderwiege. Aus den Eiern schlüpfen die Jungen. Hei, wie das kribbelt und krabbelt! Fast möchte sich der arme Vater verdoppeln. Leichtsinnig wie die Jugend nun einmal ist, will sie die Kinderstube verlassen. Anspruchsvoller und dreister werden die Kleinen. Richtig, dort entflieht so ein unerfahrenes Bürschchen. Schon hat

es der Vater mit seinem Maule gepackt und bringt es zurück zur Wiege. So geht's den ganzen lieben langen Tag.

Die wunderlichsten Wiegen und Kinderwärter finden wir bei den Kröten. Da ist zunächst die Geburtshelferkröte, die in der Rheingegend und in Westfalen in unserem Vaterlande vorkommt. Nach Krötenbrauch legt das Weibchen eine lange Schnur von Eiern, die sich der Krötenvater um seine Oberschenkel wickelt. Mit der teueren Last — oft schleppt der galante Krötenvater das süße Angebinde mehrerer Prinzessinnen mit sich — verkriecht er sich in die feuchte Erde. Nach ungefähr zwei Wochen, nachdem sich die kleinen Kröten so ziemlich in den Eiern entwickelt haben, bekommen sie einen neuen Aufenthalt, eine Wiege im Wasser. Der Krötenvater wandert mit seinem Kinderpaket zum Wasser, die Eier platzen, das kleine geschwänzte Volk löst sich von seiner Wiege.

Was aber, wenn das Wasser fehlt? Verdorren da nicht die Eier und gehen elendiglich zugrunde? Was nützen dann die hilfsbereiten Boten- und Wärterdienste des braven Krötenvaters? Die Natur weiß sich zu helfen. Dafür ist die Nasenkröte Chiles ein Beweis. Der Krötenvater paßt sich im Interesse seiner Nachkommen entsprechend den Verhältnissen an: Sein Kehlsack wird — zur Kinderwiege, als ob ein armer Musikus, der Not gehorchend und in Sorge um seine Kinder, sein Pianoforte zur Bettstatt seiner Sprößlinge machen wollte! Und doch ist's so. Hier finden die kleinen Kröten, die gar bald den Eiern im Kehlsack entschlüpfen, ihren Lebensunterhalt: Feuchtigkeit und Nahrung, freiwillig beides auf Kosten der Gesundheit ihres Vaters. Der Krötenvater hungert um seiner Nachkommen willen und magert ab, bis endlich die Nestlinge mit einem kühnen Sprunge ihre Wiege verlassen. Jetzt beginnt auch für ihn wieder eine bessere Zeit.

Und nun zu den Spinnen. Wie? Dich schüttelt? Du findest sie häßlich? Abscheulich? Du hast recht und nur gezwungen möchte ich sie angreifen. Und doch bauen gerade sie die prächtigsten Wiegen, die es auf Gottes Erdboden überhaupt gibt, und Frau Spinne, so häßlich sie auch sein mag, ist eine — das muß ihr selbst der Neid lassen — vorzügliche Mutter.

Eine Tragikomödie spielt an ihrer Kinderwiege. Manch verliebter Spinnenvater muß in ihren Armen sein Leben lassen. Mitten in ihrem Netze tront die Spinnenkönigin. Sie gleicht der Penelope am Webstuhle, um den sich ihre Freier in respektvoller Entfernung scharten. Da, ein ermunterndes Zeichen. Herrn Spinnerich durchläuft es heiß, er sieht den Himmel offen. Liebesuchend naht er seiner Schönen, um in ihren Armen den Tod zu finden. Die wenig zärtliche Ehehälfte beäugelt lüstern den fetten Nahrungsbrocken und frißt ihn auf. Ob aus Liebe? Wir wollen es zu ihrer Ehre annehmen. Eins aber ist klar, ihre Spinnenseele erkennt den Unterschied des Fressens und des Liebens nicht immer, ein Problem der Liebe ist noch nicht gelöst. Mag sich aber Frau Spinne als unliebenswürdige Gattin zeigen, als mordgieriger Nimmersatt, der selbst seine Verwandtschaft nicht schont, in der Erfüllung ihrer Mutterpflichten ist sie ein seltenes Beispiel.

Dort in der Lücke des Zaunes haben wir ein Spinnennest entdeckt. Es hat die Gestalt einer Birne und ist von der Größe einer Haselnuß. Wütend fährt Frau Spinne auf uns ein, gilt es doch, ihre Kinder in der Wiege zu schützen. Und das tut sie mit der Gefahr ihres Lebens.

Kleines Ding, wir achten deine Muttergefühle und tuen deinen Sprößlingen nichts, aber das feine Gespinnst, die Wiege deiner Kinder, die noch ein viel größeres Kunstwerk als das Vogelnest ist, müssen wir uns doch einmal besehen.

Ein Deckel mit seidenartigem Filz verschließt die Wiege. Würden wir hineinschauen, wir erblickten eine dicke Lage von rotgelber Seide, die wie die feinste Watte aufgequollen ist. Eine Schicht und ein Gewebe ruht auf dem anderen, Kissen, wie sie weicher nicht die Daunen des Schwans liefern könnten. Und inmitten der zahlreichen Gewebe ist ein Beutel von feinster Seide, der die Eier birgt. Das ist der Schatz der Wiege, der gegen die Kälte und Nässe des Winters geschützt werden soll.

Kälter und kälter werden die Tage, die letzten Blumen erstarren und mit ihnen — die treue Spinnenmutter. Bis zum letzten Atemzuge wachte sie über ihre schlummernden Kinder in der Wiege, erfroren liegt sie neben ihrem Lebenswerke.

Die Brut aber träumt, in ihrer Wiege geschützt, vom Frühling. Kein Feind droht ihr, derselbe Frost, der die Mutter raubte, tötete auch ihre Feinde.

Rührend ist der Eifer mancher Schmetterlingsmütter, wie sie für eine passende Wiege ihrer Nachkommen sorgen, die sie niemals kennen lernen werden. Sie finden mit ausgezeichneter Sicherheit den Ort für ihre Wiege, wo der zukünftige Sprößling die geeignete Nahrung findet. So legt der Oleanderschwärmer seine Eier auf den bei uns seltenen Futterstrauch seiner Larve. Die Schmeißfliege weiß die Aasblume aus Tausenden von Blumen herauszufinden und mit ihren Larven zu besetzen. Selbst unsere Speisekammer ist vor der unverschämten Zudringlichen nicht sicher, gerade dort schlägt die Fliegenmutter gern die Wiege für ihre Brut auf.

Einige besorgte Schmetterlingsmütter, aus deren Eiern noch in demselben Jahre die Raupen entschlüpfen, machen die saftigen Blätter der Futterpflanzen ihren Larven zur Wiege.

Das wäre wieder für die Eier anderer Mütter, deren Sprößlinge erst im nächsten Jahre entschlüpfen, eine unsichere Kinderstube. Mit den im Herbst welkenden Blättern gingen auch ihre Nachkommen zugrunde. Jene sorgenden Mütter suchen sich eine sicherere Wiege für ihre Nachkommen. Sie legen die Eier an die Winterknospen, an die Äste oder in rissige Rinde der Futterpflanze ihrer Sprößlinge.

Sollten die Schmetterlingsmütter bei der Wahl des Ortes ihrer Kinderwiege eine Ahnung von dem haben, was ihren Kindern bevorsteht? Sie können die Pflege ihrer Brut nicht selbst übernehmen, und doch sorgen sie über ihr Grab hinaus für die Erhaltung ihrer Art. Ist ihre sich betätigende Liebe ererbter Brauch? Ein Stück Weltgesetz, das vom ersten Urweltstage vor Jahrmillionen sich bis auf unsere Tage vererbt hat und noch ewig gelten wird?

So findet die Schlupfwespe, die mit dem Maßstabe unserer Interessen gemessen, wohl das nützlichste Insekt ist, mit verblüffender Sicherheit die Larven anderer Insekten und legt ihre Brut in die Fleischmasse. Jene Unglücklichen werden tatsächlich bei lebendigem Leibe verspeist.

Der Totengräber, der vollendetste Typus der Aaskäfer, vergräbt seine Beute an Ort und Stelle, um sie als Wiege seiner Nachkommen zu wählen. Ein Leichnam als Wiege eines neuen Geschlechts. Wie eng doch oft Sarg und Wiege beieinander stehen!

Wie wunderbar ist die Kinderwiege, die unsere Zwergmaus ihren Sprößlingen errichtet! Ihr Nest ist ein Kunstwerk. Ein feines Körbchen von der Größe eines Gänseeies. Zwanzig bis dreißig Riedgrasblätter, deren Spitzen zerschlissen und kunstvoll durcheinandergeflochten sind, bilden die Grundlage des Nestes. Das Innere aber ist für ihre Kinder weich mit Kolbenwolle und Kätzchen gepolstert. So schwebt die Wiege in luftiger Höhe an schwanken Halmen oft einen Meter hoch über dem Boden. Wenn man die wenig zum Nestbau geeigneten Werkzeuge der Mäuse mit dem geschickten Schnabel der Künstlervögel vergleicht, wird man jenen Bau nicht ohne Bewunderung betrachten und die Arbeit der sorgenden Zwergmutter über die Baukunst manches Vogels stellen.

Ich möchte dich zu einem solchen Neste führen. Das Glück ist uns günstig. Pst, ganz still! Dort lugt vorsichtig die Alte aus dem Neste. Keine Gefahr, ringsumher ist alles still. Richtig, jetzt führt die Alte ihre Brut aus. Eine sorgende Mutter unter ihrer Kinderschar. Welch ein Familienbild! Nun klettert ein Junges an diesem, ein anderes an jenem Halme, eins piept zu der Mutter auf, eins verlangt ihre Hilfe, dieses wäscht und putzt sich, jenes bearbeitet mit den zierlichen Füßchen und Spitzzähnchen ein gefundenes Körnchen. Dort lugt das Nesthäkchen ängstlich aus der Wiege. Wie? Keinen Mut? Schon ist die Mutter zur Seite und piept und ruft, vorsichtig greift sie zu. Endlich gelingt auch dem verschüchterten Nestling die Fahrt am Halme in die Tiefe, der Sprung in die Welt.

Hast du einmal gesehen, wie der Große Kolbenwasserkäfer für die Erhaltung seiner Art sorgt? Er baut ein seltsames Mosesschifflein, ein Wiegenkunstwerk ersten Ranges. Die Käfermutter spinnt, wenn ihre Zeit naht, ein wunderbares Gespinst, das sie mit ihren Eiern befrachtet. Ein schlauchartiges Ende ragt aus dem Wasser empor und führt durch

einen feinen Kanal frische Luft zu den Eiern. Nicht dumpfige Kinderstuben! Viel frische Luft! Es ist doch immer gut und kommt den Kindern zugute, wenn eine Mutter auf hygienische Forderungen bedacht ist.

Die schönsten Beispiele glücklicher Ehen im Tierreiche geben die Vögel. Du kennst den Lockruf des Finken, wie er sehnsüchtig um die Braut wirbt. Wenn er unter den buntgefiederten Schönen seine Wahl getroffen und ihm leise Antwort entgegenschallt, dann klingt sein Lied hell und jubelnd. Auch die Brust des kleinen Sängers weitet sich, sein Herz ist voll von Liebe, er muß singen und sein Glück verkünden, ein Zug, der menschlichem Fühlen so nah verwandt ist. Und das Glück ist groß: der verliebte Sänger hat unter den vielen Vögeln mit seiner hellen Stimme und mit seinem schmucken Kleide um die Eine geworben, mit der er im Verein sich ein Nest bauen will, der er nun ein zärtlicher und treuer Gatte sein wird. Wie glücklich die kleinen Geschöpfe sind! Sie kennen weder Geld- noch Konvenienzheiraten.

Und zu welch wundervollen Erscheinungen führt oft die Elternliebe! Gedenken wir der Nashornvögel. Wenn die treusorgende Mutter ihre Stunde kommen fühlt, so mauert sie sich selbst, unterstützt von ihrem Herrn Gemahl, mit ihrem eigenen Kote bis auf eine kleine Öffnung in eine Baumhöhle ein. Eine sichere Wiege kann sie ihren Kinderchen nicht bereiten. Dort sind sie vor Eichhörnchen, vor Affen und Schlangen sicher. Der treue Gatte aber, der die aufopfernden Wärterdienste übernimmt, atzt liebevoll sein Weib. Nur auf ein besonderes Klopfen steckt Frau Mutter ihren Schnabel zum Fenster heraus und läßt sich von ihrem Gemahl füttern.

Die selbstgewählte Kerkerhaft ist eine Qual für die arme Mutter. Was tut aber eine Mutter nicht für ihre Kinder! Wenn ihre Jungen aus dem Ei geschlüpft sind und sich durch allerlei Leckerbissen, die der Vater herbeibrachte, gekräftigt haben, dann erwacht in ihnen der Freiheitsdrang. Die Wiege wird vom Herrn Papa geöffnet, es naht Mütterleins Erlösungsstunde. Aufopfernde Liebe! Die arme Mutter ist so geschwächt, daß sie weder laufen noch fliegen kann. Sie gab ihre Kräfte für ihre Kinder.

Ich hatte einmal im Zoologischen Museum mir lange ein solch braves Elternpaar und ihre verschiedenen Wiegen angesehen. Seltsame Gedanken bestürmten mich, und abends, als ich mich zur Ruhe legte, spannen sie sich fort und fort. Ich träumte und sah mich ins alte Pharaonenreich versetzt; ich starb und meine Seele sollte in den Leib eines Nashornvogels wandern. Noch war mir ein Wunsch zum Wohle der Menschheit gestattet.

Vor meinen Augen sah ich mein treues Weib, wie es vor der Wiege meines Kindes stand. Ich dachte der hoffnungsfrohen Zeit, da sie sich Mutter fühlte und die Kinderstube mit Sorgfalt bereitete, ich dachte des Entsagens mancher frohen Stunde. . . . . .

O, daß jene Frauen, die Mutter sind und keine Mutterpflichten kennen, und jene alten Hagestolze, die aus Selbstsucht sich der Wiege und ihren heiligen Pflichten fern halten, verurteilt wären, Nashornvögel und immer wieder Nashornvögel zu werden bis zum jüngsten Tag!

Mein Wunsch war zum Wohle der Menschheit erfüllt...... im Traume.



DIE LASTERHAFTIGKEIT IM ALTEN ISRAEL.

Von EMIL SCHULTZE-MALKOWSKY.

(Fortsetzung.)

Der Grund zu diesen sexuellen Orgien, die zahlreiche gefährliche Erkrankungen zur Folge hatten, ist zweifellos die Prostitution gewesen. Obwohl ein oberstes Geschlechtsgesetz es einem jeden in Israel erlaubte, sich Nebenfrauen anzuschaffen, so viele er ernähren konnte, hat dieses Volk sich dennoch der Prostitution in ausschweifender Weise hingegeben.

Die Frauen und die Nebenfrauen haben diesem Hirtenvolk nicht ausgereicht, die Lustbedürfnisse zu stillen; war auch die Zahl der Ehe-Weiber noch so groß. In dem Kapitel Lamechs hören wir zuerst von solchen Nebenfrauen. Daß Abraham

dem monogamen Standpunkt noch weniger gewogen war, ist schon geschrieben worden. Von Jakob wissen wir, daß er vier legitime Frauen hatte, indessen Esau es bei dreien hat genug sein lassen. Die höchste Zahl erreichte Salomo', der siebenhundert Frauen und dreimalhundert »fremde Weiber« hatte, wie uns im ersten Buch der Könige, Kapitel 11, gemeldet wird.

Vielweibereien waren also an der Tagesordnung. Daß man in Israel zudem auch noch der Prostitution gehuldigt hat, und wie wir später sehen werden so gehuldigt hat, wie kaum im Dunkel einer anderen Himmelszone, beweist, daß dieses müßiggängerische Volk zur sexuellen Ausgelassenheit gleichsam geboren war. Schon in der allerfrühsten Zeit war man in Israel der Prostitution ergeben. In der Geschichte Judas erfahren wir zum ersten Mal ausführlicher von ihr. Hier lesen wir, daß Juda, der der vierte Sohn des Jakob war, zwei Söhne hatte, Ger und Onan, die er dem Alter nach demselben Weib zu Männern gab. Die Ehen blieben kinderlos. Weil Juda aber einen Enkel haben wollte und er den Schoß der Thamar, des Weibes seiner Söhne, nicht für geeignet hielt, so gab er seinen jüngsten Sohn, den Sela, der Thamar nicht ins Ehebett, obgleich er es versprochen hatte. Darüber aufgebracht und höchst empört, sann die Zurückgesetzte und Verschmähte nach, wie sie dem Vater ihrer beiden kinderlosen Männer es beweisen könne, daß sie doch nehmenswert und fruchtbar sei. Sie nahm die Prostitution zu Hilfe, das heißt, sie legte ihre Witwenkleider ab, nahm einen Schleier und verhüllte sich und setzte sich dann an den Weg, den Juda noch vor Nacht und Dunkel kommen mußte. Und Juda, welcher glaubte, daß sie eine Hure sei, ging auf sie zu und bat sie: »Laß mich bei dir liegen, für einen Ziegenbock, den ich dir senden will ...« Und Thamar gab sich ihm und hielt als Pfand zurück — den Siegelring, ein Armband und den Stab des Juda ... Diese erste detaillierte Schilderung der Prostitution in Israel stammt also etwa aus dem 22. Jahrhundert vor unserer Zeitberechnung. Dann lesen wir noch oft von ihr und sehen, daß sie in immer ausgelasseneren Zügellosigkeiten um sich

griff. — In leichten, golddurchwirkten, schmalen Schleiern saßen diese sonst entblößten »fremden Weiber« zunächst nur an den Straßenrändern, die außerhalb der Dörfer und der Städte auf die Weiden führten. Den, der vorüberzog, umfingen sie mit süßem Weihrauch und peitschten seine Sinne mit wüsten Wollustliedern auf, zu denen sie die Harfe schlugen oder tanzten. Es waren Weiber aus Arabien und Syrien und Babylonien und moabitische und ammonitische, hethitische und zidonitische Hetären, die ihren Einfluß geltend machten. Die schwarzgelockten Babylonierinnen und die Flötenspielerinnen, die aus Syrien kamen, entzündeten die Lust der Männer Israels am meisten. So weit ging ihre Macht, daß mancher, der von den herz- und hirnbetörenden Geschmeidigkeiten ihrer Leiber umschlungen war, vollständig sinnlos wurde und Dinge tat, die er mit seinem Leben zahlen mußte. So war ein Mann in Israel mit Namen Zambri, der brachte eine Midianitin mit ins Lager und ließ sich mit ihr vor den Augen Moses und dem ganzen Volke ein. »Und Phineas, ein Sohn des Aron, nahm einen Speer und spießte beide an den Zeugungsteilen aneinander«, schließt der Bericht, der noch bemerkt, daß damals die geschlechtliche Verlotterung so allgemein gewesen sei, daß Moses fast daran verzweifelt wäre. Die Folge dieser epidemisch aufgetretenen Geschlechtsvergiftung zeigte sich in einer Seuche, die wie die Pest gewütet und über 24000 Mann verschlungen haben soll.

Im Zeichen Salomos erreicht die Prostitution den Höhepunkt. Daß dieser prunksuchtkranke Wüstling neben 700 Frauen 300 Konkubinen hatte, ist schon geschrieben worden. Daß er jedoch die öffentliche Unzucht noch gefördert hat, indem er sie gesetzlich schützte, ist weniger bekannt. Die Folge war, daß sich die Prostitution nun in die Städte selbst ergoß. Daß sie das nicht gefördert hat und daß in dieser Zeit der schrankenlosesten Entfaltung die Liebesseuche abermals viel Unheil angerichtet hat, geht aus den späteren Gesängen Salomos hervor, in denen er die Klage der Erfahrung anstimmt: »Der Honig träufelt von den Lippen einer Hure, und ihr Mund ist glatter noch als Oel; aber Wunden läßt sie bitterer als Wermut und schärfer als die Doppelschneide eines

Schwertes. Wende dich von ihrer Stimme und bleibe fern der Schwelle ihres Hauses, aus Furcht die Ehre auszuliefern einem Feinde und die Neige deiner Tage einem schlimmeren Übel«; was Salomo jedoch nicht abgehalten hat den Honig weiter einzuschlürfen . . .

Daß es zu Moses Zeiten in Israel nicht sehr viel besser ausgesehen hat, beweisen die mosaischen Gesetze, in denen der Verkünder der Gebote Gottes wettert: — »Du sollst deine Tochter keine Hure werden lassen, damit das Land nicht mehr besudelt werde, als es schon jetzt voll Unflat ist!« Das zeigt, daß Israel schon damals das Fleisch der Töchter in den Handel brachte.

Was es im Lande selber nicht veräußern konnte, kam auf den Markt der Sklaverei, die damals eigentlich nichts anderes als eine Nebenform der Prostitution gewesen ist. Die Sklavin mußte Tag — und Nacht dem Herrn zu Willen sein und wenn er ihrer überdrüssig wurde, kam sie von neuem auf den Markt. Um diese scheußlichste Manier des Sklavenhandels einzudämmen, hat Moses ein Gesetz erlassen, wonach der Herr, der eine Tochter Israels durch Kauf erworben hatte, verpflichtet war, sie zu behalten oder aber, wenn er nicht mehr mit ihr zufrieden war, sie in das Elternhaus zurückzuschicken. Durch diese Klausel ging der Mädchenhandel, der ehedem in Blüte stand, natürlich sehr zurück. Um nun sein Volk trotzdem vor Unzufriedenheit zu schützen, erlaubte Moses ihm, mit fremden Huren seinen Handel fortzusetzen.

Ob es von Moses klug geschaltet und gewaltet war, die Hurerei mit dem bereit gewesenen Material des eignen Landes zu verbieten, sei noch dahingestellt. Zwei Gründe sprechen jedenfalls durchaus dagegen. Denn einmal ist erwiesen worden, daß sich das Volk, soweit es nicht die Mittel hatte, sich fremde Weiber zu beschaffen, sich ohne weiteres daheim vergnügte, wie zornentflammt sich Moses auch dagegen ausgelassen hat, indem er schrieb: »Wer sich der Mutter nähert, um sie zu beschlafen, der soll des Todes sein!« Den Beischlaf mit den Schwestern, Töchtern und den Enkelinnen verbot er mit der gleichen Schärfe des Gesetzes.

Der zweite Grund ist in dem Tatbestand zu suchen, daß Israel nunmehr von außerhalb mit feilem Weibervolk versehen wurde. Die Folge davon war — und das ist zweifellos von Moses nicht vorausgesehen worden — daß diese eingewanderten Hetären die Kinder Israel in allem Götzendienst und allen Unzuchtsitten, die mit ihm verbunden wurden, unterwiesen, die jeweils ihres Landes waren. Zwei solcher Heidenkulte haben sich besonders schnell verbreitet und lang behaupten können — der Baal- und Molochdienst. Im Land der Moabiter und der Midianiter waren sie gebildet worden und zeigten im Prinzip dieselbe Art von Zeremonien, mit denen man in Hellas Aphrodite ehrte, im Land der Babylonier Melitta diente, und in Sidonien Astarte.

Moloch, von dem der Talmud zu erzählen weiß, daß er ein Mannesbild mit einem Stierkopf war, hat sich der größten Dienerschaft erfreuen können, wenn Israel auch mehr dem Baal-Phegor geopfert hat.

Von Moloch soll zuerst die Rede sein. In Stein gehauen und zuweilen auch in Erz gegossen — in übermenschlicher Gestalt — hielt er die Arme ausgebreitet und harrte so — ein Bild der Unersättlichkeit — der sieben Opfergaben, die ihm verschrieben waren. Es waren dies — Getreidekörner, Turteltauben, Lämmer, Widder, Kälber, Stiere — und im blutigen Rausch der wildesten Ekstase — Kinder, die man der Reihe nach symbolisch angesehen hat als Bild der Keimeskraft, der Zärtlichkeit, der Fruchtbarkeit, der Heftigkeit, der Lebensüppigkeit, der schöpferischen Kraft und Menschenzeugung. — Moloch, der Riesengötze, hatte sieben Öffnungen im Leibe, in die die Opferspenden eingeschoben wurden, und stand auf einem Erzgestell, dicht über einem Scheiterhaufen, der ungeheure Dimensionen hatte.

Wenn nun ein Molochfest gefeiert wurde, begann man mit dem Akt des Schlachtens und richtete den Scheiterhaufen, der bald in lichten Flammen stand. Die Opfertiere, die gefesselt waren, gerieten meist im Angesicht der ersten hohen Flammengarben in einen Aufruhr und schrieen weithin klagend auf, daß mancher, der zugegen war, sich von dem

Blutbad ferngehalten hätte, wenn nicht die Schar der Molochpriester, bevor noch der Begriff und das Gefühl der Grausamkeit entstanden war, mit Trommeln, Pauken und Geschrei in ein Getöse ausgebrochen wäre, das sinnbetäubend hingerissen hat, wer immer an dem Schauspiel teilgenommen. Die Beterschar — nunmehr auf einen Ton gestimmt — begann mit einem Tanz, der es an nichts hat fehlen lassen, was überhitzte Sinnlichkeit und Bestialität im Sinne Onans und der Sodomiter jemals geleistet haben. In solcher wüsten Raserei der Sinne mag Israel von Moses angetroffen worden sein, als er vom Berge Sinai herunterkam und sehen mußte, wie das ihm von Jehova anvertraute Volk das goldene Kalb umlagert und in frivolster Schlemmerei des Fleisches das Götzenbild gefeiert hat. (Fortsetzung folgt.)

DER NACKTE MENSCH IN DER KARIKATUR.

Von PAUL WESTHEIM.

Sittlichkeit ist unsre Muse;
Und sie trägt vom dicksten Leder
Unterhosen.
Heine, Atta Troll.

Karikatur und Satire sind Manifestationen eines allgemeinen Unwillens. Der Stift und die Feder drängen zu einer Tat der Abwehr. Eine Feststellung, eine Anklage oder eine Verhöhnung wird gewagt. Das Lächeln der Massen wird erkauft, um ihre Fäuste in Bewegung zu bringen. Den Vielen wird ein Witzwort auf die Zunge gelegt, um sie aufzurütteln. Der Karikaturist schleudert die Parole zur rechten Zeit in die Menge; ihr schlummernder Grimm erwacht; der Kampf um die Kollektividee beginnt.

Die Aussonderung einer dieser vielartigen Bestrebungen sei hier versucht. Dem aufmerksamen Leser möge indessen schon jetzt gesagt sein, daß nicht die Absicht bestand, das Gebiet mit engen Umrißlinien abzugrenzen und etwa eine lückenlose Sammlung aller Einzelerscheinungen vorzuführen. Wertvoller erscheint mir eine Betrachtung der Gesichtspunkte, die den Karikaturisten zu einer Stellungnahme gegenüber dem nackten Körper drängen.

Der nackte Mensch in der Karikatur ist nicht etwa die Gruppierung nach einer bestimmten äußeren Stoffwahl. Nicht jedes Blatt, auf dem ein unbekleideter Mensch dargestellt war konnte mit der hastigen Freude des belohnten Finders aufgegriffen werden. Erst wenn diese Frage der Bekleidung in irgend einem Sinne zur Tendenz der Zeichnung wurde, war das Verhältnis gegeben. Die Betrachtung wird für mich erst fesselnd, wo sie hinüberspielt in das Gebiet der Lebensanschauung. Es handelt sich um den Streit, ob die Natur oder der Schneider den Menschen als sittliches, vornehmes und gesundes Geschöpf in die Welt stellt und ob mit einem Ausziehen jener »Unterhosen« die sittliche Weltordnung wirklich in die Rumpelkammer fliegt.

Jedem Zeitalter wird eine Fragenreihe vorgelegt, die es zu beantworten hat. Jeder Generation liegt irgendwo eine Sphinx im Wege, und wenn sie endlich überwunden ist, sieht sich die nachdrängende Jugend vor ein neues Rätsel gestellt. Unserer Zeit scheint es vorbehalten, neben so mancher grösseren Aufgabe, den menschlichen Körper im ästhetischen, hygienischen und moralischen Sinne unter der Kleiderhülle zu entdecken. Der laute Streit, der heute von so mancher Stelle aus geführt wird, scheint darauf hinzudeuten. Es liegt aber im Wesen der Karikatur, sich stets dahin zu stellen, wo die Meinungen am heftigsten aufeinanderprallen.

Eine zaghaft-ängstliche Prüderie, die den Menschen am liebsten mit den engsten Banden knebeln möchte, weil sie ihnen nicht traut, weil sie nicht an die innere Würde eines freien Charakters glauben kann, mußte den Spott und den Ingrimm des Karikaturisten herausfordern. Er verteidigt nie gern die müden Bedenklichkeiten, die sich hilflos anklammern an das Ewig-Gestrige. Es drängt ihn zur kecken Offensive. Und wir finden ihn fast immer auf der Seite des Fortschritts. Jugendheiße Leidenschaft — seltener der alles negierende Pessimismus — beherrschen seinen Stift. Die temperamentvollen Draufgänger sind ihm wesensverwandt. Er gehört immer zur Opposition der Minorität, denn er kämpft mit einer geistigen Waffe für eine Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse, der sich die angegriffenen Gegner mit physischer

Macht widersetzen. Wie oft wurde er unterdrückt mit der brutalen Gewalt, der eine kultiviertere Gegenwart mit Gesetzesparagraphen den Anschein von Gerechtigkeit zu geben versucht. Er ist aggressiv, weil er nicht für seine Ideen wirken darf. Und am Ende schnellt er doch mit dem spitzen Pfeil seiner Satire den ängstlichen Gegner über den Haufen. Am Ausgang unserer Betrachtungen werden wir nicht überrascht sein, daß der Karikaturist sich als Einzelner gegen die Vielen stellt, die sich in Tugendbünden und Sittlichkeitsklubs zusammenschließen, und wir verübeln es ihnen nicht, wenn sie Blätter wie den »Simplicissimus« und die »Jugend« mit kläglichem Wehgeschrei verwünschen. Es sind immer die getroffenen Hunde, die bellen — — —

Eine Orientierung wird notwendig sein. Caspari charakterisiert nach einer Idee von Suhr das verschiedenartige Verhältnis einzelner Menschengruppen zu der nackten Schönheit des Körpers. Mit der aphoristischen Schärfe der Interjektion schafft er Typen. Er rückt urplötzlich einzelnen Gestalten eine verlockende Venusstatue vors Auge und lauscht im Hinterhalt auf das erste Zeichen der Empfindung, das sich spontan ihren Lippen entringt. Er bleibt selbst Karikaturist in der Zeichnung der ersten Jünglingsfigur, deren schwärmerische, frohe Verehrung gewiß seinen Beifall findet. Ergötzlich ist zweifelsohne die Kurve, die er vom Stutzer und Spießer zum naiven Tölpel und lasziven Mucker zieht. Er verweist uns mit Nachdruck auf jene schwülen Gefühle, die mit dem ewig gleichen Hintergedanken die Blicke des Betrachters auf den einen einzigen Punkt bannen. Er enthüllt einfach die Gesinnung der Leute, die stets hören und lernen, Sittlichkeit sei Entsagung, Ergebenheit, Uninteressiertheit, Selbstaufopferung, Selbstlosigkeit, sei Vertuschen, Verstecken und Verdecken aller starken Regungen der Sinne und gesunden Frohgefühle . . . .

»Was Kleider machen können«, wissen wir recht gut. Der Orden macht einen zum Helden, die Kutte den anderen zum Heiligen, ein unsauberer Kragen den dritten zum künstlerischen Genie und die tadellose Bügelfalte einen normalen Streber zum völkerleitenden Diplomaten. Ist es denn wirklich naturnotwendig, in der nackten Gestalt nur das nackte Ge-

schlecht zu sehen? Sehen wir einmal, was aus so manchem harmlosen Bürger werden kann, wenn einmal bei einem oder einer Nächsten die Kleider fehlen. »Toute vérité est bonne à dire.«

I. Die Nuditäten-Mode.

»Louise, mach' Dich interessant!» Der Satz stand zufälligerweise unter einer Karikatur der »Fliegenden Blätter«. Er ist nur die knappe Überschrift über das große Kapitel, wie die besorgte Mutter ihr ehereifes Töchterchen auf den Mann dressiert. »Louise, mach' Dich interessant!« heißt, such' den Mann an Dich zu fesseln, störe ihn aus seiner gleichgültigen Ruhe auf, wecke seine Begehrlichkeit, reize seine Sinne und seine Sinnlichkeit und lenke sein Sehnen auf Dich. »Louise, mach' Dich interessant — und bleibe interessant bis zum Standesamt!« Und Louischen versteht die Mahnung, selbst wenn sie ihr nicht von einer Mutter zugeflüstert wird ...

Das wäre nur ein Schachzug aus dem Brettspiel zwischen Weiblein und Männlein. Schon mancher »König« ist mit dieser Taktik »matt« gesetzt worden.

Das Weib ist bekanntlich das schwächere Geschlecht. Es steht in der Defensive. Es will umworben, will erobert sein. Die zarten Fingerchen verstehen sich nicht auf das derbe Zupacken. Sie verstehen höchstens, in der Gegenwehr zu versagen. »Das Weib gibt sich hin« — wie die Formel des Sprachgebrauches lautet — während »der Mann ein Weib besitzt«. Genau genommen, stimmt das ja nicht, doch die langen Haare haben manchmal die Logik ein bischen vergewaltigt. Allerdings wird Er ja wohl immer zu sagen haben: »Mein schönes Fräulein, darf ich wagen — —?« Dieser Augenblick ist aber zumeist nur die letzte Geste eines lautlosen Kampfes, in dem Sie die Führende und Siegende gewesen. Er wagt, was sie will. Er springt mit dem selbstbewußten Lächeln eines Helden in das Netz, aus dem ihm so verlockend ein süßes Zuckerbrot entgegengehalten wurde.

Das Weib stellt seine körperlichen Reize zur Schau, um sich den Mann einzufangen. »Alle ihre Einsätze«, sagt Ed. Fuchs, »wirft die Frau in die Wagschale: Jugend, Temperament, Schönheit, Gestaltung, Bildung, Manieren, Erziehung. Damit stellt sie sich zur Wahl, nicht dem einen, nein allen;

denn sie sucht nicht einen bestimmten Mann, sondern den Mann. Darum mimt sie vor aller Welt in breiter Öffentlichkeit das alte und doch ewig neue Schauspiel: ich bin zu haben«. Und nicht einmal nur mimt sie es, nein täglich und stündlich; ihr ganzes Leben vom Tag der Heiratsfähigkeit an bis zum Tage ihrer Verlobung ist eine einzige, ewige Wiederholung dieses Stückes. Jede Modetorheit ist ihr recht, wenn sie diesen Endzweck erfüllt. Die große Kurtisane war immer die genialste Modeschöpferin, weil sie täglich die haarscharf geschliffene Waffe braucht, die die bürgerliche Wohlanständigkeit über dem Ehebett schnell verrosten läßt. Eine Geschichte der Mode lehrt, daß der nackte Körper wohl in diesem Sinne die schwächste erotische Wirkung auszuüben vermag. Die zarten Andeutungen, die Decolletés und Dessous, die verheißenden Perspektiven verbürgten zu allen Zeiten den starken Erfolg. Es gibt nur eine Ausnahme, die die Regel bestätigt: die Nuditäten-Mode der Madame de Tallien.

Während einer kurzen Periode des Empire promenierte die elegante Welt von Paris in den Gärten des Palais Royal en costume d'Ève. Ein Weniger als Nichts, ein dünner, schmiegsamer, durchsichtiger Gazeschleier enthüllte alle schönen Reize jener Amoureusen. »Grace à la mode, un'chemise suffit« hieß es in der Satire des Volksliedes. Und selbst dieses arg verkürzte Hemdchen war kaum mehr als eine zarte Andeutung, als eine wenig glaubhafte Notlüge.

Es war die Revolution der Mode, die der großen französischen Revolution folgte. Es war ein Sturm im Boudoir, der die Damen aus dem bastillenartigen Gefängnis des Reifrockes befreite. Es war das Protestgewand gegen die höfischen Unsitten der Bourbonen und war — gleich dem krasseren napoleonischen Willkürregiment — weit lasziver und zynischer.

Das Rokoko war bei aller Frivolität und erotischer Überreife graziös. Es trippelte auf Stöckelschuhen und tanzte auf dem spiegelglatten Parkettboden Menuetts. Es kultivierte seine Wollust wie eine zarte Tropenpflanze in der schwülen Wärme des Treibhauses. Es wagte alles, ohne jemals unappetitlich zu werden. Das Rokoko besaß eine altererbte ästhetische Kultur, die seinen gesellschaftlichen Verkehr wie seine sexuellen

Beziehungen stilisierte. Der große Korse, der schließlich in diese Zierlichkeit hineinpatschte, hatte plumpe und derbe Bauernhände.

Glacéhandschuhe paßten nicht recht auf solche Fäuste. Man wird bei Hof und in der Gesellschaft natürlich. Der Reifrock wird ausgezogen, die gepuderte Perrücke weggeworfen, die Schminke wird von den Gesichtern abgewischt. So verschwindet ein Kleidungsstück nach dem andern, bis eines Tages Madame de Tallien nichts mehr auszuziehen hat als jene durchsichtige Gazedraperie.

Madame de Tallien hatte allem Anschein nach recht heißes Blut. Das Wort der Ninon de Lenclos: »aimer, c'est un besoin« war jedenfalls auch für sie geschrieben. Der Mann war ihr ein lieber Begriff, dessen individuelle Charakterisierung erst in zweiter Linie wichtig war. Jeanne Marie Ignazie Therese Tallien war die Tochter eines spanischen Finanzaristokraten, des späteren Ministers Graf Cabarrus. Ihre Wiege stand in Saragossa, aber das jesuitische, geistesarme, frömmelnde Spanien, das Goya mit solch schneidender Bosheit porträtiert hat, ist niemals ihre Heimat gewesen. Wie so mancher Nachtfalter war sie geblendet von der glänzendsten Fackel der damaligen Zeit, und mit Grazie flatterte sie über die Pyrenäen, um sich an der Seine von geschickten Männerfingern einfangen zu lassen. Sie gaukelte auch wirklich aus einem Männerarm in den anderen. Aber ehe sie so recht anfangen kann, wird sie als fünfzehnjähriges Mädchen an den ihr gleichgültigen Marquis de Fonteney verheiratet. Das heißt, sie empfängt die elegante Welt und ihre Liebhaber im eigenen Salon. Sie versteht eine Toilette zu tragen und politische Fäden zu spinnen. Ihr feines Ohr hat etwas summen hören von Menschenrechten. Voltaire und Rousseau waren à la mode und gegen das Ancien Régime lassen sich die feinsten Bonmots prägen. Aber dem Marquis war ein heilloser Schrecken vor den Greueln der Revolution in die aristokratischen Glieder gefahren. Er verließ Paris, um mit seiner Frau nach Spanien zu entfliehen. In Bordeaux wurden die Flüchtigen angehalten, Tallien war beauftragt, die Emigration hier zu überwachen. Er verliebte sich leidenschaftlich in die Marquise. Er hat nur einen Wunsch vor diesem berückenden Weibe. Er setzt die

Freilassung des Paares durch, und sie benutzt den Einfluß des neuen Liebhabers, um sich von dem Gatten scheiden zu lassen. Ein paar Flitterjahre genoß sie mit dem mächtigen Mann des Direktoire, bis das Verhältnis sich abkühlte und zu einer staatlich beglaubigten Ehe wurde. 1798 geht Tallien mit Napoleon nach Ägypten. Er möchte dort mit der neuen Größe nochmals emporkommen. Was aber hat Frau Tallien an einem Gemahl, von dem sie nicht nur ein Wässerchen, sondern ein ganzes Meer trennt?! Von Paris bis zu den Pyramiden ist wirklich eine allzu große Entfernung für ein liebefrohes Frauchen. Frau Tallien läßt sich scheiden und schreibt sich auf dem Standesamt als Gräfin von Caramari in das Ehestandsregister ein.

Das ist die Frau, die in der Blütezeit ihrer Triumphe die »Mode der Nacktheit« kreieren sollte. Man kennt die römische Togga, in die sich die Damen der Revolution hüllten. Ihre Modereform setzt hier ein. Das wallende Gewand ersetzt sie durch den Gazeschleier, in dem sie schließlich auch noch oben und unten kräftige, sehr kräftige Ausschnitte anbringt. Jedes nur erdenkbare Stück Unterkleidung erscheint als Überfluß. Selbst die Strümpfe und Schuhe verschwinden. Zwischen einer hohen Feder auf dem Kopf und einer dünnen Sandale am Fuße blieb nichts als ein durchsichtiger Schleier. Den Rekord hat wohl Frau Tallien auf einem der offiziellen Bälle erreicht, wo ihre gesamte Toilette nur 150 Gramm gewogen haben soll.

Diese Mode, die auf die untersten und niedrigsten erotischen Instinkte spekulierte, mußte naturgemäß die Karikaturisten reizen. Hunderte von Blättern waren dagegen gerichtet. Der geniale englische Karikaturist James Gillray hat Frau Tallien und ihre Mode wohl am schärfsten gegeißelt, weil er auf jede satirische Übertreibung verzichtet. Man blättere nur einmal die Karikaturenwerke von Eduard Fuchs durch, wo eine ganze Anzahl derartiger Zeichnungen abgebildet sind. Ein unerschöpfliches Thema bildeten vor allem jene kleinen Zufälle, die mit jener selbstverständlichen »Tücke des Objekts« noch für weitere Blößen sorgten, wie die beigefügten Abbildungen zeigen. Der Nagel oder der Dorn, an

dem ab und zu ein Stückchen hängen blieb, der Windhauch, der dieses luftige Gebilde auseinanderwehte, die Entblößung, die ein Sturz verursachte, waren dem Karikaturisten so erwünscht wie — der Dame selbst.

Die Herrenkleidung war dementsprechend. Straff und prall wurde der Stoff über den Körper gezogen. Der Anzug gleicht fast dem Trikot. Arme und Beine sind eingezwängt in enge Röhren. Jede Muskelbewegung zeichnet sich deutlich ab und wird von den begehrlichen Augen gesehen und bewundert.

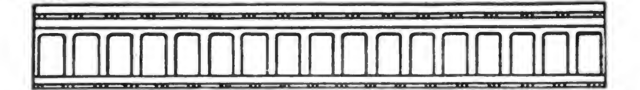
Diese Erfindung der Frau Tallien ist die Mode der mannstollen Lüsternheit, es ist die Mode einer öffentlichen Schamlosigkeit, eines nie gesättigten erotischen Bedürfnisses. Diese Nacktheit weiß nichts von dem natürlichen Menschen, seinem natürlichen Körper und dessen natürlicher Schönheit; sie ist nur eine Entkleidung, wie sie das derbe Liebesspiel notwendig machte. Die Karikatur hat mit Recht stets auf der Gegenseite gestanden; mit beißender Schärfe hat sie das wahre Wesen dieser eindeutigen Absichten aufgedeckt.

Die Aufgabe war nicht klein, wenn man bedenkt, daß die eleganten Gesellschaftskreise aller zivilisierten Nationen gierig diese Mode aufgriffen. England, das später so puritanisch werden sollte, lebte damals in dem Stadium seiner wildesten Zügellosigkeit. Geschichtchen, die gar keine moralische Pointe haben, werden uns aus jener Zeit berichtet. Wir kennen den seltsamen Lebensgang jener Lady Hamilton, die der berühmte Admiral Nelson sich als Liebchen aus der Gosse aufgelesen hat, und die schließlich in den Händen des Dr. Graham, eines gerissenen Charlatan, noch eine höhere Mission erfüllen sollte. Sie saß nämlich vollständig nackt in seinem »Tempel der Gesundheit«, wo man für 50 Pfund die Nacht die verlorene Liebesfähigkeit wiedergewinnen sollte. Dieser Tempel war ein beliebter Treffpunkt der Londoner Lebegentlemen, und es ist ganz begreiflich, daß so manche Lady ebenfalls, angeregt durch die Mode der Frau Tallien, Altäre zu errichten suchte . . . .

Die deutschen Frauen waren nicht besser, nur ungraziöser. Auch sie stellten ihre intimsten Reize zur Schau. In einem

Frankfurter Modebericht aus dem Jahre 1797 heißt es: »In der Tat ist jetzt die Nuditäten-Mode bei manchen dieser Schönen des Tages so weit gediehen, daß sie von oben herab einem schönen Wilde gleichen, und nunmehr nach Einführung der langen fleischfarbenen Pantalons und nach Abschaffung der Hemden ihnen schlechterdings nichts mehr fehlt, als das elegante Tigerfell oder der leichte Federschurz um die Lenden, um das Kostüm à la sauvage mitten in Deutschland, wo ja das Klima dieser Tracht so günstig ist, zu vollenden. Denken Sie sich nur vollends das Nonplusultra alles Lächerlichen: alte Weiber von fünfzig Jahren in dieser Tracht — und ich kann es Ihnen beschwören, ich habe welche gesehen.« Die Pariserinnen blamierten sich wenigstens nicht. Wo die Natur einen schönen Busen, volle Hüften u. s. w. versagt hatte, wurden sie kunstvoll ersetzt. Auf einer Karikatur »Die Toilette« wird uns eine Anprobe derartiger Schönheitsutensilien vorgeführt. Diese Fälscherkunst wurde in Paris so glänzend betrieben, daß die Männer schließlich jeden besonders schönen Busen mit einem ungläubigen Lächeln betrachteten. Die Folge war, daß sie die Frage, ob Naturprodukt oder Kunstwerk, stets eigenhändig entschieden ....

Mit dieser Frivolität verschwanden auch die Karikaturen gegen diese Nuditätensucht. Menschen von der geistigen Fäulnis dieser Epoche konnten den Körper nur als Geschlechtsapparat auffassen. Sie hatten nur einen erotischen, niemals einen ästhetischen Genuß an der enthüllten Gestalt. Die nachfolgenden Generationen haben für ihre verfeinerten Sinne raffiniertere Reize notwendig. Damit ergibt sich für die Gegenwart eine ganz andere Fragestellung. Heute zieht man schwere Kleider an, um nackter zu erscheinen. Die moderne Frau spielt mit Hinweisen und Andeutungen. Ihre Toilette ist ein Fingerzeig für die Sinnlichkeit des Mannes. Und wenn die Mutter sagt: »Louise, mach' Dich interessant!« hört sie als Antwort: »Mama, die Toilette ist entzückend, man sieht einfach alles!«



DER GÜNSTLING FRIEDRICHS DES GROSSEN.

Von KARL BLEIBTREU.

Im Prozeß der Homosexuellen ist auch der geweihte Name Friedrichs des Großen genannt worden. Da ziemt es sich, seines besonderen Lieblings zu gedenken, der just vor 150 Jahren in Friedrichs glänzendstem Ruhmesjahr seinem Gebieter entrissen wurde. Welcher Art war denn dieser Vertraute, war es ein »Süßer«, entsprach er dem Bilde, das man sich von solchen »Freunden« zu entwerfen beliebt?

»Fast hätt' ich vergessen, Ihm seine Instruktion zu geben, nur eine weiß ich für Ihn: erhalte Er sich mir!« So entließ der große König seinen Getreuen, als Winterfeldt als geistiger Leiter, was wir heut Generalstabschef nennen würden, zur Bevernschen Armee nach Schlesien abging. Diese Mahnung schien nicht überflüssig und gut angebracht angesichts seiner oft bewährten ungestümen Todesverachtung. Litt er doch noch unter gefährlicher Wunde vom 6. Mai her, als er seine Grenadiere zum Sturm auf den Prager Homolkaberg führte und, durch den Hals geschossen, sich noch weiterschleppte. Mißgünstige behaupteten, er sei seit jener Verwundung nicht mehr der gleiche gewesen. Jedenfalls hatte er beim Rückzug aus Böhmen im August als Berater des Thronfolgers nicht dessen Schnitzer hindern können. Doch scheint er an verschiedenen Trägheitssünden selber ganz unschuldig gewesen zu sein. Als aber er allein vom Zorn des Königs, der den Thronfolger mit Schimpf und Schande nach Hause schickte und dessen Generale barsch maßregelte, ausgenommen wurde, tuschelten die Neider, daß er nicht nur als Liebling nie in Ungnade falle, sondern hier auch noch den Aufpasser und Klatscher im Hauptquartier gespielt und den Kronprinzen bei seinem Bruder in Geheimkorrespondenz angeschwärzt habe. So verleumdete man ihn stets, denn Winterfeldt hatte nur pflichtgemäß, wie der Dienst verlangte, dem König fortlaufend Rapport erstattet. Bei seinem neuen Amt in Schlesien spielte

ihm freilich seine hochmütige Sicherheit einen bösen Streich, da er den Österreichern keinerlei Unternehmungslust zutraute. Am 7. September bei Moys (Görlitz) von Nadasdy unversehens angefallen, als er sich grade bei seinem Kollegen Bevern am andern Ufer der Neiße befand, flog er auf den Kampfplatz: »Da sind meine Gäste, ich will sie brav bewirten.« Doch ihn selber lud der Tod zu Gast. Wie er 1745 bei Landshut seinen jetzigen Gegner Nadasdy schon gründlich schlug und damals den Seinen zurief: »Bursche, wir wollen auf sie mit dem Bajonett!«, so führte er die vom Jäckelsberg vertriebenen Grenadiere und eine frische Brigade unverzüglich mit lautem Zuruf gegen den dreifach überlegenen Feind, fiel aber sofort, tötlich getroffen. An seinem Sterbelager versammelten sich alle Generale außer seinem besonderen Todfeind Zieten, dessen kleinlich nachtragender Neid nicht mal dem Sterbenden verzieh, und bis zum letzten Atemzug erteilte der berühmte Vertraute Friedrichs Ratschläge zur Behauptung Schlesiens, immer nur das Wohl seines Königs und Vaterlandes im Auge. Sein erhabener Freund ließ ihm später auf dem Wilhelmsplatz ein Denkmal setzen, doch dauernder als Erz und Stein ehret ihn Friedrichs Klage bei der Todesbotschaft: »Meiner Feinde werde ich mich erwehren, doch einen Winterfeldt finde ich nicht wieder«, und die Worte des Greises an Ruchel, indeß der königliche Dulder zum Sternenhimmel emporschaute: »Er war ein guter Mensch — ein Seelenmensch — er war mein Freund.«

Wenn sich schmutzige Verleumdung an dies edle Seelenverhältnis knüpfte, weil höfischer Neid aller Streber sich durch Winterfeldts angeblichen Ehrgeiz und angeblich maßlose Bevorzugung zurückgesetzt fühlte, wenn insbesondere Prinz Heinrich, selbst ein notorischer Homosexueller, den Freund seines großen Bruders grade so bitter haßte, wie den genialen Bruder selber, so darf man sich nicht wundern, daß Winterfeldt erst heut richtig gewürdigt und in seine Rechte eingesetzt wurde. Man stellte ihn sich früher als Schöngeist vor, der durch äthetische Interessen die Huld des Monarchen gewonnen habe, womit schlichte Haudegen wie Zieten nicht konkurrieren konnten! Das genaue Gegenteil trifft zu. An

hochgebildeten Leuten war in Friedrichs Heer kein Mangel, wie denn des Königs späterer Vertrauter, der kreuzbrave Oberst Icilius, vorher ein zivilistischer Universitätsprofessor und Winterfeldts Hauptkonkurrent, Marschall Schwerin ein Grandseigneur von höchster Bildungsstufe war. Winterfeldt dagegen besaß gar keine Kenntnisse, ein urwüchsiger Deutscher, allem französischen Wesen abhold, weshalb die französelnden Brüder des Königs ihn oft verspotteten. Wenn trotzdem sein Einfluß sogar den Thronfolger zwang, brieflich um seine Protektion zu bitten, wenn der bestgehaßte Mann alle Streber und Nichtskönner in hochmütiger Unnahbarkeit von seinem Herren fernhielt, wobei man auch bezüglich seiner angeblichen Unterdrückung des ehrgeizigen Zieten ihm wahrscheinlich beipflichten muß, so waren alle Rivalen leicht bei der Hand, über Günstlingswirtschaft zu schimpfen und über deren Gründe zu munkeln. Allein, heut wissen wir, wie es damit steht. Zuvörderst war seine Vertrauensstellung rein militärischer Art und griff nie in andere Ressorts hinüber. Diese besondere Gunst des Königs verdiente er aber, abgesehen von seinen sonstigen Taten als Held und eifriger Taktiker, durch die einfache Tatsache, daß er der Einzige gewesen ist, der Friedrichs neuartiges Feldherrngenie begriff. Aus zahlreichen Dokumenten erfahren wir, daß er allein auf des Königs Ideen einging, der mit der üblichen Ermattungsstrategie brach und großangelegte Offensivoperationen plante. Und nicht etwa bloß anempfindend tat Winterfeldt dies, sondern selbst anregend und planend. So hat er für die gewaltige Prager Operation im Frühjahr 1757 den Anstoß gegeben und seine Korrespondenz mit dem König zeigt ihn durchweg als treibendes Element. Mit einem Wort, er war weit über den gepriesenen Schwerin der einzige strategische Kopf in der Armee und diente als solcher ganz berechtigt seinem hohen Freunde sozusagen als Stabschef und Chef des Militärkabinetts in einer Person. Bedenkt man aber, daß selbst der bedeutende, obwohl maßlos überschätzte, Prinz Heinrich gar nichts von Friedrichs bahnbrechender Methode begriff, so wird wohl kein Psychologe sich wundern, daß Friedrich den Einen vor allen Andern liebte, der seinen Genius erkannte und mit

eigener rücksichtsloser Tatkraft unterstützte. Winterfeldt ist also überhaupt kein »Günstling«, sondern ein Sachfreund gewesen, der einzige Sachfreund auf militärischem Gebiete, den dies gekrönte Genie je fand. Ganz wie der König, verband diese geniale Natur, deren urwüchsiger Instinkt ohne Anhalt wissenschaftlicher Vorbildung sich überall zurechtfand, mit Ungestüm und stolzem Starrsinn doch biegsamste Belehrbarkeit und Raschheit der Auffassung. Er war es, der nach Erfahrungen der Prager Schlacht dem König empfahl, die beliebten Bajonettstürme »ohne einen Schuß zu tun« fortan aufzugeben. Indem wir so die Freunde als geistig verwandte Naturen erkennen, tritt aber noch hinzu eine starke seelische (gemütliche) Wahlverwandtschaft. Friedrich war eine begeisterte Dichterseele, himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, und unter den nüchternen, oft kleinlichen Persönlichkeiten seiner Paladine fällt nur Winterfeldt heraus als eine ähnlich begeisterungsfähige, nervös-geniale und im tiefsten Sinne poetische Natur. Seine herzerhebenden Briefe strotzen von originellen Wendungen und Gleichnissen, in seiner ungefeilten Sprache steckt immer elastischer Schwung. Die vornehme Gesinnung grade dieses Verleumdeten verpönte persönlichen Ehrgeiz, lebte nur für Preußens Größe. Ganz wie den König beseelte ihn als Ideal nur feurige Hingabe an das Vaterland, das sich ihm durchaus vernunftgemäß in Person des angebeteten Geniekönigs verkörperte. Wie Friedrich nie einen Menschen so geliebt hat wie diesen bis in den Tod Getreuen, so ist er, der von einer Welt Bewunderte, doch nie so innig geliebt worden wie von seinem Seelenfreund. »Ein Seelenmensch«, das ist dieser schöne hochgewachsene Krieger wirklich gewesen, alles Gemeine und Kleinliche lag ihm fern. Selbst seine Schwäche, nämlich Geringschätzung der Gegner, teilte er ja mit dem König, auch das erscheint aber dem Psychologen nur als genialer Zug. Wenn aber das nervöse Genie oft an entnervendem Pessimismus litt, hat Winterfeldts unverwüstlicher Optimismus ihn aufgerichtet. Was er hier seinem Freunde war, läßt sich nicht abschätzen. Rührend wirkt seine briefliche Ermunterung im ärgsten Unglück nach dem Rückzug aus Böhmen, daß er noch nie eine so sichere

Zuversicht auf endlichen Sieg Preußens gehabt habe wie jetzt! Der rastlos Tätige reorganisierte, wo er konnte: »Ew. Maj. Kavallerie hat sich gefaßt und wird jetzt guttun«. Nie schmeichelte er, wie Verleumdung ihm andichtete, sondern hat stets freimütig seine Meinung gesagt, und wenn dem königlichen Feldherrn etwas mißfiel, wie bei dem Schwerin-Winterfeldtschen Anmarsch auf Prag, hielt er mit Rüge an seinen Günstling nicht hinterm Berge.

Wenn also die Vermutung sich vordrängt, der schöne Winterfeldt, der Kriegsmann ohne Weib und Kind, sei mit Homosexuellem behaftet gewesen, so muß bei ihm, wie natürlich erst recht bei dem Königshelden, betont werden, daß es etwas Männlicheres nie gegeben hat, als den Charakter dieser wahlverwandten Heldennaturen. Dies ändert entweder völlig das sonst feststehende Bild der süßlichen Homosexuellen oder es zerstört gänzlich die Legende von Friedrichs Homosexualität, den ja bekanntlich mit Schwestern und mütterlichen Freundinnen die zärtlichste Neigung verband. Jedenfalls stellt sich Friedrichs Verhältnis zu seinem »Günstling« als idealste Mannesfreundschaft dar, reinsachlich auf Geistiges und Seelisches gegründet. Solchen »Günstling« kann man sich gefallen lassen!



NACHSCHRIFT ZU DEM ARTIKEL „RICHARD WAGNERS BISEXUALITÄT“.

(Vergleiche Heft 3, Seite 140.)

Inzwischen hat der Schriftsteller Ludwig Karpatt eine Broschüre zu den Briefen Richard Wagners an eine Putzmacherin, »Unterredungen mit der Putzmacherin Berta«, ein Beitrag zur Lebensgeschichte Richard Wagners im Verlag der »Harmonie« erscheinen lassen, auf die wir noch mit einigen Worten eingehen müssen. Karpatt ist es geglückt festzustellen, daß Berta noch lebt und mit ihrem Gatten Louis Maretscheck im dritten Bezirke Wiens, Matthäusgasse 9, wohnt. Karpatt ist es ferner geglückt, Berta zu sprechen und wichtige Mitteilungen über ihre Beziehungen zu Richard Wagner zu erhalten. Wir erfahren nicht alles aus dieser Broschüre, aber

doch soviel, daß sich jeder psychologisch gebildete Leser ein Bild machen kann. Uns interessiert dabei hier weniger, daß Berta die Briefe, wie man sich denken konnte, gestohlen sind, als vielmehr die Bestätigung Bertas über die bisexuelle Natur Richard Wagners. Die Beziehungen zu Berta begannen damit, daß erstere Wagner, als er in einem Wiener Hotel wohnte, ein Sophakissen änderte. Wagner klatschte vergnügt in die Hände und sagte: »Das ist famos! Ich schätze mich glücklich, Sie gefunden zu haben. Sie sind meine Leib- und Hoflieferantin für alle Zeiten.«

»Von nun ab blieb ich mit Wagner bis zum Jahre 1868, in welchem ich heiratete, in ständigem Verkehr. Ausgenommen davon sind einige Wochen, nach Wagners Flucht von Wien. In der ersten Zeit lieferte ich bloß seidene Hemden. Dann mußte ich verschiedene Samtbarette anfertigen, und schließlich seidene, hochschließende Jacken und verschiedene Schlafröcke. Die Wände wurden mit Seide ausgeschlagen und ringsherum wurden Guirlanden angebracht. Vom Plafond herab leuchtete eine wundervolle Ampel mit gedämpftem Licht.«

»Den ganzen Boden bedeckten schwere, ungemein weiche Teppiche, in denen der Fuß förmlich versank. Das Meublement dieses Boudoirs — so möchte ich diesen Raum benennen — bestand aus einem kleinen Sopha, einigen Fauteuils und einem kleinen Tisch. Alle diese Sitzgelegenheiten waren mit kostbaren Decken und Kissen, die er zumeist zum Aufstützen der Ellbogen benutzte, bedeckt. Ich hatte sie alle angefertigt. Das Zimmer durfte nie von jemanden betreten werden, Wagner hielt sich darin immer ganz allein auf, und zwar immer am Vormittag. Aber weniger die Wärme war es, die Wagner brauchte, wie Berta meint, als das Weiche, als das Weibliche: »Aber auch bei den Hausschuhen kam es hauptsächlich darauf an, daß sie so schwer wie möglich gefüttert seien. Der Schuster Helia in der Wollzeile, bei dem ich die Stiefel arbeiten ließ, erklärte mir, eine so ungeheuere Masse von Pelz und Watte liesse sich an einem Lederschuh überhaupt nicht anbringen. Wagner liebte alles Weiche. Als ich bei ihm in München war, klagte er mir, daß die Möbel beim König alle so steif und hart seien, er fühle sich wie ein anderer Mensch, wenn er sich in den Fauteuils seiner eigenen Wohnung niederlasse, die eben alle weich gepolstert und von schmiegsamsten Formen waren.«

Berta berichtet weiter, daß sie auch in München die Wohnung Wagners eingerichtet habe und zu diesem Zwecke längere Zeit im Hause Wagners wohnte. Als dann Wagner nach der Schweiz übersiedelte, besorgte Berta für Triebschen zum dritten Male die Einrichtung.

Alles das bestätigt, wie gesagt, aufs schlagendste meine Theorie, daß das Künstlerische in der Natur eines Menschen auf Rechnung seiner besonders stark ausgeprägten bisexuellen Doppelnatur komme, daß das Künstlerische aber im Manne das Weibliche, im Weibe das Männliche ist. Wagner als Künstler gleicht dem Weibe, ebenso wie seine Frau, Cosima, als Künstlerin dem Manne gleicht, wie alle Künstlerinnen etwas Männliches haben.

Wir können aber den Begriff des Künstlerischen in diesem Sinne erweitern und ihn dem Talentvollen, Genialen gleich stellen. Auch beim Politiker, Staatsmann, beim Mann der Wissenschaft kommt das Geniale auf Rechnung seiner Bisexualität. Und vice versa beim Weibe. Es gibt Bilder von Luther, Bismarck, Goethe, also den größten deutschen Geistesheroen, auf denen sie einen weiblichen Eindruck machen. Und kürzlich wurde in der russischen Galerie in Berlin ein Gemälde einer genialen russischen Großfürstin ausgestellt, das in auffallender Weise als ein Porträt Goethes aus seiner späteren Zeit erinnert.

Es lassen sich recht dicke Bücher schreiben, in denen vorstehende Andeutungen weiter entwickelt werden. . . . Dr. H. PUDOR.

□ □

AUS MEINEM LEBEN.

Von CHRISTE BERNDT.

. . . . . . 1. Nov. 1906.

Lieber Vater!

Da liegt er vor mir, Dein Brief, den Du mir zum letzten Geburtstage sandtest mit dem besten Wunsche, den Du mir geben konntest: »Möchte das neue Jahr Dir alles Gute bringen, wie es auch aussehen möge, mir soll's gleich sein, wenn es nur Dich glücklich macht.« Entsinnst Du Dich meiner Antwort? Ich weiß nicht, ob Dein Blick länger auf den Worten verweilte: »Ob es Dir ernst war mit Deinem Wunsche, wird die Zukunft lehren,« oder ob er schnell darüber hinwegglitt? Nun, jetzt ist es soweit und ich erinnere Dich daran!

Sieh, Vater, ich bin keinem Menschen Rechenschaft schuldig über mein Tun und Handeln und meinem Gewissen, was ich mit ihm vereinbaren kann, ist gerechtfertigt — wenn es vielleicht auch ein Fehler wäre, ein Fehltritt, ein Abgleiten von der rechten Bahn ist es niemals.

Ehe man eine Tat beurteile, suche man ihre Motive, und aus den Motiven läßt sich ein Handeln erklären. Und wiederum, diese Motive tragen an sich kein individuelles Gepräge, was wir aus ihnen machen, kommt in Betracht, wie wir sie anschauen, so sind sie — dementsprechend können wir sie zur Tat ausgestalten. Viele, viele sehen das Ding an, wie es sie gelehrt wurde; alte »geheiligte« Traditionen, verpflanzt von einer Generation auf die andere, vererben sich immer weiter, und keiner wagt es, daran zu rütteln, keinem kommt der aufwieglerische Gedanke: Hat diese »Heiligung« eine Berechtigung, kann sie überhaupt gerechtfertigt werden und wie bestehe ich vor meinem Gewissen damit? — Der Vater sagte es dem Sohne, die Mutter der Tochter und die Kinder haben es wieder ihren Kindern gesagt; keiner aber hat das Gesagte geprüft, es sind die alten Überlieferungen und nach ihnen wird weiter gehandelt. Was daraus entsteht ist Glück oder Unglück, und das Unglück wird mit Ergebung getragen, ein Schuldgefühl kommt nie in Frage. Es war ja

immer so gewesen, die Eltern haben es den Kindern gesagt, und die Art und Weise, wie die Fähigkeiten zum Beurteilen ausgebildet und die Grundlagen zum Denken gelegt wurden, ist im weitesten Sinne maßgebend.

Ich sehe Dich im Geiste den Kopf schütteln und die Frage auf Deinen Lippen: Wozu das alles, warum sagst Du mir das? — Ja, Vater, fühlst Du es denn nicht, das soll heißen: Was ich bin und wie ich bin, bin ich nicht durch mich allein, es sind die Keime, die ich von Euch empfangen und in Eurem Sinne ausgebildet habe zur selbständigen Individualität, zu einem Wesen mit bewußtem Willen und dem ausgeprägten Verantwortlichkeitsgefühle für sich selbst. Die Motive für meine Handlungen sind in unserer Familie zu suchen!

Unsere Familie! Du weißt, ihre Glieder kannten kein Stillestehen — aber ein rastloses Vorwärtsstreben, ein Nichtachten der eigenen Persönlichkeit zu Gunsten ihrer Überzeugung. Fehler wurden begangen und Erfolge erzielt — diese Überzeugung war ihre Rechtfertigung vor der Welt und ihrem Gewissen. Du weißt das alles und verstehst das alles, und ich fühle, Du wirst auch mich verstehen, sonst wäre ich jetzt nicht zu Dir gekommen. Nun höre, was ich Dir zu sagen habe:

Es ist Dir bekannt, daß ich vor ungefähr fünf Monaten meine Verlobung löste, ein Verlöbnis, welches 6 Jahre bestanden und doch glücklicherweise noch nicht zum Eheabschlusse geführt hatte. Sage selbst, welches Los hätte mir wohl an der Seite dieses zwar herzensguten, aber willensschwachen Menschen geblüht? Ich wäre unglücklich geworden und er auch, vielleicht noch mehr; denn ich hätte die Fesseln nicht ertragen und sie gesprengt, um jeden Preis, mit allen Mitteln, mit »erlaubten« oder »unerlaubten«, ganz gleich, welcher Art sie waren. Als ich mich mit 19 Jahren ihm verlobte, war ich ihm herzlich zugetan und es blieb so; ich freute mich, wenn er kam und war traurig, wenn er ging. Ich suchte mich mit dem Gedanken an meine Zukunft vertraut zu machen, in der ich ohne Kampf und Mühen sorgenlos untergebracht war. Das, was in meinem Innern kochte und gärte, das Erbteil unserer Familie, den Drang nach Betätigung, den brennenden Wunsch, meine ganze Kraft und Verantwortung für ein Ziel einzusetzen, und die Sehnsucht nach dem Leben, dem Kämpfen, Genießen und Entsagen — alles das hoffte ich noch einzuschläfern. Manchmal wohl drängte sich mir die trostlose Frage auf, ob sich mein Schicksal wohl schon erfüllt habe und ob diese Ruhe immer bliebe?

So ging es sechs Jahre beinahe, bis er in meinen Gesichtskreis trat, jener Andere, der alles, alles wieder weckte, was ich in meinem Innern zu begraben suchte, der mir sagte, daß das Leben mein sei und ich die hohe Pflicht habe, es mir und andern nutzbar zu machen. Und ich war im Begriffe einzuschlafen!

Aber auch er schmachtete unter ähnlichen Fesseln. Mit allen Idealen war er einst in seine Ehe getreten, in die Ehe mit einem Weibe, das

nur zu bald alle in sie gesetzten Hoffnungen mit Füßen trat und ihm die Hölle auf Erden bereitete. — Das ethische Empfinden verlangt zum Bunde der Ehe als alleiniges Fundament eine große, alles überwindende Liebe, was ist das aber für eine Sittlichkeit, welche die Fortführung einer Ehe verlangt, auch wenn diese Liebe zugrunde ging? Ob Schuld oder Nichtschuld, das Faktum ist, daß die Liebe aufgehört hat, die Ehe aber besteht als legitimes Band weiter, aller Moral zum Trotz, als größte Lüge und Erniedrigung.

So sah es um uns aus, als wir uns fanden. In mir das dumpfe Empfinden eines unwürdigen Hindämmerns und in ihm ein freier, hochfliegender Geist, der vergebens an niedrigen Fesseln zerrte und zu verschmachten drohte, und wir doch zwei Menschen mit heißem pulsierendem Blute und der namenlosen Sehnsucht nach Freiheit! Die Natur trieb uns einander in die Arme, ich wußte, ich gehörte zu ihm und er gehörte mir! Wir nahmen uns das Recht, das die Welt uns versagte, ich gab mich ihm hin, frei und ganz, und er gab sich mir. An seiner Seite lernte ich das Leben verstehen in seiner großartigen Schöne, er zeigte mir von neuem meine verlorengegangenen Ideale, und ich gab ihm Selbstvertrauen und Lebensmut wieder.

Kennst Du Schwarzburg, Vater, dieses Eden im Thüringer Lande mit der unvergleichlichen Schönheit seiner herbstlichen Wälder und der Poesie seiner Schwarza-Ufer? Dort haben wir alles vergessen, was wir draußen in der Welt zurückließen und wir vergaßen es so gerne und lebten nur dem Augenblicke und seinem berauschenden Zauber. Denn wir wußten, so sehr wir es auch wünschten, die Zeit blieb nicht stehen und nur allzuschnell war das Gnadengeschenk von 14 Tagen entflohen. Diese 14 Tage! Schon allein um ihretwillen gelebt zu haben, ist Daseinszweck. Und wenn man uns verflucht, ich wag's dennoch zu sagen: Wir nahmen uns nur unser heiliges sittliches Menschenrecht!

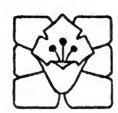
Oder urteilst Du strenger, weil ich mich vermaß, die Hand nach dem Besitze einer andern auszustrecken? Vater, ihr gehört er nach einem Gesetz, welches die Willkür des Menschen gemacht hat und das ihn zum Sklaven degradiert, mir gehört er nach den unvergänglichen Gesetzen der Sittlichkeit, denn uns verbindet eine große starke Liebe. Und sage doch, was ist das für eine Moral, die zwei Menschen unlöslich aneinander kettet, die sich lediglich schon durch ihr Beisammensein peinigen — was ist eine Ehe, in der sich beide Teile nichts mehr geben können, sich aber gegenseitig alles nehmen: den Frieden, das Glück und vielleicht auch die Selbstachtung? Und was ist das für ein Gesetz, das einem beschränkten, bösartigen Weibe gestattet, einen befähigten, tatkräftigen Mann in seiner Schaffensfreude zu beeinträchtigen auf Grund ihrer Legitimität als sein angetrautes Eheweib durch unzählige Quälereien niedrigster Art? So muß er büßen für die große Sünde seiner Jugend, die Sünde einer mangelhaften Menschenkenntnis. Und solche Menschen haben vor der Welt kein Recht mehr, ihre Augen zu einem Wesen zu erheben, welches ihnen

Liebe und Verständnis entgegenbringt, und das für sie die Welt selbst bedeutet, denn das ist »Unmoral«, ist »Ehebruch«; daß aber die Ehe längst, längst gebrochen ist durch das Aufhören der Liebe, das will sie nicht verstehen und dennoch ist es eine rein sittliche Forderung, eine solche Ehe zu lösen. Dagegen gilt ein solches Verhältnis als unanfechtbar und sittlich rein auch ohne den Hauptfaktor, die Liebe, denn es ist öffentlich als »Ehe« sanktioniert; was geht es die Welt an, wie sie mit ihrer Qual fertig werden? Wehe aber dem Eindringling, der es wagt, dem einen oder andern Teile dieses geheiligten Bundes zum Bewußtsein zu bringen, daß dieser Bund ja aus zwei Individuen besteht, die nicht wie die siamesischen Zwillinge ineinander verwachsen sind, sondern, gottlob, zwei Wesen blieben, zwei Willen, und ihm den Glauben wiederbringt, daß die Misere seiner Ehe nicht berechtigt ist, sein Streben und seine Ideale zu untergraben.

Vater, ich hab's gewagt, ich habe ihm das gesagt und ich kann vor meinem Gewissen bestehen! Du solltest aber auch wissen, Vater, daß ich den Mut hatte, mit der Tradition zu brechen, und daß ich den Mut habe, es frei und offen zu sagen und die Folgen zu tragen. Unsere Legitimation ist unsere Liebe, da war ein heißer bewußter Wille auf beiden Seiten, ein verständnisvolles Geben, Nehmen und Sichgebenlassen. Und nochmals, Vater, ich bin keinem Menschen Rechenschaft schuldig, am wenigsten den Schmähern und Bemänglern. Du aber sollst wissen, daß Deine Tochter ihrer Familie treu blieb, indem sie ihr ganzes Wesen einsetzte für ihre Überzeugung. Vielleicht finde ich bei Dir ein Verstehen, sicher aber den Glauben an Dein Kind, d. h. den Glauben an eine, meinen Anschauungen gemäße, edle Berechtigung meiner Handlungen, für die ich mit meiner vollen Verantwortung einstehe. Und, Vater, das bedeutet für mich das Glück, welches Du mir wünschtest!

Ich bleibe

Deine Tochter
Grete.



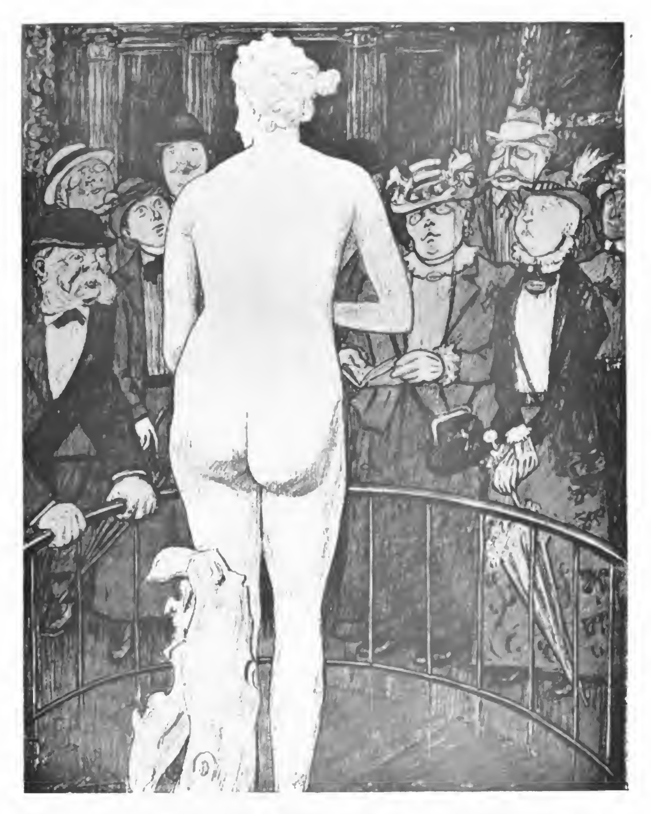
GESCHLECHT UND GESELLSCHAFT

ZWEITER BAND ▭ ELFTES HEFT



DIE VERSUCHUNG. Von FÉLICIEN ROPS.

Zu dem Aufsatz »Der nackte Mensch in der Karikatur« Seite 490.



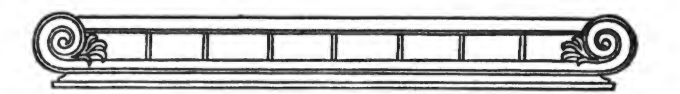
VOR DER MEDIZEISCHEN VENUS. Zeichnung von TH. TH. HEINE.

»Nichtwahr, Mama, ä anständiges Mädchen braucht nicht so scheen zu sein?«
(Aus dem »Simplizissimus«.)

Zu dem Aufsatz »Der nackte Mensch in der Karikatur« Seite 490.



MORS SYPHILITICA. Von FÉLICIEN ROPS.



DIE WEIBLICHE SINNLICHKEIT.

Von EDUARD FUCHS*)

Sehr häufig wird die Frage aufgeworfen: Wer ist sinnlicher, der Mann oder das Weib? Und die Antwort lautet zweifellos in sehr vielen Fällen: das Weib. Alwin Schultz urteilt über das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger: »Merkwürdigerweise sind die Männer viel schamhafter als die Mädchen.« Und er belegt dies durch zahlreiche Tatsachen, durch die er z. B. nachweist, daß bei den gemeinsamen Bädern selbst die vornehmsten Edelfrauen, trotz der ausgelassen derben Späße, die bei diesen Gelegenheiten fast immer getrieben wurden, auch auf die geringe Verhüllung verzichteten und so den Anblick ihrer intimsten Reize der Neugier sämtlicher Männer preisgaben. Während die Männer stets eine Schambinde anlegten oder sich des »Wedels« bedienten, schmückten sich die Frauen mit ihrem vornehmsten Kopfputze und legten ihre schimmernden Perlenketten an. Sie prunkten also aufs Koketteste mit ihrer Nacktheit. Als die herrschende Meinung des 18. Jahrhunderts notiert Hippel das Folgende:

»Geschäfte sind den Weibern nicht angemessen, selbst Handarbeiten nicht; das Schneiderhandwerk etwa, wenn es bei Frauenkleidern bleibt, ausgenommen. Weibspersonen können nicht zu Beinkleidern Maß nehmen: sie sind überhaupt so stark in der Einbildung, daß junge Mädchen selten Mannshemden passend zu machen verstehen, fast immer werden diese von ihnen verschnitten.«

Wenn man schließlich unserer allerjüngsten Roman- und Novellenliteratur glauben möchte, in der das Thema »Weib« nervenpeitschend seziert wird — als Beispiele seien nur einige Werke der Besseren genannt: Holitschers »Vergifteter Brunnen«, Schnitzlers »Reigen« und von Strindberg sein ganzes Schaffen — dann wäre mindestens jede zweite oder dritte Frau eine

*) Aus »Die Frau in der Karikatur«.

unersättliche Messalina oder ein mitleidloser Vampir, der den Mann nicht losläßt, bis ihm das letzte Mark aus den Knochen gesogen ist.

Zu dieser Ansicht, daß das Weib sinnlicher sei als der Mann, verleitet mancherlei. In erster Linie ist es die den meisten Männern auffallende Häufigkeit jener stark aufgetragenen Formen der ostentativen Gefallsucht und Eitelkeit. Daß die Koketterie von dem Begriff Sinnlichkeit ebenso oft ganz unabhängig ist, das ist den wenigsten Männern klar bewußt. Auch wird übersehen, daß die kokettesten Frauen absolut nicht die sinnlichsten sind, sondern daß eher das Gegenteil der Fall ist. Man achtet es nicht, daß nur die innerlich Kalten sich vollständig in der Hand haben, daß sie allein ohne Gefahr im tollsten Ritt, wenn man so sagen will, dem Abgrund zujagen und im letzten Augenblick noch »Stopp« sagen können.

Weiter verführt zu dieser Ansicht der Umstand, daß die Frau im gesamten gesellschaftlichen Organismus in erster Linie als Geschlechtswerkzeug figuriert, und daß auch sie sich selbst nie anders präsentiert. Der letzte und wichtigste Grund für die stark verbreitete Annahme einer größeren Sinnlichkeit auf Seiten der Frau ist jedoch die notorische Tatsache der quantitativ größeren Genußfähigkeit des Weibes im sexuellen Verkehr, d. h. ihrer sozusagen physiologisch unbegrenzten Liebesfähigkeit.

Aber trotz alledem sind alle Folgerungen in der Richtung auf eine größere Sinnlichkeit der Frau absolute Trugschlüsse. Richtig ist dagegen eins: die Sinnlichkeit des Weibes ist eine wesentlich andere als die des Mannes; was alles als Element der Erotik bei der Frau ausgelegt wird, ist in Wirklichkeit sehr häufig etwas ganz anderes. Wenn beim Manne die Erotik ein sofort sich einstellender Ausfluß der Liebesgefühle ist — sein muß, weil ihm im Geschlechtsleben der Natur eine aktive Rolle zugewiesen ist —, und weiter, wenn beim Manne die Erotik von den Liebesgefühlen gar nicht zu trennen ist, die Liebe bei ihm also gewissermaßen lokalisiert ist, so ist bei der Frau genau das Entgegengesetzte der Fall. Die Liebe der Frau ist absolut nicht in derselben Weise lokalisiert, ab-

solut nicht in derselben Weise erotisch konzentriert, sondern bei ihr sind stets die gesamten Lebensfunktionen von diesem Faktor gesättigt und die Erotik braucht darin nur eine ganz untergeordnete oder nebengeordnete Rolle zu spielen. Die Liebe der Frau ist in einer Weise psychisch, wie das beim Manne höchst selten der Fall ist. Auch hat die Frau nicht wie der Mann nur erotische Beziehungen zur Entstehung kommender Geschlechter.

Natürlich ist mit der Ablehnung der Behauptung einer allgemeinen größeren Sinnlichkeit auf Seiten der Frau und mit der Betonung eines im Kern anders gearteten Liebesgefühles nicht gesagt, daß bei den Frauen niemals ein derart hoher Grad erotischer Sinnenlust vorkäme, daß diese die Sinnenlust des Mannes stark überragte. Das zu behaupten, wäre nichts anderes als ein direkter Unsinn, denn es hat in jedem Zeitalter und unter allen Volksschichten sehr viel Messalinennaturen gegeben, deren Sinnlichkeit ans Ungeheuerliche grenzte. Aber die größere Sinnlichkeit auf Seiten der Frau ist eben nicht das Typische, sondern, vor allem in der Steigerung zum Messalinenhaften, die widernatürliche Ausnahme, und das ist für die Beurteilung das Entscheidende.

Was die moderne Wissenschaft mit aller Entschiedenheit bestreitet, dem widerspricht die Historie scheinbar mit fast ebenso großer Beharrlichkeit durch alle Jahrhunderte, d. h., sie hat auf jedem ihrer Blätter von der starken Sinnlichkeit der Frauen zu erzählen. Wenn die Anschauung, die sie dadurch erweckt, indem sie zum Generalisieren verleitet, nun auch durchaus schief ist, so ist ihr Verfahren dennoch ganz logisch. Die Historie ist selten der einfache Registrator des Lebens und seiner Erscheinungen, d. h. also ein Registrator, der alles aufschriebe, das Alltägliche ebenso gewissenhaft wie das Außergewöhnliche. Sie ist vielmehr immer gewissermaßen parteiisch. Parteiisch zum mindesten insofern, als sie das Alltägliche für gleichgültig hält, alles Auffällige dagegen mit Übereifer notiert. Nur der fiebernde Puls interessiert sie. Auch will Frau Klio, wie alle Frauen, immer interessant sein; die monotone Alltagsstimmung ist aber scheinbar selten interessant. So kommt es, daß die Geschichte auf jeder Seite von

erotischen Frauen zu erzählen weiß, daß sie tausende und abertausende von verblüffenden Beispielen als endlosen Zug durch die Jahrhunderte schleift, — man sieht nur sie, nur sie; und ob des prickelnden Grauens, das der Anblick dieser Gestalten erweckt, übersieht man ganz die große Masse, die tausendfach größere Masse jener, die harmonischen Wesens und ausgeglichenen Gemütes ihre Straße ziehen. Aber diese Einseitigkeit der Berichterstattung ist das wesentliche Merkmal der hergebrachten Geschichtschreibung, und diese verfährt darum auf allen anderen Gebieten genau so. Es ist die innere Konsequenz der idiologischen Geschichtserklärung, die im Außergewöhnlichen — in den sogenannten Übermenschen — den Motor aller geschichtlichen Vorgänge findet. Daß aber das Außergewöhnliche gegenüber der Frau zum Gewöhnlichen gestempelt wird, das erklärt sich aus dem besonderen Grunde, daß der Vorwurf einer größeren Sinnlichkeit auf Seiten der Frau im Interesse der Männer liegt. —

Es gibt eine Reihe Kategorien von Frauen, die geradezu als Ausbünde weiblicher Sinnlichkeit verschrieen sind, und merkwürdigerweise wohl keine in höherem Grade als die, die ein typisches Musterbild der Keuschheit sein sollte, nämlich die Nonnen. Die Berichte und Schilderungen über die Sinnlichkeit und die notorischen Ausschweifungen der Nonnen umfassen geradezu eine Riesenbibliothek. Das Material, aus dem sich diese zusammensetzt, stammt aus allen Zeiten, vornehmlich jedoch aus der Zeit der Reformation, dem 16., 17. u. 18. Jahrhundert. Für das Reformationszeitalter sind die Urteile des berühmten Gailer von Kaisersberg bezeichnend. Er schreibt: »Ehemals gingen manche Mädchen ins Kloster, weil man dorten am besten dem Fleisch zu dienen vermochte.« Ein andermal ist er bei der Frage, ob man eine Tochter ins Kloster schicken solle, im Zweifel, ob das nicht gleichbedeutend damit sei, sie in »ein gemein Frauenhaus«, also zu den professionellen Freudenmädchen zu tun. In des Goldschlägers Antoni Kreutzers handschriftlicher Chronika der Stadt Nürnberg liest man: »Eins teil Nunnlein luffen von ein Kloster in das andere, das war in das Lieb-Frauenhaus.« Solche Berichte existieren noch Dutzende, und was man von späteren

Zeiten, vom 17. und 18. Jahrhundert berichtet, ist nur im Wortlaut verschieden davon, im Sinne aber ganz gleich.

Diesen Schilderungen hat man als Gegenbeweis zweierlei entgegengehalten. Man hat es erstens als parteiische Verleumdung im Kampfe gegen die katholische Kirche erklärt, als ein skrupellos gehandhabtes Fechterkunststückchen der Lutheraner und später der liberalen, antikirchlichen Gottesleugner. Das ist die summarische Widerlegung, wie sie von den unbedingten Verherrlichern der katholischen Kirche geübt wurde. Die nicht so ganz Bedingungslosen, jene, die wissen, daß man eine fatale Tatsache nicht einfach mit dem Dekret »es ist gelogen!« aus der Welt schafft, haben sich auf etwas anderes hinausgeredet: Solche allgemeine Anklagen seien die Ergebnisse der Sucht nach Verallgemeinerung, die aus einem einzigen räudigen Schaf gleich eine ganze räudige Herde mache. Die Einerseits-und Anderseits-Geschichtschreiber haben, um ihre Objektivität an den Tag zu legen, gewöhnlich genau dieselbe Methode geübt, und zwar mit der stereotypen Einleitung: »man muß gerecht sein.« In Wirklichkeit ist das jedoch nicht Objektivität, sondern im günstigsten Falle die Unfähigkeit, die Dinge in ihren organischen Zusammenhängen zu begreifen.

Die sittlichen Zustände in den Nonnenklöstern des 15. bis 18. Jahrhunderts waren in vielen Fällen in der Tat so, wie sie von Gailer und so vielen anderen bis herauf zu dem so amüsant polternden Johannes Scherr gekennzeichnet und geschildert worden sind. Die Frauenklöster im Mittelalter waren häufig nichts anderes als die unterhaltsamen Absteigequartiere des Adels und der Patrizier, und es gab solche, in denen an manchem Abend keine Zelle ohne einen Gast war, die also mitunter mehr Gäste beherbergten als so manches gutbesuchte Wirtshaus an einem europäischen Kreuzweg. Man lese nur die derb deutlichen Berichte der wertvollen Zimmerischen Chronik nach, und man hat wahrlich der Beweise schon genug. Von den Frauenklöstern des 18. Jahrhunderts kann mit ebensolcher Bestimmtheit gesagt werden, daß sie ebenso oft Hochschulen der Galanterie und der exquisitesten Liebeskünste waren. Im Nonnenhabit steckten häufig die raffiniertesten Venuspriesterinnen.

Die neueren Forschungen beweisen das ohne Ausnahme, sie dokumentieren, daß sich weder die Rabelais und Aretin, noch die Casanova und Lauzun ihre kühnen Schilderungen des Nonnenlebens aus den Fingern gesogen haben, sondern daß sie tatsächlich Kulturbilder der Zeit gegeben haben. Die Gebrüder Goncourt schreiben vom 18. Jahrhundert, daß für diese Zeit die Nonne der Inbegriff aller Pikanterie gewesen sei.

Aber daß es so gewesen ist, das entspricht ganz und gar den ökonomischen Gesetzen, die die betreffenden Frauenklöster in jenen Zeiten bevölkerten, den Ursachen, die in verschiedenen Städten und Gegenden oft in kurzer Zeit die Nonnenklöster förmlich wie Pilze aus der Erde empor wachsen ließen. Der Irrtum — freilich ein eifrig genährter — hat im Kloster nur die Stätte erblickt, wohin die allermeisten nur aus unbedingter Frömmigkeit gingen, und weil sie prinzipiell den sinnlichen Freuden der Welt entsagen wollten. Diese Annahme als vorherrschende Regel aufgestellt, ist falsch, sie ist eine völlige Verkennung der wahren Ursachen, die die Frauen so massenweise ins Kloster trieb. Nicht weil sie den Freuden der Welt innerlich entsagt hätten, ging die Mehrzahl der jungen Frauen in jenen Epochen ins Kloster oder wurde dorthin gesprochen, sondern ganz einfach, weil ihnen die Ehe kategorisch versagt war, versagt von der Familie, um die Zersplitterung der Vermögen, die Auflösung des Familienbesitzes hintanzuhalten. Der Eintritt weiblicher Familienmitglieder ins Kloster ist für den Adel und die Patrizier nichts anderes als die systematische Lösung des Altjungfernproblems gewesen, das in diesen Klassen infolge ihrer ökonomischen Interessen — Verhinderung der Vermögenszersplitterung — naturgemäß permanent war. Das ist die ökonomische Wurzel. Die Töchter der herrschenden Klassen füllten die Klöster, für die Nichtbesitzenden hieß die Losung: In Dienst gehen und arbeiten. Eine in dieser Richtung forschende Geschichte der Klöster von Paris und Venedig, um nur zwei typische Städte zu nennen, würde dies geradezu klassisch belegen. In Venedig gab es z. B. im 18. Jahrhundert nicht weniger als 35 Frauenklöster, deren Mehrzahl von jungen Frauen aus den Kreisen der Nobili bevölkert war, denen ein Familienbeschluß die Ehe versagt hatte. Früher hatte es in

Venedig ungleich weniger Frauenklöster gegeben, und das Interessante ist: ihre Zahl wuchs in dem gleichen Maße, wie Venedig von seiner beherrschenden Macht herunterstieg, wie die großen Vermögen sich zerstreuten und alle Mittel angewendet wurden, wenigstens die Reste zu sichern.

Weil also die Frömmigkeit, die Weltentsagung gar nicht in Betracht kam, gar kein Herzensbedürfnis war, sondern bewußt als bloße Maske vorgebunden wurde, so ist es innerlich bedingt, daß dementsprechend äußere Formen sich bildeten; das ist die notwendige Konsequenz, die gar nicht zu umgehen war. Die entsprechende Form für diese im Luxus aufgewachsenen Dämchen war: das Klosterleben mit angenehmem Zeitvertreib zu verbringen. Der angenehmste Zeitvertreib ist aber, sobald höhere Ideale mangeln, selbstverständlich die Galanterie, d. h. also nicht Liebe aus Leidenschaft, sondern Liebe zur Unterhaltung. Das entwickelte die Liebeskünstlerin im Nonnenkleide. Tatsache ist, daß die venezianischen Nonnen des 18. Jahrhunderts geradezu weltberühmt waren wegen der pikanten Koketterie ihres gesamten Auftretens in Kleidung, Benehmen usw. Zeitgenossen melden, daß eine venezianische Nonne auf der Straße stets von galanten Begleitern umgeben war.

Wenn man alle diese Gesichtspunkte erwägt, dann wird man sowohl den verschiedenen grandiosen literarischen Satiren, den Werken der Rabelais und Aretin, den zahllosen Schwänken und Sprichwörtern, die uns vom eifrigen und üppigen Fleischesdienst der jungen und alten Nönnlein erzählen, als auch den Karikaturen, die dasselbe in ihrer Art tun, den richtigen Platz in der Beurteilung ihrer Bedeutung anweisen, jedenfalls wird man vielmehr in ihnen sehen, als das, was man so häufig und so gerne aus ihnen machen möchte: grundlose Verdächtigungen.

Der Ruhm, den die sprichwörtliche Sinnlichkeit der Nonne genießt, ist jedoch nicht unbestritten. Die Fama schreibt den Pfarrersköchinnen, der »Unschuld vom Lande« und vor allem den Witwen die ehrgeizigsten Absichten zu, es den Nonnen gleich zu tun. Pfaffenmagd ist gleichbedeutend mit Pfaffenmetze, sagt das Sprichwort, oder in einer kurzen Anekdote:

Eine Pfaffenköchin fragte eine ehrliche Jungfrau, so aus der Messe kam, ob die Bauernmeß schier getan wäre? »Ja«, sprach sie, »die Hurenmeß gehet schon an, ihr müsset euch beeilen.«

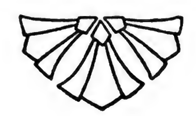
In den polemischen Fastnachtsspielen des 15. und 16. Jahrhunderts ist die »Pfaffenmetze« eine stehende Figur und das Symbol weiblicher Geilheit. Eine typische Vorstellung geben die Reden der Pfaffenmagd Lucia Schnebeli in dem Fastnachtsspiel des Berner Malers und Dichters Nikolaus Manuel Deutsch.

Über die Sinnlichkeit der Witwen wird vom Volksmund, wie gesagt, ebenso summarisch abgeurteilt: »Die Köchin ist nie so eifersüchtig, als wenn eine Witwe beim Herrn Pfarrer Rat holt«, »Die Witwe sagt, man wird nur im Gesicht alt.« Das groteske Beispiel für die in der Sinnlichkeit bedingte Unbeständigkeit der Witwentrauer ist die Geschichte der Witwe von Ephesus:

Die schöne Frau von Ephesus hatte ihren Gatten verloren, und es war ihren Verwandten und Freunden unmöglich, einen Trost für sie zu finden. Bei der Beerdigung ihres Mannes, die sie mit lauten Tränen und Klagen begleitete, warf sie sich über den Sarg und verschwor, hier im Grabgewölbe bei der Leiche ihres Gatten sterben und ihn niemals verlassen zu wollen. In der Tat blieb sie zwei oder drei Tage in der Gruft. Nun begab es sich, daß ein Mann aus der Stadt wegen eines Verbrechens gehängt worden war und sein Leichnam außerhalb der Stadt einige Tage lang sorgfältig von einigen Soldaten bewacht wurde, um als warnendes Beispiel zu dienen. Einer der wachthabenden Soldaten hörte nun in der Nähe eine wehklagende Stimme. Er ging darauf zu und entdeckte, daß sie aus der Totenhalle hervordrang; er ging hinein und gewahrte diese Dame, schön wie der Tag und ganz in Jammer aufgelöst. Er näherte sich ihr und fragte nach der Ursache ihrer Verzweiflung, die sie ihm in gütiger Weise erklärte. Er versuchte sie zu trösten, aber da es ihm das erste Mal nicht gelang, so kam er zwei, ja dreimal wieder. Nun half es; sie beruhigte sich nach und nach und trocknete ihre Tränen. Und da er nun den Grund ihres Kummers wußte, genoß er

sie zweimal, und zwar auf dem Sarg ihres Gatten. Darauf versprachen sie einander die Ehe. Nachdem der Soldat diese Sache glücklich zu Ende gebracht, kehrte er zu seinem Gehenkten zurück, den er bei Lebensstrafe nicht verlassen durfte. So glücklich nun dies Unternehmen verlaufen war, so unglücklich gestaltete es sich für ihn, daß inzwischen, wo er sich mit der Dame ergötzte, die Verwandten des Gehenkten gekommen waren in der Absicht, den Leichnam zu entwenden, falls sie keine Wache finden würden. Da die Wache nun wirklich abwesend war, schnitten sie den Körper sofort ab und machten sich schleunigst davon, um ihm ein ehrliches Begräbnis zu geben. Als der Soldat nun kam und den Leichnam vermißte, lief er verzweifelt zu seiner Dame und klagte ihr sein Mißgeschick. Er wäre nun verloren, denn ein Soldat, der auf Wache schläft oder den Leichnam des Verbrechers entwenden läßt, wird an dessen Stelle gehängt, und das würde sein Los werden. Die Dame, die vorher von ihm getröstet war, glaubte nun auch ihm Trost zu schulden und sprach daher: »Beruhige dich, mein Lieber, und hilf mir nur, meinen Gatten aus dem Grabe holen. Wir wollen ihn an die Stelle des andern hängen, und man wird glauben, es sei der Richtige.« Gesagt, getan! Nun war aber dem Verbrecher auch ein Ohr abgeschnitten worden, und so nahm die Frau an dem Gatten die Verstümmelung ebenfalls vor, damit die Täuschung vollkommen sei. Am nächsten Tage kam das Gericht und fand nichts auszusetzen. So rettete die Frau ihren Liebhaber durch eine häßliche und schändliche Handlung an ihrem Gatten.

(Schluß folgt.)



DER NACKTE MENSCH IN DER KARIKATUR.

Von PAUL WESTHEIM.

II.

Félicien Rops.

»Ich suche eine neue Formel der Kunst; ich finde, daß unsere Künstler das Nackte nicht modern genug behandeln. Was sie bieten, ist immer wieder eine Nachbildung der Antike. Ich suche eine intensivere Nacktheit, deren Anblick uns mit unbekannten Schauern packen müßte. Im Gebiet der Kunst muß diese Nacktheit liegen, und ich werde sie finden.« Ein paar Worte von Félicien Rops. Flüchtig hingeworfen auf einen Briefbogen. Ein Stück Erkenntnis und Bekenntnis einer rätselhaft vieldeutigen Erscheinung.

Daumier hat niemals einen nackten Menschen gezeichnet Gavarni verbrauchte auch seine Kräfte an kleinbürgerlichen Problemen. Rops hat einen guten Teil seiner technischen Fähigkeiten bei Goya gewonnen. Doch es ist bekannt, daß der robuste Spanier nur auf einem einzigen Gemälde eine unbekleidete Frau dargestellt hat. In seinen Karikaturen gibt es keinen nackten Menschen. Félicien Rops wird der große Satiriker, der zum ersten Mal mit offener Hand hineinpackt in diesen besonderen Gedankenkomplex. Und er selbst erledigt auch die brutalste Seite, indem er von seinem Männerstandpunkt aus die Dämonie aller weiblischen Erotik zu Ende denkt, ohne Gnade zu Ende denkt.

Eine seltsame Mischung des Blutes rollte in den Adern dieses Rops. Ein Tropfen ungarischer Hitze setzte immer wieder den dicken, schweren, langsamen Strom des Vlamen in Erregung. Er kann nicht zur Ruhe kommen. Er glaubt an das Glück einer einsamen Weltflucht und stürzt sich mit wahnsinniger Gier in den prickelnden Wirbel der mondänen Weltstadtvergnügungen. Er schlürft mit einem nimmersatten Behagen alle Süßigkeiten, um sie im Ekel der Übersättigung zu verachten. Er kommt nicht zum Genuß, weil er jedes Froh-

gefühl mit grausamer logischer Schärfe zerdenkt. Er läßt sich immer wieder zurücktreiben in seinen weltabgeschiedenen Winkel, in dem er lechzt nach dem Glanz und der strahlenden Lustigkeit jener Lasterhaftigkeit und Unzucht, jener Frivolität und Zügellosigkeit, die er durchschaut und verachtet. Er berauscht sich in der Askese und hungert nach der Sünde. Er wirft sich vor der himmlischen Reinheit auf die Kniee und sinkt in den Kot. In den tiefsten Kot.



SELBSTGEFÄLLIGKEIT.
Von FÉLICIEN ROPS. Belgische Karikatur.

Rops hatte physische Kräfte von unangeahnter Intensität und Nerven zart, empfindsam, von seltener Reizbarkeit. Er durfte sinnlos taumeln und schwelgen und genießen; sein Körper setzte ihm keine Schranken. Aber er besaß auch die kultivierte Zartheit des Aristokraten. Er ist Millionär und lebt auf einer Jacht im Mittelmeer wie ein orientalischer Paschah. Er hat einen richtigen Harem an Bord und gibt sich den heißen Gluten des Südwindes rückhaltlos hin. Er verpraßt sein Gold. Am Ende wird er fleißig wie selten einer. Er wird Graphiker. Mit jener wilden Energie seiner Leidenschaft stürzt er sich in ein Studium der Techniken hinein. Er lernt von Goya und Rembrand, von Dürer und Rubens. Er fängt mit der Lithographie an und feiert höchste Triumpfe mit der Radiernadel. Er beginnt seinen Verzweiflungskampf mit dem Leben, mit dem lebendigen Laster.

In dem Mittelpunkt seines Ringens steht das Weib — die Hexe, die Verführerin, die Unzucht, die Vernichtung. Er verspürt nur den verzehrenden Animalismus des lasterhaften Weibes, und die Mystik, die tief in dem ehemaligen Jesuitenzögling steckt, hebt dieses Bestialische empor in die Sphäre des grausenhaften Satanismus. Hinter jeder Lust sieht er das letzte Ende. Er hört unaufhörlich, wie eine knöcherne Hand die zwölfte Stunde läutet. Doch sein Herr der Hölle ist kein klapperiges Knochengerüste, das mit der scharf gewetzten Sense gruselig machen will. Er ist Kavalier in Frack, Lack und Claque. Vielleicht trägt er irrtümlicherweise einmal den Kopf mit dem eingezwängten Monokel unter dem Arm. Aber er versteht sich im Salon zu bewegen. Er läßt beim besten Schneider arbeiten. Jedenfalls, elegant ist er, dieser teufelische Dandy. Rops sieht in den Schlund der Hölle hinein, deren schwere Pforten von einer zierlichen Frauenhand geöffnet werden. »Der Mann ist der Hampelmann der Frau, die Frau ist der Hampelmann des Teufels: Das sind seine zwei Lieblingsthemen. Er hat sie schärfer und intensiver beleuchtet als Baudelaire, der Dichter der »Fleurs du mal«. »Rops ist der einzige Künstler, der mystisch genug ist, um die moderne Perversität darzustellen.« Sar Joseph Pelladan hat das Wort ausgesprochen: die moderne Perversität. Rops ist ihr Schilderer und Satiriker. Er entdeckt diese geheime Triebkraft und gibt sie der allseitigen Verachtung preis.

Was muß das Weib an dem Menschen Rops gesündigt haben? Warum hat er niemals die zarte, kühlende Hand gefunden, die ihm leise über die fieberheiß brennende Stirn gleiten konnte? Man denkt bei ihm zuweilen an die Tragik jenes anderen Frauenanklägers: Strindberg. Rops war einer von jenen vielen Männern, die mit einem Glauben an die reine, märchenhafte Heiligkeit vor das Weib treten, und sich plötzlich herabgestoßen fühlen in den Pfuhl einer trüben Erotik. In den zuckenden Leibern, die er nahm und die sich ihm boten, mußte er jene Lasterhaftigkeit, Habgier und Unzucht entdecken. So sinkt er — wie so mancher andere auch — herab zum Cyniker. Er wird, weil er Künstler ist, zugleich zum Ankläger. Sein Stift ist in Blut getaucht. In jenes rote

Blut, das Guten und Tüchtigen von gierigen Frauenlippen aus den Adern gesogen wurde. Seine Kunst ist nicht immer ganz rein, doch die »Diaboliques« und »Sataniques« werden bestehen können.

Überall, wo Zerrüttung und Verfall bemerkt werden, zeigt er als geheime Ursache das Weib. Er zeigt des Weibes Leib. Die französische Sprache, die so reich an umschreibenden Begriffen ist, hat für diese Art Geschöpfe den Ausdruck: femme fatale. Die »Pornokratie« ist sein bekanntes Aquarell: Die Frau folgt dem Schwein.

Er ist überall, wo ihn die flutende Woge des großstädtischen Lebens hintreibt. Er folgt der reichgeschmückten, üppigen Schönheit in die Salons, die Theater, auf Bälle und ins Boudoir. Und er scheut den weiten Weg in die schmutzigen Vorstadtstraßen nicht, wo die Absinthtrinkerin neben der Opiumraucherin herumtorkelt, wo ihm unter einem verwitterten Torbogen eine alte Megäre mit einem »Pst!« zuwinkt, wo er das Grinsen der Dirne, das Lächeln der Grisette und Midinette beobachten kann, wo die Töchter des Volkes an den Söhnen der kapitalistischen Ausbeuter giftige und vernichtende Rache nehmen. Er zeigt sie alle in ihrer Nacktheit. Vergißt aber nicht die berechnende Raffiniertheit ihrer Koketterie anzudeuten. Er schmückt diese unbekleideten Bestien mit ein paar schwarzen Handschuhen, bindet ihnen ein buntes Bändchen um den Hals, setzt sie in einem vollständigen Interieur vor ein Klavier. Er zeigt den Dämon Weib in seiner ganzen Verächtlichkeit — weil er sich nach Weibeswonne glühend verzehrt, weil er am Weibe leidet, bitter leidet. Er haßt das Laster und die Sünde und taumelt doch jauchzend hinein in die ausgestreckten Arme. Er spürt den Ekel bis zum Hals und schreibt doch noch als sechzigjähriger Mann in brennender Sehnsucht: »Was ist Leben, Ruhm, Kunst! Ich gäbe alles für die benedeiten Stunden, die mein Kopf in Sommernächten auf Brüsten lag, geformt über dem Becher des Königs Thule, und wie dieser dahin und verschwunden . . . .«

* * *

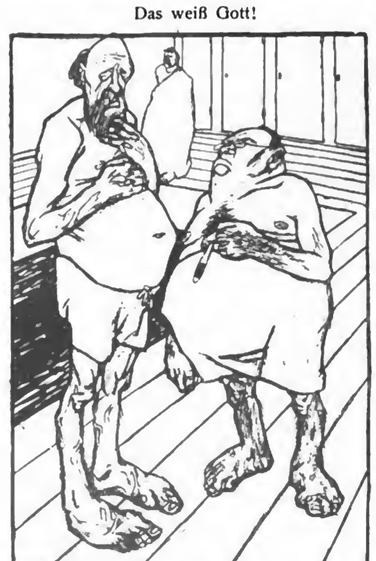
III.

Die schlaue Tugend.

Diese braven Leutchen! Sie sind so ehrbar — wenn sie sich beobachtet glauben. Sind so anständig — wenn sie Furcht vor einer Entlarvung haben. Sie brauchen keine innerliche Würde, keine Charakterfestigkeit, aber gute Augen, um sich schnell in die würdevolle Positur zu setzen. Ihr Stolz und ihr Glück ist, daß ihnen niemand etwas nachsagen kann. Sie sind tadellos.

Tadellos! Dieses Wort aus dem preußisch-deutschen Kasernenhofstil hat lediglich negative Potenzen. Es sagt nichts über den wahren Wert eines Menschen, deutet allerhöchstens auf die Wertschätzung, die einer bei der Menge genießt. Ihm wird als Verdienst angerechnet, stets vorsichtig genug gewesen zu sein, wenn . . . . Nun ja, niemand weiß was davon.

Das weiß Gott!



MAN KANN SAGEN, WAS MAN WILL, HERR OBERSTUDIENRAT, EIN NACKTER KÖRPER IST DOCH WAS SCHEUSSLICHES.

Zeichnung von BRUNO PAUL aus dem Simplizissimus.

Die Menge ist immer ordentlich. Sie ist stark und gesichert durch die allgemeine Ordentlichkeit. Sie belohnt diese Ordentlichkeit. Schätzt sie als Tugend. Und schwingt sie als Waffe gegen die Ausnahmenaturen, die den engen Gesichtskreis der Masse durchbrechen, die sieghaft eignen Bahnen folgen, die den Wagemut haben

das Verächtliche zu verachten und ihr Heiligstes zu heiligen. Die Karikaturisten stehen nicht immer und überall an ihrer Seite. Die außergewöhnliche Erscheinung mußte auch zum Widerspruch reizen. Wie viele erkennen stets nur die leisen Schatten des Menschlichen, Schwächlichen und Kleinlichen, die sich ja auch um solche Gestalten ranken. Wie viele schreien und verdammen mit der großen Meute. Auch das mag nicht ganz unberechtigt sein. Jedenfalls werden aber die schärfsten Pfeile der Satire, des Hohnes und des Hasses gegen jene physiognomielosen Allgemeinheiten gerichtet, die so gern ihre Armseligkeiten zum Gesetz der Weltordnung erheben möchten, um selbst als die Erstklassigen zu gelten.

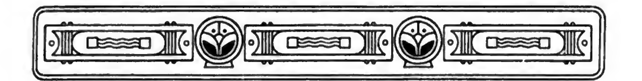
Der Ordentliche genießt den größten Vorzug. Vor allem in jenen intimen Beziehungen der Sexualgemeinschaft. Keine Rangerhöhung, keine Auszeichnung, kein Titel und keine Würde greifen so elementar in das Einzeldasein als die Vereinigung mit einem Wesen des anderen Geschlechtes. Er setzt hier nicht einen Teil seines Ichs, nicht ein Stück Arbeitskraft oder Zeit ein, sondern seinen ganzen Körper, der ihn mit der nächsten Generation verbindet, und die seelischen Fähigkeiten, die seine animalische Lust und Unreinheit adeln. Was aber ist aus der Liebe geworden? Ein solides Ehegeschäft. Und bei der Häufigkeit der heutigen Scheidungen darf man beinahe von einer G. m. b. H. sprechen. Jeder der beiden Gesellschafter hat seine Einlage mitzubringen. Ich sehe einmal ganz von den materiellen Gütern ab. Das Weib schmeichelt der männlichen Sinnlichkeit mit seiner vollkommenen Unberührtheit, seiner Keuschheit. Das ist gewiß etwas Herrliches. Doch sie wird unappetitlich, wenn sie nur Spekulationsobjekt ist, wenn diese Wohlanständigkeit besonders eingeschätzt und belohnt werden will. Eine asketische Mädchenmoral hat die heiße, ungebrochene Leidenschaftlichkeit und das stärkere sinnliche Temperament in Verruf gebracht zugunsten einer vorsichtigen Enthaltsamkeit. Die Korrektheit ist so schlau. Aus ihrem Unvermögen macht sie sich noch ein Verdienst. War es nicht Boccaccio, der die kostbare Geschichte von dem Pisaner Richter Ricciardo di Chinzica erzählte? Für sein vieles Geld leistete sich der saftlose Alte ein munteres

Weibchen. Aber er besaß nicht mehr die Fähigkeiten, der schönen Bartolomea das zu bieten, was die jungen Frauen außer Nahrung und Kleidung noch sonst bedürfen. Und so entwirft er ihr einen Kalender, auf dem fast jeder Tag einem anderen Heiligen geweiht ist. Und am Feiertage wäre es doch eine Sünde, wenn . . . Ja, ja, die Tugend ist schlau. Sie weiß sich immer wieder ein neues Mäntelchen umzuhängen. Th. Th. Heine hat ganz Recht: Ä anständiges Mädchen braucht nicht so schön zu sein! Ist der Mann denn anders? Wenn er zufälligerweise Gymnasialprofessor und nicht gerade schön gebaut ist, kommt er zu der Erwägung, daß ein nackter Körper doch etwas Scheußliches sei.

Sie ist ja so schlau, diese staatlich geaichte Tugend. Sie hat die Logik einer vielgewandten Frauenzunge, die alles in ihrem Sinne flink zu drehen und zu deuteln weiß. Sie rechnet sich aus jeder Schwäche und Mattigkeit noch einen Vorzug heraus. Unter den Gleichgesinnten hat sie ja immer recht. Die kleinen Schächer und Mächer wollen jede eigene Regung ersticken. Sie wollen die duftige, farbensatte, kraftstrotzende, üppige Blüte der Sünde zwischen ihren unbeholfenen Fingern entblättern. Aus Egoismus. Und sie verzeihen dem Karikaturisten sicherlich nicht, der ihre innersten Triebfedern so rücksichtslos bloßlegt. Er zeigt mit spitzem Stift, welch dunkle Hoffnungen hinter der soliden Fassade auf der Lauer liegen. Er zeigt auch, mit welcher Gier ab und zu ein Seitensprung gewagt wird, wie auch diese scheinbar so entarteten Evakinder einmal zum Apfel greifen — aber nur verstohlen, nur mit dem Bewußtsein der Schuld, nur wenns Niemand sieht.

Warum hat eigentlich die Natur ihren Reichtum an Schönheit und Lebensfülle so sinnlos an diese Unwürdigen vergeudet? Warum ist sie so gerecht? Warum hat sie diese Unmündigen nicht gleich als karikaturistische Zerrbilder in die Welt gesetzt? Dann wären ihnen doch die Anfechtungen, mit deren Zurückweisung sie sich so stolz brüsten, erspart geblieben.

□ □



DIE EINSCHLEPPUNG DER SYPHILIS IN EUROPA.

Von

Dr. IWAN BLOCH, Berlin.*)

Es ist beinahe ein Vierteljahrhundert verflossen, seitdem die vielumstrittene Frage nach dem Ursprung der Syphilis von dem spanischen Militärarzte Montejo y Robledo auf dem IV. Internationalen Amerikanistenkongresse in Madrid (1882) zum ersten Male in scharfsinniger und innerhalb der gesteckten Grenzen auch gründlicher und erschöpfender Weise besprochen wurde und durch diese Untersuchungen in eine neue Phase trat. — Mit Absicht hatte Montejo, der sich schon seit längerer Zeit mit der Frage nach dem Ursprunge der Syphilis beschäftigte, gerade diesem wissenschaftlichen Forum die Ergebnisse seiner Untersuchungen unterbreitet. Er hatte bereits erkannt, was die Forschung nach ihm in vollem Umfange bestätigt hat, daß es sich bei dieser Frage um eines der großen Probleme der amerikanistischen Wissenschaft handle, welches ohne weiteres aus der Entscheidung für den neuzeitlichen Ursprung der Syphilis hervorgehe.

Montejo hatte in seiner dem Madrider Amerikanistenkongresse vorgelegten Untersuchung ausschließlich spanisches Quellenmaterial verwertet, das er zuerst fast vollständig zusammengebracht und in ausgezeichneter Weise kritisch verarbeitet hat. Diese wichtigen Forschungen aber wären unbekannt und damit die ganze Frage wiederum im Dunklen geblieben, wenn nicht Herr Professor Seler im Jahre 1895 sie wieder ans Licht gezogen und die Frage von neuem in einem mit Montejos Ansicht übereinstimmenden Sinne beantwortet hätte.

Schon zwei Jahre früher hatte Professor Binz in Bonn gelegentlich der 400jährigen Kolumbusfeier, ohne Kenntnis der Arbeiten Montejos, in einem in der Deutschen medizinischen

*) Nach Dr. Iwan Bloch, Der Ursprung der Syphilis. Jena, G. Fischer 1901, Bd. I. (Der zweite Band ist im Druck, erscheint Anfang 1908.)

Wochenschrift veröffentlichten Aufsatze sich ebenfalls zu der Anschauung bekannt, die man von seiten der Ärzte und Historiker längst dem Fluche der Lächerlichkeit überliefert wähnte, daß die Syphilis für die alte Kulturwelt einen neuzeitlichen Ursprung habe und dieser auf Amerika zurückzuführen sei.

In diesen so verdienstvollen Arbeiten von Montejo, Seler und Binz war aber nur die eine Seite der hier in Betracht kommenden Frage nach der Herkunft der Syphilis beantwortet. Diese Antwort stützte sich, wie erwähnt, im wesentlichen auf die spanischen Berichte. Aber wenn man von dem alten Satze ausgeht, daß wahre Probleme selber schon Wahrheit sind, dann lautet in diesem Falle die Frage: Ist die Syphilis für die alte Kulturwelt eine neuzeitliche Krankheit, oder hat sie von jeher existiert? Wird der neuzeitliche Ursprung der Krankheit bejaht, ihr Altertum verneint, so ist damit das Problem ihrer Herkunft, ihrer Einschleppung von selbst gelöst.

So sehr also auch das Interesse der Amerikanisten gerade an den positiven Berichten der spanischen Entdecker haften mag und so hoch diese ganz gewiß zu bewerten sind, so dürfte es doch unmöglich sein, allein auf Grund derselben eine sichere und definitive Lösung der Frage herbeizuführen. Diese Berichte bilden eben nur ein Glied in der Kette der Beweise für den neuzeitlichen, speziell amerikanischen Ursprung der Syphilis; die anderen Glieder aufzufinden, ihren Zusammenhang zu erweisen, habe ich mich in einem größeren Werke bemüht, in dem sich alle eingehenderen Belege und Quellenangaben finden, auf die ich hier nur kurz verweisen kann.

Wenn es bisher nicht gelang, das Dunkel, das über dem Ursprung und dem ersten Auftreten der Syphilis in der alten Kulturwelt ruhte, vollständig zu lichten, wenn die Diskussion darüber, die so alt ist wie die Krankheit selbst, trotz der Bemühungen eines Astruc, Girtanner und Hensler im XVIII. Jahrhundert auch im XIX. Jahrhundert nicht zur Ruhe gekommen und einen befriedigenden Abschluß gefunden hat, so hatte das wesentlich zwei Ursachen. Erstens war die historische Kritik noch nicht so weit vorgeschritten, um

die zum Teil ungeheuerlichen Irrtümer und Fälschungen, die auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung der Syphilis seit Jahrhunderten vorgekommen sind, aufzudecken. Zweitens hat die medizinische Forschung erst in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts uns die Handhaben für eine genaue Erkenntnis des Wesens der verschiedenen Geschlechtskrankheiten geliefert, so daß nunmehr retrospektiv die Geschichte derselben und die Berichte darüber in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Dank der Verbindung dieser beiden Forschungsmethoden sind wir jetzt in der glücklichen Lage, mit einer absoluten Sicherheit die Frage nach dem neuzeitlichen Ursprunge der Syphilis für die alte Kulturwelt in positivem Sinne zu beantworten.

Alle vorliegenden Berichte und Tatsachen wiesen auf das letzte Jahrzehnt des XV. Jahrhunderts, speziell die Jahre 1493 bis 1500, als die Zeit des ersten Auftretens der Syphilis in der alten Kulturwelt hin. Es läßt sich nicht der geringste Beweis für eine Existenz der Syphilis vor dieser Zeit erbringen.

Es ist hier nicht der Ort, alle die Theorien und Hypothesen, die abergläubischen Ideen und phantastischen Vorstellungen aufzuzählen, welche man an das so plötzliche Auftreten dieser furchtbaren Krankheit geknüpft hat. Man machte Gott, die Menschen und die Tiere für dieses Leiden verantwortlich, auch die Sterne wurden bei dem damals in der Wissenschaft herrschenden astrologischen Aberglauben als eventuelle Urheber der Syphilis in Betracht gezogen. Ferner sollten die verschiedenen Arten der Unzucht Ursache der neuen Krankheit sein, ohne daß man bedachte, daß dieselben vorher in demselben Maße vorgekommen waren, ohne Syphilis hervorzurufen.

Schlimmer als diese absurden Phantasien waren jene Irrtümer und zum Teil sogar bewußten Fälschungen, auf die sich vorzugsweise der Glaube an eine Existenz der Syphilis im Altertum und Mittelalter gründete, der in der wissenschaftlichen Literatur allmählich die Form eines Dogmas annahm, dem selbst so hervorragende medizinische Geschichtsforscher wie Heinrich Haeser und August Hirsch den Glauben nicht versagt haben.

Es ist aber heute ein Leichtes, die Quellen jener Irrtümer, die den Glauben an das hohe Alter der Syphilis in der alten Kulturwelt hervorgerufen haben, aufzudecken und damit die ganze Nichtigkeit dieser Annahme nachzuweisen.

Erstens kommen hier bewußte Fälschungen in Betracht. Es wurde bereits erwähnt, daß alle zuverlässigen chronologischen Nachrichten über das erste Auftreten der Syphilis frühestens bis auf das Jahr 1493 zurückgehen. Nun fanden sich in der Literatur einige hiermit in Widerspruch stehende Angaben über das Vorhandensein der Syphilis in etwas früherer Zeit. Hauptsächlich kommen hier die beiden Mitteilungen des Franz Josef Bodmann und des Petrus Martyr in Betracht, die wesentlich dem Glauben an das Altertum der Syphilis Vorschub geleistet haben.

Bodmann hatte in seinen 1819 erschienenen „Rheingauischen Altertümern" eine Stelle aus dem Stiftsprotokoll von St. Viktor in Mainz abgedruckt, in welchem von einem Chorsänger die Rede ist, der an der „Mala Franzos" leidet. Dieses Stiftsprotokoll soll angeblich aus dem Jahre 1472 stammen. Nach meinen Untersuchungen, die durch Herrn Prof. Karl v. Hegel bestätigt wurden, ist diese Zahl 1472, die so lange die Historiker fasziniert hat, von Bodmann gefälscht worden, sie hat ursprünglich nicht in dem Dokumente gestanden, das einer viel späteren Zeit angehört. Es ist ja bekannt, daß fast das ganze Lebenswerk dieses eigenartigen Mannes aus Fälschungen auf den verschiedensten Wissensgebieten bestand. Erst vor wenigen Monaten hat der Breslauer Jurist und Privatdozent Dr. Herbert Meyer den überraschenden Nachweis erbracht, daß das sogenannte „Rheingauer Landrecht" in Wirklichkeit nie existiert hat, sondern eine der genialsten Fälschungen eben dieses Bodmann ist, von der sich die Juristen und Rechtshistoriker ein Jahrhundert lang ebenso haben düpieren lassen wie die Mediziner von der gefälschten Jahreszahl 1472, in welchem Jahre Bodmann bereits die Syphilis in Mainz auftreten läßt.

An Bodmanns Fälschung reiht sich würdig der berühmte Brief an, den Petrus Martyr angeblich im Jahre 1489 an seinen Freund Pedro Arias Barbosa, Professor der griechischen Sprache in Salamanca, gerichtet haben soll und in dem

schon vom „Morbus Gallicus" die Rede ist. Im Gegensatz zu Bodmanns Fälschung ist dieser Brief bereits von früheren Forschern mit Mißtrauen betrachtet worden. Denn Petrus Martyr beschreibt als Nichtarzt bereits im Jahre 1489 Symptome der Syphilis und legt ihr Namen bei, welche die übrige Welt erst sechs Jahre später kennen lernte! Die neueren kritischen Untersuchungen über das „Opus epistolarum" des Petrus Martyr von Leopold v. Ranke bis auf Jakob Bernays haben denn auch ergeben, daß das Datum der Briefe völlig willkürlich ist, daß diese zum großen Teil fingiert sind und daß vor allem jener Brief an Barbosa nicht vor 1508 geschrieben sein kann, da erst in diesem Jahre ein Lehrstuhl der griechischen Sprache in Salamanca errichtet wurde.

Eine zweite Quelle von Irrtümern wurde durch die Unklarheit geschaffen, die man Jahrhunderte lang über den Begriff des venerischen Kontagiums hatte. Noch bis auf Ricord, also bis zum Beginne der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, hatte man die drei venerischen Affektionen: die Syphilis, das venerische Geschwür und die Gonorrhöe nicht scharf voneinander getrennt, sie im Grunde für weseneins gehalten, während wir heute wissen, daß gerade die Syphilis als spezifische Infektionskrankheit von konstitutionellem Charakter von den anderen, nur einen rein lokalen Charakter aufweisenden venerischen Leiden vollkommen getrennt werden muß. Jener frühere Glaube aber an die Identität aller venerischen Affektionen, der sogar durch eine Autorität wie John Hunter vermittels falsch gedeuteter Experimente befestigt wurde, mußte dazu verführen, auch die geschichtliche Seite von diesem Gesichtspunkte aus zu behandeln.

Wenn Gonorrhöe und Ulcus molle syphilitischer Natur waren, dann war natürlich die Syphilis von jeher dagewesen. Unschwer konnten jetzt einige Schilderungen und Erwähnungen von Genitalleiden bei antiken und mittelalterlichen Schriftstellern auf Syphilis bezogen werden. Aber die fortschreitende Aufklärung über die gänzliche Wesensverschiedenheit der drei venerischen Affektionen erwies auch die Haltlosigkeit jener Deutungen. Vollends mußten diese in ihrer ganzen Nichtigkeit erkannt werden, als die Entwicklung der modernen Der-

matologie uns mit einer ganz neuen Krankheitsgruppe bekannt gemacht hat, nämlich derjenigen der pseudovenerischen und pseudosyphilitischen Affektionen. Das sind Hautleiden, die zum Teil in täuschender Ähnlichkeit den Symptomenkomplex der Syphilis nachahmen können. Ich erinnere nur an jene eigentümlichen Infektionskrankheiten, die genau wie die Syphilis zugleich am Körper, an den Genitalien und in der Mundhöhle auftreten, wie gewisse Formen des Pemphigus, der Impetigo, des Herpes, des Erythema exsudativum multiforme. Auch andere chronische Hautaffektionen können in bezug auf Lokalisation und Aussehen Syphilis vortäuschen. Hierher gehören z. B. der Lichen ruber, der nicht selten gleichzeitig auf der Mundschleimhaut und auf den Genitalien sowie am übrigen Körper vorkommt, die Psoriasis mit derselben Lokalisation u. a. m.

Diese Gruppe der pseudovenerischen und pseudosyphilitischen Krankheiten ist ungemein reichhaltig und schon vor 60 Jahren hatte der Kliniker Canstatt erkannt, daß aus derselben sich alle angeblichen Fälle von Syphilis, die bei alten Autoren beschrieben seien, rekrutieren, wobei noch bemerkt sein mag, daß nirgends sich auch nur die geringste Andeutung irgend eines ursächlichen Zusammenhanges zwischen einer Erkrankung der Genitalien und einer Hautaffektion des übrigen Körpers und der Mundhöhle findet.

Die Tatsache, daß in der gesamten Literatur der alten Welt, der okzidentalischen und der orientalischen, keinerlei Schilderung des Symptomenkomplexes der Syphilis vor dem Jahre 1495 anzutreffen ist, vielmehr erst von dieser Zeit an dieselbe als Krankheit sui generis auftaucht, wird in erfreulicher Weise durch die Knochenfunde bestätigt.

Da nämlich die Knochen die einzigen Teile des menschlichen Körpers sind, welche nach dem Tode unter günstigen Umständen, die Unbilden der Zeit überdauernd, in ihrer ursprünglichen Gestalt sich erhalten können, so lag es nahe, diese stummen, aber unter Umständen untrüglichen Zeugen für den Nachweis der Existenz der Syphilis in der alten Welt in prähistorischer und historischer Zeit bis 1493 zu verwerten.

In der Tat würde ein einziges, im Bereiche der alten Welt

gefundenes Skelett, das mit Bestimmtheit der Zeit vor 1493 zugewiesen werden könnte und unzweifelhafte Spuren syphilitischer Erkrankung an sich trüge, mit einem Schlage der ganzen Diskussion über Alter und Ursprung der Lustseuche ein Ende machen.

Und es war nach den Behauptungen der Anhänger der Theorie von der Altertumssyphilis zu erwarten, daß nicht nur wenige, sondern zahlreiche mit syphilitischen Veränderungen behaftete Knochen in der alten Welt gefunden werden würden. Welch eine Menge solchen Beweismaterials müßten nicht die kolossale Unzucht des kaiserlichen Rom, die Ausschweifungen des Mittelalters geliefert haben, da die nach der Meinung jener Forscher damals existierende Syphilis in ihrem Wesen nicht erkannt und vor allem nicht rationell behandelt wurde und da ja auch die schwersten Knochenaffektionen an Nase und Gaumen infolgedessen von den Vertretern dieser Theorie angenommen und geschildert wurden!

In Wirklichkeit ist es aber trotz der eifrigsten Nachforschungen nicht gelungen, unter den Tausenden und Abertausenden von Überresten der menschlichen Skelette prähistorischer, antiker oder mittelalterlicher Provenienz auch nur einen einzigen Knochen zu entdecken, der sichere syphilitische Veränderungen aufwiese. Virchow hat wiederholt erklärt, daß ihm niemals ein präkolumbischer beziehungsweise prähistorischer Knochen aus der alten Welt bekannt geworden sei, und es ist ganz sicher, daß weder die englischen noch die deutschen Sammlungen und Museen solche Knochen enthalten. Ich hatte Gelegenheit, die reichhaltige Sammlung des Hunterschen Museums in London auf diesen Punkt hin durchzusehen. Sie enthält unter anderem zahlreiche Skelettreste aus mittelalterlichen Gräbern mit verschiedenen pathologischen Veränderungen, aber nicht ein einziger Knochen mit syphilitischen Läsionen ist darunter. Dasselbe gilt von der Sammlung des naturhistorischen Museums in Cambridge.

Die Angaben französischer Forscher, namentlich von Parrot und Zambaco über das Vorkommen syphilitischer Veränderungen an prähistorischen Knochen sind von kom-

petenten Nachuntersuchern und Kennern der Knochensyphilis wie Virchow, Fournier, Bayet u. a. nicht bestätigt worden. Parrot hat rachitische Veränderungen für syphilitische gehalten, in dem Falle von Zambaco handelte es sich um typische Arthritis deformans. Doch wäre es wünschenswert, wenn noch einmal eine gründliche Untersuchung der in den Pariser Museen aufbewahrten und pathologisch veränderten Skelettreste vorgenommen würde. Bis dahin bleibt das Urteil Virchows zu Recht bestehen, daß bisher kein einziger unzweifelhaft syphilitischer Knochen aus der Zeit vor der Entdeckung Amerikas in dem Bereiche der alten Welt gefunden worden ist. „Und doch“, sagt eben derselbe, „sehen wir häufig Knochen von wilden Stämmen aus den verschiedensten Teilen der Welt, welche unzweifelhaft Zeugnis dafür ablegen, daß nach dem Kontakt mit den Europäern Syphilis unter ihnen verbreitet worden ist. Ich erinnere nur an Knochen von den Philippinen, von Neu-Kaledonien, von Australien.“

Fragen wir nun, wann dieser erste Kontakt geschah, so ergibt sich die überraschende Tatsache, daß dies erst nach der Entdeckung Amerikas und vor allem erst nach dem Ausbruche der großen Syphilisepidemie am Ende des 15. Jahrhunderts der Fall war.

Dieser plötzliche Ausbruch der Syphilis im Anfang der neunziger Jahre des 15. Jahrhunderts ist die erste unbezweifelbare Tatsache, der erste Punkt, von dem die Untersuchung über den Ursprung der Syphilis ausgehen kann. Der Zug Karls VIII. von Frankreich nach Italien während der Jahre 1494—1495, infolgedessen mehrere von einem großen Troß von Dirnen begleitete Söldnerheere von bedeutender Stärke sich hier versammelten und miteinander in Berührung traten, bot die günstigste Gelegenheit für die Verbreitung einer Krankheit von der Natur der Syphilis.

Und es kann nun gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die Syphilis sich der europäischen Welt zuerst bemerkbar machte, als die Franzosen unter Karl VIII. sich in Italien aufhielten. Diese allgemeine Zeitbestimmung des ersten Auftretens der Syphilis in epidemischer Verbreitung wird von den gleichzeitigen Chronisten und ärztlichen Schriftstellern der ver-

schiedensten Länder übereinstimmend angegeben. Und zwar geschah dieses nach dem Bericht der großen Mehrzahl der Zeitgenossen während des Aufenthaltes der französischen Armee in Neapel, also zwischen Februar und Mai 1495. Eine kritische Prüfung der zeitgenössischen Berichte erweist ihre Übereinstimmung darin, daß sie eine Einschleppung der Krankheit von außen her als ganz gewiß hinstellen und diese deutlich den Spaniern zur Last legen. Es läßt sich dann an der Hand der italienischen Städtechroniken der Siegeszug der Syphilis in Italien von Stadt zu Stadt verfolgen, überall werden die bekannten Jahreszahlen 1495—1496 angegeben. Schon im Juni 1495 war sie bis in den nördlichsten Teil der apenninischen Halbinsel, bis an den Fuß der Alpen, an die Grenzen Frankreichs, der Schweiz und Deutschlands vorgedrungen!

Diese Nachrichten über das erste Auftreten der Lustseuche in Italien sind um so bedeutungsvoller, als sie durchgängig von Zeitgenossen herrühren, die das plötzliche Hereinbrechen des Unheils miterlebten und gewiß zum Teil am eigenen Leibe spüren mußten. Laien und Ärzte sind einig darüber, daß die Krankheit bis dahin in Italien völlig unbekannt war, alle nahmen ferner an, daß sie von auswärts eingeschleppt worden sei. Eben wegen dieses geheimnisvollen plötzlichen Auftauchens und ihrer unbekannten Natur machte die Krankheit überall einen tiefen Eindruck und war den Menschen ein Grauen.

Dieses Grauen entsprang nicht nur aus der völligen Unkenntnis der neuen Krankheit, sondern mehr noch aus dem Schrecken, welchen die Heftigkeit und Bösartigkeit der Erscheinungen der Syphilis überall verbreiteten. Alle zeitgenössischen Schriftsteller der verschiedensten Nationen schildern uns die Krankheit in den düstersten Farben. Diese Malignität der Lustseuche kann nach unserer modernen Anschauungsweise über die Natur und Erscheinungsart der Krankheit nur daraus erklärt werden, daß jene Völker, die alle in gleich intensiver Weise davon ergriffen wurden, bis dahin vollkommen syphilisfrei gewesen waren. Wie will man die damals beobachteten heftigen Krankheitserscheinungen, das frühe Auftreten der sogenannten sekundären Symptome — oft schon nach wenigen Tagen —, das hohe Fieber, die Intensität der

Schmerzen, besonders der unerträglichen Gelenkschmerzen, die schwere sekundäre Affektion der Haut (die sogenannten „syphilitischen Pocken"), den oft so schnell eintretenden körperlichen Verfall und endlich die unzweifelhafte Häufigkeit der Todesfälle anders erklären? Wie hätte eine angeblich uralte Plage des Menschengeschlechts plötzlich mit so gesteigerter Intensität über so zahlreiche Völker hereinbrechen können? Auch handelt es sich nicht um eine auf bestimmte Kreise beschränkte Seuche, für die man etwa besondere Ursachen hätte verantwortlich machen können, sondern die am Ende des 15. Jahrhunderts auftauchende Syphilis befiel alle Volkskreise und alle Nationen in gleichem Maße und mit derselben Heftigkeit.

Noch heute beobachten wir überall, wo die Lustseuche in bisher syphilisfreie Gegenden eingeschleppt wird, denselben akuten Verlauf, dieselbe Intensität der Erscheinungen wie bei ihrem ersten Auftreten in Europa.

Der Zusammenhang der geschilderten Tatsachen und Ereignisse liegt am Tage, er führt uns jetzt unmittelbar vor die Frage: Wie erklärt sich das plötzliche Auftreten der Syphilis in Italien? Auf welchem Wege kam die Seuche dorthin? Diese Fragen involvieren diejenige nach dem eigentlichen Ursprunge, nach der ältesten Heimat der Syphilis.

Die Antwort darauf ist bereits von den Zeitgenossen gegeben worden. Es kommen hier vor allem zwei Quellen in Betracht, erstens die Berichte spanischer Autoren, auf die, wie schon erwähnt, Montejo, Seler und Binz neuerdings wieder die Aufmerksamkeit gelenkt haben, zweitens die Mitteilungen italienischer Chronisten. Beide Quellen ergänzen sich in einer die ganze Frage endgültig entscheidenden Weise.

Unter den authentischen Berichten der spanischen Autoren sind als die wichtigsten diejenigen des Diaz de Isla, Oviedo, Las Casas, Roman Pane, Sahagun und Hernandez zu nennen.

Der allerwichtigste Zeuge überhaupt für den neueren Ursprung der Syphilis ist Ruy Diaz de Isla, geboren 1462, gestorben nach 1542. Er hatte beim ersten Auftreten der Syphilis in Europa bereits das 30. Lebensjahr überschritten, war Arzt, und zwar ein hervorragender Arzt, und endlich — was die Hauptsache ist — selbst Zeuge der Ein-

schleppung der Syphilis, die er gewissermaßen bei ihrer Landung in Europa beobachtete.

Wir wissen, daß Diaz de Isla im Jahre 1493 in Barcelona, später in Sevilla, praktisch tätig war und 10 Jahre lang als Chirurg am Allerheiligenspital in Lissabon wirkte, wo er sehr reiche Erfahrungen über die Syphilis sammelte und sie in einem besonderen Werke niederlegte, dessen älteste zwischen 1510 und 1520 verfaßte Niederschrift von Montejo auf der Nationalbibliothek in Madrid entdeckt wurde. Der Titel dieses Werkes lautet: „Tratado llamado Fruto de todos los santos contra el mal de la ysla Española hecho por maestre Rodrigo des Isla cirugano vezino de lisboa para comun e general provecho de los pacientes Enfermos de la semejante Enfermedad que vulgarmente es llamada Bubas", d. h.: „Abhandlung, genannt Frucht aus Allerheiligen, gegen die Krankheit der Insel Española, verfaßt von Meister Rodrigo de Isla, Chirurg und Bürger von Lissabon, zum gemeinschaftlichen und allgemeinen Nutzen der an der betreffenden Krankheit, die gewöhnlich „Bubas" heißt, Leidenden."

Im ersten Kapitel dieses Werkes wird der Ursprung und die Einschleppung der Syphilis ausführlich dargestellt. Dieser Bericht gibt selbsterlebte und selbstbeobachtete Tatsachen wieder und erhellt mit einem Schlage das Dunkel, welches über dem Ursprunge der Syphilis ruht.

Der Inhalt desselben ist in Kürze der folgende:

Die Syphilis war vor dem Jahre 1493 in Europa unbekannt. Ihre Heimat ist Amerika, d. h. für Europa eigentlich nur die Insel Española oder Haiti, von wo die Mannschaft des Kolumbus sie nach der ersten Reise desselben mitbrachte. Daher nennt Diaz de Isla die Syphilis die Krankheit der Insel Española. Bei den Indianern von Haiti aber hieß die Krankheit Guaynaras oder auch Hipas, Taybas und Iças. Der größte Teil der Mannschaft des Kolumbus infizierte sich dort mit der Syphilis und kehrte krank nach Spanien zurück. Diaz de Isla behandelte selbst in Barcelona mehrere syphilitische Matrosen dieses Geschwaders und erwähnt unter anderen den Steuermann Pinzon aus Palos als einen der an dem neuen Übel Erkrankten. Die Krankheit war den Matrosen völlig unbekannt.

Nach Ankunft des Kolumbus in Barcelona im Jahre 1493 breitete sich dort die Syphilis auch unter den Einwohnern aus, noch während Ferdinand der Katholische und Isabella dort anwesend waren. Im folgenden Jahre, 1494, traf Karl VIII. von Frankreich die Vorbereitungen zu einem großen Feldzuge und zog Söldner aus den benachbarten Ländern heran. Darunter befanden sich auch viele mit Syphilis behaftete Spanier. So geschah es, daß die Syphilis sich während des Aufenthaltes des französischen Heeres in Italien weiter verbreitete und schließlich bei dem Zusammenwirken so vieler eine epidemische Verbreitung begünstigender Umstände jene plötzliche und ungeheure Ausbreitung erlangte, wie wir sie kennen gelernt haben.

(Schluß folgt.)



DIE LASTERHAFTIGKEIT IM ALTEN ISRAEL.

Von EMIL SCHULTZE-MALKOWSKY.

(Fortsetzung.)

Mit größerem Erfolg ist von den eingewanderten Hetären der Kult des Baal in Israel verbreitet worden. Wenn man trotzdem von ihm und den Mysterien, die ihm geweiht gewesen, nicht halb so vieles aufgefunden hat wie von dem Kult des Molochgötzen, so hat das seinen Grund in der Gesetzesschärfe, mit welcher Moses jeden schlug, der auch nur im entferntesten mit diesem lasterhaften, schauerlichen Kult erweislich Fühlung hatte.

Wo man ihm dennoch angehangen hat, ist er aus Gründen dieser Strafverfolgung geheim betrieben worden, in tiefsten Abgelegenheiten nächtiger Wälder . . .

Ein Bild des Baal-Phegor ist nicht erhalten. Auch findet man, was seine sinnliche Gestalt betrifft, nur weniges geschrieben vor. Die einen nehmen an, daß Baal ein Phallusbild gewesen sei, in Stein gehauen und von einer Größe, die der der Molochstatuen nur wenig nachgegeben haben soll. Die anderen sagen, daß man mit Sicherheit nur

auf die Phallusattribute schließen könne. Und wieder andere sind der Ansicht, daß diese Säulen Baals ein Zwitterbild gewesen seien. Der ersten Meinung sind die meisten.

Was nun den Kult betrift, den man zu Ehren Baals geübt, so liegt man seinetwegen nicht im Streite. Die Überlieferungen stimmen darin überein, selbst in den Nebensächlichkeiten. Sie zeigen uns ein Bild, das dem vom Molochkult an blutigen Ergüssen wüstesten Sadistentums und sonstigen erotischen Exzessen nichts Nennenswertes schuldig bleibt.

Die Statue des Höllengötzen stand im Freien. Ein Dom von weithin schattenden Platanenwipfeln überwölbte sie; die weite Stille eines Waldes, den man als „heiligen Hain" verehrte. Hier traf man sich, sobald es dunkelte. Die Priester fanden sich zuerst an den Altären ein. Sie bildeten die Kaste der „Geweihten", der sie im allgemeinen aber nicht sehr lange angehören konnten, weil sie die beiden Attribute haben mußten, jung und schön zu sein. Da sie in hohen Ehren standen und, mit Geschenken überschüttet, in einem Reichtum leben konnten, der jede Luxusart erlaubte, so sahen sie sich vor, die Reize ihrer jugendlichen Schönheit zu behalten. Die Male, die den ausgereiften Mann verraten konnten, entfernten sie, so gut es ging. Sie scherten sich mit Fleiß den ganzen Körper und nur das Haupthaar ließen sie sich wachsen. Sie brannten es zu langen Locken, die bis zur Schulter niederhingen. Mit gleicher Sorgfalt pflegten sie die Haut. Um sie geschmeidig zu erhalten, nahmen sie ein Bad, so oft es ihnen ihre Zeit erlaubte, und salbten sich mit einem Öl, mit dem die Sinnlichkeit der Baalgemeinde eingeladen wurde, es sich inmitten ihrer jugendlichen Priesterschar bequem zu machen und sich zu sättigen, wie es ihr Gott, der große Prediger des Päderastentums, verordnete. — Im Flackerscheine spärlich aufgestellter Fackelbecken begann das Fest mit einem schauerlich verhaltenen Getön von dumpfen Paukenschlägen. Es wurde Wein gereicht, in einem kannenartigen Gefäß, das immer schneller kreiste und immer gieriger von Mund zu Munde ging. Die Cimbeln setzten ein; die Flöten girrten. Der Paukenchor schwoll immer wilder an ... Die Paare fanden sich zu wüsten Tänzen, die Wollust bäumte auf und schrie;

und ein entmenschtes, infernalisches Geheul betäubte alles, was noch an Scham und Schüchternheit vorhanden war. Ergab es sich, daß die zu einem Opferfest erschienene Gemeinde die Priesterschar an Anzahl übertraf – ein Fall, der wegen der stets wachsenden Beliebtheit der Baalmysterien nicht selten war – dann halfen Hunde aus, die von den Priestern dazu hergerichtet waren, den Priesterdienst in seinem Endesvorgang zu vertreten. Der Sold, der für die „heiligen Hunde“ zu entrichten war, war meist noch höher als der Preis, den die Gemeinde für die Priester zahlen mußte.

Für die, die solche Summen nicht erschwingen konnten, war gleichfalls vorgesehen. Für sie war eine Schar von Mietlingen geworben, die sich für jedes Geld ergeben mußte, so daß die Orgien des Baal für jedermann zu haben waren. Das trug natürlich dazu bei, daß die Gemeinde immer größer und die Exzesse immer wüster wurden. Im Höhepunkt der orgiastischen Genüsse ist es dann oft dazu gekommen, daß die in blinde Raserei geratene Gemeinde im Rausch der alkoholischen Getränke mit Messern aufeinander los gegangen ist, bis sie, von Blutverlust und Trunkenheit total erschöpft, in weiten Lachen heißen Blutes, vermischt mit den verschütteten Getränken, besinnungslos am Boden lag.

Daß auf die Anteilnahme an solchen Bestialitäten in Israel die Todesstrafe stand, ist schon hervorgehoben worden. Das aber hat ein neues Laster großgezogen — das Erpressertum. Und diesem ist es schließlich zu verdanken, daß sich die Obrigkeit, von den vergeblich aufgetretenen Erpressern unterrichtet, in großem Zug ins Mittel legte. Am heftigsten ist Moses vorgegangen. Er ließ zunächst die Statuen zertrümmern und alle Haine, die in Baal geheiligt waren, niederhauen und verbrennen, und die des Götzendienstes Überführten ließ er mit Ruten schlagen, ihres Gutes berauben und des Landes verweisen. Und als auch das nicht half, und Israel der Mannes-hurerei sich mehr ergab als je zuvor, erließ er, wie es im 25. Kapitel des vierten Buches Mose heißt, an seine Richter den Befehl: „Ein jeglicher von Euch erwürge seine Leute, die sich an Baal-Phegor gehänget haben“. Gleichzeitig setzte er den Tod durch öffentliche Steinigung

zur Strafe ein, was aber alles nicht dazu verholfen hat, ein Übel abzuschaffen, das tiefer saß, als Moses es im Blute seines Volkes glaubte. Er mußte übersehen haben, daß Baal, als er in Israel zum erstenmal Verbreitung fand, von zwei Übeln das geringere gewesen sein mag. Damals lag Israel an dem Hetärentum und seinem Gift so todeskrank und siech darnieder, daß es vom absoluten Untergang nicht weit entfernt war.

In dieser Konjunktur mag der Baaldienst geeignet gewesen sein, die Macht der „fremden Weiber" zu brechen und das Volk vor weiteren venerischen Erkrankungen zu schützen. Das scheint der Grund dafür gewesen zu sein, daß selbst die härteste Bestrafungsart es nicht erreichen konnte, den Kult des Baales auszurotten. Die Lust an neuen Nervenkitzeleien und überhaupt die Freude am Perversen kann wohl den Ausschlag für den Sieg der Baalgebräuche nicht gegeben haben. Denn immer, wenn das Volk von den Erkrankungen, die es den „fremden Weibern" zu verdanken hatte, genesen war, dann ließ der Trieb zu den „Geweihten" nach; was darauf schließen läßt, daß er aus Not entstanden war; und an Stelle der verschmähten Priester trat wieder das Hetärentum. Aus allen Ländern schlichen sich die Lasterweiber wieder ein, wie ehedem. Es liegt sehr nahe, anzunehmen, daß man, noch eingedenk der namenlosen Qual, die sie ins Land gebracht, sie ohne weiteres gesteinigt hat. Mit diesem Schicksal hatten sie jedoch bereits gerechnet und boten sich in feiner List zunächst nicht mehr wie früher an. Sie machten es im Gegenteil — der eingewöhnten Art gemäß — wie es die Priester taten. So boten sie die unverschleißbaren Genüsse ihrer sexuellen Spezies und die Genüsse Baals zu einem Handel an, der bald in ungeahnter Unverdränglichkeit florierte. Das Reich der Priester nahm ein Ende; insofern wenigstens, als seine Macht als Monopol am Boden lag.

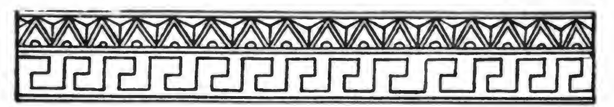
Die Folge davon war, daß durch die Rückkehr der Hetären die reine Form der Baalgebräuche bald verdunkelt wurde. Sie wurde von allen Eingewanderten, je nach dem Kult der heimatlichen Götzen, umgemodelt; und einmal festen Fuß gefaßt, emanzipierten sich die Dirnen immer mehr. Sie schlugen an den Straßen, die zu den „heiligen Hainen" führten, eigene

Zelte auf und lockten von dem Weg zu Baal ins Lustbett ihrer eigenen Laster, soviel es ihrer Eva-Fertigkeit mit dem probaten Weihrauchprickel, den lasterhaften Schleiertänzen und Gesängen und aller sonstigen Liebeskunst gelingen wollte. Ja, später scheuten sie sich nicht, selbst vor den Tempeln, die Jehova dienten, die Zelte ihrer bunten Lasterhaftigkeiten aufzuschlagen.

An Einzelheiten über die Verführungsakte der Hetären weiß uns — wie uns Dufour in seiner „Histoire de la Prostitution" berichtet — ein alter jüdischer Erklärer der mosaischen Geschichte zu erzählen: „Diese Mädchen hatten Zelte errichtet und Buden eröffnet von Bet-Aiximot bis Ar-Ascalez. Daselbst verkauften sie alle Art Schmuckgegenstände, und die Hebräer schmausten und zehrten mitten in diesem Hurenmarkte. Wenn nun einer von ihnen umherging, um Luft zu schöpfen, so rief ihn eine Dirne ins Innere des Zeltes, in welchem sie sich niedergelassen hatte: „Komm und kaufe mir etwas ab!" Und er kaufte. Am nächsten Tage kaufte er wiederum, und am dritten Tage sprach sie zu ihm: „Tritt ein, mein Auserwählter! Du bist hier Herr!" Alsdann trat er ein in ihr Zelt und fand daselbst einen Krug ammonitischen Weines, der auf ihn wartete: „Ist es Dir gefällig, diesen Wein zu trinken?" sprach sie zu ihm. Und er trank, und der Wein entzündete seine Sinne und er sprach zu der schönen Tochter Moabs: „Küsse mich!" Sie sprach, während sie aus ihrem Busen ein Bild des Phegor (ohne Zweifel einen Phallus) zog: „Mein Geliebter, wenn Du willst, daß ich Dich küsse, dann bete meinen Gott an." — „Was!" — schrie er, „wie kann ich diese Götzendienerei auf mich nehmen?" — „Was tuts?" — sprach die Zauberin, „es genügt, daß Du Dich vor diesem Bilde entblößest." Der Israelite hütete sich wohl, einen solchen Handel zurückzuweisen. Er entblößte sich, und die Moabiterin hatte den ersten Schritt getan, ihn in den Kult des Phegor einzuweihen."

(Schluß folgt.)





DIE EROTIK IN DER LITERATUR.

III.

MUSSET ALS EROTISCHER DICHTER.

Von KARL BLEIBTREU.*)

Der Flügelleu von Erz
Hebt trotzig himmelwärts
Die Tatze grell besonnt
Am Horizont.
Und um ihn her in Gruppen
Die Gondeln und Schaluppen,
Gleich wie im Halbkreis Reiher
Schlummern am Weiher.
Die Wolke birgt den Mond,
Wie die Äbtissin thront
In sternbesetztem Schleier
Bei Kirchenfeier.
Der Prunkpaläste Menge,
Die düstern Säulengänge
Mit ihren weißen Treppen
Für Seidenschleppen —
Die Straßen und die Brücken,
Die Statuen, die schmücken
Lagunen, die noch linde
Zittern im Winde —

Sie schweigen sorgenledig.
Nur wachen in Venedig
Am Arsenal die Garden
Mit Hellebarden.
Doch manche legt den Kaftan
Und schwarzer Masken Taft an
Als ein Geheimnissiegel
Vor ihrem Spiegel.
Ans Herz drückt ihren Buhlen
Auf weichen Federspulen
Vanina hingerissen
Auf duftigem Kissen.
Narcissa jauchzt im Nachen,
Voll von Musik und Lachen,
Ihr Fest vergißt die Sorgen
Bis früh am Morgen.
Wer in Italiens Gauen
Wird sich wohl nicht erbauen
An holden Angesichtern
Und bunten Lichtern!
Aus unsern Sammetlogen
Mitleid dem alten Dogen,
Den schon ruft Abendmette
Ins kalte Bette!
In heimlichen Gemächern
Laß scherzen uns und fächern,
Verziehene Küsse zählen,
Ohne zu schmälen!
Wo Wollusttränen flimmern
An süßen Frauenzimmern,
Laß zählen uns und saugen
Den Tau der Augen!

In diesen Jugendversen Alfred de Mussets wird also die Herrlichkeit Venedigs nur eine Folie verliebter Abenteuer. Alle andern historischen Beziehungen, die beim Anblick der alten Seekönigin rege werden, lassen ihn kalt. Und so ist es auch ferner geblieben, seine Entwicklung blieb einer eingefleischten Erotik treu. In der Meisternovelle »Tizian's Sohn« lehrt er die göttliche Faulheit verliebten Müßiggangs, der begabte Sohn des großen Malers bringt nur ein Portrait zu

*) Alle Übersetzungen sind vom Verfasser selbst.

stande, das seiner vornehmen Geliebten, die sein Genie wecken will, und versinkt dann wieder in den süßen Schlendrian des Dolce far niente mit der Begründung, daß ein Kuß des Modells zu seinem einen Meisterwerk mehr wert sei, als das ganze Gemälde. Dieser Grundgedanke durchzieht Mussets Dichten. Wenn aber ein solches Ringen zwischen unüberwindlicher Liebesbrunst und höheren Zielen in einem wirklich genialen Menschen stattfindet, wirkt es nicht mehr liebenswürdig heiter, sondern tragisch. So tönt er diesen inneren Gegensatz schon recht düster in dem kleinen lyrischen Drama »Der Kelch und die Lippen« aus. Man merkt, daß hier der Dichter selber sein Lebensschicksal befragt. Auf der einen Seite das Selbstgefühl wahrer geistiger Macht, die ihn zum höchsten befähigt weit über einen Hugo und Lamartine hinaus, »der Stolz, der an mein Genie glauben machte«, wie er in einem Liede naiv bekennt, auf der anderen unheilbare Schwäche liebelnder Genußsucht.

Es gibt zwei Pfade im Leben.
Der eine glatt und eben
Senkt sich, von Blumen umgeben,
Ganz ohne lästige Dornen.

Der Wanderer achtlos schreitet,
Wo er wie ein Bach sich breitet.
Kein Strudel, wo er gleitet,
Kann ihn zur Schnelle spornen.

Der andere im ewigen Grollen
Wie ein Gießbach sturmgeschwollen
Läßt unterm Fuß uns rollen
Ixions Folterstein.

Er beginnt, wo der erste endet,
Ins Endlose er sich wendet.
Geduld so heißt der erste.
Der zweite und der schwerste
Kann nur die Ehrsucht sein.

* * *

Ihr innern Stimmen, wollt ihr mein Verderben künden,
Warum hat denn der Weltenhirt
In meine Brust gelegt das Feuer aller Sünden,
Den Blitz aus Äthergründen,
Die Flamme zu entzünden,

Die mich verzehren wird?
Warum bin ich die Glut, bewohnt vom Salamander?
Warum dies Staunen und dies Klagen miteinander,
Durchfolternd mein Gemüt? Will denn zurückekehren
Der Strahl, woher er stammt, zu überirdischen Sphären?

Er, dem die Ehrbegier das Leben soll verwüsten
Und der die Größe sucht, die schattenhafte Leere,
Ja, er in seinem Stolz er rechnet sichs zur Ehre,
Die Liebe zu verschmähn mit ihren süßen Lüsten.
Doch Jene, die der Welt ihr Dasein gern verhehlen,
An eines Weibes Brust geschmiegt in stillem Tod,
Ja, sie verachteten vom Grunde ihrer Seelen
Den traurigen Triumph der eiteln Ruhmesnot.

Von Größe redet ihr, vom ewigen Vermächtnis
Der Geistesschätze? Wird sie ehren mein Gedächtnis,
Die Menschheit, als ein teures Gut?
Antwortet mir, enthüllt, was noch in starrem Schlummer,
Seis Freude oder Kummer,
Im Ozean der Zukunft ruht!

Diese Frage ist allerdings bejahend beantwortet worden. Jeder Verstehende ehrte Mussets Gedächtnis, dem erst jetzt zu seines Todes 50. Wiederkehr († 2. Mai 1857) ein Pariser Denkmal den Dank Frankreichs verspätet ausdrückt, von jeher als das des größten, ja des einzigen wahren Dichters, den diese an Genialität so arme Literatur hervorbrachte. Aber solche Anerkennung schränkt sich selber ein und mischt sich mit trauriger Wehmut, denn Musset hinterließ uns das peinliche Bild eines rein fragmentarischen Genies, das sich, gemessen an andern Dichteringenien, besonders germanischer Rasse, unleidlich lückenhaft und verstümmelt ausnimmt, wie eine Apollostatue ohne Arme und Beine, der womöglich auch noch die Nase fehlt. Und doch leuchtet auf seiner Stirn und aus seinen Augen wahr und wahrhaftig der Götterfunke, den ein V. Hugo nur durch blendendes Feuerwerk nachäffte. Von seinem Ahnherrn Byron ganz zu schweigen, dessen Britenkraft ihn riesenhaft überragt, machen sogar Geistesverwandte wie Heine und Lenau, denen er an Vielseitigkeit künstlerischer Gaben so weit überlegen, neben ihm einen geschlossenen männlichen Eindruck. Lenau rang mannhaft mit dem Wahnsinn, Heine durchlitt standhaft seine Matratzen-

gruft, Musset hat seine physisch kräftigere Natur elend durch Ausschweifungen zerstört, mit denen er seine rückgratlose Sentimentalität kurieren wollte. Er bot das Unikum eines Schaffensmächtigen, der in seines nicht langen Lebens letzten zehn Jahren überhaupt nicht mehr schuf, sondern sich mit Laudanum, Opium, Äther statt mit musischer Begeisterung berauschte und immer noch wie ein Monomane jedem geduldigen Zuhörer die schauerliche Mär auftischte, wie die G. Sand ihn einst in Venedig verraten und hierdurch sein Leben für immer vergiftet habe. Dabei hatte er selbst natürlich Liebesgeschichten bis zum Überdruß, verhätschelt von feinen Damen, Cocotten und Grisetten, aber die unglückliche Liebe für das Mannweib G. Sand verfolgte ihn als fixe Idee bis ins Grab. Niemals richtete die Erotik in einem bedeutenden Menschen solche Verwüstungen an, nie war ein reicher Geist so ausschließlich von weiblich weichlichem Liebeskultus besessen. Liebe und nichts als Liebe, toujours perdrix! Niemals stand er darüber, immer sank er drin unter. Doch freilich muß zugestanden werden, daß diese Besessenheit sich zum Dämonischen steigerte und seine Leidenschaft mit einer Gefühlstiefe beseelte, die ihn zum stärksten aller rein erotischen Dichter macht. Heine popularisierte die Schmerzenswollust wie die Tändelei der Erotik für die Masse, Mussets vornehmere Form macht ihn nur den Feinschmeckern genießbar. Aber wie er in seinen prächtigen Prosaerzählungen, die erst das Kunstgenre der Novelle schufen, und den entzückenden Komödien (»Proverbes«) die ganze Grazie gallischen Esprits verschwenderisch ausschüttete, so hat er auch die tiefste Tragik des Eros in den seltsamen kleinen Dramen »Man tändelt nicht mit der Liebe«, »Mariannes Launen«, »Andrea del Sarto« ausgehaucht und der kecken Liederlichkeit seiner byronisch angeglühten Jugendgedichte und kleinen Epen die Grandiosität des »Rolla«, der »Nächte«, der wunderbaren Elegien »Lucie«, »Erinnerung« folgen lassen, in den Rhapsodien »Brief an Lamartine«, »Hoffnung auf Gott« einen Schwung echter Empfindung entfaltet, der gegenüber bombastischer Rhetorik Hugos und Lamartines wie Nachtigallschlag ein Papageiengeschwätz übertönt.

Zu weinen hoffte ich, doch fürchtete zu leiden,
Da ich Dich wiedersah, Du unbekanntes Grab.
Doch die Erinnerung von Scheiden und von Meiden
So süße Tröstung gab.
Nutzlose Reue nicht im Echo mich verhöhne
Der Wälder, Zeugen einst des Glücks, als sie geblüht!
Denn stolz ist dieser Wald in seiner stillen Schöne
Und stolz ist mein Gemüt.
Aus feuchter Erde lockt, da Regen kaum entschwunden,
Den Tagesduft der Mond, durchs Laub erglänzt sein Schein.
So steigen auf in Duft der alten Liebe Stunden,
So lieblich, still und rein.
Was wurde denn aus Dir, o Kummer meines Lebens?
Was früh mich alt gemacht, liegt weit jetzt hinter mir.
Ich schaute nicht zurück zur Jugendzeit vergebens,
Zum Kinde ward ich hier.
Warum der Dichter wohl des Kummers Krone nannte
Erinnerung an Glück, wenn wir im Mißgeschick?
Warum beleidigst Du das Unglück, großer Dante,
Mit diesem bittern Blick?
Der flüchtige Augenblick, wo einmal wir zerrissen
Die Kette, die uns hemmt im Flug zum Quell des Lichts,
Das war das wahre Sein. In Seelenfinsternissen
Da ist das wahre Nichts.
Ich sah im Sonnenlicht noch Anderes verderben,
Als Blätter in dem Wald und als der Wogen Schaum,
Viel mehr als Vogellied und Rosenduft ersterben
Im öden Weltenraum.
Viel düsterer stiegen auf vor mir die Grabesschrecken,
Wie vor dem Romeo, wo Julietta schlief,
Der mit dem bittern Kelch, da sie doch nie zu wecken,
Den Todesengel rief.
Ich aber spreche nur: einstmals an diesem Platze
Da wurde ich geliebt und liebte, sie war schön.
Und in die Ewigkeit flücht' ich mit diesem Schatze
Hinauf zu Himmelshöhn.

(Aus »Erinnerung«.)

Ich liebe! Dieses Wort in jedem Winde schwebt,
Ein Zuruf der Natur, der Vogel folgt dem Ruf.
Der letzte Seufzer ists, der einst die Welt durchbebt,
Wenn sie die Nacht verschlingt, aus der sie sich erschuf.
Das traurigsüße Wort, wie murmelt ihrs so gerne
Der Morgensterne Schar, der Sphären Ingesinde!
Der schwächste unter euch in eurer heiligen Gilde
Durchstreifen möchte er die himmlischen Gefilde,

Damit die Sonne er, die heißgeliebte, finde.
Er stürzt sich durch die Nacht, doch Liebesseufzer gelten
Ihm selber, der geliebt von einem andern Sterne.
So jagen rundherum in Liebesfahrt die Welten,
Entlang dem Firmament in ihrer ewigen Ferne.

(Aus »Rolla«.)

Aus dieser Verstiegenheit des idealisierenden Eros, wo die Venus Urania in den Armen der Venus Vulgivaga gesucht wird, quoll dann der Anteros des sinnlichen Überdrusses empor, der die eigene Entmannung nicht Wert haben will und sich selber noch Tugend andichtet und vorspiegelt, wie in den Stanzen des Nachlasses:

O gebt mir einen Sitz an Eurer Tafelrunde!
Doch keiner wandte nur den Blick nach meinem Munde.
Da kam das Weib! Es schien ein Engel meinen Bitten.
Ich schaute näher zu, obs auch ein Engel wäre.
Sein Lächeln mich empört, verschönt von keiner Zähre.
Einsam hab ich die Nacht durchschritten.
Verstoßen bin ich, Gott, von Deiner Tempelschwelle.
Den Pilger Durst verzehrt, doch labt ihn keine Quelle.
Bin ein verdorrter Baum in unfruchtbarer Wüste.
Mein Sein ist ein Exil in dieser Schöpfung Mitte,
Kein Echo der Natur antwortet meiner Bitte,
Kein Himmel mich begrüßte.
O welcher Sterbliche weiß nicht den müden Nacken
Zu betten nach dem Sturm fern von zerschellten Wracken!
Allein mit meinem Schmerz, der Brandung Spielzeug, einsam
Späh ich nach einem Schiff, ich Schwimmender, vergebens.
Keins meine Farben trägt im Meere dieses Lebens
Und nichts ist uns gemeinsam.
Als Gott, auf daß er sich von Langeweil erlöse,
Auf diese Erde warf das Gute und das Böse,
Da fand ich weiter nichts als meinen Teil der Sorgen.
Man stieß mich grausam fort vom öffentlichen Mahle.
Ich sang, doch ward erstickt von Lärm der Bachanale,
In Dunkelheit verborgen.
O daß dem steinernen Geschlechte ich doch gliche,
Das nur im Dunkel schleicht auf seine Raubtierschliche,
Und sich im Laster sucht behagliches Vergnügen!
Sie leben glücklich, sie! Doch er, der reinere Flammen
In seinem Busen wahrt, die von der Sonne stammen,
Ihm mag der Tod genügen!
Der Geier Überdruß erkor ihn sich als Beute.
Er findet seine Qual, wo sich die Herde freute.

Der Himmel atmet ihm die Höllenglut der Schwermut.
Ihm wandelt sich das Glück zu einer grausen Mischung,
Denn auch die reinste Milch verweigert ihm Erfrischung
Und schmeckt dem Gram wie Wermut.

Ja, nach Wermut schmeckt seine »Erkenntnis eines Jahrhundertsohnes«, ein Romanfragment von intimem stilistischem Reiz. Beichtvater aller Weichlichen und Blasierten, wird er für sein Zeitalter selber ein Doppelgänger, wie er ihn in »Dezembernacht« neben sich herschreiten sah unter dem Namen Einsamkeit. »Es lebe die Liebe, von Trunkenheit begleitet! Deine brennenden Küsse sollen nach spanischem Wein duften! Besingen wir Bacchus, Liebe und Narrheit, vergessen und trinken wir, es lebe die Freiheit!« sucht er die nagende Unzufriedenheit nimmersatter Erotik zu betäuben Während ironiedurchtränkte Leichtlebigkeit Heines in geistiger Frische aushielt, siecht Musset an sittlicher Rückenmarkschwindsucht hin. Er sitzt zwischen zwei Stühlen: »Rosalinde und Suzon finden mich zu weise, der alte Lamartine behandelt mich als Kind.« Das gleiche tut Brigitte (G. Sand) im Bekenntnisroman und er selbst muß sich »ein altes Kind der Skepsis« nennen. Märchenwald der Romantik, in dem »die jungen Mädchen träumen« (sein reizendes Schäferspiel), und Pariser Salons werden in diesen zarten Pastellbildern durcheinander getuscht, keusche Seufzer und stürmische Sinnlichkeit verschmelzen. »Saht ihr meine Andalusierin mit gebräuntem Busen?«, aber saht ihr auch seine tote Lucie und seine Trauerweiden, die auf seinen Wunsch sein Grabmal im Père Lachaise beschatten? »O meine Freunde, wenn ich sterbe, pflanzt eine Weide auf mein Grab, auf daß ich ihren Schatten erbe, der mir im Leben Tröstung gab.« Im barockgenialen Renaissancedrama »Lorensaccio«, wo seine innere Wahrheit über V. Hugo's Effekthascherei sich siegreich emporschwingt, steht in einer korrumpierten Gesellschaft der Held in Narrentracht, mitangesteckt vom Schlamm, des Dichters Selbstportrait. Man glaubt, die schmutzige Gasse zu kennen, wo er den Liedrian Rolla, der sich bei einer gekauften Jungfrau den Tod gibt, sein Don Juan-Fest, bei dem der steinerne Gast an die Türe klopft, feiern ließ. Als Rolla beim ersten Morgen-

grauen das Fenster öffnet und die Sonne zum letzten Male schaut, erkennt man Mussets eigene Züge, ganz änliche Stimmung aus dem Bekenntnisroman. »In diesem keuschen Kuß schied seine Seele und während eines Augenblicks hatten beide geliebt.« Er meint: wahrhaft geliebt, da Don Juan unermüdlich nach diesem Stein der Weisen sucht. Zuletzt erscheinen ihm Mönche, die sich vor dem Kruzifix geißeln, als die wahren Liebenden!

Überall aber Gleichgültigkeit gegen Nichterotisches. »Während Europa Napelon stürzte, hat der Walzer den alten Tanz entthront. Klagt jemand darüber, so bin ichs nicht«. Gallische Heiterkeit bleibt sein Erbteil. »Hoch das Melodrama, wo Margot weinte!« Sieh, wie in Molière »gesunder Menschenverstand das Genie reden läßt!« Deshalb rief ihm Nodier zu, daß nur zu ihm, dem ungezogenen Liebling der Grazien, die französische Muse flüchte. Seine Frivolität gehört ihm als nationalstem französischen Dichter, so etwas Pariserisches gab es noch nie bis auf Maupassants schlüpfrige Ansichtskarten der Lebewelt »nur für Herren«. Für Musset sind »ein hübscher Strumpf und wohlgebaute Knöchel das höchste Glück.« »Das Recht des Stärkeren gilt in Liebe und Krieg, die geliebte Frau hat immer Recht.« Aber dann bäumt er sich wieder gegen die Sklaverei seiner Erotikseuche auf: »Liebe, Geißel der Welt, abscheuliche Narrheit! Du, die nur so schwaches Band an die Wollust knüpft, während alle andern Knoten dich an den Schmerz knüpfen!« In ungedrucktem Vers an die Tragödin Ristori rühmt er sich, sein Herz sei stets offen gewesen »jedem Anruf des Genies«. Ja, aber nur, wenn erotische Vorstellungen sich dabei auslösten. Das Herz ist »das einzige Gut; der Rest ist Reimerei und sagt nichts.« Sogar die Muse schwebt ihm als schöne Dame vor, zu deren Empfang er sein Zimmer illuminiert und mit Blumen schmückt. »Und nun meine blonde Träumerin, nun, Muse, liebe mich wieder!« Zuletzt wird ihm aber sogar verleidet, »in Rythmen zu denken«, die Feder ist das Ruder eines Galeerensklaven, »die Idee ist eine anständige Frau, das Buch eine Courtisane«. Geniale Selbstentschuldigung für Faulheit. Selbsterkenntnis genug plaudert er aus: »Die Lust ist immer jung

und neu, der Gram nur wahr, wenn er altert.« Aber er selbst alterte ja so früh. In diesem Pariser Kind, das seiner Muse im Salonfrack den Hof machte wie ein ganz moderner Weltmensch, verkörpert sich freilich der wahre Geist des Jahrhunderts am stärksten, eben weil er ganz darin untertaucht und nicht »zur Ewigkeit« spricht wie Byrons Falieri. Dieser sinnlichen Schönheitstrunkenheit entrang sich trotz aller artistischen Spielerei ein Schrei der Unmittelbarkeit. Wahrhaftigkeit des Leids und der Lust stieg in wilden Nächten vor ihm auf. Dieser verkleinerte Byron gewann so eine Gewalt der Leidenschaft, einen Schwung des Vortrags, wie kein anderer romanischer Poet.

Germanisches Wesen lechzt nach Stimmungsmusik, romanisches nach Plastik. Sobald wir aber dem urfranzösischen Sprachpomp sein Recht lassen, darf man sagen, daß in keiner Sprache Glanzvolleres geformt wie in der berühmten Einleitung des »Rolla«. Was der Romane im ungeschlachten Prunk V. Hugos als klassische Formvollendung verdaut, wird uns nur in Mussets bitterkeitdurchtränkter schmerzlicher Zärtlichkeit ein Naturlaut. Selbst in der Causerie seiner Gesellschaftskomödien, in psychologische Feinheit eingetaucht, birgt sich unter neckischen Gesten weltmännischen Salons eine alles Getändel adelnde Gefühlsnatürlichkeit. Dieser besonders weibliche Psyche so sicher Gestaltende bot freilich das klägliche Schauspiel mimosenhafter Schwäche, wo ein Großes durch krankhafte Unterwerfung unter brutale Zeitlichkeit zu Grunde geht. Die »Krankheit des Jahrhunderts«, wie er sie fand, erreichte in seinem überfeinen verzärtelten Nervensystem ihre Krise. Wollüstig in eingebildete Schmerzen eingewühlt, greinte er wie ein Muttersöhnchen, dem man die Rute gibt. Sein »Bekenntnis« blieb nicht zufällig ein geistvoller Torso, seine Selbstzersetzung der Romantik (vergl. sein Byron kopierendes »Namouna«) litt in ihm selber Schiffbruch. Dies Parisertum griff wohl manchmal ins Mark des Zeitgeists, verfing sich aber im engen Gebiet einseitiger, obschon verinnerlichter Erotik. Doch dieselbe nervöse Sinnlichkeit verlieh seiner weichen Hand den Künstlertakt: wohin er sie legte, formte sich der Stoff wie Wachs. Ein marmorschöner Torso

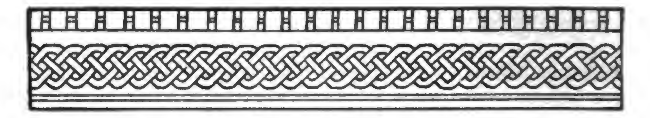
von trümmerhaftem Reiz wie eine verstümmelte Gestalt des Pergamonfrieses.

Wechselwirkung von Leben und Kunst in geheimen Irrgängen dieser erotisch verbogenen Seele: er bot seine ganze Persönlichkeit von allen Seiten, jedes Scheines entkleidet. Nicht nur ist er selbst der Fantasio, Coelio, Octavio, Fortunio, Rolla, Frederic, Tizianello, Lorensaccio, sondern jede seiner Fabeln leitet sich aus Selbsterlebtem ab. Muffige Alkovenpolemik (»Er und Sie«, »Sie und Er« befehdeten sich ihre Pamphlete) mit der G. Sand verschönerte die dämonische Selbstverliebte noch ritterlich als Brigitte, während G. Sand den zerfahrenen Stenio (Musset) nur als Folie ihrer Lúlia benutzt. Als er in den Avancen einer Weltdame böse Absicht, ihn als »Leuchter« (Deckung eines anderen Verhältnisses) zu missbrauchen, zu entdecken glaubte, entstand die feinzisilierte Komödie »Der Leuchter«. Mit gleicher Goldschmiedekunst prägte sich lebenswarme Erfahrung in »Emmeline«. Auf dem Boulevard schlendernd, ruft er unwillkürlich vor sich hin: »Wenn ich indessen dir sagte, daß ich dich liebe?«, die »Stanzen an Ninon« entstehen und am gleichen Abend im Salon ersucht er die Angebetete um ihr ästhetisches Urteil darüber. Sie liest scheinbar gleichgültig, steckt die Verse ein und am andern Tage erhält er Zutritt nur vor Zeugen. Doch die Sache endet mit Geständnis und Glück von drei Wochen. Musset fühlt der G. Sand venezianisches Gift wieder auf seinen Lippen, dem folgenden Bruch entspringen »Die Dezembernacht«, »Brief an Lamartine«. In der Novelle »Emmeline« krystallisiren sich seine Tränen. Anonyme Sendung einer Börse von Damenhand verwandelte sich zum entzückenden Gesellschaftsbild »Eine Laune«, zur Heldin saß seine Freundin, Prinzeß Belgioso, Modell. Eines Morgens kanzelt er sich selbst im Namen seines braven Onkels ab und dieser imaginäre Dialog lebt sich als köstliche Proverbekomödie aus: »Man muß auf nichts schwören«. Nach der Natur gezeichnet, Eingebung persönlicher Erinnerung, auch »Frederic und Bernerette« und »Mimi Pinson«: Alfred bearbeitet eben den Korrekturabzug eines Kunstartikels (in der Novelle Korrektur einer juristischen Dissertation!), als ihn von gegenüber eine sehr

hübsche Grisette zuvorkommend anlächelt. Daraus entstanden die Liebesstunden im Burywald, die später die Leserwelt entzückten. Dem Humor von »Fastnacht«, »Dupont und Durand« folgt ebenso improvisatorisch die wunderherrliche Rhapsodie »Hoffnung auf Gott« unter strömenden Tränen! Unterhaltung mit einem Landmädchen wird Stoff der Idylle »Margot«, sein Doppelverhältnis zur Rachel und Garcia formt sich als Novelle »Die zwei Geliebten«, Bewerbung um eine junge Witwe kennen wir als Meisterkomödie »Eine Tür muß sich öffnen oder schließen«. Seiner Vorliebe für die Schauspielerin Rosa Cheri entstammt die pikante Komödie »Lettina«, einem Theaterabend die satirische Elegie »Ein verlorener Abend«, einer Reise nach Baden die Romanze »Ein Liebesglück«, Vorwürfen über seine nachlassende Produktion der geniale Scherz »Über die Faulheit«, Leopardistudien die tiefsinnige Betrachtung »Nach einer Lektüre«, Michelangelostudien das mit bitterer Eigenerfahrung stilisierte Portrait »Auf eine Tote«. Jedes der kleineren Gedichte hat seine eigene Geschichte. In »Erinnerung an die Alpen«, »An meinen Bruder, der aus Italien kam« lebt die G. Sand-Qual wieder auf. Im Gefängnis wegen Versäumnis von Nationalgardepflichten entwarf er das liebenswürdige »Meine Gefängnisse«. In der Mondscheinsonate »Lucie« träumt er einer Jugendliebe nach. Einem Wiedersehen in der Italienischen Oper verdankte er die unübertroffene »Erinnerung«. Stets wird jede Ausschweifung ihm zur beobachtenden Selbstanalyse.

Weihrauchwolken qualmten dem Olympier Hugo nach, Musset ward ohne nationale Apotheose klanglos zu Grabe getragen. Doch im gleichmäßig abgetönten Sonnenschein französischer Kultur, wo sich wolkigschwüle Atmosphäre für Genieblitze nicht zu ballen vermag, zuckte nur einmal in einem unverfälschten Boulevardier und Gamin der Blitz auf. Er verlosch im Sumpf als Wetterleuchten. So haben wir die Ausnahmeerscheinung, daß ein zur Höhendichtung Berufener in Niederungen hängen blieb. Und das hat mit ihrem Singen die Erotik getan.

□ □



DER KAMPF GEGEN DIE PROSTITUTION.

Von PAUL HIRSCH.[1])

Ebenso wie dem Verbrechen, so steht die heutige Gesellschaft auch der Prostitution machtlos gegenüber. Diese Hilf- und Ratlosigkeit prägt sich am deutlichsten in den widerspruchsvollen Gesetzen und Verordnungen aus, die zur Bekämpfung der Prostitution erlassen sind. Nach dem Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich z. B. ist die Prostitution als solche strafbar, sie wird aber straffrei, wenn die Prostituierte unter sittenpolizeilicher Kontrolle steht und nicht den zur Sicherung der Gesundheit, der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Anstandes erlassenen polizeilichen Vorschriften zuwiderhandelt. Geschieht das, oder treibt ein weibliches Wesen gewerbsmäßig Unzucht, ohne der polizeilichen Aufsicht unterstellt zu sein, so macht es sich strafbar. Es gibt namhafte Juristen, die überhaupt die Stellung unter sittenpolizeiliche Kontrolle als gesetzlich nicht zulässig bezeichnen. Es sei nur an den Senatspräsidenten Schmölder erinnert, der unter Berufung auf Artikel 5 der preußischen Verfassungsurkunde[2]) die Zulässigkeit der Reglementierung der Prostitution bestreitet und mit beherzigenswerten Worten darauf hinweist, daß man mit der zu Unrecht erfolgten Zwangseinschreibung ein Wesen, welches mit allerlei Anfechtung ringt und kämpft und sich gern vor dem ihm drohenden Verderben retten möchte, von Staatswegen mit Gewalt in die tiefste Schande, in den größten Sündenpfuhl stößt.

Die Reglementierung der Prostitution soll ein Mittel zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sein. Daß sie diesen Zweck nicht erfüllt, darüber sind sich die Fachleute so ziemlich einig: Aber trotzdem werden viele Tausende alljährlich für die zwangsweise ärztliche Untersuchung der Prostituierten verausgabt, um die Männer, welche sich der Prostitution bedienen, in eine verhängnisvolle Sicherheit zu wiegen. Mußten wir es doch sogar erleben, daß in Dresden eine besondere Krankenkasse für Prostituierte errichtet wurde, der anzugehören alle unter sittenpolizeilicher Aufsicht stehenden Frauenspersonen verpflichtet waren und aus deren Mitteln nicht nur die Verpflegungskosten für erkrankte Mitglieder, sondern auch die der Polizei aus der Beaufsichtigung des Prostitutionswesens erwachsenden Kosten bestritten wurden!

Die würdelose Sklaverei, in der die Kontrollmädchen zu leben gezwungen sind, ist mehr als einmal aus beredtem Munde geschildert. Man lese nur einmal die Skizzen von Dr. Hammer, mit dessen allgemei-

[1]) Aus »Verbrechen und Prostitution als soziale Krankheitserscheinungen«.

[2]) Artikel 5 lautet: Die persönliche Freiheit ist gewährleistet. Die Bedingungen und Formen, unter welchen eine Beschränkung derselben, insbesondere eine Verhaftung zulässig ist, werden durch das Gesetz bestimmt.

nen Anschauungen wir zwar in vielen Punkten nicht übereinstimmen, dem wir aber darin beipflichten müssen, daß die Stellung unter Sittenkontrolle sinn- und zwecklos ist: Ebenso wie die polizeiliche Aufsicht den entlassenen Strafgefangenen nur hinderlich ist, ebenso ist auch die sittenpolizeiliche Kontrolle fast in allen Fällen dazu angetan, dem »gefallenen« Mädchen die Rückkehr in geordnete Verhältnisse zu verschließen. Ist so ein Wesen erst einmal »unter Sitte« gekommen, dann ist ein Wiederhinaufklimmen auf der sozialen Stufenleiter, eine moralische und physische Wiedergeburt, schon deshalb höchst unwahrscheinlich oder geradezu unmöglich, weil viel zu viel wirtschaftliche Interessen mit dem Dirnentum des Mädchens verknüpft sind. Da ist der Zuhälter, die Wirtin, die Wäscherin, die Putzmacherin, die Aufwartefrau, der Café-Kellner — kurzum, eine ganze Schar von Menschen, die nur dann Geld von ihrem Opfer ziehen können, wenn die Prostituierte unter der polizeilichen Kontrolle bleibt. Deshalb wird, halb bewußt, halb unbewußt, die Sache schon so »geschoben«, daß die Unglückliche nicht wieder aus dem Sumpfe herauskommt.

Auch die Vertreter der Polizeibehörden selbst erkennen die schweren moralischen Nachteile der sittenpolizeilichen Kontrolle an, denen fast gar keine oder doch keine wesentlichen Vorteile gegenüberstehen, auch wenn man die Dinge nur vom Standpunkt der landläufigen bürgerlichen Anschauung der Dinge betrachtet. So sagt z. B. Dr. Freudenberg in einer Abhandlung über Landstreichertum und Prostitution in Mannheim[3]) unverhohlen, daß die unter sittenpolizeilicher Kontrolle stehenden Dirnen zwar wirtschaftlich besser gestellt sind, »moralisch aber wegen der erniedrigenden Prozedur der Untersuchung auf Geschlechtskrankheiten noch tiefer stehen, als die freien Prostituierten«. In dieser selben Abhandlung weist Dr. Freudenberg darauf hin, daß sich unter den landstreichenden und in Mannheim aufgegriffenen Dirnen viele befanden, die anderswo unter Kontrolle standen und dieser vermutlich entflohen waren. Die verkommensten unter ihnen waren immer diejenigen, die schon in einem Bordell waren. Und dann heißt es wörtlich weiter: »Unbegreiflich ist, daß die Polizei eines deutschen Bundesstaates sich kein Gewissen daraus machte, sechzehnjährige Mädchen unter sittenpolizeiliche Kontrolle zu stellen und in Bordelle zuzulassen. Ein solches Mädchen wurde, nachdem es dort hinreichend verdorben war, von derselben Verwaltungsbehörde, die es unter Kontrolle gestellt hatte, in eine Besserungsanstalt gebracht!«

Leider sind solche Fälle keineswegs vereinzelt. Die sittenpolizeilichen Vorschriften lassen jeden sozialen Gedanken vermissen; nicht die Prostituierten werden gegen Ausbeutung aller Art geschützt, sondern einzig und allein die Gesellschaft soll geschützt werden gegen vermeintliche oder wirkliche Übergriffe der Prostituierten. Daß wir auch in den Prostituierten schließlich doch immer noch den Menschen zu erblicken haben, daran denkt weder der Gesetzgeber, noch die Polizei, noch die

[3]) Zeitschrift für Badische Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege. 1904. Nr. 6.

große Masse derer, die sich dieser Geschöpfe bedienen. Treffend wies im preußischen Landtage Abgeordneter Münsterberg[4]) darauf hin, daß die Prostituierten durch die Stellung unter sittenpolizeiliche Kontrolle meist entehrt und für das ganze Leben geächtet sind. »Aus dieser Umklammerung der Polizei kommt das Mädchen kaum heraus; es macht die größten Schwierigkeiten für sie, jemals wieder in die bürgerliche Gesellschaft zurückzukehren. Als »Kontrollmädchen« findet sie keine Wohnung in anständigen Häusern, sie wird von allen Seiten verfolgt und umhergejagt, und es bestimmt ja sogar der Absatz 9 der Berliner Polizeiverordnung, daß, wenn ein solches Mädchen Ärgernis gibt, sie »nach einmaliger fruchtloser Verwarnung verpflichtet ist, innerhalb der gestellten Frist aus dem Hause zu ziehen«. Und, meine Herren, was sind das für Verhältnisse! Ein Mädchen wird unter Kontrolle gestellt, weil sie von den Anschauungen der bürgerlichen Moral abgewichen ist; sie steht unter Staatsaufsicht und wird kraft Staatsaufsicht geächtet und umhergejagt. Und was ist die Folge davon? Die Folge ist, daß die Ausbeutung durch die Vermieter, die ein solches Mädchen zu sich aufnehmen, in steigendem Maße wächst, und daß die Mädchen unrettbar der widerwärtigsten Seite dieser Dinge, dem Zuhältertum, verfallen.«

In den meisten Fällen ist eine Rettung der Prostituierten und eine Rückkehr derselben ins bürgerliche Leben nicht möglich, und doch könnten eine ganze Anzahl von ihnen mit leichter Mühe vor dem völligen Untergange bewahrt bleiben, wofern nur die Gesellschaft den guten Willen hätte, helfend einzuspringen. Ein Mann, dem eine reiche Erfahrung auf diesem Gebiete zur Seite steht, der Geheime Oberregierungsrat Dr. Krohne, hat im preußischen Abgeordnetenhause die Schuld der Gesellschaft anschaulich geschildert. Er hat darauf hingewiesen, wie die Verwaltung sich bemüht, jugendliche Prostituierte in Fürsorgeerziehung zu bringen, wie später nach der Entlassung aus der Fürsorgeerziehung geeignete Familien gesucht werden, die sich solcher Mädchen annehmen, wie aber die Gesellschaft versagt und infolgedessen die Schuld daran trägt, wenn die Bemühungen der Verwaltung scheitern. »Das Mädchen, sich selbst überlassen, fällt in die alten Verhältnisse und das alte Laster zurück, und da macht man unsere Anstalten und die Fürsorgeerziehung für die Schuld der Gesellschaft haftbar, bürdet ihr eine Verantwortung auf, die sie nicht tragen kann. Also wenn irgendwo, dann muß hier eingesetzt werden, hier sollen die Frauen gebildeter, christlicher, gutgeordneter Häuser ihre Pflicht tun und sich nicht scheuen, ein solches Mädchen ins Haus zu nehmen, und wenn sie einmal einen vergeblichen Versuch ge macht, einen Mißerfolg erlitten haben, wenn das Mädchen ihnen durchgegangen ist, dann sollen sie nicht sagen: nun will ich mit der ganzen Gesellschaft nichts zu tun haben. Die Fürsorgeerziehung kann nur das ihrige so weit tun, daß sie sucht, das Mädchen vergessen zu lassen und

[4]) Vergl. Stenogr. Berichte der Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses. Sitzung vom 20. Februar 1907.

herauszuheben aus seinem Schmutz; es weiter zu behüten und auf rechtem Wege zu halten ist Sache der Gesellschaft.«[5]) Leider ist sich die Gesellschaft, die Geheimrat Krohne im Auge hat, ihrer Pflicht gegen ihre Nebenmenschen nur höchst mangelhaft bewußt, und die »gebildeten, christlichen, gutgeordneten« Häuser schrecken vor jeder Berührung mit einer »Dirne« ängstlich zurück. Die wenigen Prostituierten, denen es gelingt, ein ordentliches Leben zu beginnen, indem sie einen Beruf ergreifen oder heiraten und die sich dann in der Ehe durchaus anständig führen, verdanken ihre Rettung wahrlich nicht der sogenannten guten Gesellschaft, sondern Angehörenden der proletarischen Klasse, die das Christentum zwar nicht fort und fort im Munde führen, es aber desto mehr praktisch betätigen.

Allerdings, wer in jeder Prostituierten ein entartetes Wesen erblickt, der wird von vornherein jeden Versuch, sie zu retten, als aussichtslos verwerfen; der wird sich zu der unserer Ansicht nach völlig verkehrten Auffassung bekennen, der Ströhmberg in den Worten Ausdruck verleiht: »Wie es ein vergebliches Bemühen wäre, einen unheilbaren Geisteskranken zur Vernunft bringen zu wollen, ebensowenig Erfolg versprechend erscheinen alle die Maßnahmen gegen die Prostitution, welche den zwischen dem normalen Weibe und den Prostituierenden bestehenden Unterschied ignorieren und von der irrigen Voraussetzung der Besserungsfähigkeit der letzteren ausgehen. Gleichwie der Staat den Schaden zu verhindern sucht, den unheilbare Geisteskranke verursachen können, ohne in diesen deshalb strafwürdige Verbrecher zu sehen, tritt er auch den großen sanitären Gefahren der Prostitution entgegen, ohne ihre Freiheit mehr einzuschränken, als es zur Vermeidung der Störung des öffentlichen Anstandes durch die Prostitution und zur Bekämpfung ihrer sanitären Gefahren für die Bevölkerung erforderlich ist.«

Nun, glücklicherweise ist es nicht so schlimm, wie Ströhmberg es schildert. Wir haben keinen Grund, an der Besserungsfähigkeit der Prostituierten im allgemeinen von vornherein zu verzweifeln. Ob sie wirklich gebessert werden, ob die Einrichtung unserer Wirtschaftsordnung in Verbindung mit den gesetzlichen Bestimmungen, den polizeilichen Vorschriften und den gesellschaftlichen Vorurteilen geeignet sind, dies Ziel zu erreichen, das freilich ist eine andere Frage, eine Frage, die im großen ganzen mit Nein beantwortet werden muß.

In einigen Ländern hat man wenigstens einen Anfang damit gemacht, die Prostituierten aus ihrer entwürdigenden Stellung, in die sie von Obrigkeitswegen hinabgestoßen werden, emporzuheben, indem man mit dem System der Reglementierung gebrochen hat. In Dänemark ist im Oktober 1906 ein neues Prostitutionsgesetz in Kraft getreten, das zwar nicht die Prostitution beseitigen, wohl aber den Prostituierten ihre Menschenrechte wahren will. Das Gesetz sieht von der Reglementierung ab

[5]) Vergl. Stenogr. Berichte der Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses. Sitzung vom 22. Februar 1907.

und begnügt sich damit, die gefährlichsten Auswüchse der Prostitution in moralischer und hygienischer Hinsicht zu beseitigen. Der Allgemeinheit ist dadurch kein Schaden erwachsen. Hören wir, wie der Chef der Sittlichkeitspolizei Kopenhagens sich über die Wirkung des neuen Gesetzes einen Monat nach dessen Inkrafttreten geäußert hat:

»Das Leben auf der Straße gestaltet sich sehr ordentlich und fein. Wohl sieht man jetzt des abends einige Frauen mehr, von denen man vermuten kann, daß sie Herren suchen, aber irgend ein öffentliches Aergernis ist dadurch gar nicht entstanden. Im Vergleich mit den Großstädten des Auslandes sind Kopenhagens Prostituierte gering an Zahl und bescheiden. Man braucht nur einmal nach Berlin zu reisen, um den Unterschied gewahr zu werden. In der Friedrichstraße und anderen Verkehrsstraßen schwärmen zur Abendzeit ungeheuere Mengen von Frauen umher. Ich nehme an, daß die geringeren Arbeitslöhne in Berlin einen unseligen Einfluß ausüben.

Doch haben wir selbstverständlich auch eine bedeutende Prostitution, die allerlei Lebenszeichen von sich gibt, unter anderem in den Anzeigenspalten mehrerer Blätter. Bisher haben wir die Annoncierenden nicht ausspioniert, selbst wenn Name und Adresse angegeben waren.

Im übrigen kann ich nach Verlauf von nur einem Monat ein endgültiges Urteil über die Wirkungen des neuen Gesetzes nicht abgeben. Aber ich meine, daß die Verhältnisse nun bedeutend besser sind als früher. Früher war doch die Protistuierte jeden Tag gezwungen, Geld für das teure Zimmer herbeizuschaffen. Das ganze System zwang sie, sich zu verkaufen. Nun hat sie jederzeit den Weg offen, sich einen redlichen Erwerb zu suchen, und sie wird nicht mehr in dem Grade von anderen ausgebeutet werden wie früher.«

Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß auch der bisherige preußische Minister des Innern von Bethmann-Hollweg — allerdings nur für seine Person, nicht im Namen des Staatsministeriums — sich für das dänische System ausgesprochen hat. Gelingt es ihm, seinen Willen durchzusetzen, dann wird zweifellos die Aussicht der Prostituierten, von ihrem Lebenswandel zu lassen, weit größer sein als heute, wo gerade die Stellung unter Polizeiaufsicht ihnen die Rückkehr in geordnete Verhältnisse unmöglich macht. Tut dann noch die Gesellschaft das ihrige, so wird der Kampf wenigstens nicht mehr ganz so von vornherein vergeblich sein.

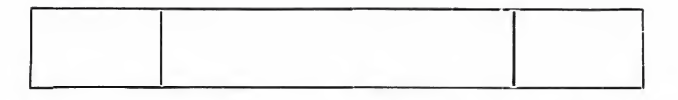


GESCHLECHT UND GESELLSCHAFT

ZWEITER BAND ▭ ZWÖLFTES HEFT



Herr Roeren hält im Kölner Sittlichkeitsverein Vortrag über Wichtigkeit u. ethische Bedeutung des Feigenblattes.
Nach Rembrandt's »Anatomie«. Aus »Jugend« 1906. (Zu dem Aufsatz »Der nackte Mensch in der Karikatur« Seite 561.)



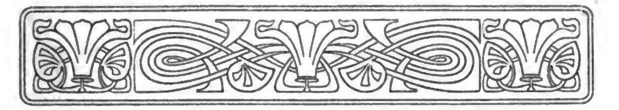
SUSANNA. Von F. FAU.
Zu dem Aufsatz »Der nackte Mensch in der Karikatur« Seite 561.



DIE ROMANLESERIN. Von WIERTZ (Wiertzmuseum, Brüssel).
Zu dem Aufsatz Die weibliche Sinnlichkeit Seite 481.



DIE UNGLEICHEN LIEBHABER (16. Jahrhundert).
Zu dem Aufsatz ·Die weibliche Sinnlichkeit Seite 481.



EINIGE GESICHTSPUNKTE ZUR REGELUNG DER ERNÄHRUNG WÄHREND DER SCHWANGERSCHAFT.

Von Professor Dr. BÜTTNER in Rostock.*)

Dem Menschen ist im Laufe der Entwicklung eine Fähigkeit verloren gegangen, die bei den Tieren in der höchsten Ausbildung vorhanden ist: der Instinkt. Dieser leitet das Tier, das sich z. B. während der Schwangerschaft eine besonders kalkreiche Nahrung — zum Knochenbau der Frucht — aussucht, mit einer bewundernswerten Sicherheit. Wir Menschen, die wir diesen Leitstern nicht haben, müssen bewußt suchen nach der zweckmäßigsten Ernährung. Freilich zeigt auch der Mensch im Zustande der Schwangerschaft hier und da Anklänge an einen Instinkt, wenigstens glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich die bekannten Gelüste der Schwangeren, die plötzliche Sehnsucht nach Saurem oder Süßem, nach pikanten Speisen, oder die plötzliche Abneigung gegen Fleisch u. a. m., als Äußerungen des Instinkts auffasse. Diese Auffassung erscheint auch insofern berechtigt, als solche Gelüste gewöhnlich mit einer großen Stärke auftreten und durchaus nicht so leicht überwindbar sind wie der Appetit nach dieser oder jener Speise außerhalb der Schwangerschaft. Dennoch dürfen wir nicht annehmen, daß der Mensch durch solche instinktiven Gelüste jedesmal ebenso richtig geleitet wird wie das Tier. Es darf nicht vergessen werden, daß der Instinkt beim Menschen eine rudimentäre Seelenäußerung ist, die, wie alle verkümmernden Funktionen, gelegentlich Ausschläge nach der einen oder anderen Richtung zeigt, kurz unzuverlässig ist.

Welche Forderungen haben wir an die Ernährung während der Schwangerschaft zu stellen? Die Antwort liegt auf der Hand: Die Ernährung muß so sein, daß weder die Frucht noch die Mutter zu kurz kommt. — Ist dazu nun eine größere

*) Aus der „Zeitschrift für Krankenpflege".

Quantität an Nahrungsstoffen als zu anderer Zeit erforderlich? Allgemein wird diese Frage bejaht, sowohl von Ärzten, wie von Laien. Auch ich will sie bejahen, aber doch nur mit einem gewissen Vorbehalt, der aus dem Folgenden klar werden soll.

Wenn wir eine körperlich elende, z. B. schwindsüchtige schwangere Frau sehen, so erwarten wir unwillkürlich von ihr ein zartes, zu schwach ernährtes Kind. Die Regel aber ist, daß von einer solchen Mutter zwar kein starkes, aber doch immerhin annähernd mittelgut entwickeltes Kind geboren wird. Die schwindsüchtige Person, die trotz der Schwangerschaft an Körpergewicht verliert, befindet sich in denkbar schwerstem Hungerzustande, und wenn diese Mutter dennoch ein leidlich gut genährtes Kind zur Welt bringt, so kann mit aller Sicherheit geschlossen werden: die quantitativ geringe Ernährung der Mutter ist auf die Entwicklung der Frucht von geringem Einfluß.

Also um der Frucht willen sind gesteigerte Nahrungsmengen während der Schwangerschaft nicht nötig. Aber vielleicht um des mütterlichen Körpers willen? Auch das ist nicht unbedingt zuzugeben. Denn der mütterliche Körper verbrennt während der Schwangerschaft von dem aufgenommenen Nahrungsstoff weniger als zu anderen Zeiten, er würde also nicht hungern, wenn ihm nur dieselbe Menge an Nahrungsstoffen gereicht würde, wie vor der Schwangerschaft. Aber: soll die Frau lange gleich leistungsfähig erhalten werden, soll sie arbeiten, so muß allerdings die Nahrungsmenge größer werden; geschieht das nicht, so leidet die Arbeitsfähigkeit erheblich.

Zum vollen Verständnis des eben Gesagten ist ein kurzes Eingehen auf einige Grundtatsachen der Ernährungsphysiologie notwendig. Bekanntlich betrachtet man die Ernährung des Menschen vielfach unter dem Bilde des geheizten Ofens. Wie bei der Verbrennung einer bestimmten Menge von Kohle stets eine bestimmte Wärmemenge geliefert wird, so wird auch bei der Einfuhr einer bestimmten Menge von Nahrungsstoffen in den Körper immer eine ganz bestimmte Energiemenge frei. Was im Ofen nur als Wärme erscheint, kommt im menschlichen Körper teils als Wärme, teils als Bewegung, z. B. als Muskelarbeit zum Vorschein. Der Vorgang ist im Prinzip der

gleiche, immer handelt es sich darum, daß chemische Spannkräfte eingeführt werden, verbrennbare Stoffe, deren Verbrennung eine gewisse Menge von Energie frei macht. Ein Mensch nun, der bei regelmäßiger, tagtäglich gleicher Arbeit und einer bestimmten Nahrungszufuhr an Gewicht nicht zu- und nicht abnimmt, befindet sich im Ernährungsgleichgewicht. Mutet man ihm mehr Arbeit zu bei derselben Ernährung, so wird er an Gewicht abnehmen, weil zu dieser Mehrleistung von Arbeit die eingeführten Spannkräfte nicht genügen, er wird das Fehlende an Spannkräften von seinem eigenen Körperstoff nehmen. – Wie liegen nun die Dinge in der Schwangerschaft? Ich nehme denselben Menschen mit der gleichen Ernährung zum Beispiel. Es geht jetzt von den eingenommenen Spannkräften, oder, was im Prinzip dasselbe ist, von den im Körper zirkulierenden Säften, tagtäglich eine kleine Menge zur Frucht hinüber – dieser Teil geht also für den Mutterorganismus selbst verloren. Dieser muß nun mit dem übrigbleibenden Teil, also einem Minus an chemischen Spannkräften gegenüber dem nichtschwangeren Körper auskommen und dabei dieselben Leistungen verrichten. Ist das möglich? In der Schwangerschaft ist es bis zu einem gewissen Grade wohl möglich, und es wird erreicht durch eine geringere Wärmeabgabe. Wenn der nichtschwangere Körper von der durch die Verbrennung der Nahrung erzielten Gesamtenergie einen ziemlich großen Teil als Wärme nach außen abgibt, so spart der schwangere Körper gerade oft an dieser Ausgabe und behält damit einen relativ größeren Teil der Gesamtenergie zu anderer Verwendung zurück. Es ist bekannt, daß schwangere Personen leicht frieren – auch in gut geheizten Räumen. Das Gefühl des Fröstelns entsteht, wenn die Hautgefäße zusammengezogen, eng sind, die Haut also mangelhaft durchblutet, kühl ist. Die geringe Durchblutung der Haut hat zur Folge, daß weniger Wärme nach außen abgegeben wird. Selbstverständlich aber kann diese Regulationsvorrichtung nicht unbeschränkt wirksam sein. Wird sehr viel Arbeit geleistet, so wird die eingeführte Nahrung trotz der Tendenz einer verminderten Wärmeabgabe nicht genügen, es wird der Körper von seinem eigenen Stoff hergeben müssen. –

Die praktische Folgerung, die wir aus dieser Ausführung ableiten können, ist: Die in Laienkreisen verbreitete Anschauung, als brauche der schwangere Körper unbedingt eine viel reichlichere Ernährung, ist nur unter der Voraussetzuug richtig, daß der Körper dann auch reichlich arbeitet. Tritt aber die in besser situierten Kreisen allgemein übliche körperliche Schonung vom Moment der Feststellung der Schwangerschaft ein, so ist es richtiger, die Ernährung quantitativ nicht viel reichlicher werden zu lassen. Will man dieses doch, so ist wenigstens unbedingt auf fleißiges Spazierengehen zu dringen, was in physiologischem Sinne ja auch der Arbeit gleichkommt.

Wenn also hiernach der nicht schwer arbeitende schwangere Körper einer absolut vermehrten Nahrungsmenge nicht bedarf, so ist es doch eine alte Erfahrung, daß ihm eine häufigere Nahrungszufuhr in kleinen Portionen besonders zuträglich ist. Allgemein bekannt ist die Übelkeit Schwangerer, die sich oft bis zum Erbrechen steigert. Worauf die Erscheinung beruht, darüber hat die Wissenschaft noch nicht das letzte Wort gesprochen. Aber wir finden dieses Symptom besonders bei Frauen mit unternormalem Ernährungszustande, und wir wissen, daß wir es abschwächen, ja vielleicht beseitigen können durch häufigere Mahlzeiten. Dieses und speziell die Tatsache, daß die Übelkeit meist früh nach dem Aufstehen auftritt, also etwa zehn Stunden nach der letzten Nahrungsaufnahme, und daß das Symptom ausbleibt, wenn wir ein kleines Nachtmahl oder Frühmahl vor dem Aufstehen einnehmen lassen, beweist, daß es sich bei der Übelkeit um einen Hungerzustand handelt. Daß das subjektive Hungergefühl fehlt, spricht nicht dagegen, entscheidend ist, daß wir durch eine Maßnahme, welche direkt gegen den Hunger gerichtet ist, die Übelkeit zum Verschwinden bringen können.

Nun könnte man sagen: wenn die Übelkeiten durch Hunger bedingt sind, wie kann es dann richtig sein, daß die Schwangere doch nicht größerer Nahrungsmengen bedarf? Mit diesen Übelkeiten scheint die Natur uns ja einen Wink zu geben! Zu antworten ist: nicht durch Vermehrung der absoluten Nahrungsmenge beseitigen wir das Symptom, sondern durch eine zweckmäßigere Verteilung der Mahlzeiten.

Nun zum zweiten, viel wichtigeren Punkt der Ernährungsfrage in der Schwangerschaft, zur Qualität der Nahrung. Wir wollen auch hier zunächst die Frucht ins Auge fassen. Hängt von der Qualität der von der Mutter aufgenommenen Nahrung die Ausbildung des Kindes ab? Darauf kann beinahe mit einem bündigen „Nein" geantwortet werden. Das Kind im Mutterleibe ist genau in derselben Lage wie eine beliebige Pflanze in ihrem Mutterboden. Nehmen wir als Beispiel eine Pflanze, die zu ihrem Aufbau viel Kalk braucht. Diese wird in einem kalkfreien Erdboden natürlich nicht wachsen können, aber wenn der Boden nur etwas Kalk enthält, so nimmt die Pflanze davon soviel, als sie braucht. Wohl werden nur wenige kalkbedürftige Pflanzen auf diesem Boden wachsen können, aber die dort wachsen, enthalten auch annähernd soviel Kalk, wie ihrer Art entspricht. Genau so die menschliche Frucht. Geben wir der Mutter eine eiweißarme Nahrung, so wird der Fruchtkörper deswegen nicht eiweißärmer, er nimmt eben von den im Körper der Mutter kreisenden Eiweißsubstanzen soviel, als er davon bedarf und überläßt es dieser, den eintretenden Fehlbetrag im eigenen Körper durch die Ernährung wieder zu decken. Geben wir der Mutter eine kalkarme Nahrung, so wird die Frucht deswegen in ihren Knochen nicht weniger Kalk haben, der mütterliche Körper wird eben von seinem Kalkdepot, den Knochen, einen Teil hergeben müssen. Oder die Mutter erhält eine eisenarme Nahrung: nicht die Frucht wird blutarm, wohl aber die Mutter. Man sieht, worauf es ankommt: es muß die Ernährung so gewählt werden, daß an den Stoffen, welche die Frucht braucht, zu keiner Zeit eine Verarmung des mütterlichen Organismus eintreten kann.

Die dem Menschen notwendigen Nahrungsstoffe sind: Eiweiß, Fett, Kohlehydrate, Wasser und Salze. Aus den Lehren der Physiologie können wir entnehmen, daß eine Frau von mittlerem Körpergewicht für 24 Stunden etwa 100 g Eiweiß, 80 bis 100 g Fett und 400 g Kohlehydrate nötig hat, um bei mittlerer Arbeit im Ernährungsgleichgewicht zu sein. Wir wissen aber auch, daß von den drei genannten der Hauptnahrungsstoff das Eiweiß ist, das durch andere nur zum kleinen Teil ersetzt werden kann, während Fette und Kohlehydrate

sich untereinander ersetzen und beide durch Eiweiß wenigstens zum großen Teil ersetzt werden können. Von den Salzen, die der Mensch aufnehmen muß, sind die wichtigsten: Kochsalz, Kalksalze, phosphorsaure und Eisensalze. Decken wir nun den gesamten Nahrungsbedarf durch eine gemischte Ernährung, so können wir sicher sein, daß wir die Nahrungssalze in genügender Menge einführen. Das ist aber durchaus nicht der Fall, wenn wir z. B. in der Hauptsache Fleisch genießen. So können wir unseren täglichen Bedarf an den wichtigsten Nahrungsstoffen in folgender Weise decken: 600 g fettes Rindfleisch (Rohgewicht) enthalten 100 g Eiweiß, etwa 150 g Fett, also mindestens 50 g mehr als nötig. Wenn wir noch etwas Weißbrot und Zucker hinzufügen, so wird auch dem Kohlehydratbedürfnis genügt. Diese an sich kräftig erscheinende Ernährung aber würde in der Schwangerschaft durchaus unzweckmäßig sein, denn das Fleisch, das wir ja ohne Knochen genießen, enthält viel zu wenig Kalk, und der mütterliche Körper würde von seinem eigenen Kalk an die Frucht abgeben müssen. Wo z. B. bereits Zahnkaries besteht, würde diese erheblich schlimmer werden. — Oder mit drei Liter Kuhmilch täglich würden wir aufnehmen etwa 100 g Eiweiß, 100 g Fett und 140 g Kohlehydrate, brauchten also gleichfalls nur etwas Zucker und Weißbrot hinzuzugeben. Die Frau, die sich so in der Schwangerschaft ernährt, wird freilich korpulent, an Salzen nimmt sie auch Kalksalze außerordentlich reichlich auf, aber sie wird blutarm, denn die Milch enthält nur sehr wenig Eisen. Kombinieren wir aber die Milchernährung mit der ersterwähnten Fleischdiät, so würden wir den mütterlichen Körper gut auf seinem Bestande erhalten können, vorausgesetzt, daß diese gleichförmige Nahrung nicht abgelehnt wird. Oder endlich, wir nehmen nur vegetabilische Nahrung und wählen davon das Konsistenteste, nämlich Erbsen. Mit einem Pfund Erbsen nehmen wir über 100 g Eiweiß und fast 250 g Kohlehydrate auf. Das fehlende Fett kann leicht bei der Zubereitung in Form von Pfanzenfetten, z. B. Palmin, hinzugefügt werden. Aber diese massige Nahrung würde zwar bezüglich der Salze weitaus den Bedarf decken, an dem Eiweiß jedoch würden etwa 30 g zu wenig sein. Denn während das eingeführte

Fleischeiweiß fast vollständig verdaut wird, also dem Körper zugute kommt, wird das Eiweiß der Vegetabilien viel weniger gut ausgenutzt. Wir würden also sogar von diesem konsistentesten aller Vegetabilien schwer zu bewältigende Mengen nehmen müssen, ganz zu schweigen z. B. von der Kartoffel.

Alles dieses weist darauf hin, daß die zweckmäßigste Ernährung, wie überhaupt, so besonders in der Schwangerschaft die gemischte ist. Und das möchte ich hervorheben: nicht zu wenig Vegetabilien! Für diesen Rat läßt sich auch sonst verschiedenes anführen. So ist der Gehalt der Vegetabilien an Zellulose ein Vorteil. Die Holzfaser reizt den Darm zu regelrechter Tätigkeit, verhindert also die Trägheit der Darmfunktionen. In dieser Beziehung sind allerdings die verschiedenen Vegetabilien nicht gleichwertig. Die Kartoffel enthält wenig Holzfaser, nur 0,8 %, Kohl und Äpfel haben das doppelte, Erbsen das dreifache, Wallnuß das siebenfache, Himbeere das achtfache.

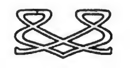
Endlich möchte ich noch einen, freilich nur hypothetischen Vorteil der Vegetabilien nicht unerwähnt lassen. Wir haben gesehen, daß die Verbrennung der eingeführten Nahrungsstoffe während der Schwangerschaft weniger ausgiebig ist, und manches spricht dafür, daß besonders die schwer verbrennlichen Nahrungsstoffe zum Teil unvollständig verbrannt werden. Zu diesen Stoffen gehört unbedingt das Eiweiß — wir könnten es z. B. dem feuchten Holze im Ofen vergleichen. Bei der unvollständigen Verbrennung der Eiweißkörper entstehen nun Säuren, welche auf den Körper giftig wirken, und diese Stoffwechselsäuren werden in jüngster Zeit mit einiger Wahrscheinlichkeit als die Ursache zweier typischer Schwangerschaftserkrankungen angesehen: der sogenannten Schwangerschaftsniere und der Eklampsie. Fügen wir dem Eiweiße, also der Fleischnahrung, genügend Vegetabilien hinzu, so führen wir sozusagen Gegengifte ein, Alkalien, welche die giftigen Säuren binden und unschädlich machen. Hiernach wären die genannten Komplikationen häufiger da zu erwarten, wo nahezu reine Fleischnahrung genossen wird, während ein reichlicher Zusatz von Vegetabilien einen gewissen Schutz gegen sie gewähren müßte. Sollte sich diese Annahme auch als unrichtig

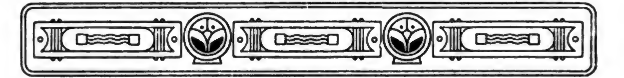
erweisen, darüber darf man ruhig sein: der Rat, reichlich Vegetabilien während der Schwangerschaft zu nehmen, ist in keinem Falle schlecht.

Zum Schlusse will ich noch der Flüssigkeitsaufnahme gedenken. Ist es zweckmäßig, während der Schwangerschaft viel zu trinken oder nicht? Daß ein erhöhtes Quantum an Flüssigkeit notwendig ist, kann nicht geleugnet werden. Der Fruchtkörper besteht zu etwa 60 % aus Wasser, diese Menge muß also von der Mutter geliefert werden, ferner das Fruchtwasser, das im Mittel einen halben Liter an Menge beträgt. Aber es kommt noch eines hinzu: Geben wir einem nichtschwangeren Körper einen Liter Wasser täglich ein, so wird er, falls er sich im Ernährungsgleichgewicht befindet, täglich annähernd die gleiche Menge ausscheiden, und zwar durch die Nieren als Harn, durch die Atmung als Wasser und durch die Haut als Schweiß. Der schwangere Körper aber scheidet bei der gleichen Aufnahme weniger aus, er behält zunächst den Anteil zurück, dessen er zum Fruchtaufbau bedarf, aber er hält noch mehr zurück: zur Aufspeicherung in seinen Geweben, zur Vermehrung seiner gesamten Blutmasse, zur Verdünnung der Körperflüssigkeiten. Das geschieht mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß wir darin einen direkten Wink der Natur erblicken müssen: der Körper braucht offenbar diese Verdünnung seiner Gewebsflüssigkeiten, wenn wir auch noch nicht wissen, wozu er sie braucht. Da er nun anderseits ja auch die Stoffwechselabfälle entfernen muß und diese zu ihrer Lösung und Wegschwemmung nicht allzu wenig Wasser nötig haben, so ergibt sich die Forderung, daß der schwangere Körper größere Flüssigkeitsmengen aufnehmen muß, als der nichtschwangere. Aber — die Aufnahme wird häufig zu groß. Welche Nachteile kann das haben? Sehen wir uns im gewöhnlichen Leben um. Die Menschen, die reichlich für ihre körperliche Ernährung sorgen, können wir in zwei Kategorien teilen: die Leute der einen essen stark, trinken aber wenig, die der anderen tun beides reichlich. Die ersteren werden in der Regel nicht fett, die anderen aber nahezu mit Sicherheit, wenn nicht durch irgend eine Krankheit das starke Essen und Trinken hervorgerufen war. Also: eine starke Nahr-

ungsmenge, ziemlich trocken eingeführt, macht nicht fett, die gleiche aber, mit einem großen Quantum Wasser gemischt, macht fett. Woher der Unterschied? Will man es ganz trivial ausdrücken, so kann man sagen: „trocken brennt besser." In Wirklichkeit wird das trocken Eingeführte vollständig im Körper verbrannt, das mit viel Flüssigkeit Gemengte unvollständig, und es kommt darum zu Stoffansatz. In der Schwangerschaft liegen nun die Dinge im wesentlichen ebenso, nur in noch gesteigertem Maße. Unbedingt führt hier das reichliche Trinken im Verein mit starker Nahrungsaufnahme zu einer Aufschwemmung des Körpers, die irgend welchen Nutzen nicht hat. Nehmen doch manche Frauen in der Schwangerschaft um 30 Pfund zu, während das Gesamtgewicht der Frucht, des Fruchtkuchens, der vergrößerten Gebärmutter, des Fruchtwassers höchstens 15 Pfund beträgt.

Auch auf die Fruchtentwicklung ist die reichliche Wasseraufnahme von großem Einfluß. Wir sahen im Anfange dieser Ausführungen, daß eine quantitativ geringe Nahrung die Entwicklung der Frucht nicht entsprechend gering werden läßt. Das Umgekehrte gilt aber nicht. Bei starker Ernährung der Mutter wird auch das Kind groß und schwer, besonders wenn die Mutter dabei sehr viel Wasser trinkt. Einen Vorteil hat aber das Kind wahrscheinlich nicht davon, wenn es als Zehn- bis Zwölfpfünder geboren wird. Daß solche Kinder später Krankheiten leichter überstehen, oder seltener erkranken, als Kinder von mittlerem Gewicht, müßte erst erwiesen werden, unbedingt aber gehen nicht wenige solcher Kinder nur wegen ihrer Größe in der Geburt zugrunde. Für die Mutter ist der Nachteil offensichtlich: die größere Dehnung der Geburtswege wird sehr häufig eine unvollständige Rückkehr zur Norm zeitigen.





DIE WEIBLICHE SINNLICHKEIT.

Von EDUARD FUCHS.

(Schluß.)

Das Wort „Unschuld vom Lande" ist immer eine durchaus ironische Prägung gewesen. Und dieser ironische Sinn ist auch ebenso uneingeschränkt zutreffend. Nichts ist lächerlicher, als wenn die Lobredner des Landvolkes die bäuerliche Moral mit erhebender Gebärde der lockeren Städtemoral gegenüberstellen. Ganz abgesehen davon, daß der voreheliche Geschlechtsverkehr überall auf dem Lande in Form von bestimmten Gebräuchen sanktioniert ist — als solche seien nur ins Gedächtnis gerufen: der Schweizer „Kiltgang", das oberbayrische „Fensterln", die schwäbischen „Probe- und Kommnächte" — so liegt es in der ganzen Natur des beim Bauern enger umgrenzten Lebenshorizontes, daß die Hemmungen gegenüber außerehelichen sinnlichen Genüssen geringer sind. Unkultur wie Überkultur führen in gleicher Weise zu relativ größerem Tribut an die Sinnlichkeit; das ließe sich durch die Statistik unwiderlegbar nachweisen.

Von Einzelbeispielen anormaler weiblicher Sinnlichkeit hier an dieser Stelle zu reden, würde zu keinem Resultate führen, da es sich hier um das Typische handelt, dagegen ist es wohl angebracht, für die Methoden und Formen weiblicher Sinnlichkeit zu den verschiedenen Zeiten einige charakteristische Beispiele anzuführen, weil diese die Allgemeinkultur beleuchten.

Im 17. Jahrhundert herrschte nach Philander von Sittenwald in weiten Kreisen bei den Frauen die Mode, erotische und obszöne Schriften in der Art von Gebetbüchern einbinden zu lassen, um sie so stets harmlos mitzuführen und selbst in der Kirche darin lesen zu können. Diese Mitteilung beruht zweifellos auf Wahrheit, denn dieser Trick hat sich bis zum heutigen Tage erhalten. Heute noch bringen in Amerika und England die Händler pornographischer Schriften diese in Form von allerhand Erbauungsbüchern, Gesangbüchern, Gebetbüchern, Predigtbüchern, Taschenbibeln in den

Handel. Im Besitze eines englischen Sammlers befindet sich eine ganze solche Damenbibliothek, die zweifellos aus vornehmstem Besitz stammt, und die Gebrauchsspuren verraten deutlich, daß in sämtlichen Exemplaren gar eifrig der Andacht gepflegt worden ist. In einem Exemplar, einem englischen Erotikon, befindet sich auf der letzten Seite von zierlicher Damenhand der Vermerk: „Heute in der Kirche zum zehnten Male zu Ende gelesen."

Solche „Scherze" sind häufig der Ersatz für die reale Betätigung der Sinnlichkeit gewesen, wozu die Gelegenheit mangelte. Wo diese nicht mangelte, sind sie meistens Hand in Hand mit einer ebenso skrupellosen wie ungeheuerlichen Ausschweifung gegangen. Das Mittel, die kühnste Begierde zu sättigen, haben bereits die alten Römerinnen ausfindig gemacht, sie besuchten inkognito die Bordelle und gaben sich dort den Besuchern wie gewöhnliche Dirnen preis. Die Geschichte meldet dies als einen Sport zahlreicher vornehmer Damen. Desselben ungeheuerlichen Mittels haben sich Frauen eines jeden Jahrhunderts der christlichen Kultur bedient. Aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert melden verschiedene Chroniken, daß ehrbare und bessere Frauen in den Bordellen überrascht wurden, oft von ihren eigenen Ehemännern. Die in den letzten Jahren der Öffentlichkeit zugänglich gemachten Pariser Polizeiakten aus dem 18. Jahrhundert enthalten die unwiderleglichen Beweise dafür, daß zahlreiche Damen der Gesellschaft regelmäßige Besucherinnen der Bordelle waren, und daß viele von ihnen sogar direkt Kupplerinnen in ihrem Dienste hatten, die ihnen fremde Reisende, Offiziere, Adlige aus der Provinz zuführen sollten, also solche Leute, bei denen sie die Gefahr der Entdeckung nicht zu fürchten hatten. Aber noch mehr: diese Schmach hat sich bis ins 20. Jahrhundert erhalten. Der Beweis: der Mayor von Philadelphia hatte Grund zum Haß gegen die Großbourgeoisie der Stadt. Was tut er? Er läßt eines Abends eine Razzia in sämtlichen Bordellen von Philadelphia vornehmen. Und was ist das Resultat? Eine Reihe der vornehmsten Damen der Gesellschaft wird dabei aufgegriffen! Sie hatten die Bordells zu ihren Absteigquartieren gemacht und hier das Manko ausgeglichen, das die Ehe bei

ihnen hinterließ. So geschehen im Sommer 1903. Aber wir brauchen erst gar nicht über den großen Teich zur anglikanischen Prüderie auszuwandern; im Reiche der deutschen Zucht und Sitte passiert täglich das gleiche.

Die „nackten Bälle“ sind freilich keine speziell neuzeitliche Errungenschaft; in den Reaktionszeiten des Vormärzes blühten sie überall aufs üppigste, so gibt es z. B. verschiedene Mitteilungen über Wien. Aber sie sind heute wahrscheinlich noch ebenso im Schwange; und wenn die Polizeiakten Berlins, Wiens, Münchens, Londons, von den halbasiatischen Metropolen wie Petersburg, Moskau, Budapest usw. ganz zu schweigen, je einmal geöffnet werden, so wird sich ergeben, daß in keiner dieser Städte auch nur ein Jahr verstrichen ist, ohne daß solche Veranstaltungen stattgefunden hätten, und es wird sich weiter bestätigen, was das „Tagebuch einer Verlorenen“ erzählt, daß bei keiner die ehrbare Dame aus den Kreisen von Bildung und Besitz gefehlt hat.

Der Wichtigkeit, die die Sinnlichkeit sowohl im Leben des einzelnen als auch in dem der Gesamtheit hat, entspricht auch die Häufigkeit, mit der dieses Motiv einen Gegenstand für die Satire gebildet hat. Die moralische Bewertung der Sinnlichkeit hat zweifellos in der jeweiligen Beurteilung sehr stark geschwankt, sie war für die Frau Tugend und Laster, das letztere freilich viel häufiger als das erstere, und zwar aus dem ganz einfachen Grund, daß eine starke Sinnlichkeit bei der Frau stets einen gewissen Zweifel an der Legitimität der Kinder begründet. Wenn darum im Einzelfall die sinnliche Frau zwar meistens mehr geschätzt wurde, weil sinnliche Naturen in der Mehrzahl von vornherein auch reichere Naturen sind, so wurde die weibliche Sinnlichkeit doch prinzipiell im allgemeinen kategorisch befehdet. Daß er der weiblichen Sinnlichkeit den verurteilenden Stempel „Sünde“ aufprägt, ist zugleich die Rache des Mannes für die Macht, die die Frau durch ihre Reize über den Mann ausübt: Die Frau ist allein schuld an allen Dummheiten, die der Mann macht. Sie ist die Verlockung, sie ist die Verführung; wäre sie nicht mit ihrem Buhlen und Werben, mit ihrem Girren und Locken, mit ihrem Fallenstellen, so würde der harmlose Mann niemals

straucheln, niemals fallen, dann würde er immer in korrekter Unschuld auf dem richtigen Wege bleiben. So aber irrt selbst der zerknirschteste Büßer noch an der letzten Straßenkreuzung vom Wege zum Heil ab — und hilft sich mit einer schlauen Ausrede. Und darum klagt man die Frau an: summarisch und kategorisch.

Die Jungfrau, wenn sie reif ist, denkt angeblich an nichts anderes, ihr Kopf ist nichts anderes als ein zwitscherndes Vogelnest konfiszierlicher Gedanken und Wünsche:

Ist das Mädchen flügg' und reif,
So scheut es nicht den Vogel Greif;
Wie die braunen Nüsse auch
Gerne fallen von dem Strauch.

So reimte das 16. Jahrhundert. Abraham a Santa Clara wetterte im 17. Jahrhundert in folgender Weise:

„Jetziger Zeit gibt es gar viele braune und schwarze Jungfrauen, welchen des Cupido sein Pfeil weit lieber ist als der Koch-Löffl: in ihren Neh-Küss finden sich gemeiniglich so viel verliebte Lieder, daß man einen Singer-Kram damit aufrichten könnte; bald ist ein Lied von der Phylis, bald von der Schäferin Amarilis, bald vom Schäfer Celadon, bald von dem Coridon; über dieses alles steckt noch mit Buhl-Brieffen ein gantzer Pack in der Jungfrau Zizipe ihren Schubsack; da spreizt sich das Döckl mit dem Säckl in dem Strickröckl."

Natürlich ist all ihr Tun nur darauf gerichtet, den Mann zu verführen, sie sagt ihm ausdrücklich, er solle sich um ihr Sträuben nicht kümmern: „Zwinge mich, so tue ich keine Sünde, sagt das Mädchen." Dieses Sprichwort ist heute noch im Kurse. Jedes Entgegenkommen, jede Gunst, jede Zärtlichkeit, die sie dem Manne gewährt, ist der sichere Beweis, daß sie zum Äußersten bereit ist: „Mit Weibern, die das Küssen erlauben, ist man bald auf dem Bette." Auch dieses Wort ist heute noch im Kurs. Die Mode des Dekolletierens beweist nichts anderes als die geile Lüsternheit der Frauen. Logau reimte:

Frauenvolk ist offenherzig: so, wie sie sich kleiden itzt,
Geben sie vom Berg ein Zeichen, daß es in dem Tale hitzt.

Wenn eine Witwe stirbt, ob jung oder alt, so stirbt sie selbstverständlich aus keinem anderen Grunde, als weil sie den

Freuden der irdischen Liebe entsagen mußte. In den poetischen Grabschriften Hofmannswaldaus ist der „Wittib" die folgende Grabschrift gewidmet:

Ich war ein schönes Schiff, das ohne Ladung lag.
Es plagte mich die Nacht, es kränkte mich der Tag.
Hier ist nicht Licht genug, mich deutlich zu verstehn,
Weil mir der Mast gebrach, muß ich zugrunde gehn.

Die gezeichnete Satire ist ebenso summarisch und ebenso kategorisch in ihrem Verdikt, das gemäß ihren beschränkteren Mitteln nur entsprechend einfacher formuliert ist. Wie von einem Teufel so ist das Weib von der Unkeuschheit umkrallt, so zeichnete das 15. Jahrhundert satirisch die weibliche Sinnlichkeit. Das 16. Jahrhundert, dieses große Zeitalter des kühnsten Realismus in der Kunst, ist dagegen so deutlich wie nur möglich, man geht häufig direkt aufs Ziel los und schildert selbst im Symbolischen mit naturalistischer Treue, so daß die wenigsten Blätter einer Erklärung bedürfen. Jedoch besonders beachtenswert wegen seiner großen Häufigkeit ist ein Motiv: „Die ungleichen Liebhaber". Die Frau läßt sich die Liebe der alten Männer gefallen, um sich mit dem Gelde, das ihr das lüsterne Alter in den Schoß wirft oder sich wenigstens willig abnehmen läßt, die Liebe eines jungen Mannes zu sichern. Die außerordentliche Häufigkeit mit der dieses Motiv wiederkehrt, läßt deutlich erkennen, wie sehr sich darin die allgemeine Anschauung spiegelt (vergl. die Abbildung). Freilich entspricht dieses Bild auch dem wirklichen Leben, und wenn es im 17. Jahrhundert ebenfalls noch mehrmals wiederkehrt, so beweist das nur dasselbe. Auch unsere Gegenwart hat selbstverständlich diese Methode nicht aus der Welt geschafft. Wenn z. B. die Kellnerinnen eines einzigen größeren Cafés als Begutachter aufgerufen würden, so würde die geringschätzende Antwort lauten: ein alltäglicher Fall.

Im 17. Jahrhundert ärgert sich die umworbene Maid höchstens über die vielen Umstände, die ein Mann macht, und wodurch die Sache nur an den Tag kommt: Ihr küßt mich, Hänslein, daß man's sicht, verkracht mein Hembtlein, mein Krag'n nicht!" Hier wird die satirische Moralpredigt bereits zur Zote, die dem breiten Behagen dient. Bald darauf wurde

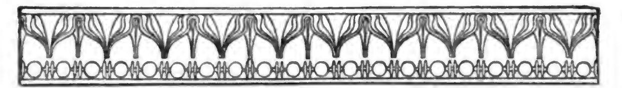
sie zum Leckerbissen, der überhaupt nicht mehr kennzeichnen, sondern nur noch den Beschauer delektieren soll. In dieser Zeit wird alles pikant und geistreich gesagt. Montaigne schreibt: „Il est plus aisé, de porter une cuirasse toute sa vie, qu'une pucelage". Das sagt sich in jener Zeit jede Jungfrau, darum bietet die moderne Vestalin unternehmend ihre Unschuld an der Straße aus.

Wie auf allen Gebieten, so beginnt auch hier erst das 19. Jahrhundert zu differenzieren. Aus der allgemeinen Anklage wird jetzt die Einzelanklage. Aus der generalisierenden Phrase von der größeren Sinnlichkeit der Frauen wächst der Typ der sinnlicheren Frau heraus, und das Gesellschaftliche, das Ursächliche klingt mit; aus dem Willkürakt wird die präzisierte Anklage. Auf diesem Weg führte von vornherein die gesellschaftliche Karikatur, bei Hogarth, Rowlandson und Goya. Zur klaren Methode wurde sie aber erst bei den Gavarni, Monnier und Guys. Und ihre Vollendung erlebte sie in den Werken der Großen und den modernen Satirikern, vornehmlich in den Blättern der Beardsley, Heine, Forain, Lautrec.

Hogarth, der pedantische Moralist, der die Menschen immer durch die Drohung mit dem Vergeltungsknüppel vom Weg des Schlechten auf den des Guten führen will, polemisiert natürlich auch in dieser Weise gegen die vorkommende sinnliche Begehrlichkeit der Frauen, das illustriert vor allem die Serie „Der Weg der Buhlerin", und ebenso auch die Heirat nach der Mode. Daß derbe Moralprediger es nicht verschmähen, selbst einer hübschen Dirne an den festen Busen zu greifen, das dokumentiert Hogarth sehr deutlich durch die Liebe und den Eifer, mit dem er viele solche Pointen in seinen Blättern anbringt. Noch offenherziger darin ist Hogarths grotesker und kühner Fortsetzer, der fruchtbare Rowlandson. Rowlandson gesteht ganz offen ein: ich mache das alles nur, weil es mir selbst Behagen bereitet. Die Zeit der Gavarni wurde intimer, d. h. die Zeit der bürgerlichen Wohlanständigkeit duldete es nicht mehr, daß man so ungeniert wie ehedem mit der Glut der Empfindungen vor aller Welt paradiere, sie verlegt den Schauplatz innerhalb ihrer vier Wände und schließt sorgfältig erst die Türe hinter sich ab. Hier aber ist man in

unbelauschten Sekunden so zügellos wie ehedem. Im lauschigen verschwiegenen Boudoir reckt sich die schöne Frau hüllenlos auf dem Ruhebett und verschlingt gierig einen eben erschienenen Band von Paul de Kocks pikanten Romanen. Im Geiste wird sie zur Heldin des Romans, im Geiste ist sie es, die all die hier geschilderten galanten Abenteuer erlebt, und ihre aufgewühlte Phantasie trägt sie bald über das Geschilderte hinaus; was der Autor nur andeutete, das vollendet sich in ihrem Geiste, und schwelgend erlebt sie es mit. Wenn sie den nächsten Band zur Hand nimmt, Zolas Nana, den ihr die Phantasie bereits mit leiser Hand zuschiebt, wiederholt sich dasselbe: Nana liest Nana und erlebt Nana. Dieses Motiv hat der Belgier Wiertz zu einem großen Ölgemälde gestaltet, das heute im Brüsseler Wiertzmuseum unter dem Titel die Romanleserin hängt. Alle Akkorde schwüler weiblicher Sinnlichkeit klingen in diesem Bilde zusammen (vergl. die Abbildung).

Wiertz ist gewiß nicht der Rubens, als der er in solchen Bildern gerne hätte gelten mögen. Aber die Kraft Rubensscher Weiber hat ihm wenigstens vorgeschwebt, und so fehlt ihm das nervöse Raffinement, mit dem sein Zeitgenosse Rops, der auch noch unser Zeitgenosse wurde, die moderne satirische Frauenanalyse einleitete und zugleich einer ihrer unermüdlichsten und perversesten Zergliederer wurde. Die gärende Sinnlichkeit tobt in ihr, sie ist nicht bloß die Kokotte, die sich vor sich selbst mit ihren Reizen brüstet, sie ist auch die personifizierte Lüsternheit, deren Phantasie von erotischen Vorstellungen voll ist, daß sonst nichts darin Platz hat. D. h. so behauptet Rops. Denn das ist es eben, er ist Literat, Redner, aber nicht künstlerischer Schöpfer von Blut, Mark und Knochen, seine Figuren sind Sprechmaschinen, die ein Programm hersagen. Ob der Hörer ihnen glauben will, das hängt einzig von seinem guten Willen ab. Nicht so ist es bei den Lautrec oder Beardsley. Sie haben die Typen geschaffen, an die man glauben muß, denen gegenüber es keinen Widerspruch, keinen Zweifel gibt, wo man sich aber auch wiederum jeden Kommentar sparen kann. Das ist die Frühreife, vor deren Geist tausend verführerische Bilder vorüberziehen und das ist Messalina, die nicht satt, sondern nur müde wird.



DIE EINSCHLEPPUNG DER SYPHILIS IN EUROPA.

Von Dr. IWAN BLOCH, Berlin.

(Schluß.)

Auf Espanola herrschte die Syphilis seit uralter Zeit. Die Indianer besaßen schon bei der Ankunft des Kolumbus eine höchst komplizierte, rationell ausgebildete und abgestufte Heilmethode der Krankheit, deren Inhalt Diaz de Isla im Jahre 1504 aus einer Niederschrift derselben kennen lernte. Sie bestand im wesentlichen aus einer Kur mit dem Guajak und anderen pflanzlichen Tränken in Verbindung mit hydrotherapeutischen, diätetischen und klimatischen Behandlungsmethoden.

Dieser klassische Bericht des Diaz de Isla wird vollauf bestätigt durch die Mitteilungen des Oviedo und des Las Casas.

Oviedo, ein vornehmer Hofmann und einer von den in dieser Zeit häufig vorkommenden Gelehrten, die bereits in früher Jugend eine vielseitige Bildung sich angeeignet hatten, befand sich ebenfalls zur Zeit der Rückkehr des Kolumbus im Jahre 1493 in Barcelona, schloß damals Freundschaft mit den Söhnen des Entdeckers und zog von diesem selbst und den Gebrüdern Pinzon sehr wertvolle Nachrichten über den neuen Erdteil ein. Später verweilte er kurz nach dem Feldzuge Karls VIII. längere Zeit in Italien und war dann zu wiederholten Malen jahrelang selbst in der neuen Welt, in Haïti und Zentralamerika. Seine Nachrichten über die Syphilis finden sich vor allem im 13. Kapitel des 2. Buches seiner großen »Historia general y natural de las Indias (I, pag. 50—56 der Madrider Ausgabe von 1853), ferner in einem interessanten Berichte, den er im Jahre 1525 auf Befehl des Kaisers Karl V. verfaßte und der in Barcias bekannter Sammlung abgedruckt ist.

Es ergibt sich aus diesen Berichten die völlige Uebereinstimmung des Oviedo mit dem Diaz de Isla in Beziehung auf den amerikanischen Ursprung der Syphilis.

Oviedo erklärt dieselbe für eine spezifische Krankheit der Antillen und des zentralamerikanischen Kontinentes. Die Syphilis wurde nach ihm durch die Indianerinnen den ersten Spaniern, welche mit Kolumbus dorthin kamen, mitgeteilt, durch diese nach Spanien gebracht, von wo sie alsbald gelegentlich des Feldzuges Karls VIII. sich weiter ausbreitete. Nicht französische, nicht neapolitanische Krankheit sei der richtige Name der Syphilis, sondern westindische Krankheit. Unter seinen Gewährsmännern, die er sofort nach ihrer Rückkehr befragte, zählt Oviedo sowohl solche auf, die die erste Reise des Kolumbus mitgemacht hatten, als auch solche, die ihn auf der zweiten Reise begleitet hatten. Unter den ersteren nennt er besonders den Steuermann Vicente Yanez Pinzon, einen der drei Brüder Pinzon. Dies ist eine merkwürdige und überaus wertvolle Uebereinstimmung mit der Angabe des Diaz de Isla. Denn dieser erwähnt gleichfalls einen Pinzon, den er auf dem ersten Geschwader des Kolumbus in Barcelona sah und sprach und der sich, wie viele andere Teilnehmer an der ersten Reise, die Syphilis aus der neuen Welt geholt hatte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dieser mit dem von Oviedo erwähnten Pinzon identisch ist.

Bemerkenswert sind noch aus dem Berichte Oviedos an Kaiser Karl V. die Eingangsworte. Es heißt da nämlich mit stärkster Betonung: »Eure Majestät können es für ganz sicher halten, daß diese Krankheit aus Westindien stammt und unter den Indianern sehr gewöhnlich, aber in jenen Gegenden nicht so gefährlich ist wie in den unsrigen.«

Oviedo hat in seinem großen Werke über Westindien bekanntlich versucht, im Interesse der spanischen Eroberer die grausame Behandlung der Eingeborenen zu rechtfertigen. Zu diesem Zwecke, behaupten nun einige Historiker, habe er auch das Märchen vom amerikanischen Ursprunge der Syphilis erfunden.

Die ganze Hinfälligkeit dieses Argumentes ergibt sich aus der bezeichnenden Tatsache, daß auch der edle Las Casas, der Gegner des Oviedo und Freund der Indianer, gleichwohl ebenfalls ausdrücklich den amerikanischen Ursprung der Lustseuche bezeugt.

Auch er war ein Zeitgenosse der Einschleppung der Syphilis, sein Vater war sogar einer der Begleiter des Kolumbus auf dessen zweiter Reise und er selbst fuhr schon 1498, 24 Jahre alt, nach Haïti, wo er nach vielen Reisen in Zentral- und Südamerika später dauernden Aufenthalt nahm und seine berühmte »Historia general de las Indias« verfaßte.

Im 19. Kapitel des V. Bandes dieses Werkes (Madrider Ausgabe von 1876, V., pag. 233) sagt er nun von Haïti:

»Es gab und gibt zwei Dinge auf dieser Insel, welche im Anfang den Spaniern sehr beschwerlich waren. Das eine ist die Krankheit der Syphilis, welche man in Italien das Franzosenübel nennt. Man weiß aber mit Sicherheit, daß sie von dieser Insel kam, entweder, als bei der Rückkehr des Admirals Don Christobal Colon mit den Nachrichten von der Entdeckung Westindiens die ersten Indianer kamen, welche ich selbst in Sevilla sah, oder es waren bereits einige Spanier mit dieser Krankkeit behaftet bei der ersten Rückkehr nach Kastilien. Und da um diese Zeit der König Karl von Frankreich mit einem großen Heere nach Italien ging, um Neapel zu erobern, und sich jene ansteckende Krankheit unter dem Heere verbreitete, glaubten die Italiener, daß sie von diesen Soldaten die Krankheit bekommen hätten und nannten sie deshalb von jener Zeit an die Franzosenkrankheit.

Ich gab mir mehrere Male die Mühe, die Indianer dieser Insel auszufragen, ob diese Krankheit bei ihnen sehr alt sei, und sie antworteten ja, lange vor jener Zeit, als die Christen zu ihnen gekommen seien, ohne daß man an ihren Ursprung eine Erinnerung habe, und hieran kann niemand zweifeln.

Es ist auch eine sehr ausgemachte Sache, daß alle geschlechtlich ausschweifenden Spanier, welche auf dieser Insel nicht die Tugend der Keuschheit bewahrten, von der Krankheit angesteckt wurden und daß von hundert nicht ein einziger ihr entging, falls nicht das Weib gesund war.«

Auch Las Casas berichtet dann über die Intensität der Krankheitserscheinungen bei den Spaniern in Vergleichung mit dem milden Verlaufe der Syphilis bei den Eingeborenen.

So sehen wir, daß die Berichte jener drei so verschiedenen Lebenssphären angehörenden und in ihren politischen

Anschauungen divergierenden Zeitgenossen doch übereinstimmend die Tatsache bekunden, daß die Syphilis amerikanischen Ursprungs ist. Und zwar war die Syphilis auf Haïti der unselige Urquell, aus dem sich dann alsbald das Gift in solchen Strömen über Europa und die ganze alte Welt ergoß.

Bezüglich der Syphilis auf Haïti ist uns noch ein interessanter Bericht des Hieronymitenpaters Roman Pane erhalten, der in der »Historia del Almirante de las Indias Don Christoval Colon« (Madrid 1749, pag. 63, Col. I) abgedruckt ist und von der Syphilis des haïtianischen Nationalheros Guagaiona handelt und in dem die Schwitzkur der Indianer beschrieben wird, die in einem abgesonderten Raume vorgenommen wird. Diese zur Syphilisbehandlung bestimmte Lokalität nennt Roman Pane »guanara«. Es ist dasselbe Wort, daß auch Diaz de Isla als Bezeichnung der Syphilis und dessen, was damit zusammenhängt, erwähnt. Diese Übereinstimmung ist ein glänzendes Zeugnis für den Wert beider Dokumente, da beide Autoren unabhängig voneinander berichten.

Die präkolumbische Existenz der Syphilis auf den Antillen macht ohne weiteres diejenige auf dem Festlande des nahen Zentralamerika wahrscheinlich. Durch die Forschungen von Montejo und Seler sind uns namentlich die Mitteilungen des Franziskanerpaters Bernardino de Sahagun und des Arztes Francisco Hernandez über die Existenz der Syphilis in Mexiko bekannt geworden.

Sahaguns Berichte in seiner »Historia general de la cosas de Nueva Espana« beruhen auf den Mitteilungen, die er sich von den Eingeborenen selbst diktieren ließ, und zwar in aztektischer Sprache, indem er überall auf die Feststellung der Wahrheit den größten Wert legte. Zwei Stellen kommen hier besonders in Betracht. Die eine findet sich im 28. Kapitel des 10. Buches, wo die Syphilis mit der Bezeichnung »Nanavatl« erwähnt wird und von dieser zwei Formen »Tlacançolnanavatl« und »Tecpil-» bezw. »pochonananatl« unterschieden werden, was Jourdanet als Syphilis mit großen und mit kleinen Pusteln übersetzt. Danach hätten also bereits die alten Mexikaner ganz richtig die schwere Form des großpustulösen Syphilids von der leichten kleinpustulösen getrennt.

Auch macht an dieser Stelle Sahagun interessante Mitteilungen über die aztekische Theraphie der Syphilis, die wesentlich eine interne mit gewissen pflanzlichen Arzneien war.

Noch bedeutsamer ist das 2. Kapitel des 7. Buches des Werkes von Sahagun. Hier spielt nämlich die Syphilis eine Rolle in den Mythen der Mexikaner, die unzweifelhaft aus altheidnischer Zeit stammen. Mit Recht bemerkt Seler, daß durch diese Tatsache die oben angeführte Sahagunstelle eine ganz andere Bedeutung bekommt.

Es handelt sich in diesem Kapitel um die Frage der Beleuchtung der Welt durch Sonne und Mond und es wird hierin der künftige Sonnengott als »Nanavatzin«, d. h. der kleine Syphilitiker, beschrieben, spanisch »el bubosito«, der am ganzen Körper einen pustulösen Ausschlag hat und um zur Sonne zu werden ins Feuer springt.

Wie dieser merkwürdige Mythus zu deuten sei, kann an dieser Stelle nicht erörtert werden. Für uns ist die einzige Tatsache von größter Wichtigkeit, daß bereits in präkolumbischer Tradition die Syphilis erwähnt wird. »Nanavatl« ist Syphilis, »Nananatzin« ist der »kleine Syphilitiker«, zugleich der Name des Gottes. Und das für die Syphilis als eine konstitutionelle Erkrankung am meisten charakteristische Symptom, die Hautaffektion, wird deutlich beschrieben.

Nach Selers Untersuchungen wurde der Sonnengott überhaupt von den Mexikanern als Urheber der Geschlechtskrankheiten betrachtet, deren verschiedene Natur ihnen schon sehr wohl bekannt war.

Eine willkommene Ergänzung zu dem Bericht des Sahagun bietet uns das große naturgeschichtliche Werk des Arztes Francisco Hernandez, das ebenfalls auf Untersuchungen an Ort und Stelle und zum größten Teile auf den Angaben der Indianer selbst beruht. Er berichtet auf Fol. 111 der Ausgabe von Mexiko 1615 seines Werkes über das mexikanische Pflanzen-, Tier- und Mineralreich in naturhistorischer und medizinischer Beziehung von der »Syphilis-Arznei« der alten Mexikaner und gebraucht dabei ein Derivativum desselben Wortes »nanavatl«, welches wir bereits bei

Sahagun als Bezeichnung der Syphilis angeführt fanden. Die »Syphilis-Arznei« heißt nämlich »Nanavapatli«.

Bezüglich weiterer Spuren der Syphilis in Zentralamerika muß auf die Ausführungen von Montejo und Seler sowie auf mein größeres Werk verwiesen werden. Es sei nur noch die bedeutsame Tatsache hervorgehoben, daß wir in Amerika überall bestimmte Namen für die Syphilis antreffen, während bekanntlich in der alten Welt bei ihrem ersten Auftreten wegen der Unbekanntschaft mit der Krankheit eine Bezeichnung gänzlich mangelte und zahllose zum Teil absurde Benennungen künstlich gebildet wurden. Auch nannte sie jedes Volk nach dem Volke oder Lande, von dem es die Syphilis zuerst empfing, wie z. B. die Inder und Japaner sie Portugiesenkrankheit nannten, wegen der Einschleppung durch die Portugiesen, die Russen ihr den Namen polnische, die Türken Frankenkrankheit gaben.

Mit Recht haben daher Montejo und Seler jenen bestimmten Benennungen bei den amerikanischen Urvölkern eine große Bedeutung beigemessen, hinsichtlich des hohen Alters der Syphilis in Amerika.

Die Bestätigung der entscheidenden Nachrichten des Diaz de Isla, Oviedo, Las Casas u. a. über die Herkunft der Syphilis aus Amerika erhalten wir aus zeitgenössischen spanischen und italienischen Dokumenten und Chroniken.

Montejo konnte in den Hospitalarchiven von Sevilla Dokumente nachweisen, die die Richtigkeit der Angabe des Las Casas von der Einschleppung der Syphilis durch die Mannschaft des Kolumbus in Sevilla bestätigen, wobei die höchstwichtige Tatsache von ihm konstatiert wurde, daß man sie dort sofort als »Serampion de la Indias«, d. h. als »westindische Flechte«, also aus Westindien stammende Krankheit bezeichnete.

Die Einschleppung der Lustseuche in Barcelona ist uns ja durch Diaz de Isla und Oviedo direkt bezeugt worden. Wir haben aber noch einen dritten wertvollen Zeugen für die Ausbreitung der Syphilis in Barcelona noch vor dem Feldzuge Karls VIII. in der Person des italienischen Humanisten Nikolaus Scyllatius, der in einem Briefe vom Juni 1495 aus Barcelona über die dort seit längerer Zeit herrschende

Syphilisepidemie berichtete, infolge deren zahlreiche Einwohner erkrankt seien. Diese Epidemie herrsche bereits weit über ein Jahr in Barcelona.

Endlich verbürgen uns viele gleichzeitige italienische Chronisten die Einschleppung der Syphilis aus Amerika auf dem Wege über Spanien. So heißt es in den sizilischen Annalen schon unter dem Jahre 1498, daß die Syphilis in Neapel zum Ausbruche gekommen sei, wo sich Spanier befunden hätten, die die Seuche von Westindien mitgebracht hätten. Senarega gibt in seiner genuesischen Geschichte sogar genau an, daß die Syphilis zwei Jahre vor dem Zug Karls VIII., also 1493, in Spanien aufgetaucht sei, wohin sie aus dem fernen Westen verschleppt worden sei. Die zeitgenössischen italienischen Aerzte Alexander Benedictus und Antonio Benivieni erklären gleichfalls, daß die Syphilis aus Spanien nach Italien gekommen sei. Und noch viele andere Chronisten geben dieselbe Nachricht. Sehr bezeichnend ist auch der Umstand, daß man sich in Italien zur Heilung der Krankheit spanische Aerzte verschrieb, die schon etwas mehr Erfahrung in der Behandlung der neuen Krankheit besaßen als die italienischen Praktiker.

* * *

Wären uns nun auch alle diese soeben mitgeteilten Tatsachen nicht bekannt, so würde die bloße Betrachtung der ältesten Geschichte der Syphilis in den einzelnen Ländern der alten Welt vollauf genügen, um ihren neuzeitlichen Ursprung für diese und damit auch ihre Herkunft aus der neuen Welt sicherzustellen.

Ueberall tritt nämlich die Lustseuche als eine neue Krankheit auf und überall läßt sie sich auf eine Einschleppung zurückführen und nimmt den geschilderten charakteristischen bösartigen Verlauf. Da die Zeit ihres ersten Auftretens mit der Epoche der Entdeckungsreisen zusammenfiel, wurde sie, namentlich durch die Portugiesen, bald auch nach Afrika und in den fernen Osten gebracht. Es ist von größtem Interesse, daß wir neuerdings durch die Untersuchungen von Okamura und Suzuki für China und Japan, sowie von Jolly u. a. für Indien den neuzeitlichen Ursprung der Syphi-

lis in diesen Ländern als gewiß annehmen können. Für die europäischen Länder lassen sich zum Teil genau die zwischen 1493 und 1500 liegenden Jahreszahlen der Einschleppung nachweisen, ebenso für die einzelnen Städte. Die große Bedeutung der Benennungen der neuen Krankheit inbezug auf die Erkenntnis ihres neuzeitlichen Ursprunges wurde schon früher erwähnt.

Zum Schlusse muß ich noch einen Punkt berühren, dessen Beurteilung große Schwierigkeiten darbietet, nämlich die Frage der Knochenfunde in der neuen Welt. A priori müßte man annehmen, daß dort syphilitische Knochen aus präkolumbischer Zeit gefunden werden müßten, um die Diagnose der Syphilis als einen »Morbus americanus« über allen Zweifel zu stellen.

Ich bin zwar der Ueberzeugung, die von ausgezeichneten Kennern der Syphilis und ihrer Geschichte, wie Unna, Scheube, Fournier, Liebermeister, Binz u. a. geteilt wird, daß die wahren, unumstößlichen Beweise für den neuzeitlichen Ursprung der Syphilis auf nosologischem, epidemiologischem Gebiete liegen, daß die mitgeteilten Tatsachen vollauf genügen, um ihre amerikanische Herkunft zu erweisen, wozu die plötzliche Umwandlung der gesamten medizinischen Literatur am Ende des XV. Jahrhunderts die ausführlichste Erläuterung liefert, aber es würde doch durch positive Knochenfunde jeder etwa noch heimlich fortbestehende Zweifel beseitigt.

Ich kann an dieser Stelle die außerordentlich großen Schwierigkeiten, die sich der Diagnostik und Differentialdiagnostik der Syphilis am isolierten Knochen entgegenstellen, nicht genauer besprechen, habe dies ausführlicher im zweiten Teil des erwähnten Werkes getan. Zu diesen Schwierigkeiten kommen bei einer Feststellung der Syphilis an Knochen in Amerika aus präkolumbischer Zeit noch folgende.

Erstens weisen gewisse Gebiete, die gerade besonders in dieser Hinsicht in Betracht kommen, aus klimatischen und anderen Gründen kaum irgendwelche Skelettreste auf. So sind z. B. in dem Gebiet von Mexiko nur sehr spärliche menschliche Skelettreste gefunden worden, mit Ausnahme des außerhalb der Kulturzentren gelegenen Nordwestens. In den

zahlreichen Gräbern der Provinz Chirique in Columbia fehlten nach Holmes »fast ausnahmslos menschliche Ueberreste«. Das hängt nicht bloß mit dem weit verbreiteten Brauche des Verbrennens der Leiche zusammen, sondern erklärt sich auch aus klimatischen Gründen, wie z. B. der großen Feuchtigkeit in Mexiko.

Zweitens ist es nach den Berichten von Diaz de Isla, Oviedo, Las Casas u. a. sicher, daß wenigstens in einigen Gebieten, wie den Antillen, die Syphilis einen sehr milden Verlauf nahm, so daß Knochenkrankheiten sehr selten waren. Unna und Scheube, die neuerdings energisch für den neuzeitlichen, amerikanischen Ursprung der Syphilis eingetreten sind, betonen besonders diesen milden Verlauf der Syphilis. Freilich muß man nach den mexikanischen Schilderungen annehmen, daß hier auch schwere Fälle vorkamen.

Drittens ist es fast immer sehr schwierig, die präkolumbische Natur der Gräber und Mounds in Nord-, Mittel- und Südamerika mit Sicherheit festzustellen. Dieselben Bestattungsarten und Grabformen erhielten sich noch Jahrhunderte nach der Entdeckung Amerikas, und so ist es fast immer unmöglich, mit Bestimmtheit ein Urteil darüber abzugeben, ob ein solches Grab präkolumbisch ist oder nicht.

Ich konnte bisher leider nur in eine rein literarische Prüfung der Berichte über Funde syphilitischer Knochen in Amerika eintreten, da ich noch nicht Gelegenheit hatte, die letzteren selbst zu untersuchen.

Zunächst sollen mehrere derartige Knochen im Musée Broca zu Paris vorhanden sein. Die vier Kinderschädel aus Arica in Peru, an denen Parrot dort syphilitische Veränderungen konstatierte, stammen erstens wohl nicht aus präkolumbischer Zeit und bieten zweitens nach Parrots eigener Beschreibung nur rachitische Veränderungen dar. Zwei andere von De Quatrefages und Parrot untersuchte peruanische Schädel Erwachsener scheinen eher der Syphilis verdächtig zu sein. Bei ihnen ist aber wieder die Zeitbestimmung unsicher.

Im Jahre 1880 demonstrierte Moreno der Pariser Anthropologischen Gesellschaft prähistorische Schädel aus Patagonien mit Erscheinungen einer syphilitischen Ostitis, die leider nicht genauer beschrieben wird.

Ebenso erwähnt Ashmead in einem Aufsatze über »autochthone Syphilis in Bolivia und Peru« uralte Schädel der Aymaras mit narbigen Vertiefungen und Usuren, die nach ihm auf Syphilis hindeuten.

Die eigentliche Diskussion über die präkolumbische Syphilis an Knochen von Urbewohnern Amerikas knüpft an die in der Tat sehr bemerkenswerten Funde von Josef Jones in den Mounds und Gräbern von Tennessee an. Sie sind von allen bisher besprochenen Knochenfunden die einzigen, die am meisten für Syphilis sprechen.

Der Bericht von Jones erschien im Jahre 1876 in den »Smithsonian Contributions« (pag. 49, 61, 65—73, 85). Er beschrieb an den Extremitäten krankhafte Veränderungen durch Periostitis, Ostitis, Karies, Nekrose, Exostose, die zum großen Teil allerdings nichts Spezifisches darbieten. Bei einem Schädel jedoch konstatierte er alle für die syphilitische Karies charakteristischen Befunde, insbesondere die Eburnation des umgebenden Knochens, ferner fand er an einem anderen Schädel die ebenfalls für Syphilis typische Verdickung der Nasenbeine.

Auf Grund dieser Befunde, die allerdings sehr starken Verdacht auf die syphilitische Natur der betreffenden Veränderungen erwecken, kommt Jones zu dem Schlusse, daß die »diseaden bones which I collected from the stone graves of Tennessee are probably the most ancient syphilitic bones in the world«. Dieses sei von größter Bedeutung für die Geschichte der Syphilis und für den Nachweis ihrer Herkunft aus der westlichen Hemisphäre.

Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß sowohl Virchow als auch Putnam, der die von Jones ausgegrabenen Skelette selbst gesehen hat, sich diesem Urteile nicht anschließen und dasselbe mit großer Skepsis betrachten, während der Pathologe Klebs, der 1896 die Sammlung von Jones besichtigte, durchaus die Meinung des letzteren von der syphilitischen Natur der betreffenden Knochen teilt.

Freilich ist der springende Punkt dieser ganzen Diskussion die Frage des Alters jener Gräber in Tennessee. Ihr präkolumbischer Charakter ist keineswegs sicher ermittelt.

Dieselbe Unsicherheit bezüglich der syphilitischen Natur besteht bei den von Prudden an präkolumbischen Knochen aus Kentucky aufgefundenen krankhaften Veränderungen, die bei einer sehr großen Zahl derselben vorhanden waren, und das gleiche gilt von Putnams und Mac Leans Feststellung von syphilitischen Veränderungen an Schädeln der Morton-Collektion in Philadelphia.

Auch Ganns Schilderungen einer syphilitisch veränderten Tibia in einem von ihm geöffneten Mound im nördlichen Britisch-Honduras, die er sogar mit einer dabei gefundenen Tonfigur mit Darstellung einer Operation an den Genitalien in Verbindung bringt, kann nach gütiger Mitteilung von Seler nur mit Mißtrauen betrachtet werden, da vor allem auch hier wieder der präkolumbische Charakter des Grabes nicht außer Zweifel steht.

Da sich in ganz Amerika nach den Urteilen von Boas, Brinton, Seler u. a. eine Kontinuität zwischen prä- und postkolumbischer Indianerkultur nachweisen läßt, so dürften auch spätere ähnliche Funde, wie die von Jones, bei denen man mit großer Wahrscheinlichkeit auf Syphilis schließen darf, dieselben Schwierigkeiten der chronologischen Beurteilung mit sich bringen wie alle bisherigen.

Anders steht es mit der alten Welt. Hier kennen wir ganz genau das hohe Altertum der Hünengräber, der Pfahlbauten, der Steinkammern, der altgermanischen, altslavischen Grabhügel, ja sogar der Begräbnisstätten aus dem Mittelalter, und in allen diesen wurde bisher niemals ein einziger syphilitischer Knochen gefunden.

Wenn man also auch in Beziehung auf Amerika zu einem »non liquet« kommt, so scheint mir doch dieser Unterschied zwischen der neuen und der alten Welt gebührend hervorgehoben werden zu müssen, und die unerbittliche Forderung an die Gegner des neuzeitlichen Ursprungs der Syphilis bleibt bestehen, daß, wenn sie nun einmal auf die präkolumbischen Knochenfunde einen so großen Wert legen, sie zunächst einmal für die alte Welt solche beibringen müßten, was ihnen bisher noch nicht gelungen ist und niemals gelingen wird. Bringen wir aber damit die oben geschilder-

ten, durchaus eindeutigen und sicher festgestellten Tatsachen in Verbindung, so ist sowohl für den Geschichtsforscher und Kulturhistoriker als auch für den denkenden Arzt und Pathologen die ganze Frage endgültig entschieden, und damit ein 400jähriges Problem gelöst und so gelöst, daß man, soweit wissenschaftliche Feststellungen reichen, sagen kann: es gibt nur diese einzige Lösung.

□ □

DIE LASTERHAFTIGKEIT IM ALTEN ISRAEL.

Von EMIL SCHULTZE-MALKOWSKY.

(Schluß.)

Ein zweites Beispiel, das so ausführlich eine Szene schildert, in welcher Baal-Phegor gefeiert wird, enthält das siebente Kapitel der Sprüche Salomonis. Von Salomo persönlich mitgeteilt, stellt sie sich uns in einer Breite und Realität vor Augen, die selbst das Nebensächliche nicht unbeachtet läßt. In einer Übersetzung des Dr. J. F. Allioli liest man die Schilderung wie folgt:

»Ich schaute aus dem Fenster meines Hauses durch das Gitter und sah die jungen Leute und ward gewahr eines törichten Jünglings, der auf der Straße vorbeiging am Ecke, nahe bei dem Wege ihres Hauses. (Die Hetäre hatte ihr Haus an der Ecke der Gasse, um die Vorübergehenden von mehreren Seiten zugleich anlocken zu können, erklärt der Übersetzer.) Der Jüngling aber schritt dahin im Dunkeln, da sich der Tag geneiget hatte. Und siehe da, ein Weib kam ihm entgegen, im Hurenschmuck, und sie erfaßte ihn und küßte ihn und schmeichelte und lockte ihn und sprach: »Ich habe Schlachtopfer gelobet für mein Heil (die Opfer Baals), und heute mein Gelübde bezahlt (d. h. die angelobten Opfer, von denen ein Teil zu Hause bei fröhlichen Gelagen verzehrt wurde, dargebracht). Darum bin ich dir entgegen gegangen mit dem Verlangen, dich zu sehen und ich fand dich. Ich habe mein Bett mit Bändern geziert, mit bunten Teppichen belegt, die aus Ägypten sind. Und mit Myrrhe, Alloë und Zimmet habe ich mein Schlafgemach besprengt. Komm, laß uns trunken

sein von Liebe und der gewünschten Umarmungen genießen, bis der Tag anbricht. Denn mein Mann ist nicht in seinem Hause, er ist fortgezogen auf eine weite, weite Reise. Er hat den Geldsack mitgenommen und wird vor Vollmond nicht nach Hause kommen.« — So verstrickte sie ihn mit vielen Reden und riß ihn fort durch die Schmeicheleien ihrer Lippen. Er aber folgte ihr nach wie ein Stier, der zur Schlachtbank geführt wird und wie ein Lamm, das da spielet und nicht weiß, daß man es knebeln will; wie der Vogel sich ins Netz stürzt und nicht weiß, daß es sein Leben gilt. — Du aber laß dein Herz nicht hingezogen sein auf ihre Wege, denn viele schon hat sie verwundet und selbst die Stärksten sind gestürzt.« — Ob Salomo das auf sich selbst bezogen hat? Da es nicht glaubhaft ist, daß er die Worte der Verführerin, die fraglos nur gedämpft gesprochen wurden, vom Fenster seines Hauses aus vernommen hat, so ist wohl anzunehmen, daß er der Jüngling war, der da ins Netz gegangen . . .

Wie dem auch immer sei; derselbe Salomo, der jene Tugendhaftigkeit empfohlen hat: »Du aber laß Dein Herz nicht hingezogen sein . . .«, hat Baal und seinen Dienerinnen mehr geopfert als irgend einer sonst in Israel. Im ersten Buch der Könige, Kapitel elf, heißt es von ihm: »Und da er alt war, neigten seine Weiber — von denen er ja tausend hatte — sein Herz den fremden Göttern zu. So diente er dem Gotte derer, die von Zidon waren, Asthoreth, und Milkon, der der Gott der Ammoniter war. Und baute dem Gott der Moabiter eine Höhe Camos auf dem Berge, der vor Jerusalem liegt, und dem Moloch, der der Gott der Ammoniter war, tat er desgleichen. Und tat ein Gleiches allen seinen Weibern, die ihren Göttern räucherten und opferten.«

Erst mit Jesaias trat ein Umschwung ein, der aber auch nicht lange vorgehalten. Jesaias ließ die »heiligen Haine« niederhauen und verbrennen und alle Säulen Baals zertrümmern. — Doch immer neu erhob die »heilige« Prostitution ihr Haupt. Und wer im alten Israel auch immer aufgetreten ist, sie abzuschaffen — in immer orgiastischeren Bacchanalen erscholl die Stimme ihrer Sinnenwut. In den Straßen sah man immer neu

die bunten Unzuchtzelte sich erheben, die selbst im Angesichte des Jehovatempels dem wüsten Laster eine Stätte boten. Und daß das Israel des Jeremias dem Israel des Salomo an Zügellosigkeit nichts nachgegeben hat, das läßt das Klagelied vermuten, in dem der tief entrüstete Prophet den Fluchschrei gegen Israel erhoben hat: »Du Hure, die umhergeirrt auf allen Hügeln und die sich preisgegeben unter allen Bäumen!« Und Jeremias hat sich abgemüht, die Zügellosen zu belehren und von dem infernalisch zähen Bann der fremden Götter zu bekehren, indem er ihnen immer wieder vorgehalten: »Der Heiden Götter sind lauter nichts. Sie fällen einen Baum im Walde und der Werkmeister macht die Götter mit dem Beil daraus und schmückt sie aus mit Silber und mit Gold und heftet sie mit Nägeln an den Boden fest, daß sie nicht fallen. Der Heiden Götter sind ja nichts denn Säulen, die mit gelber Seide überzogen sind, mit Silberblechen, Gold und Purpur . . . Sie können darum auch nicht reden. So muß man sie auch immer tragen, weil sie nicht gehen können. Darum sollt Ihr Euch nicht fürchten vor den Heidengöttern, denn sie können weder helfen noch Schaden tun. Aber Euer Gott ist groß und niemand kommt ihm gleich. Er kann es mit der Tat beweisen; und die Götter, die den Himmel und die Erde nicht gemacht, wird er vertilgen! Und Sodoms Feuer wird er niederschleudern gegen die, so von ihm abgefallen!« — Und der Erfolg? — Auch das umsonst. Was einem Volk im Blute sitzt, dagegen sind Vernunft und Drohen und Gesetz vergebens.

So kam es, daß der Tempel Salomos auch dann noch von den Unzuchtzelten der »heiligen« Prostitution umlagert war, als Christus seinen Einzug hielt. Und von der Überlieferung erfahren wir, daß sich der Handel mit den Opfergaben, die im Götzendienst verwendet wurden, sogar im Tempel des Jehova breit gemacht. Das Markus-Evangelium erzählt davon: »Und Jesus ging in den Tempel, fing an und trieb aus die Verkäufer und Käufer im Tempel; und die Tische der Wechsler und die Stühle der Tauben-Krämer stieß er um. Und ließ nicht zu, daß jemand etwas durch den Tempel trage. Und er lehrte sie: »Stehet nicht geschrieben: Mein Haus soll sein ein

Bethaus allen Völkern? Ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht!« — Daß diese Krämer-Tauben lediglich die Tauben waren, die im Molochkult geopfert wurden, ist aus der Stärke der Empörung zu erkennen, mit welcher Christus, dieser sonst so sanfte Mensch und Prediger der Nächstenliebe, gegen jene Taubenkrämer aufgetreten ist.

* * *

Ich glaube hiermit auf die hauptsächlichen Lasterhaftigkeiten und Frivolitäten der jüdischen Vorgeschichte hingegewiesen zu haben, wenn meine Darstellung den Anspruch auf Vollständigkeit auch nicht erheben kann. Schon das, was in der Bibel aufgespeichert liegt, ist Stoff genug, um bei kulturhistorischer und psychologischer Behandlung ganze Bände auszufüllen. Das weist womöglich auf ein Übermaß von sexuellen Zügellosigkeiten hin. Wenn man jedoch bedenkt, daß diese Fälle in einem Zeitraum von Jahrhunderten geschehen sind, dann sieht sich das Gesamtbild milder an, wenn auch dann immer noch in einem ganz andern Licht, als es die Theologen malen. In unserer Zeit der sexuellen Hofskandale, in der ein ganzes Volk in Aufruhr kommt, weil es über fünf, sechs Männer aus der Adelsaristokratie angebliche Verirrungen erfahren hat, die in demselben Lande täglich tausendmal geschehen und — wenn entdeckt — doch nicht mit solchem Lärm verhandelt werden, nur weil die Täter nicht vom Hofe sind, in eben dieser Zeit, die jede Sexualbetätigung, die nicht ganz üblich ist, ans Licht des tugendhaften Tages zerrt, um heimlich dann den eigenen Unzuchtstrieb daran zu sättigen, in dieser sonderlichen Zeit scheint es mir angebracht zu sein, hervorzuheben, daß man bei allen Völkern und zu allen Zeiten ein ziemlich gleiches Maß von Lasterhaftigkeit gefunden hat, wie wir's vom alten Israel erfahren haben. Allein die Pornographika, die uns aus Griechenland und Rom, Ägypten, Japan, China, Indien usw. überliefert sind und die obszönen Werke, die uns aus Frankreich, England, Deutschland und Italien erhalten sind, beweisen das.

Wenn man auch nur den kleinsten Teil von diesen Büchern aufgestapelt sieht — z. B. die immer wieder konfiszierten Schriften eines Aretino und die Novellen des erlaubteren

Boccaccio, die »Fanny Hill« des sicherlich obszönen Cleland, die wüsten, blutgetränkten Bücher des Marquis de Sade und nicht zuletzt die Publikationen der anderen französischen Erotiker, Voltaire und Mirabeau, Nerciat, Musset, Laclos, die ziemlich pfefferhaltigen Erotika der Gottfried August Bürger, Johann Georg Scheffner, Heinrich August Ossenfelder und vieler, vieler anderer — dann wird der letzte Zweifel schwinden. Kommt noch hinzu, daß neben diesen ungebundenen Erzählern noch eine gleiche Reihe größter Maler steht, die sich von Zeit zu Zeit recht sehr darin gefallen haben, die tollsten Unanständigkeiten, deren Menschen fähig sind, in höchster künstlerischer Konzentration zu malen, wie Giulio Romano, Caracci, Fragonard, Rowlandson u. a.

Wenn man sich dann vergegenwärtigt, was in den letzten Wochen über sittliche Verkommenheit und Volksverseuchung im Sinne eines allgemeinen Niederganges in den blauen Tag geredet worden ist, dann sieht man ein, wie kümmerlich die Bildung dieser bleichen Sittlichkeitsapostel auf dem Gebiet der Sexualbetätigung in Kunst und Leben der Vergangenheit beschaffen ist. Dieselben Städte, die im Altertum von weltpolitischer Bedeutung waren — wie Babylon und Alexandrien, Athen und Rom und ebenso das handelsmächtige Venedig — all diese Städte haben sich erst dann zu jener Macht und jenem weiten Ruhm entfaltet, als die Kandare aller engen, unfruchtbaren Tugendboldigkeit zerbissen war. Auch später finden wir: Dasselbe Frankreich, das am Schluß des 18. Jahrhunderts in der Hervorbringung von pornographischen Büchern und obszönen Radierungen nicht seinesgleichen hatte, hat, als der Korse sich an seine Spitze stellte, einen Weltkrieg unternommen, wie er hinsichtlich seines martialischen und sieghaften Gepräges wohl ziemlich unvergleichlich ist. Ein gleiches ist von uns zu sagen. In keinen Zeiten sind in Deutschland so viele Pornographika verbreitet gewesen, als in den Jahren vor den Freiheitskriegen und in der Ruhmeszeit vor vierzig Jahren.

□ □





KUNSTGÄRTNEREI. (Aus der Jugend.)

DER NACKTE MENSCH IN DER KARIKATUR.

Von PAUL WESTHEIM.

IV. Die mit dem einen Trieb.

»Und es war kein Mensch im Garten, ohne diese zween Ältesten, die sich heimlich versteckt hatten und auf sie lauerten.

Da nun die Mägde hinaus waren, kamen die zween Ältesten hervor und liefen zu ihr und sprachen:

Siehe, der Garten ist zugeschlossen, und Niemand siehet uns und sind entbrannt in deiner Liebe; darum so tue unsern Willen.

Willst du aber nicht, so wollen wir auf dich bekennen, daß wir einen jungen Gesellen allein bei dir gefunden haben, und daß du deine Mägde darum habest hinausgeschickt«.

Noch immer nicht veraltet! Wenn auch nicht jede Susanna einen rettenden Daniel findet. Aus dem Erpresser wird der Denunziant, aus dem Abgeblitzten der Verleumder. Das Beispiel ist lehrreich, denn noch heute gibt es zahllose Alte, die im Namen der Tugend ihre Mitmenschen überwachen und verfolgen, sie vor das Tribunal zerren und gegen sie zeugen. Sollten sie vielleicht auch eine befleckte Phantasie haben? Wer so betrachtet, wie sie allen möglichen Leuten unzüchtige Ansichten unterstellen, kommt unwillkürlich auf den Gedanken. Auch ein moderner Mensch kann mancherlei aus der alten heiligen Bibel lernen . . . .

Unser deutsches Volk, das gerade in der Gegenwart besonders schwer mit derartigen Geistern ringen muß, hat sich das besondere Wort Sittlichkeitsschnüffler geprägt. Was

sind das für jammervolle Gestalten, die immer und überall einem erotischen Reiz erliegen! Die kein Museum, kein Schaufenster, keine Ausstellung, kein Buch und keine Zeitschrift betrachten können, ohne einer sexuellen Berauschung zu erliegen! Diese Erhitzung ihrer Sinne pflegen sie als Regung des Schamgefühls zu bezeichnen. Rennen zum Kadi und schreien um Hilfe, denn sie fürchten den für sie so gefährlichen Anblick. Oder sie klettern auf eine öffentliche Tribüne, nehmen ein ethisches Pathos an und wollen den Vormund spielen. Reinheit, Sittsamkeit und andere gewichtige Worte haben sie entwertet, weil sie in jedem Menschen nur den einen Trieb wirken sehen, weil sie jedem Empfindungen unterstellen, die gleich den eigenen stets im Kot wurzeln. Sie geben vor, für die Allgemeinheit, für die Nation oder die Menschheit zu sorgen und übersehen ganz, daß sie mit ihren irregeleiteten Empfindungen garnicht für eine solche Rolle geeignet sind. Denn Menschen, die beim Anblick eines jeden Stückchen Fleisches in eine erotische Extase geraten, müssen als minderwertig angesehen werden. Sie erscheinen unklug, indem sie noch öffentlich sich dieser Veranlagung rühmen. Eigentlich sollten sie sich schämen, so schamlos gierig zu sein. An ihre moralische Pose glaube ich nicht mehr, seitdem ich das Kapitel von der Susanna kenne — und das ist schon lange her. Der Karikaturist hat für diese sexuelle Hysterie die treffende Antwort: »Beruhigen Se Ihnen man, Herr Paster! Det Schild is nich so jemeent, wie Sie denken«!

Dieser Satz sollte eigentlich als Inschrift in jedes Feigenblatt, das irgendwo vorgehängt ist, eingeritzt werden. Vielleicht hören dann die Tugendbolde auf, nach weiteren Feigenblättern zu schreien, vielleicht erkennen sie dann, daß an der bewußten Stelle nichts unsittliches ist — als ihre spekulative Phantasie. Eine Phantasie, in der Assoziationen erweckt werden, die in einem unverdorbenen Gemüt nicht auftauchen dürfen und können.

Gewiß, es ist durchaus in der Ordnung, wenn ein Mann lieber eine schöne als eine häßliche Frau sieht. Ich kann mir nicht helfen, ich sitze in einem Eisenbahncoupé lieber mit zwei anmutigen Damen als mit drei spindeldürren Bügel-

brettern, bei denen man stets Angst hat, daß sie die Balance verlieren .... Jedenfalls liegt ein derartiges Gefühl auch im Plane der Natur. Doch ich vergesse beinahe, daß diese Natur ja die Wurzel allen Uebels ist. Die natürlichsten Dinge sind doch so heillos sündhaft!!

Welch eine sonderbare Zeit, in der diese ekele Heuchelei sich an allen Orten so keck hervorwagen darf. Da zetert ein Radolfszeller Zentrumsblättchen gegen das nackte Bambino auf den Heiligenbildern, die jahrhundertelang ungefährlich in den frömmsten Kirchen gehängt haben. In Berlin erregt sich ein Synodale an den Blusen der Bollemilchmädchen. In Weimar beschmiert ein zelotischer Professor die Rodinschen Handzeichnungen. In Breslau und Wien werden Reproduktionen von klassischen Gemälden plötzlich für unsittlich erklärt. In Biebrich wird einem steinernen Löwen das Attribut seiner Manneswürde heimtückisch geraubt. Nürnberg hat seine Tugendbrunnenaffäre. Im Elsaß reißt einer die verfänglichen Seiten aus den Schillerfestbüchern, die er an seine Schüler verteilen sollte. Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen, mit dem Namen einer jeden größeren Stadt ist ein anderes Muckerstücklein verknüpft. In einer Zeit, die immer stärker den Wert und die Bedeutung der Hygiene betont, verbietet ein Kölner Kardinal seinen Nonnen das Baden. (Was übrigens uns garnichts angeht. Wenn eine ehrbare Jungfrau nun einmal ins Kloster muß, so unterwirft sie sich ja mit voller Absicht allen Anforderungen, die ihre Vorgesetzten an sie stellen. Ob die Sauberkeit sich nun einmal nicht mit der Gottseligkeit verträgt, entzieht sich unserer Beurteilung. Unser Laienverstand hat kein Recht, sich in solche Dinge einzumischen, so wenig die geistlichen Herren ein Recht haben, uns in unsere weltlichen Angelegenheiten dreinzureden, wovon sie doch auch nichts verstehen.) Die ergötzlichste Geschichte steht aber zur Einführung in diese Ballsaison in dem Luxemburger »Sonntagsblatt zur Erbauung, Unterhaltung und Belehrung für das katholische Volk«. Die Tanzvergnügen sind ja nicht alle einwandsfrei. So wenig wie jeder Kirchgang. Man denke nur an die Folgen, die im »Faust« Gretchens Kirchenbesuch hatte ....! Es gibt ja überall Leute, welche ..... Und

der Luxemburger Moraltrompeter scheint auch immer nur an die unehelichen Kinder zu denken, wenn er mal einen Burschen sein Mädel im Walzertakt drehen sieht. Ein normales Hirn könnte nicht schreiben: »Ist das Tanzen eine Sünde? — Das Tanzen und Springen ist an sich weder gut noch bös. — Warum steht denn in der heiligen Schrift: »Mit einer Tänzerin pflege keinen Umgang?« — Weil dieser vertraute Umgang Sünde ist. — Wie kann denn freundschaftlicher Umgang Sünde sein? — Er entfacht die Sinnenlust, wie wenn man Öl ins Feuer gießt. Ohne diese Sinnenlust hätte ja das Tanzen auch gar keinen Reiz. — Ist diese Sinnenlust denn nicht erlaubt? — In Sodom und Gomorrha magst du Nachfrage halten. — Welche Umstände machen das Tanzen besonders gefährlich? — Weil nur junge Leute zu tanzen pflegen, die ohnehin Mühe genug haben, die Reinheit zu bewahren. — Und was noch? — Weil man erst zu tanzen anfängt, nachdem man halb betrunken ist. — Und weiter? Weil es gewöhnlich nur bei Nacht geschieht. — Und ferner? Weil die Musik und die Kreisbewegung einem auch noch den Kopf verdrehen. — Weiter nichts? Das sagt man nicht gern. — Ich möchte es dennoch wissen. — Weil beim Tanzwirt alle Schweinehunde der Umgegend zusammenkommen. Kann es unter solchen Umständen ohne Sünde hergehen? — Das ist rein unmöglich. Darf ein ehrlicher Wirt das dulden? — Er ist an allen Sünden mit schuldig: »Wehe dem Menschen, durch den Ärgernis kommt«! — Wenn er denn ein gutes Geschäft macht? — So ist es eben nur ein Judasgeschäft. — Ist das Tanzen eine Ehre und Empfehlung? — Ich wüßte nicht. Der Name »Tänzerin« war von jeher der größte Schimpf, den man einem Mädchen ins Gesicht schleudern kann. — Warum das? — Weil dieses Wort so viel bedeutet als feile Dirne und schamloses Frauenzimmer. — Können denn nicht mal zwei ehrliche Leute zusammen tanzen? — Der Erdboden ist gut und der Regen ist gut; wenn aber beide zusammentreffen, dann gibt es Kot. Und wo Stroh zum Feuer kommt, da gibt es eine gewaltige Flamme. Was für Leute führen ihre Töchter auf den Tanzboden? — Die sie gern ohne Mitgift verheiraten möchten, weil sie kein Vermögen haben und dazu noch bis

über die Ohren verschuldet sind. — Erreichen sie damit ihren Zweck? — Im Gegenteil. Denn niemand begehrt eine Tänzerin zur Hausfrau, auch der Verkommenste nicht. — Liegt hierin das größte Unglück, daß solche Frauenzimmer nicht an den Mann kommen? — Das größte Elend bezeichnen die Kirchenväter mit den Worten: Wo getanzt wird, da ist Trauer der Engel und Frohlocken der Teufel; man kann nicht hienieden tanzen und springen und auch einst dort die ewigen Freuden genießen. Denn der Herr hat gesagt: »Wehe euch, die ihr jetzt lachet, denn ihr werdet trauern und weinen«. Wir lächeln über solche Ergüsse. Wilhelm Schulz deutet auf einem seiner besten Blätter die historische Perspektive an.

Ein solcher Kampf ist nicht dankbar genug für den Karikaturisten. Der Sieg ist zu leicht; der Erfolg zu gewiß. Seine Waffen sind eigentlich zu gut gegen die Inferiorität dieser Gegner. Die beste Karikatur ist die wirkliche Illustration zu ihren Ausführungen ohne Zusatz und ohne Übertreibung. Es gehört schon ein Stück Ungeschicklichkeit dazu, gegen solche eindeutig-dürftige Kapuzinerpredigt keinen packenden Schlager zu gestalten.

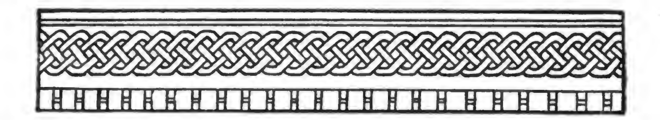
Denn sind jene Lex-Heinze-Männer nicht im Grunde ihres Wesens höchst — — sagen wir als höfliche Leute: lächerlich! Besonders das Jahr 1900, in dem sie den Mund beträchtlich weiter als gewöhnlich aufrissen, war reich an Karikaturen gegen diese Pseudosittlichkeit. Der »Simplizissimus«, die »Lustigen Blätter«, der »Ulk« und vor allem die »Münchener Jugend« brachten Woche für Woche neue Blätter gegen diese moralisierende Eiterbeule. Namentlich Arpad Schmidhammer, der bekannte Mitarbeiter der »Jugend«, beantwortete jedes Zetergeschrei der Herren Roeren und Genossen mit der gebührenden Charakterisierung. Bald zeigt er, wie sich der bayrische Zentrumsführer Dr. Daller eine »Hexenverbrennung vorstellt«, bald führt er den moralisch einwandfreien »Kunstsalon Roeren« vor. Eine parodistische Zeichnung des Böcklinschen Gemäldes: das Spiel der Wellen, dient ihm zu einer Würdigung des »Obersthofnuditätenjäger« Mirbach. Die Blätter sind zahllos, auch die Namen ihrer Zeichner wie Caspari, Neumann, vom Simplizissimus Heine, Paul, Thöny,

Wilke und viele andere. In ihrer Tendenz lassen sich alle aber mit dem Wort zusammenfassen, das schon Daumier unter eine Karikatur gesetzt hat: »Sie würden, wenn sie könnten, selbst die Sonne auslöschen«.

Wie ein düsterer Wolkenschatten lagern diese Dunkelmänner über unserm gesamten öffentlichen Leben. Sie haben keinen Sinn für edle Kunstbegeisterung und befreiende Lebensfreude. Sie wissen nichts von Menschenwürde. Sie wollen blinde, stumpf folgende Volksmassen. Und sie erfreuen sich der Gunst aller der Stellen, die sich abhängige, ergebene und unsicher befangene Untertanen erhalten wollen. Mehr Licht! Mehr Lebensfrohsinn! Der Kampf gegen jenen Zelotismus wird von allen ernsten Geistern geführt. Nicht nur bei uns. Denn jene Leute sind über alle Kulturländer meisterlich verteilt. Das Frömmeln ist international. Ist überall gleich unappetitlich. Ist in allen Ländern der Ausdruck des Hasses derer mit dem überreizten Triebleben gegen die Gesunderen, die Reineren, denen nicht vor jedem Bildwerk die Siedehitze des Blutes in den Kopf steigt.

Die Karikatur ist ein schneidendes Hilfsmittel in diesem Kampf. Sie wirkt mit einem Federstrich und einem Witzwort schneller, stärker und eindringlicher als eine wohlbegründete, breit ausgebaute Abhandlung. Es ist ja nicht mehr notwendig, die Berechtigung und die Verpflichtung zu ihrem Vorgehen zu erweisen. Die Besten sind schon überzeugt, und die Allgemeinheit wird folgen. Schließlich wird es auch uns möglich sein, gegenüber dieser allzutraurigen Erscheinung jene nonchalante Nichtachtung des urdeutschen, kerngesunden Martin Luther anzunehmen, der den Empfang einer Karikatur gegen sich und seine Katharina Bora mit den Worten quittierte: »Lasset das Schwein grunzen«!





DIE POESIE DER IMPONDERABILIEN.

Versuch einer Wertung.

Von UNS USINGER, London.

Die Imponderabilien unserer Gesellschaft: Zuhälter, Dirnen, Verbrecher, Pennbrüder und vor allem die Bewohner der Landstraße, mit einem Worte, die »Ausgestoßenen« und Poesie, diese Zusammenstellung mag für manchen paradox klingen. Und doch ist diese Zusammenstellung berechtigt. Auch jene haben etwas, das über den Alltag hinausgeht, etwas, für das man sogar hier und da den Ausdruck Schönheit anwenden kann.

Natürlich lassen bei der Beurteilung dieser Landstraßen- und Kaschemmen-Poesie alle ästhetischen Normen, die für uns sonst in Frage kommen, im Stich. Das heißt, nicht ganz, die Form, die Technik ist auch die unsrige, wenn sie auch naturgemäß nicht so sauber und rein ist, wie sie bei unsern Poeten ist, oder wenigstens sein sollte. Diese Formanlehnung ist charakteristisch, denn sie bildet im gewissen Sinne einen Wertmesser, der uns sagt, daß der rein künstlerische Wert dieser Poesie nicht allzu bedeutend ist. Denn tatsächlich handelt es sich nicht selten um eine einfache Anlehnung an irgend ein schon bestehendes Volkslied, oft sogar an einen gewöhnlichen Gassenhauer.

Anders ist es dagegen mit dem Inhalt. Dieser ist ganz der Stimmung und Empfindung, dem Milieu und der, sagen wir mal — Weltanschauung jener Menschen angepaßt. Sie bringen Wortbildungen, Ausdrücke (vom Jargon ganz zu schweigen), sowie auch Szenen in ihren Liedern, die wir nicht kennen und oft nicht verstehen, die uns nicht selten abstoßen und die wir niemals in den Mund nehmen würden. Ihre Moralanschauungen stehen mit den landläufigen sowohl, als auch mit den einer umwertenden Zeit in Widerspruch. Sie sind radikal, etwa wie der verbohrteste Anarchist. Das alles prägt sich natürlich auch in ihrer Poesie aus.

Wir müssen, kurz gesagt, diese Poesie, was ihren begrifflichen, ihren sinnlich wahrnehmbaren Inhalt anbetrifft, aus der ganzen Lebensweise jener Menschen heraus empfinden, begreifen und würdigen. Und wir werden dann nicht selten alle Merkmale unserer Poesie auch bei ihnen finden: nämlich das Verklären, Erheben und Idealisieren von Person und Sache. Daß sich daneben auch ganz rohe, naturalistische Sachen finden, die nur die poesielose, oft ekelhafte Darstellung irgend eines Geschehnisses bringen, ist natürlich und verständlich.

Es sind Menschen, die sechs Wochen kein Hemd gewechselt und die zerlumpt und verlaust sind. Des Nachts kriechen sie mit einem durch und durch kranken, versoffenen Weibsbilde irgend wo unter und am Tage stehlen und betteln sie ihr Notdürftigstes zusammen. Die Weiber haben den tiefsten Schmutz der perversesten Laster durchwatet, ihr Gefühlsleben ist verroht und ihre Seele zeigt nur Laster und Verbrechen auf, nicht selten aus Prinzip, wenn man da überhaupt noch von einem Prinzip sprechen kann. Sie leben mit Männern zusammen, deren Vergangenheit die Spuren aller Verbrechen zeigt und die vor nichts zurückschrecken, und die sie meist nach ganz kurzer Zeit wechseln. — Sodann gehört zu ihnen der Verbrecher in seiner Zelle, auf seinen Raubzügen und in seinem Liebesleben. Fast alles Schmutz und Ekel, selten eine Oase in der Wüste. Und dann die etwas besseren. Die in jenen Kreisen leben und leben müssen, weil sie vom Schicksal aus der Bahn der anderen Menschen, auf deren Schild das Wort Wohlanständigkeit geschrieben steht, geschleudert worden sind. Und schließlich noch jene, die, so merkwürdig es klingt, in jenen Kreisen leben müssen, weil sie ihr Naturell zu jenen treibt: geborene Zigeuner. Schließlich noch die Besten.

Was könnte uns die Poesie eines solchen Milieus bieten?

So zu fragen, könnte der Oberflächliche versucht sein. Jeder andere aber muß die Ausdrucksmittel jener schätzen. Sie zeigen uns ja so ungeheuer viel. Ihre Poesie ist das einzige Bindeglied, das uns zu dem Leben jener hinführt. Sie zeigt uns Menschen in ihrer ganzen Verworfenheit und ihrer abgrundtiefen Verkommenheit, sie zeigt uns aber auch ihr Suchen und ihre Sehnsucht. Und nicht selten eine Seele voll kostbarer Lauterkeit.

Diese Menschen verfügen sehr oft über eine äußerst gediegene, bis ins einzelnste gehende Menschenkenntnis. Und wenn die gelegentlich einmal ausgekramt wird, dann staunt man und bedauert die Menschen, daß sie nicht an einem andern Platze stehen, — sofern man nicht in ihren Kreisen bekannt ist. Andernfalls wird einem nach ganz kurzer Zeit ein eigentümlicher Zug an diesen Menschen auffallen. Nämlich der nirgends so klar sich findende Unterschied zwischen Tun und Handeln und Theoretisieren. Fast alle verfügen über eine Doppelseele, die sie zwingt, das Gute in fast jedem Falle zu sagen und das Schlechte in jedem Falle zu tun. Das näher zu untersuchen und zu erläutern, würde einen besonderen Aufsatz beanspruchen, darum sei es hier nur zur Erklärung erwähnt.

Wenn wir die Poesie auf ihren Inhalt untersuchen, werden wir finden, daß sie sich stets mit der unmittelbaren Umgebung und den unmittelbaren Ereignissen jener Menschen beschäftigt. Und so finden wir behandelt die Leiden der Landstraße, die schlechten Herbergen, das Ungeziefer, die Leute, welche Bettlern etwas zukommen lassen, die Gendarmen, das Arbeitshaus, die Dirnen, den Geschlechtsakt, den schlechten Verdienst, ferner die Zuhälter, die Richter, die Strafen, das Gefängnis, Asyle, Raub und Mord etc. Mit einem Worte alles, was innerhalb ihres Gesichtskreises vorkommt, was sie bewegt, das ist in ihren Liedern verarbeitet und verherrlicht.

Und man kann wirklich nicht umhin, dieser Poesie eine gehörige Portion Gesundheit und naive Derbheit zuzusprechen. Freilich für prüde Menschen ist dies nichts. Aber gerade dadurch, daß überall die Dinge beim rechten Namen genannt werden, sind uns diese Verse in gewisser Beziehung wertvoll geworden. So sehr wir alle gegen den Schmutz in der Literatur eifern, hier von Unsittlichkeit und vielleicht gar Lüsternheit reden zu wollen, wäre durchaus unangebracht. Mag zarten Nerven manches roh und zynisch und frivol klingen, dem, der diese Lieder singt, klingen sie poetisch. Ein lüsterner Mensch mag sie mit faunischem Behagen lesen oder hören, in jenen Kreisen gibt es solche Empfindungen im Angesichte ihrer Poesie nicht. Dem, der sie dort singt, klingen sie rein, dem sind sie eine

künstlerische Erhebung und Erbauung. Und das dürfen wir nicht vergessen, denn das ist ja der Zweck der Kunst.

Wo der großstädtische, gebildete Mensch mit gedämpfter Stimme unter Zuhilfenahme eines halben Dutzend Fremdwörter laszive Bilder und Szenen erklärt oder beschreibt, da singt der Vagabund offen, daß er bei seiner Schicks (weibliche Person, welche sich auf der Landstraße herumtreibt) im Heu geschlafen. Und wenn bei uns naserümpfend von dem Fehltritt eines Mädchens gesprochen wird, dann singt die Dirne demonstrativ:

I pfeif auf mei Jungfernschaft,
I pfeif auf mei Leben,
I pfeif auf mei Leben.
Der Bu, der mir se g'nommen hat,
Kann mir se nimmer geb'n,
Der kann mir se nimmer geb'n.
Bei der Nacht
Da hat's kracht.

Hat oans g'schlag'n, hat zwoa g'schlag'n,
Hat drei bei der Nacht,
Hat drei bei der Nacht.
Da hat mi mei Bu
Um de Jungfernschaft bracht,
Um de Jungfernschaft bracht.
Um drei
Bei der Nacht.

Uns will eine solche Verherrlichung nicht behagen. Wir müssen uns aber notgedrungen in das Gefühlsleben einer Dirne hineinversetzen. Sie kann unmöglich in fortgesetztem Widerspruch mit ihren Handlungen und Empfindungen stehen. Ihre Poesie mußte sich notgedrungen ihrer Lebensweise anschmiegen. Man beachte, nebenbei bemerkt, den Rhytmus des Liedes.

Man darf, wie gesagt, von keiner Unsittlichkeit, von keinem Schmutz bei dieser Poesie reden. Sie ist der Ausfluß des unmittelbaren Denkens und steht selbst dort — wo die Redewendungen so das Idiom dieses Volkes atmen, daß man sie nicht gegenüber jedermann wiedergeben kann — durchaus im Gegensatz zu der konstruierten und anempfundenen Sinnlichkeit und nicht selten Frivolität einer Marie Madeleine oder Dolorosa. Wenn wir die Poesie dieser und anderer Poeten

oft mit Recht ablehnen, so müssen wir hier einen anderen kritischen Maßstab mitbringen. Denn hier handelt es sich um die Wiedergabe erlebter Empfindungen. Um die Wiedergabe von Gefühls- und Moralanschauungen, die das Leben jener Menschen ganz beherrschen, die aus dem für den Laien unfaßbaren Zwang des Milieus heraus geboren sind. Es würde zu weit führen, wollte ich weiter analysieren. Ich werde jetzt lieber hier einige Lieder folgen lassen, bemerke jedoch ausdrücklich, daß gegen manche und nicht die schlechtesten Stücke preßgesetzliche und andere Verbote sprechen, als daß man sie öffentlich zum Abdruck bringen könnte. Leider, muß man sagen. Denn gerade diese Verse stellen so recht im ureigentlichsten Sinne ein Stück Poesie der Ausgestoßenen dar. Ich hoffe, eine Auswahl gelegentlich in einem Privatdruck herauszugeben.

Morgenrot, Morgenrot,
Überall vom Putz[1]) bedroht.
Talfen[2]) wir so in den Gassen,
Wird uns bald der Teckel[3]) fassen,
Mich und manchen Kamerad.

Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet auf der Walz' der Draht.[4])
Gestern noch die Schicks[5]) am Arme,
Heute schon mit dem Gendarme,
Morgen in den Käfig rein.
Darum still, darum still,
Mag es kommen, wie es will.
Mit dem Stenze in der Rechten,
Wollen wir noch weiter fechten,
Ich und mancher Kamerad.

* * *

Wir wollen in die Stadt marschieren
Und drinnen unser Glück probieren,
Der Weg wird uns zur Herberg führen,
Da gibt es was zu schnabulieren.
Denn was das Fechten bringt,
Stets durch die Gurgel dringt.
Ist das Geld versoffen,
Sind wir nicht betroffen:
Klinke wird geputzt,[6])
Hat noch immer was genutzt etc.

[1]) Schutzmann. [2]) Betteln. [3]) Gendarm. [4]) Geld. [5]) Frauenzimmer. [6]) Betteln wird gegangen

Am Weidenbaum, am Weidenbaum,
Da trafen sie sich nächtlich.
Sie wußten es nicht ganz gewiß,
Ob Lieben ein Verbrechen is.
Am Weidenbaum, am Weidenbaum,
Da trieben sie's geschlechtlich.

Am Weidenbaum, am Weidenbaum
Hat sie ihr Kind begraben.
Sie hob sich auf die Krinolin,
Verfluchte sich und es und ihn.
Am Weidenbaum, am Weidenbaum,
Da hackten sie die Raben.

Am Weidenbaum, am Weidenbaum,
Da fand er ihr Gerippe.
Er drückt die Knochen an sein Herz,
Sonst hat er weiter keinen Schmerz.
Am Weidenbaum, am Weidenbaum,
Hing er sich an 'ne Strippe.

* * *

Einst hob der Wind mich übers Feld
In heißer Sonnenglut,
Und in der Tasch' kein Kreuzer Geld,
Jedoch in meinem Hut.

Was sah ich da am Wege stehn,
Ein Mägdlein voller Glut,
Ich konnte ihr Gesicht nicht sehn,
Zu tief saß ihr der Hut.

Bald hat ich ihr die Lieb' erklärt,
Ich hatte großen Mut,
Und in der Tasch' kein Kreuzer Geld,
Jedoch in meinem Hut.

Vergangen war'n kaum $^3/_4$ Jahr,
Seht, was die Liebe tut,
Gebar sie einen kleinen Sohn,
Auch der kam in den Hut.

Da wurd ich vor Gericht gestellt
Und sollt bezahlen gut.
Und in der Tasch' kein Kreuzer Geld,
Jedoch in meinem Hut.

Und wenn ich nun einst sterben wer'
Und bin dann einer gut,
Vermach' ich ihr zu meiner Ehr'
Auch meinen alten Hut.

Dieses Lied, wenig geschlossen, wird sicher in so und so viel Jahren ganz anders klingen, denn dem oft feinfühligen Ohre des Vagabunden fällt das Zusammenhanglose selbst unangenehm auf.

Der erste Vers des Liedes einer Kuppelmutter lautet:

Wer meine Tochter haben will,
Dem geb' ich sie für zwanzig Mark,
Für zwanzig Mark hält meine Tochter still,
Das ist doch nur ein Quark etc.

Sodann sei noch das höchst poetische, sentimentale Dirnenlied hierhergesetzt, welches übrigens schon etwas bekannter ist und auch hie und da in unteren Volkskreisen wie ein Volkslied gesungen wird:

In Hamburg, da bin ich gewesen,
Habe gesehen die blühende Welt.
Meinen Namen, den darf ich nicht nennen,
Denn ich bin ja ein Mädchen für Geld.

Meine Schwester, die tat mir einst schreiben:
Liebe Schwester, ach kehre doch zurück.
Deine Mutter liegt sterbend im Bette
Und beweint ihr Kind, ihr einstiges Glück.

Ich tat meiner Schwester drauf schreiben:
Liebe Schwester, ich kehr' nicht zurück.
Meine Ehre ist längst schon verkuppelt,
In der Heimat, da find ich kein Glück.

Ach Mutter, ach herzliebe Mutter,
Verstoß' nicht dein unglücklich Kind.
Unterm Herzen hast einst mich getragen,
Für das Gute, da war ich zu blind.

Ja, in Hamburg, da bin ich gewesen,
Habe gesehen die blühende Welt.
Meinen Namen, den darf ich nicht nennen,
Denn ich bin ja ein Mädchen für Geld.

Diese Verse atmen eine gewisse Schönheit und eine gewisse Stimmung. Ich bedauere, nicht hie und da charakteristischere zitieren zu können, bemerke allerdings, daß seltener ein poetischer Hauch davon für uns, die wir dem Gefühlsleben jener fremd gegenüberstehen, übrig bleibt. Von Dionysos zum Sentimentalsten, jedes Gefühl und jedes Temperament, jede Nuance finden wir ausgedrückt Fast alle Lieder werden

gesungen. Die Melodien schwanken genau so wie die Texte verschieden sind und von einander abweichen. Viele Melodien sind aus sich selbst heraus entstanden und sind in gewissem Sinne volkstümlich. Noch öfter jedoch hat man sich an bestehende Melodien angelehnt. Einige Proben zeigen das. Und zwar ist man nicht sehr wählerisch dabei vorgegangen. Man akzeptierte sowohl Volkslieder als auch Gassenhauer — wie Bienenhaus und weißt du Mutterl. —

Wer die Dichter solcher Lieder sind, weiß man nur in den seltensten Fällen. Sie sind entstanden und werden verbessert und durch neue Verse ergänzt und verlängert. Wie viel Verfasser an einem Liede arbeiten, weiß man nicht. Charakteristisch ist, daß alle Veränderungen meist auf eine Verbesserung der Form hinzielen. Also auch diese Ohren besitzen ein, wenn man so sagen darf, ästhetisches Feingefühl.

Man ist auch kaum im Stande, eine größere Sammlung herauszubringen, einesteils weil die Texte zu sehr schwanken und dann weil zu wenig Lieder dem einzelnen bekannt sind. Um nur etwas halbwegs vollständiges zusammenzubringen, müßte man sich jahre-, wenn nicht gar jahrzehntelang in diesen Kreisen herumtreiben. Und dazu vergeht auch dem eifrigsten Forscher die Lust.

Bei einer Sammlung solcher Poesie kann es sich nur um solche Erzeugnisse handeln, die unmittelbar aus dem Volke selbst stammen, volkstümlich geworden sind und deren Herkunft man nicht mehr nachkontrollieren kann.

Auch die bekannte Ostwaldsche Sammlung kommt in diesem Sinne nicht allzusehr in Betracht. Ostwald bringt in seiner Sammlung von zum größten Teil anerkannten Dichtern an sich sehr schöne Verse, aber was haben diese Nachempfindungen mit der Poesie der Ausgestoßenen zu tun? Auch an anderer Stelle der Anthologie muß man sich wiederholt fragen, hat er nicht an Stelle des Originals das gefeilte Werk eines andern aufgenommen. Denn unter unsern modernen, sogenannten Dichtern sind viele, die in jeder Manier können. Ich erinnere nur an Margarete Beutler, die in der Ostwald'schen Sammlung mit folgenden bezeichnenden Proben vertreten ist:

Liebeslied.

Potz Deubelsdreck und Schwerebrett,
Ick jeh mit Jette Lück zu Bett.
Jette, komm int Heu mit mich,
Sieben Kinder mach ick Dich;
Willstu nich, denn willstu nich,
Aber haben muß ick Dich,
Denn mir puckerts fürchterlich.
Jette, komm int Heu zu mich!

* * *

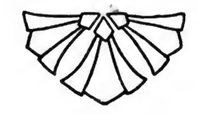
Die Revolvermietze.

De Mietze hat'n Kaffern erwischt,
U jeh, de Revolvermietze!
Zweehundert Märker machen ihm nischt,
De Mietze, die hat'n Kaffern erwischt,
Haha, de Mietze — noch ziehtse!

Se sajte ihm, det se noch Jumfer wär,
U je, de Revolvermietze!
Un der Affe jab gleich eenen Blauen her,
Eenen Blauen! Weil sie doch Jumfer wär.
Haha, die Mietze — noch ziehtse!

Er hat ihr sechs seidene Hemden gekooft,
U jeh, der Revolvermietze!
Der jriene Kaffer jloobt ihr un looft
Und hat ihr sechs seidene Hemden gekooft,
Haha, die Mietze! Noch ziehtse!

Mutta Schulzen, nu backe wat feinet in Schmalz,
Kartoffelpuffa for Mietze! —
Nu jeht es uns beeden noch nich an den Hals,
Hol Kümmel un backe de Puffa in Schmalz.
Et lebe de Mietze — noch ziehtse!



ÜBER EIN BISHER NICHT BEOBACHTETES SCHWANGERSCHAFTSZEICHEN.

Nach Beobachtungen Halban's (mitgeteilt in der Wiener Klin. Woch. 1906, No. 1) ist in der Schwangerschaft ein verstärktes Wachstum einer bei Frauen etwa vorhandenen Bartanlage festzustellen. Im Verfolg dieser Erscheinung konnte Verfasser weiterhin ermitteln, daß während der Schwangerschaft am ganzen Körper die Flaumhaare ein verstärktes, häufig recht auffallendes Wachstum zeigen. Wir haben es dabei mit einer exquisiten Graviditätserscheinung zu tun.

Verfasser hat nun schon in früheren Arbeiten den Nachweis zu erbringen gesucht, daß das Gros der Veränderungen, welche der mütterliche Organismus während der Schwangerschaft durchmacht, als der Effekt von wirksamen Substanzen aufgefaßt werden müsse, welche von den Fruchthüllen erzeugt und an den mütterlichen Organismus abgegeben werden. Dementsprechend glaubt er, auch für das in Rede stehende Phänomen dieselbe Quelle als Ursache annehmen zu können und meint, daß das verstärkte Wachstum der Haare in der Schwangerschaft auf eine durch Blutstauung erzeugte Überernährung der Haarpapillen zurückzuführen sei.

So wie der Verfasser das verstärkte Wachstum der Haare als eine Schwangerschaftserscheinung ansieht, so hält er das wiederholt beobachtete Ausfallen der Haare nach der Geburt für eine Erscheinung, welche durch den Ausfall der »inneren Sekretion« der Fruchthüllen bedingt ist. Vielleicht ist auch das verstärkte Wachstum der Flaumhaare beim Fötus während der letzten Monate des innermütterlichen Lebens auf die wirksamen Substanzen zurückzuführen, die von den Fruchthüllen abgesondert werden.

Anhangsweise macht Verfasser noch auf eine vielleicht in ähnlicher Weise zu erklärende Erscheinung aufmerksam. Er konnte sich nämlich davon überzeugen, daß viele Frauen, welche in einem Alter schwanger werden, in welchem das Knochenwachstum noch nicht abgeschlossen ist, während der Schwangerschaft ein besonders verstärktes Längenwachstum aufweisen.

